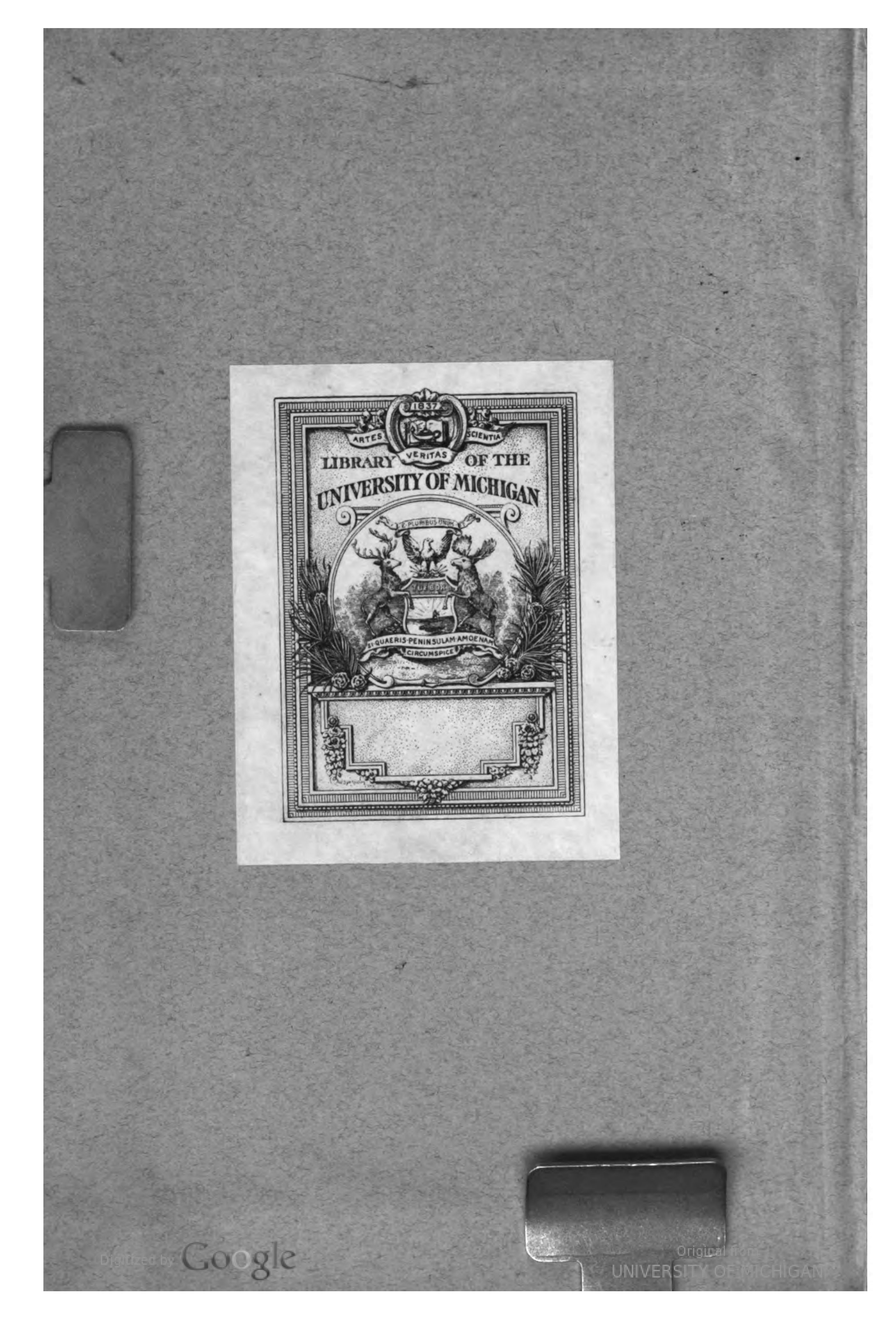



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

# ZEITSCHRIFT
FÜR
# PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
# PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

V. BAND




STUTTGART
VERLAG VON FERDINAND ENKE
1914





Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

# Inhalt.

## Original-Abhandlungen.



## Referate.





## Sitzungsberichte.



## Verschiedenes.





# Der Liebesprozess beim Menschen.

(Eine psychologische Studie.)

Von Dr. **A. Aletrino.**

Es ist schwer zu entscheiden, wo, wann und durch wen zuerst die Auffassung vertreten wurde, man müsse in den Gefühlen, die die Ursache zur körperlichen Vereinigung, zum geschlechtlichen Verkehr zweier Menschen sind, einen solchen Unterschied machen, dass man „Liebe“ als eine höhere, den „Geschlechtstrieb“ als eine niedrigere Aeusserung der Menschenseele betrachten muss. Tatsache ist, dass man diesen Unterschied gemacht hat und dass viele bis auf den heutigen Tag noch an diesem Unterschiede festhalten.

Weil man jedoch das Unhaltbare einer solchen Unterscheidung begriff und sah, dass jedes „höhere“ Gefühl, jede Liebe schliesslich in der niedrigen Aeusserung des Geschlechtstriebes endete oder darauf hinauslief, hat man nach einer Entschuldigung für diese niedrigen Aeusserungen gesucht. Man hat einen „Befruchtungsinstinkt“, einen „Befruchtungsdrang“ beim Menschen angenommen, man hat erklärt, dass, wenn die sexuelle Aeusserung mit dem vorausbestimmten Zwecke der Kinderzeugung erfolgt, die niedrigere Aeusserung zu einer höheren wird, und dass sich dadurch der Mensch über das Tier erhebt, und dergleichen willkürliche Auffassungen mehr, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Trotz aller dieser Erörterungen ist der Zweifel in betreff der Frage, ob die sexuelle Handlung verwerflich ist oder nicht, bestehen geblieben, und es gibt Menschen, die noch immer die sexuelle Handlung, aus welchen Gründen sie auch erfolgen mag, als etwas Minderwertiges ansehen, was die Liebe verunreinigt und entheiligt und die darin etwas sehen, was sie „das Tier in der menschlichen Natur“ nennen.

Es hat mich stets gewundert, dass man, während man alle anderen Funktionen des Körpers und der Sinnesorgane, die dem Menschen mit dem Tiere gemeinsam sind, unbeachtet lässt, nur über das Geschlechtsleben in wegwerfendem Tone spricht, und gerade nur darin den Menschen mit dem Tiere vergleicht. Wenn man alle anderen Funktionen, die beim Menschen wie beim Tiere auftreten, alle Handlungen und Aeusserungen, in denen der Mensch mit dem Tiere übereinstimmt, beim Menschen unterdrückt sehen wollte, so würde bald nichts mehr von der Menschheit übrig sein.





Wunderbar ist es nicht, dass über das Geschlechtsleben so viele verschrobene und verkehrte Anschauungen bestehen. Das Geschlechtsleben ist einer der Gegenstände, worüber sich jeder das Recht einer eigenen Meinung anmasst, ohne dass er es studiert hat. Und dabei ist es ein Gegenstand, der noch stets, da man es unsittlich findet, nur mit einer starken Zurückhaltung angefasst wird, und dessen Besprechung man, soviel als möglich, vermeidet. Es ist noch nicht lange her, dass selbst von wissenschaftlicher Seite das Studium des Geschlechtslebens beinahe vollständig verwahrlost war und man sich gar nicht darum bemühte tiefer einzudringen. Selbst noch jetzt ist die Furcht, das Thema wissenschaftlich zu behandeln, so gross, dass die Hochschullehrer, wenigstens in Holland, das Geschlechtsleben nirgends zu einem Gegenstand des Vortrages vor den Studenten machen, und dass die angehenden Aerzte in ihren Kollegs darüber nichts hören. Ein Wunder ist es daher nicht, dass die meisten Aerzte ebensowenig davon wissen, wie die Laien, und dass sowohl von Aerzten, als von Laien allerlei verkehrte Gedanken, Theorien und Meinungen darüber geäussert werden.

Nun könnte man ruhig dieses Theoretisieren und diese theoretischen und willkürlichen Meinungen unbeachtet lassen, wenn nicht die Folgen so ernst wären. Viele Menschen leben unter dem Einfluss dieser falschen Meinungen und Auffassungen in peinlichen Zweifeln und in einem fortwährenden nervenzerrüttenden Zwiespalt. Sie gehen niedergedrückt umher, und es wird dadurch nicht allein ihr Lebensgenuss verbittert, sondern es erfährt auf die Dauer auch ihr Körper einen nachteiligen Rückschlag.

Die beständigen Kämpfe, die sie mit ihrer eigenen Natur führen, das sich fortdauernd wiederholende Fallen und Wiederaufstehen, das beständige Streben, das Leben nach dem Prinzip ihrer Theorien zu führen, der Umstand, dass sie jedesmal und zwar mit Schmerz erkennen müssen, wie ihnen die Kraft fehlt, auf die Dauer durch sich selbst eine andere Lebensweise anzunehmen, dass sie wieder und wieder in dem verzweifelten Kampf unterliegen, unterminiert auf die Dauer ihr seelisches und körperliches Gleichgewicht. Das Ende ist in so manchen Fällen entweder ein beinahe unheilbares Nervenleiden, oder — was noch die beste Lösung ist — ein Aufgeben aller Prinzipien und Theorien auf diesem Gebiet. Nur ein Arzt weiss und kann wissen, wieviel Leiden durch verkehrte und willkürlich aufgestellte Theorien über das Geschlechtsleben in den letzten Jahrzehnten unter die Menschen gekommen sind und fortwährend noch weitere Schlachtopfer fordern.

Es ist daher von Bedeutung und nützlich, der Frage nachzugehen, welche Ergebnisse die wissenschaftliche Untersuchung der letzten Jahre auf diesem Gebiete schon gebracht hat. Wenn auch die Frage dadurch noch nicht zu einer in allen Teilen befriedigenden Lösung gebracht

ist, so kann man doch sicher daraus erkennen, dass, was das Geschlechtsleben für sich selbst betrifft, von einem Unterschied zwischen hoch und niedrig keine Rede mehr sein kann und darf, und dass Ausdrücke, wie „das Tier im Menschen", ein für allemal als Bezeichnungen nicht mehr gebraucht werden dürfen.

Die Erklärungen der früheren Autoren, ja sogar die Erklärungen neuerer Autoren und Untersucher, die über den Geschlechtstrieb gegeben werden [1]), bestehen entweder in neuen Worten für dieselben Begriffe, die bereits mit anderen Worten bezeichnet waren, oder sie umfassen nur Phasen, Unterabteilungen des ganzen Systems des Geschlechtstriebes.

Doch können wir aus der Betrachtung dieser Unterabteilungen, wenn auch der Kern der Frage noch ungelöst bleibt, schon einen ziemlich weitbegrenzten Einblick in den Geschlechtstrieb erhalten.

Bevor wir eine Erklärung des Geschlechtstriebes suchen, ist es wünschenswert, sorgfältig festzustellen, was wir hierunter verstehen und den Begriff von den verwandten, womit er verwechselt werden könnte, zu unterscheiden. Verwandte Begriffe sind, wie einige Untersucher angeben, die bewusste und unbewusste Neigung zur Befruchtung und die mehr oder weniger altruistische Liebe zu einem Wesen des anderen Geschlechts. Der Geschlechtstrieb ist etwas anderes. Wir verstehen darunter das Bedürfnis nach dem Koitus, nach der sexuellen Berührung mit einer anderen Person. Dieses Bedürfnis kann seine Ursache in den verwandten Gefühlen finden und kann selbst einerseits Ursache sein, dass die verwandten Gefühle auftreten. In dem einen Fall bleibt der Geschlechtstrieb, wie wir ihn definieren, im Hintergrunde, und es treten die verwandten Gefühle in den Vordergrund; im anderen Fall tritt das Umgekehrte ein. In einigen Fällen bleiben die verwandten Gefühle so verborgen, dass sie entweder nur eben angedeutet sind oder überhaupt nicht auftreten.

Sowohl bei vielen älteren Schriftstellern wie bei neueren Forschern findet man die Auffassung, dass der Geschlechtstrieb nichts anderes ist als ein Trieb, sich von Ueberflüssigem zu entlasten. Damit soll ein gewisses Lustgefühl verbunden sein, das stärker und grösser ist, je nachdem der Reiz, der infolge der Unterdrückung des Entlastungstriebes entsteht, grösser und kräftiger ist.

---

[1]) Wir sollten uns einer näheren Umschreibung der Worte „Instinkt", „Drang", „Trieb" und anderer aneinander grenzender und ineinander übergehender Begriffe enthalten. Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, und die verschiedenen Auffassungen sind bei den verschiedenen Schriftstellern darüber so verschieden, dass es eine Arbeit ohne Grundlage sein würde, eine Definition zu suchen, mit der jeder übereinstimmt oder gegen die keine Einwendungen erhoben werden könnten. Da man einander ganz gut versteht, wenn man die Worte braucht, von denen eine gute für alle Fälle genügende Definition noch fehlt (wir wollen nur an die Worte „Krankheit" und „Gesundheit", „normal" und „abnorm" erinnern), brauche ich auch hier die Worte in der gewöhnlichen alltäglichen Bedeutung.



Die Auffassung, dass der Geschlechtstrieb nichts anderes ist als ein Trieb zur Entleerung, ist sehr verbreitet. Im Argot heisst ein öffentliches Haus noch „die Kloake". Im Mittelalter sagten die Mönche, dass die Frau ein Tempel ist, aufgerichtet über einer Kloake (Mulier speciosa templum aedificatum super cloacum). Und Montaigne[1]) sagte, die Venus ist nichts anderes als das Vergnügen, seine Gefässe zu entleeren. Féré zeigte sich als ein Anhänger der Entleerungstheorie, wenn er sagte: „L'appétit sexuel est tout d'abord un besoin général de l'organisme, il a à sa base une sensation de plénitude, une sorte de besoin d'évacuation"[2]).

Man glaubte eine Zeitlang, eine Unterstützung für die Entleerungstheorie in den Ergebnissen der Tierversuche gefunden zu haben, und nahm an, dass die antreibende Ursache für den Geschlechtstrieb vor allem in der grösseren oder geringeren Fülle und Spannung der Samenblasen und der Testikel gesucht werden müsse.

Spallanzani hatte gefunden, dass man dem männlichen Frosch während des Koitus die ärgsten Verstümmelungen zufügen, selbst den Kopf abschneiden kann, ohne dass dadurch der Koitus abgebrochen wird.

Goltz, der die Spallanzaniversuche wiederholte und erweiterte, kam zu dem Schluss, dass nicht ein bestimmtes Organ sondern das ganze Nervensystem durch den Reiz in Mitleidenschaft gezogen wird, was daraus hervorgeht, dass man die verschiedensten Sinnesorgane wegnehmen kann, ohne dass die Umarmung aufgehalten wird. Schnitt man jedoch die Brusthaut an der Innenseite der Arme beim Männchen weg (es ist dies der Ort, wo beim Koitus die engste Berührung mit dem Weibchen statthat), dann fand die sexuelle Umarmung nicht statt. Es scheint also, dass die sexuellen Gefühle durch diese Teile geweckt werden. Mindestens ist es ohne Einfluss, ob die Testikel weggeschnitten sind oder nicht. Wenn die genannten Teile der Haut unversehrt waren, kam der Koitus zustande. Daraus geht hervor, dass der Trieb, die Spannung in den Testikeln zu vermindern, nicht die Ursache des Geschlechtstriebes war. Goltz wies aber darauf hin, dass der trotz der Entfernung der Testikel fortgesetzte Koitus durchaus nicht ein Beweis war, dass der Reiz von den Testikeln nicht ausging. Waren einmal die Nervenelemente zur Funktion geweckt, dann können sie ihren Einfluss ausüben, auch wenn der Reiz, der zu dieser Funktion die Anregung gegeben hat, längst aufgehört hat zu wirken. Es kann dann sehr gut der Fall eintreten, dass der fortgesetzte Koitus eine Folge des Reizes war, der von den Testikeln ausging, während diese schon entfernt waren. Waren indessen die Testikel einige Monate vor der

---

[1]) Montaigne, Essais. 3. Buch. Kapitel 5. — [2]) Féré, L'instinct sexuel. Paris. Alcan. 1899, p. 6.





Paarungszeit entfernt, d. h. vor der Zeit, wo die Nervenelemente zur Funktion angeregt waren, dann blieb der Koitus ganz aus.

Nahe standen diesen Versuchen diejenigen, die Tarchanoff vornahm. Er wiederholte die Versuche von Spallanzani und Goltz und kam zu einem gleichen Ergebnis, was die Testikel betrifft. Auch bei seinen Versuchstieren hörte die Umarmung nicht auf, wenn er neben sonstigen Verstümmelungen auch die Testikel entfernte. Aber trotzdem schien es ihm, dass die Umarmung sofort oder nach kurzer Zeit aufhörte, wenn er die Samenblasen bei seinen Tieren wegschnitt oder entleerte. Spritzte er dann Milch oder eine andere Flüssigkeit in die Samenblase hinein, dann wurde die Umarmung von dem Männchen wieder ausgeführt. Daraus schloss Tarchanoff, dass die Samenblasen beim Frosch und wahrscheinlich auch bei den Säugetieren die Orte sind, von wo der Reiz ausgeht, der auf reflektorischem Wege die sexuellen Handlungen zustande brachte. Die Entleerungstheorie schien somit bewiesen.

Steinach in Prag wiederholte jedoch nach Jahren die verschiedenen Versuche. Wohl musste er zugeben, dass die Auffassung Tarchanoffs, was Frösche betrifft, richtig war, aber er bezweifelte, ob sie auch auf Säugetiere zuträfe, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Samenblasen der Frösche nicht homolog denen der Säugetiere sind. Bei seinen Versuchen mit weissen Mäusen sah er nicht nur, dass die Versuchstiere, obschon die Samenblasen weggeschnitten waren, den Koitus fortsetzten, sondern gleichzeitig, dass die Samenblasen kein Sperma, sondern eine eigenartige Flüssigkeit enthielten. Es scheinen ihm deshalb die Samenblasen vom Frosch und vom Säugetier anatomisch verschieden zu sein. Die Auffassung Tarchanoffs blieb jedoch, was die Frösche betrifft, unwiderlegbar. Steinach wiederholte die Versuche Tarchanoffs mit Rana esculenta, während dieser mit Rana temporaria experimentiert hatte. Obschon das sexuelle Verhalten beider dasselbe ist, besitzt Rana esculenta keine gefüllten Samenblasen, sondern die Samenblasen werden bei ihm während des Koitus gefüllt. Von einem Reiz, der von der gefüllten Samenblase ausging, kann also in diesem Fall nicht gesprochen werden und zwar um so weniger, als der Koitus noch 6 oder 7 Tage, nachdem die Samenblasen vorsichtig entfernt worden waren, ausgeführt wurde. Daraus scheint hervorzugehen, dass der Reiz nicht von den gefüllten Samenblasen ausgehen konnte. Hingegen scheint aus den ferneren Kastrationsversuchen, die er vornahm, zu folgen, dass geschlechtsreife, kastrierte Mäuse im Anfang ebenso potent blieben, wie sie vor der Kastration waren, aber dass ihre Potenz langsam abnahm, während sie sexuell ebenso reizbar wie vorher blieben. Die Mäuse, die er vor der Pubertät kastriert hatte, zeigten später noch eine ziemlich grosse sexuelle Erregbarkeit, die sich



jedoch schon nach einem Jahre zu mindern begann, während sich gleichzeitig auch Zeichen einer frühzeitigen Senilität einstellten.

Dass der Geschlechtstrieb noch nach Entfernung der Keimdrüsen bestehen kann, kann man auch bei kastrierten höheren Tieren und bei kastrierten Menschen bemerken. Von Tierärzten ist wiederholt beobachtet worden, dass kastrierte Stiere und Hengste wiederholt versucht haben, sich mit Kühen oder Stuten zu paaren, und dass die kastrierten Hengste selbst noch sehr lange feurig blieben, natürlich ohne dass sie befruchten konnten. Eine gleiche Beobachtung ist von verschiedenen Untersuchern bei kastrierten Menschen gemacht worden.

Man muss unterscheiden, je nachdem der Verschnittene ein „weisser" oder ein „schwarzer" Eunuch ist und je nachdem die Operation vor oder nach der Pubertät ausgeführt wurde. Wo die Bezeichnungen Eunuch und Kastrat allgemein miteinander verwechselt werden, muss man bedenken, dass „weisse" Eunuchen Personen sind, bei denen nur die Testikel entfernt wurden, „schwarze" hingegen die, bei denen sowohl die Testikel wie das Membrum weggenommen wurden [1]). Die Römer unterscheiden 4 Arten von Verschnittenen: die echten Kastraten, bei denen Membrum und Testikel entfernt waren (übereinstimmend mit den „schwarzen" Eunuchen, die man gegenwärtig noch in der Türkei findet), Spadones, bei denen nur die Testikel weggeschnitten waren (übereinstimmend mit den „weissen" Eunuchen), Thlibiae, bei denen die Testikel nicht weggeschnitten sondern zertrümmert waren und Thlasiae, bei denen nur der Samenstrang durchschnitten war [2]). Gegenwärtig findet man nur noch echte Kastraten und Spadones.

Die Spadones waren bei den römischen Frauen aus den höheren Ständen sehr beliebt und wurden von ihnen gern zu sexuellem Verkehr benutzt. Nicht allein, weil die Frauen keine Folgen zu erwarten hatten, sondern vor allem weil sie dann nicht nötig hatten, einen Abort einleiten zu lassen, wie Juvenalus in seinen Satiren sagt: „. . . et quod abortivo non est opus." Matignon, ein früherer Arzt bei der französischen Gesandtschaft in Peking, schreibt über die chinesischen Eunuchen: „Obwohl man annimmt, dass die Eunuchen vollständig der sexuellen Ideen beraubt sind, scheint es doch, dass sie die Gesellschaft der Frauen suchen, in der Berührung mit ihnen Vergnügen finden und sie sehr wahrscheinlich unguibus et rostro benutzen [3]). Gustav Jäger schreibt: „Der Eunuch scheint keines sexuellen Affektes fähig zu sein, dagegen ganz entschieden die Kastraten, und diese werden sogar von

[1]) Brockhaus, Konversationslexikon. Art. „Eunuchen". — [2]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. Würzburg. Stubers Verlag 1903, S. 8. — Möbius, Ueber die Wirkungen der Kastration. Halle. Marholds Verlag 1903. S. 26. — Teinturier, Les Skoptzy. Paris 1877. S. 36. — [3]) Matignon, Les eunuques du Palais Imperial de Pekin. Archiv d'anthrop. crimin. 1896. Dl. 11, S. 704.



unzüchtigen Weibern sehr gesucht, weil die Begattung ohne Folgen und ihr Glied sehr lange erigiert bleibt" [1]).

Jäger hatte hier wahrscheinlich mit der Bezeichnung Kastraten die früheren Spadones und die gegenwärtigen „weissen" Eunuchen im Auge. Schon Montesquieu kannte den Geschlechtstrieb, den die Verschnittenen noch zeigen können, und machte darüber Mitteilung in seinen „Lettres Persanes", wo er Zélis sagen lässt: „Ich habe tausendmal sagen hören, dass die Eunuchen mit den Frauen eine Art Vergnügen geniessen, das uns unbekannt ist, dass die Natur sich für ihren Verlust entschädigt, dass sie Hilfsquellen hat, die die Nachteile ihres Zustandes beseitigen, dass man wohl aufhören kann, ein Mann zu sein, aber nicht aufhören kann, Gefühl zu haben, und dass man in diesem Zustand sich wie in einem neuen Gefühl befindet, wo man nur die Vergnügungen verändert" [2]).

Teinturier schreibt: „Diejenigen (die Skopzen), die als Erwachsene operiert wurden, bewahren während ziemlich langer Zeit, wenn auch dauernd eine Abnahme eintritt, die Möglichkeit, unter dem Einfluss mechanischer oder selbst psychischer Erregungen zur Erektion zu kommen. . . . Gewisse Skopzen scheuen sich nicht, trotz ihrer Lehren die Fähigkeit, die sie bewahrt haben, zu benutzen und zu missbrauchen. Liprandi hat in St. Petersburg einen reichen Skopzen gekannt, der beständig Mädchen, besonders deutsche Mädchen, die man ihm aus Königsberg schickte, aushielt. Sehr wenige konnten bei ihm länger als ein Jahr bleiben; sie zogen sich mit schönen Belohnungen zurück, aber auch mit der unwiederbringlich verlorenen Gesundheit" [3]). Lancaster teilte mit, dass sich der Eunuch allein durch das Fehlen der Geschlechtsorgane, nicht durch das Fehlen des Geschlechtstriebes vom gewöhnlichen Manne unterscheidet. Und Pelikan, der tiefgehende Untersuchungen über die Skopzen in Russland gemacht hat, führt aus, dass Individuen, die in ihrer Jugend kastriert wurden, später noch lange fähig sind, den Beischlaf auszuführen. Die Kastration im reifen Alter änderte den Geschlechtstrieb nicht im geringsten [4]).

Was die Folgen der Kastration bei Frauen anlangt, so wissen wir zwar darüber weniger als über die beim männlichen Geschlecht, aber aus den Literaturstellen, die Moll und Havelock Ellis hierüber aus verschiedenen Schriftstellern anführen, geht hervor, dass in einigen Fällen der Geschlechtstrieb unverändert bleibt, in anderen selbst erhöht wird. In wieder anderen Fällen wird später eine Verminderung, ja ein volles Fehlen des Geschlechtstriebes beobachtet. Was die Fälle be-

---

[1]) Gustav Jäger, Entdeckung der Seele. Kohlhammer. Leipzig 1884. 3. Aufl. 1. Bd., S. 203. — [2]) Montesquieu, Oeuvres complètes. Paris. Hachette 1874. Dl. 3. Lettres Persanes, lettre 53, S. 62. — [3]) Teinturier, l. c. S. 51. — [4]) Angeführt bei Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 19 ff.

trifft, wo der Geschlechtstrieb erhöht ist, so ist dies nach einer Bemerkung von Havelock Ellis wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass die Furcht vor Schwangerschaft nach der Operation ausgeschlossen war [1]).

Jayle fand unter 33 Frauen, die sich der Ovariotomie unterzogen hatten, 18 mit unverändertem Geschlechtstrieb, 3 bei denen der Geschlechtstrieb vermindert, 8 bei denen er ganz verschwunden war, und 3 die nach der Operation einen erhöhten Geschlechtstrieb zeigten. Bei 17 war der Genuss während des Beischlafs unverändert geblieben, bei 3 vermindert, bei 4 verschwunden und bei 5 erhöht. In 4 Fällen war der Beischlaf peinlich. In zwei Gruppen von anderen Fällen, wo entweder der Uterus und beide Ovarien, oder der Uterus allein entfernt war, waren die Erscheinungen unverändert. Glaeveke fand bei 27 Frauen, die sich der Ovariotomie unterzogen hatten, 6 die den Geschlechtstrieb behalten, 10 die ihn verloren hatten und 11 bei denen er vermindert war. Der Genuss blieb bei 8 unverändert, bei 10 war er vermindert; in 8 Fällen bestand kein Genuss mehr. Pfister berichtet von 99 Frauen, bei denen die Ovariotomie ausgeführt war. Er fand, dass Verlangen und Genuss bei dem Geschlechtstrieb gewöhnlich unverändert blieben. In 60 Fällen fand eine Verminderung oder gänzliches Fehlen des Genusses statt. Bei 46 operierten Frauen fand Keppler keine einzige, wo das Geschlechtsgefühl vermindert war. Der amerikanische Arzt Bloom fand, dass bei Frauen, die vor ihrem 33. Jahre kastriert wurden, fast niemals der Trieb ganz verloren ging. Die meisten hatten keine Verminderung, einige selbst Vermehrung des Triebes erfahren. In den Fällen hingegen, wo nach dem 33. Lebensjahr die Operation stattfand, trat eine langsame Verminderung des Triebes und des Genusses ein. Auch die Autoren, die Moll zitiert (Spencer, Wells, Hegar u. a.) berichten nur einmal von einer Erhöhung, dann einmal von einer Verminderung des Geschlechtstriebes. In anderen Fällen konnten sie keinen Unterschied beim Geschlechtstrieb vor oder nach der Operation feststellen.

Hieraus geht in gleicher Weise hervor, dass der Geschlechtstrieb nicht von der Schwellung der Geschlechtsdrüsen abhängt. Havelock Ellis führt ferner zwei Beweise an, durch die seine Behauptung noch mehr gestützt wird, die Tatsache nämlich, dass schon bei sehr jungen Kindern Geschlechtsgefühle vorkommen können, und die, dass bei Frauen lange nach ihrem Klimakterium geschlechtliche Gefühle bestehen bleiben können.

Was das erstere betrifft, so teilt er verschiedene Fälle von sehr jungen Kindern mit, bei denen schon sexuelle Gefühle auftraten [2]). Er

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 9 ff. — Moll, Libido sexualis. Berlin. Fischers Buchhandlung. 1897. T. 1, S. 79 ff. — [2]) Havelock Ellis, Das konträre Geschlechtsgefühl. Uebersetzt von Kurella. Leipzig 1896.

zitiert Townsend[1]), der 5 Fälle von Kindern unter einem Jahr berichtet, von Mädchen, die alle auf Masturbation hinweisende Erscheinungen zeigten. Moll berichtet selbst von Kindern von 1 oder 2 Jahren, die schon masturbierten[2]). Rohleder berichtet Fälle von Masturbation bei Säuglingen, von denen das jüngste 4—5 Monate alt war[3]). Der Gynäkologe Braxton Hix zeigt ebenso, dass sexuelle Gefühle in der frühesten Jugend bestehen können[4]). In allen diesen Fällen kann davon keine Rede sein, dass die Keimdrüsen schon in einem geschwollenen oder gespannten Zustand hätten sein können.

Was die zweite Tatsache betrifft, die Havelock Ellis anführt, nämlich die Beobachtung, dass der Geschlechtstrieb nach dem Klimakterium fortbesteht, nach der Zeit, wo die Menstruation bereits aufgehört hat, so deutet es darauf, dass der Geschlechtstrieb, nachdem die Keimdrüsen aufgehört haben zu funktionieren, bestehen kann. Loewenfeld findet dasselbe[5]). Bloom, den Havelock Ellis anführt, fand bei 700 Fällen, dass der Geschlechtstrieb bis in das hohe Lebensalter unverändert blieb, und er berichtet von einer 70 jährigen Frau, bei der 20 Jahre nach dem Aufhören der Menstruation von neuem ein lebhafter Geschlechtstrieb auftrat und der Genuss beim Koitus selbst grösser war als vor der Menopause[6]). Auch Moll bringt einige Beispiele, von denen er eines nach Börner, ein anderes nach Kisch[7]) zitiert, die dasselbe gesehen haben. Endlich beweisen die Fälle, wo das vollständige Fehlen von Uterus und Ovarien konstatiert wurden und die Individuen doch einen starken Geschlechtstrieb zeigten, oder wo die Ovarien so klein waren, dass sie nicht funktionierten und die Trägerinnen doch wiederholt Neigung zum anderen Geschlecht hatten, dass die Keimdrüsen oder die Schwellung oder die Spannung der Keimdrüsen nicht die unmittelbare Ursache des Geschlechtstriebes sind.

Fassen wir zusammen, so müssen wir aus den Kastrationsversuchen bei Tieren und aus den Beobachtungen bei kastrierten Menschen, ferner aus den Fällen, wo Personen im Klimakterium verkehren, positiv schliessen, dass die Keimdrüsen nicht die unmittelbare Ursache des Geschlechtstriebes sind, sondern dass sie den Trieb zum Geschlechtsakt wecken[8]) und dass sie — was aus den Versuchen bei Tieren einleuchtet und was deutlich ist aus dem stets langsam mehr und mehr nachlassenden Geschlechtstrieb der Kastraten — den Geschlechtstrieb verstärken.

[1]) C. W. Townsend, Thigh frictions in Children under one Year. (Annual Meeting of the American Pediatric Society. Montreal 1896) angeführt in: Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. — [2]) Moll, Libido sexualis. Berlin 1897, S. 46. — [3]) Rohleder, Die Masturbation. Berlin 1902, S. 49 ff. — [4]) Braxton Hix, Angeführt in Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. — [5]) Loewenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. Wiesbaden, Bergmann, 1903. S. 29. — [6]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 12. — [7]) Moll, Libido sexualis. S. 65. — [8]) Möbius, Ueber die Wirkungen der Kastration. Halle a. S., Carl Marhold, 1903. S. 79, und Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 7.



Dass nach der Kastration keine Befruchtung eintritt, ist selbstverständlich, da die Keimzellen in den Keimdrüsen geformt werden. Etwas anderes ist jedoch die Frage betreffend das Bestehenbleiben des Geschlechtstriebes nachdem die Keimzellen entfernt sind. Als sicher ist anzunehmen — die Kastraten bei den Römern, die Skopzen, und die Beobachtungen an ovariotomierten Frauen, beweisen es — dass das Individuum wenn es nach der Pubertät kastriert wird, noch lange Zeit, wenn auch der Geschlechtstrieb in den meisten Fällen abnimmt, fähig und imstande ist, den Koitus auszuführen. Dies kann, wie wir gesehen haben, durch die Auffassung von Goltz erklärt werden.

Sie kann auch eine Erklärung für den Fall geben, wo vor der Pubertät die Keimdrüsen entfernt sind. In diesem Falle kann der Geschlechtstrieb, von Ausnahmefällen abgesehen, nach der Pubertät oder in der Pubertät ebenso wie bei Nichtkastrierten auftreten. Man muss hierbei bedenken, dass die Pubertät nicht plötzlich oder in einem eng begrenzten Zeitpunkt eintritt, sondern dass sie das Ende eines sich langsam vollziehenden Prozesses ist, eines langsamen, stufenweisen Uebergangs. Es ist (unter anderen durch Puech) bewiesen, dass die Ovarien während der ganzen Kindheit bis zur Zeit der vollen Reife an Umfang zunehmen. Ebenso wie mit den Ovarien liegt es bei den Testikeln [1]). Während dieser Zeit, vor allem gegen das Ende der vor der Pubertät liegenden Periode üben die Keimdrüsen ihren Einfluss aus, was man beweisen kann durch die Liebe von Kindern (wobei jede sinnliche Lust fehlt; das Kind weiss selbst von deren Bestehen nichts) zu Personen des andern Geschlechts. Wo nun die Pubertät langsam eintritt, die eigentlich das Ende einer stetig fortschreitenden Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere ist, muss man annehmen, dass dieser Vorgang, diese Entwicklung mit dem Wachstum, mit der langsamen Entwicklung der Keimdrüsen verknüpft ist. Die Reize, die von den Keimdrüsen ausgehen (und diese Reize treten ein, wenn die Kastration nahe vor der vollen Pubertät stattfindet — die Pubertät ist bei den Menschen eine Frage von Jahren, bei den Tieren von Monaten —) oder schon ausgegangen sind, wenn auch das Individuum selbst davon nichts bemerkt hat, oder nur teilweise bemerkt, führen dazu, dass die Nervenelemente die einmal zur Funktion gereizt waren, ihre Arbeit fortsetzen, wenn auch die Keimdrüsen selbst fehlen.

Doch hierbei darf noch etwas sehr Wichtiges nicht vergessen werden — und dies ist beim Menschen von der grössten Bedeutung, während wir bei den Tieren noch sehr wenig von dem Vorgang wissen — nämlich, dass beim Menschen der Geschlechtstrieb auch eine zerebrale Grundlage hat [2]). Dies ist wahrscheinlich die Ursache, weshalb einige

[1]) Möbius, l. c. S. 28 ff. — [2]) Möbius, l. c. S. 78.

Individuen, die in ihrer Jugend kastriert waren, sich später so in Frauen verliebten, dass sie sie mit Gewalt zu erobern trachteten [1]). Bei ihnen war wahrscheinlich der zerebrale Geschlechtstrieb so gross, dass die übrig bleibenden Reize, nachdem die Keimdrüsen längst entfernt waren, genügten — und vielleicht würde es auch ohne diese Reize geschehen sein — sie verliebt zu machen.

Wahrscheinlich ist es auch der zerebrale Faktor bei dem Geschlechtstrieb, aus dem man die komplizierten Handlungen bei den Menschen erklären kann, die Havelock Ellis auseinandersetzt, und die nicht ausschliesslich dem Bedürfnis, sich von ein wenig Flüssigkeit zu entlasten, zugeschrieben werden können. Die Analogie zwischen dem Verlangen nach geschlechtlicher Aeusserung und dem Bedürfnis, sich einer Flüssigkeit zu entlasten, ist jedoch nicht zu verkennen u. zw. nicht nur bei niederen Tieren wie beim Frosch, sondern auch bei höheren. Aber deshalb ist man noch nicht berechtigt, den Geschlechtstrieb als einen Trieb zur Entleerung einer Flüssigkeit zu stempeln. Tatsächlich kann diese Erklärung für den ganzen psychischen Prozess im Geschlechtsleben des Weibes nicht genügen. Hier wird beim Koitus nur ein indifferentes Sekret aus den kleinen Drüsen der Geschlechtsorgane ausgeschieden. Dieses Sekret ist von geringer Bedeutung, und die Menge zu klein, als dass dadurch ein so tiefgehender Prozess entstehen könnte. Was den Mann betrifft, so weist Havelock Ellis darauf hin, dass die geringe Flüssigkeitsmenge, die beim Koitus zum Vorschein kommt, in keinem Verhältnis zu der Erregung steht, mit der die Handlung verbunden ist, und zu der Nachwirkung, die sie auf den menschlichen Organismus ausübt. Die Entleerungstheorie erklärt auch nicht die komplizierten Handlungen, die vor dem Geschlechtsakt erfolgen und die sowohl beim Menschen wie beim Tiere zum Koitus als Endakt führen, Handlungen, die dem kultivierten Menschen schon für sich selbst, ohne dass der Koitus als Endziel bewusst ist, hohe Befriedigung geben, und die man mit dem Namen „Hofmachen“, „Werbung“ oder ähnlich bezeichnet. „Der Geschlechtsakt hat manche Züge, die bei einer gewöhnlichen Entleerung fehlen, dabei fehlt ihm das eigentliche Charakteristikum einer Entleerung, die Auswerfung verbrauchten Materials; das Sperma ist nichts weniger als das und seine Retention ist für den Organismus vielleicht eher vorteilhaft als nachteilig [2]).“

Mit dieser Auffassung stimmt jedoch von Römer nicht überein. Er behauptet gerade das Gegenteil. Die Funktion der Keimdrüse sei von zweierlei Art, nämlich einen bestimmten Stoff aus dem Körper zu entfernen und die Gelegenheit zu schaffen, dass ein neues Individuum

[1]) a. a. O. u. Halban, Die Entstehung der Geschlechtscharaktere in Archiv f. Gynäkologie. Bd. 70, 2. Heft. Berlin, August Hirschwald, 1903. S. 289. — [2]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 15.



entstehen kann. Eine Materie nun, so führt er weiter aus, die nützlich oder indifferent für den Körper ist, in dem sie gebildet wurde, wird gewöhnlich nicht nach aussen geführt. Wo dies dennoch geschieht, muss man schliessen, dass der Stoff, wenn er nicht entfernt wird, für den Körper schädlich sein würde. Eine solche physiologische Entfernung kommt dem Individuum zustatten. Wenn nun eine genügende Menge Sperma gebildet ist, so sorgt die Natur auf dem Wege der Pollutionen dafür, dass sie aus dem Körper herausbefördert wird. Dadurch erhält die Person, die sich eine Zeitlang niedergedrückt und unbehaglich gefühlt hat, ein Gefühl von Wiederaufleben, von Wohlbehagen, sie wird wieder lebendig und lebenslustig. Hieraus ersieht man, dass die Keimdrüsen einen besonderen Einfluss auf den Körper ausüben. Ebenso werden durch die Menstruation Stoffe, die für den Körper und für den Organismus der Frau schädlich sind, entfernt.

Beim Studium der Geschlechtsdrüsen muss man ebenso, wie man das bei anderen Drüsen tut, auf den Einfluss achten, den sie auf den Körper des Trägers ausüben. Die Beobachtung, dass die Einspritzung von Sperma, wie sie Brown Séquard und andere ausgeführt haben, die Lebenskraft erhöht, spricht nach v. Römer nicht gegen seine Auffassung, denn so sagt er: erstens ist es das eigene Sperma, das eingespritzt wurde, und zweitens erleidet das Sperma, sobald es den Körper verlassen hat, grosse Veränderungen. Die Spermatozoen, die sich im Körper gar nicht oder kaum bewegen, bewegen sich nach der Ausstossung aus dem Körper sehr stark. Sie besitzen also einen Stoffwechsel und gehen ziemlich schnell zugrunde [1]).

Obschon Naecke betreffend den schädlichen Einfluss des Spermas mit v. Römer übereinstimmt und vom Geschlechtsakte sagt, es handle sich dabei um die Abstossung eines dem Körper unnützen ja gefährlichen Stoffs, des Spermas [2]), so sind doch verschiedene Gründe gegen die Theorie v. Römers anzuführen.

Es sei gleich bemerkt, dass die Keimdrüsen nur eine Funktion haben, nämlich die Spermatozoen oder Ovula zu bereiten. Erst durch die Ejakulation — um nur von dem männlichen Individuum zu sprechen — wird das Sperma aus dem Körper hinausgefördert; die Keimdrüsen haben sozusagen hiermit nichts zu tun. Abgesehen davon, kann man das Sperma nicht mit den gewöhnlichen Sekretprodukten anderer Drüsen vergleichen. Das Sperma besteht ausser den Spermatozoen, die von den Testikeln geliefert werden, aus einer Flüssigkeit, die nur zum kleinen Teil aus den Keimdrüsen, zum grössten Teil aus

---

[1]) v. Römer, Randglossen z. Debatte ü. den Bericht des Dr. med. Aletrino, in Jahrb. f. Sex. Zwischenstufen, Bd. 4, 1902, S. 929. — [2]) Naecke. Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität, in Laehrs Allg. Zeitschrift f. Psychiatrie. 59. Bd., 1902, S. 819.



den Samenblasen und der Protasta stammt. Es ist auch das Sekret dieser zwei Organe, das die Spermatozoen beweglich macht, während sie in den Testikeln unbeweglich waren. Die Beweglichkeit ist also nicht die Folge des Umstandes, dass das Sperma aus dem Körper herauskommt, sie wird vielmehr durch die Beimischung der genannten Flüssigkeit bewirkt. In den Samenblasen sind die wenigen Spermatozoen, die man darin gefunden hat, ganz beweglich. Logischerweise müsste noch bewiesen werden, dass die Menstruation die schädlichen Stoffe aus dem Körper der Frau entfernt, was für den Mann, soweit es die Ausstossung des Spermas betrifft, noch eine offene Frage ist.

Zweifellos müssten, wenn in der Tat der schädliche Einfluss des Spermas die Ursache ist, dass sich das Individuum unbehaglich, traurig, gedrückt und ohne Lebenslust fühlt, die Pollutionen periodisch erfolgen, u. zw. müsste jedesmal, wenn so viel Sperma gebildet ist, dass Vergiftungserscheinungen auftreten, die Natur die Hilfe bringen. Dass Pollutionen in regelmässigen Perioden auftreten, ist aber noch gar nicht bewiesen, wenn auch einige Autoren (man sehe was Havelock Ellis darüber in seinem Buch „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" schreibt [1]) eine sichere Periodizität beobachtet zu haben glauben [1]). Dabei wurden sie meistens durch äussere Ursachen erzeugt, während die unangenehmen Gefühle, wenn zu viel Sperma angesammelt ist, wahrscheinlich nicht eine somatische materielle, sondern wohl eine psychische Ursache haben und eine Intoxikation durch das Sperma nicht daran Schuld ist. Endlich kann man gegen die Auffassung von v. Römer und Naecke anführen, dass es doch sehr unwahrscheinlich ist, dass ein Stoff, der eine so wichtige Rolle nicht allein in dem Leben des Individuums spielt, sondern von so grosser Bedeutung für die Erhaltung des Stammes ist, einen schädlichen Einfluss auf den Träger ausüben sollte, wenn er nicht entfernt wird. Die Frage, ob das Sperma für den Organismus, in dem es gebildet wird, und in dem es bleibt, schädlich ist, muss noch weiter studiert werden und kann heute noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Wahrscheinlicher ist es, dass es diesen schädlichen Einfluss nicht hat.

Nach der Entleerungstheorie, die, wie wir gesehen haben, nicht genügt, alle Erscheinungen des Geschlechtstriebes zu erklären, kommen wir zur Theorie von Hegar [2]), Eulenburg [3]) und anderen, nämlich der, dass der Geschlechtstrieb ein Fortpflanzungstrieb sein soll. Nach Hegar umfasst der Geschlechtstrieb zwei ganz verschiedene Triebe, den Paarungs- und den Fortpflanzungstrieb; doch gibt Hegar zu, dass ein echter Fortpflanzungstrieb nur bei dem allerkleinsten Teil der Menschen

---

[1]) Vgl. auch: „Actes du Ier Congrès international de Psychiatrie etc." Amsterdam, de Bussy, 1908, S. 571—578. — [2]) Alfred Hegar, Der Geschlechtstrieb. Stuttgart 1894, S. 1. — [3]) Eulenburg, Sexuale Neuropathie. Leipzig 1895, S. 88.



vorkommt, dass er höchstens bei der Frau besteht, und dass zum Geschlechtstrieb des Kulturmenschen zu viel Ueberlegung kommt, als dass man von einem Fortpflanzungstrieb sprechen könnte.

Ausser von Hegar selbst wird das Bestehen eines Fortpflanzungstriebes noch von vielen anderen Autoren bezweifelt.

Havelock Ellis sagt: „Die Fortpflanzung als Ziel spielt natürlich keine Rolle als Teil des Geschlechtstriebes bei irgend einem Lebewesen ... Ein Fortpflanzungstrieb existiert vielleicht bei parthenogenetischen Tieren, aber bei Tieren mit geschlechtlicher Fortpflanzung wäre es sinnlos, weil überflüssig ... Fortpflanzung ist das natürliche Ziel und Objekt des Geschlechtstriebes, aber die Behauptung, dass sie ein Teil des Inhalts des Geschlechtsinstinkts wäre oder diesen in irgend einer Weise definieren könne, muss als absolut unzulässig abgelehnt werden. Die Bezeichnung „Fortpflanzungstrieb" wird selten in einem wissenschaftlich erheblichen Sinne gebraucht; manchmal sollen damit nur die Tatsachen des geschlechtlichen Lebens verschleiert werden; im eigentlichen Sinne wird die Bezeichnung vorzugsweise von denjenigen gebraucht, die unbewusst von einem abergläubischen Widerwillen gegen die Sexualität beherrscht werden[1])." Naecke führt gegen den Begriff „Fortpflanzungstrieb" an, dass „Selbst der Mensch im Moment des Liebesrausches nicht an den Zweck desselben denkt, sondern nur an sein Vergnügen, ausser vielleicht manche Frauen, die bewusst, berechnend, dem „Schrei nach dem Kinde" folgend, sich hingeben, wobei jedoch der höchste Moment der Wollust, sicher auch diese Berechnung niederschlägt[2])" ... und an einer anderen Stelle: „intra coitum denkt der Mann nur an sein Vergnügen, an nichts mehr, die Frau sieht vielleicht öfter darin nur ein Mittel zum Zweck[3])" ... Panizza stimmt damit überein, wenn er anführt, dass der „teleologische Faktor im Hinblick auf die Fortpflanzung fehlt. Dieser liegt aber bei Mann und Weib in den meisten Fällen ebenfalls ausserhalb ihrer direkten Absicht. Und die Naturwissenschaft wie die Philosophie hat sich längst gewöhnt den teleologischen Faktor, den Zweckbegriff, der „Natur" im allgemeinen zuzuschreiben, wenn ihn nicht ganz zu leugnen. Wir sagen: „Die Natur" bezweckt Fortpflanzung der Gattung, indem sie an die Pforte ihres Mysteriums die libidinöse Regung setzt. Also Mann und Weib sind herzlich unschuldig im Hinblick auf einen von der „Natur" ihnen imputierten „Zweck" der Veranstaltung[4])" ... und auch Moll, der wohl die am tiefsten gehende Studie über das Geschlechtsleben verfasst hat, schreibt: „Wir können das Bestehen eines Fortpflanzungstriebes

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 17. — [2]) Naecke, Kleinere Mitteilungen. Hans Gross' Archiv, Bd. 16, Heft 1 u. 2, S. 177. — [3]) Naecke, a. a. O. Bd. 20, Heft 1 u. 2, S. 186. — [4]) Panizza, Bayreuth und die Homosexualität, in: Die Gesellschaft, Januar 1895, angeführt bei Naecke, in Hans Gross' Archiv, Bd. 8, Heft 3 u. 4, S. 347.



beim Menschen überhaupt ganz bestreiten. Es mag wohl bei vielen der Wunsch vorliegen, sich fortzupflanzen, aber ein Trieb dürfte kaum noch anzunehmen sein [1])" ... Und an anderer Stelle: „Bei der ganzen Fortpflanzung der Menschen und der höheren Tiere können wir annehmen, dass der Geschlechtstrieb des Mannes und der Geschlechtstrieb des Weibes gewissermassen nur ein Mittel ist, zwei Zellen aneinander zu bringen ... wir können ohne weiteres annehmen, dass der Geschlechtstrieb nicht aus dem Zweckbewusstsein unmittelbar hervorgegangen ist ... In der ganzen Tierwelt dürfte das Zusammentreten der Tiere beim Geschlechtsakt nicht dem bewussten Zwecke der Fortpflanzung gedient haben. Höchstens ist das Umgekehrte möglich, nämlich dass später, als ein gewisser Intelligenzgrad erreicht wurde, wie ihn der Mensch hat, der Geschlechtstrieb als das Mittel erkannt wurde [2])."

Wir sind der Meinung, dass wir im Augenblick nicht mehr sagen können, als dass bei jedem Individuum zu einer bestimmten Lebenszeit das Bedürfnis nach dem Koitus, ein sexuelles Begehren, eine Neigung, mit einem anderen Individuum in geschlechtliche Berührung zu kommen, entsteht, ohne dass man mit Sicherheit entscheiden kann, was dem zugrunde liegt.

Ein „Befruchtungsdrang", ein „Befruchtungsinstinkt", womit das Bestehen der Vorgänge von einigen Schriftstellern und Moralisten verteidigt wird, und wobei die Befruchtung als bewusstes Ziel des Geschlechtstriebes, des Bedürfnisses nach dem Koitus und des Koitus selbst angegeben wird, besteht weder beim Menschen noch bei den Tieren. Dieses Bedürfnis nach dem Koitus führt zu Handlungen, deren Folge oft die Befruchtung gar nicht sein kann. Die Befruchtung als Ziel bleibt vor dem Koitus ganz ausserhalb des Bewusstseins und ausserhalb des Gedankenkreises des Individuums, wenn man von einigen seltenen Ausnahmefällen beim Menschen absieht, wo der Wunsch oder das Verlangen zur Befruchtung der Anlass zum Koitus ist. Von einem Instinkt oder von einem unbewussten Drang ist in diesem Falle keine Rede mehr, da die Befruchtung hier die Frage einer wohl und lange überlegten willkürlichen Handlung ist.

Wenn wir statt des Wortes „Geschlechtstrieb": „Bedürfnis nach dem Koitus" gebrauchen, haben wir nichts anderes getan, als dass wir sozusagen ein Wort für das andere gegeben haben. Hiermit ist der komplizierte Prozess des Geschlechtstriebes nicht erklärt. Wir müssen also versuchen, tiefer einzudringen.

Der erste, der versucht hat, die Erscheinungen, die die Neigung zum Koitus, die den Geschlechtstrieb darstellen und die Komponenten des Geschlechtstriebes wissenschaftlich zu zergliedern, ist Albert Moll.

[1]) Moll, Libido sexualis. Berlin 1897, Bd. 1, S. 4. — [2]) Moll, Libido sexualis. Berlin 1897, Bd. 1, S. 224—225.



Bis zu einem gewissen Grade Anhänger der Entleerungstheorie, ist er doch nicht der Meinung, dass der Drang zur Entleerung allein den Geschlechtstrieb erklärt, sondern er sucht eine genauere Erklärung in dem Hinzukommen eines psychischen Momentes. Er führt aus, dass der Geschlechtstrieb in zwei Komponenten, in den Detumeszenztrieb und in den Kontrektationstrieb zerlegt werden kann. Mit Detumeszenztrieb deutet er die Neigung an, Veränderungen an den Geschlechtsorganen zustande zu bringen, mit Kontrektationstrieb den Drang, mit einem andern Individuum in Berührung zu kommen, eine Berührung, die körperlicher, geistiger oder sinnlicher Art sein kann. Meistens kommen die beiden Neigungen nebeneinander vor. Dies ist jedoch nicht immer der Fall. Sowohl der Detumeszenztrieb wie der Kontrektationstrieb kann allein unabhängig vom andern vorkommen. Es kann auch geschehen, dass der Detumeszenztrieb vorhanden ist, ohne dass eine andere Person dabei im Spiele ist. Welche von diesen beiden Neigungen primär und welche sekundär ist, kann man aus der phylogenetischen Entwicklung im Tierreich feststellen.

Es gibt eine ungeschlechtliche und eine geschlechtliche Fortpflanzung. Die ungeschlechtliche ist dadurch charakterisiert, dass sich das neue Individuum aus einer Keimzelle entwickelt, und dass es nicht wie bei der geschlechtlichen aus der Verschmelzung einer weiblichen und einer männlichen Keimzelle entsteht. Eine andere Form der ungeschlechtlichen Fortpflanzung ist die, dass sich zwei Keimzellen miteinander verbinden, die Konjugation. Nach der Ausscheidung gewisser Stoffe trennen sich die beiden Zellen wieder, und es beginnt die Teilung. Obschon die Zellen, die sich durch Konjugation fortpflanzen, nicht geschlechtlich verschieden sind, bezeichnet Haeckel diese Fortpflanzung doch als eine geschlechtliche.

Obschon ein grosser Unterschied zwischen der Konjugation der einzelligen Tiere und der Befruchtung der Eizelle durch das Spermatozoid ist, führen doch verschiedene Untersucher an, dass eine grosse Uebereinstimmung zwischen der Konjugation und der geschlechtlichen Fortpflanzung der höheren Tiere besteht. Weismann nimmt an, dass die Konjugation ebenso wie die geschlechtliche Fortpflanzung der höheren Tiere die Vermischung der erblichen Eigenschaften der Erzeuger zum Ziel hat, wodurch die Nachkommenschaft besser dem Kampfe ums Dasein widerstehen kann. Der wesentlichste Unterschied bleibt jedoch bestehen, nämlich der, dass bei der Konjugation das neue Individuum nicht unmittelbar aus den konjugierten Zellen entsteht.

Bei den niedrigsten Tieren kommt eine Entwicklung bestimmter Geschlechtsorgane nicht vor, doch nimmt man an, dass bei Tieren, die noch auf einer sehr tiefen Entwicklungsstufe stehen, und die aus mehr als einer Zelle gebildet sind, schon bestimmte Zellen zur Fortpflanzung



dienen. Bei den Tieren, die sich durch Knospung vermehren, glaubt man schon den ersten Ansatz zur Bildung eines begrenzten Fortpflanzungsorgans gesehen zu haben. Deshalb unterscheidet Weismann den Prozess der Teilung und den der Knospung; bei jenem wächst das Muttertier gleichmässig, während bei diesem die Fortpflanzung von dem ungleichmässigen Wachstum des Tieres ihren Ausgang nimmt.

Doch auch bei den vielzelligen Tieren, die auf einer noch niedrigen Stufe stehen, sieht man einen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen inneren Fortpflanzungsorganen, aus denen die Keimzellen stammen, die sich je nach dem Geschlecht voneinander unterscheiden. Bei den Süsswasserpolypen gibt es sowohl weibliche wie männliche Keimzellen, bei höher organisierten Wesen treten die inneren Fortpflanzungsorgane auf, und sie unterscheiden sich beim weiblichen und beim männlichen Individuum, während das Auftreten beider Geschlechtsorgane bei einem einzigen Individuum auf eine niedere Entwicklungsstufe hinweist. Man findet dies bei Weichtieren (Muscheltieren, Schnecken). Einige Weichtiere befruchten sich selbst, bei anderen tritt die Befruchtung dadurch ein, dass die Befruchtungszellen der verschiedenen Tiere aus dem Körper ausgesondert werden und dann mit denen anderer Tiere in Berührung kommen. Bei wieder anderen, z. B. den Schnecken, ist es nötig, dass sich die zwei Hermaphroditen nahe aneinanderlegen und die Geschlechtsorgane sich aufnehmen, wodurch die Befruchtung eintritt.

Bei der höheren Organisation von Tieren sieht man ausser den Keimdrüsen bestimmte Organe auftreten, die der Befruchtung dienen, Organe, die bei den höchst organisierten Tieren je nach dem Geschlecht verschieden sind. Bei dem einen Individuum bleiben die weiblichen Geschlechtsorgane in der Entwicklung zurück, und es wird dann ein männliches Individuum geboren, während bei den anderen das umgekehrte stattfindet und ein weibliches Individuum entsteht.

Bei den tiefer stehenden unter diesen schon höher organisierten Tieren ist ausschliesslich von einer Detumeszenz die Rede, der Kontrektationstrieb besteht nicht. Bei diesen Tieren, wo die Eier ausserhalb des Körpers des Muttertieres befruchtet werden (z. B. bei den Fischen) sieht man, dass das Organ, das die Eier enthält, zu schwellen anfängt und die Eier nach aussen gebracht werden, während das Männchen diesen Laich, der irgendwo niedergelegt wird, befruchtet. Die Befruchtung findet hier sozusagen im Freien statt, das Männchen scheidet die befruchtende Flüssigkeit über den Eiern aus. Die Befruchtung ist hier Zufall. Bei einigen Fischen, z. B. beim Paradiesfisch, geschieht die Befruchtung ausserhalb des Körpers des Weibchens in dem Augenblick, wo die Eier den Körper verlassen, und zwar da-





durch, dass das Weibchen das Männchen zwischen seine Flossen nimmt und gegen seinen Bauch drückt.

Die natürliche Zuchtwahl gibt Veranlassung dazu, dass sich der Platz, wo das Ei befruchtet werden muss, langsam verändern muss. Die Eier, die ausserhalb des Körpers befruchtet werden, sind allerlei schädlichen Einflüssen der Temperatur und des Klimas ausgesetzt, ebenso Angriffen von Feinden und werden dadurch vernichtet. Infolgedessen werden im Laufe der Zeit die Tiere dazu gebracht, die Befruchtung auf geschützten Plätzen vorzunehmen. Viele Fische suchen eine Höhlung auf dem Grunde des Wassers. Die weibliche Forelle macht mit ihrem Schwanz eine kleine Grube in den Sand des Grundes und legt dort ihre Eier ab. Der Barsch heftet seine Eier an Steine, an ein Stückchen Holz u. dgl. Der Salm legt seine Eier in eine kleine Grube, die er zudeckt, während der Stichling ein künstliches Nest baut, das er mit einem klebenden Stoff irgendwo befestigt. Wahrscheinlich hat die Befruchtung im Körper bei den Fischen begonnen, und zwar damit der Befruchtungsort noch sicherer sein sollte, wie es bei Haien der Fall ist, die lebende Junge zur Welt bringen.

Dass hier in der Tat die Sorge für die Jungen und der Schutz der Eier im Spiel gewesen ist[1]), und dass dies hauptsächlich dazu geführt hat, die Ortsveränderung für die Befruchtung langsam eintreten zu lassen, dafür spricht der Umstand, dass bei einigen Fischen die Männchen die befruchteten Eier in ihre Mundhöhlen oder in ihre Kiemenhöhlen nehmen und bis zum Ausbrüten behalten[2]). Wodurch und durch welche Einflüsse das Weibchen zum Schutzort der Frucht geworden ist, ist nicht bekannt. Feststeht, dass diese Art von Befruchtung und Entwicklung ein grosser Schutz für die Sicherheit des jungen Tieres ist, weil es dadurch seinen Feinden entzogen wird. Während bei den Fischen die Detumeszenz mit der Ausstossung des Eis sozusagen gleichzeitig in einem Tempo stattfindet, sind die zwei Prozesse bei den höheren Tieren geschieden; die Scheidung ist jedoch, wie sich aus der phylogenetischen Entwicklung der Fortpflanzung ergibt, erst langsam zustande gekommen.

Bei Tieren, die lebende Junge zur Welt bringen, und schon bei vielen Tieren, deren Nachkommenschaft sich aus dem befruchteten Ei ausserhalb des Körpers entwickelt, findet die Befruchtung im Körper statt. Das Sperma wird dazu in den Mutterorganismus gebracht. Dies geschieht nicht nur bei einigen Fischen, einigen Haiarten, die Eier legen[3]), sondern auch bei den Kriechtieren, den Vögeln und den Säuge-

[1]) Westermarck, The his tory of human marriage. London, Macmillan & Co., 1891, S. 21. — [2]) Darwin, De afstamming van den mensch. Vertaling v. Hartogh Heijs v. Zouteveen. Dl. II, S. 14. — [3]) Hertwig, Lehrbuch der Zoologie. Fischer. Jena 1903, S. 521.



tieren. Für die Befruchtung von Tieren dieser Art ist es notwendig, dass sich Männchen und Weibchen miteinander paaren.

Je höher man in der Klasse der Wirbeltiere steigt, desto mehr sind die Organe entwickelt, die die Paarung ermöglichen. Bei den Vögeln findet man die Kloake, die Röhre, in die sowohl die Keimdrüsen, wie der Mastdarm und die Urin bereitenden Organe ausmünden. Das Ei wird durch die Mutter aus ihrem Körper herausbefördert. Bei den niederen Tieren, die zu den Monotremen gehören (Ornithorhynchus, Echidna, Proëchidna) sieht man die Ueberreste der Vogelformen und den Uebergang zu den Säugetieren. Während sie die behaarte Haut und die Schädelart der Säugetiere haben, die Anwesenheit eines Beutelbeins an die Beuteltiere und einige Eigenarten ihres Skeletts an die Reptilien erinnern, zeigen sie in der Kloake die Verwandtschaft mit den Vögeln. Sie legen zwar Eier, aber sie säugen ihre Jungen mit der Flüssigkeit, die aus den Milchdrüsen (welche höchstwahrscheinlich aus den einfachen Schweiss- und andern tubulösen Hautdrüsen dazu umgeformt wurden) abgeschieden wird, die sich zu beiden Seiten der Mittellinie des Unterleibs befinden; doch fehlen ihnen noch die Brustwarzen [1]).

Bei den höheren Säugetieren sehen wir die Kloake ganz verschwinden. Bei ihnen werden die Eier, ebenso wie bei einigen Fischen im Mutterleib getragen, bis sie sich zu Jungen entwickelt haben. Der Mutterleib ist dann bei diesen Säugetieren nicht allein der Ort, wo das Ei befruchtet wird, sondern zugleich der Ort, wo das befruchtete Ei so lange beherbergt wird, bis sich das Junge zu einer gewissen Stufe entwickelt hat. Bei allen Tieren also, die lebende Junge zur Welt bringen, und bei den Vögeln ist es nötig, dass das Sperma in die Vagina gebracht wird, wenn eine Befruchtung des Eies eintreten soll.

Aus der vorhergehenden phylogenetischen Entwicklung der Fortpflanzung im Tierreich geht hervor, dass die peripheren Prozesse, die Fortpflanzung durch die Detumeszenz, allein das Primäre gewesen sind.

Was nun den Kontrektationstrieb, den Gefühls-, den seelischen Faktor in dem Geschlechtstrieb angeht, so ist der zentrale Prozess bei der Fortpflanzung, das Zusammentreten zweier Individuen zur Fortpflanzung, wie wir gesehen haben, erst viel später als der Detumeszenztrieb in der Entwicklung des Tierreiches aufgetreten. Bei welcher Tierart er zuerst aufgetreten ist, kann möglicherweise festgestellt werden. Sicher ist es, dass er sehr weit hinunter in das Wirbeltierreich verfolgt werden kann. Bei den höheren Säugetieren, bei Hirschen, Affen, Hunden findet man zweifellos ebenso den Kontrektationstrieb wie den Detumeszenztrieb. Dass der Kontrektationstrieb, der Gefühls-

---

[1]) Hertwig, l. c., S. 584 und Geyll, Melkafscheiding enz. in Tijdschrift voor Geneeskunde. 2. Helft, 16. Nov. 1907, Nr. 20, S. 1826.



faktor, in gewissem Sinne auch bei den Fischen vorhanden ist, wie Moll anführt, müssen wir annehmen, wenn wir die verschiedenen Arten verfolgen, wie das Männchen das Weibchen durch Werbekünste zu gewinnen sucht, wenn wir sehen, dass einige Fische weite Wege zurücklegen, um das Weibchen zu gewinnen. Auf welcher Stufe im Tierreich der Kontrektationstrieb gepaart mit dem Detumeszenztrieb zuerst vorkommt, ist vielleicht feststellbar, wenn es auch noch nicht ausgemacht ist, bei welchen Tieren das Gefühl in dem Sinne, wie es hier gemeint ist, zuerst auftritt. Der Kontrektationstrieb ist meistens auf das andere Geschlecht gerichtet, mit Ausnahme der selten vorkommenden Hermaphroditen bei den Wirbeltieren, bei denen, da sie die Keimdrüsen beider Geschlechter haben, dasselbe Geschlecht notwendigerweise bei dem Kontrektationstrieb beteiligt ist. Diese Neigung zum anderen Geschlecht besteht aber nicht von Anfang an, wie eben ausgeführt ist.

Kurz zusammengefasst, können wir also annehmen, dass phylogenetisch die Detumeszenz der primäre Prozess ist, die Kontrektation, die körperliche Berührung zwischen zwei Individuen, sowie die Verbindung von individuellen Gefühlsvorgängen vereint mit der körperlichen Berührung zwischen zwei Individuen in anderen Fällen das sekundäre. Wenn dies aber auch für die Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes gilt, kann man nicht dasselbe mit Sicherheit für die individuelle Entwicklung des Menschen behaupten. Dies würde vielleicht eine der Ausnahmen von Häckels biogenetischem Grundgesetz sein.

Als Beweis dafür hat man angeführt, dass sowohl beim Menschen wie in der Tierwelt Fälle vorkommen, wo sich das Umgekehrte zeigt, wo der Kontrektationstrieb schon auftritt, bevor der Detumeszenztrieb entwickelt ist. Man hat auf die Verliebtheit sehr junger Personen hingewiesen und auf die Liebesspiele noch sehr junger Tiere, bei denen die Keimdrüsen noch nicht zur vollkommenen Entwicklung gekommen sind, also noch nicht funktionieren können und daher von einem Detumeszenstrieb noch keine Rede sein kann. In der Tat sind uns aus der Literatur Fälle von Verliebtheit sehr junger Personen bekannt. Dante war in Beatrice schon verliebt als er neun Jahre alt war; Canova hatte schon in seinem fünften Lebensjahr zärtliche Gefühle für eine Frau; Alfieri im zehnten. Von Byron sagt man, dass er sich, als er acht Jahre alt war, in Mary Duff verliebte. Jeder weiss von sich selbst oder von anderen, in wie jugendlicher Lebenszeit schon eine Verliebtheit auftreten kann, während er selbst den Begriff geschlechtlicher Berührung dabei gar nicht kennt[1]). Was die Tierwelt betrifft, so gibt sowohl Karl Groos[2]) als auch Brehm Beispiele, wo bei Tieren die

[1]) Siehe auch Möbius, l. c. S. 29. — [2]) Karl Groos, Die Spiele der Tiere. Jena 1896.



Liebe zu einem andern Tier in einem Alter auftreten kann, in dem von einer Reife des Körpers noch keine Rede sein kann, und dass sie diese Liebe durch allerlei Bewegungen und Spiele zeigen, die nicht immer nur Spiele sind, sondern einen tieferen Untergrund haben. Auch hier ist also der Kontrektationstrieb vor dem Detumeszenztrieb vorhanden und vor der Reife der Keimdrüsen aufgetreten.

Das soll nun im folgenden erklärt werden. Es ist bekannt, dass sich die psychische sexuelle Pubertät, d. h. die Neigung des männlichen Individuums zum weiblichen und umgekehrt, nicht ganz gleichzeitig mit der Pubertät der peripheren Geschlechtsorgane entwickelt, sondern oft schon auftritt, bevor die Pubertät der Keimdrüsen erkennbar ist. In den genannten Fällen, sowohl beim Menschen wie bei den Tieren, würde also die psychosexuelle Pubertät schon bestehen, bevor die körperliche Pubertät eingetreten war, bevor von einem Detumeszenztrieb gesprochen werden kann.

Es wäre verkehrt, aus dieser Tatsache zu schliessen, dass der Kontrektationstrieb von den Keimdrüsen unabhängig ist, und ebenso wäre es verkehrt, daraus zu schliessen, dass der Detumeszenztrieb nicht mit der Funktion der Keimdrüsen zusammenhängt, wenn auch, wie wir gesehen haben, diese Triebe vorkommen können, bevor die Keimdrüsen reif sind und bevor die somatische Pubertät eingetreten ist. Die Fälle, die wir über Kinder mitgeteilt haben, die schon in einem sehr jugendlichen Lebensalter masturbierten, oder in einem Alter wo gerade erst in ganz geringem Grade die Reife der Keimdrüsen erkennbar war, ferner die Fälle, wo sowohl der Kontrektationstrieb wie der Detumeszenztrieb anwesend waren, während die körperliche Pubertät noch nicht eingetreten war, können zu diesen falschen Schlüssen verleiten.

Das einzige aber, was man aus diesen Tatsachen schliessen kann, ist, dass in keinem dieser Fälle die Reife der Keimdrüsen erwiesen werden kann. Ebenso wie Fälle bekannt sind, wo bei Kindern von drei, acht und neun Jahren eine sehr frühzeitige Reife der Keimdrüsen bestand, die, soweit aus den Beschreibungen darüber hervorgeht, mit deutlich erkennbaren Zeichen von somatischer Pubertät zusammenging[1]), ebensogut kann eine derartige frühzeitige Reife der Keimdrüsen bestehen, obschon das Alter des Individuums damit in Widerspruch steht, und die Pubertätszeichen an den übrigen Organen des Körpers fehlen. Wo in diesen Fällen die Ovulation, aber keine Menstruation angenommen werden kann, und wo es möglich ist, zu beweisen, dass die Keimdrüsen Sperma abzusondern beginnen, da kann man nicht mit Sicherheit sagen,

[1]) Ploss, Das Weib in der Natur und Völkerkunde. Bd. I, S. 331 und Moll, Libido sexualis, S. 50 u. 51.

ob die Pubertät schon eingetreten ist oder nicht. Ebensogut aber, wie die Reize, die von den inneren Organen ausgehen, ihre Wirkung ausüben, obschon die Reize selbst nicht wahrgenommen werden, ebensogut kann es geschehen, dass Reize von peripheren Organen, hier also von den Keimdrüsen aus wirken, während hier die Reize selbst nicht bewusst werden. Keinesfalls kann man behaupten, dass die psychosexuelle Pubertät nicht von den Keimdrüsen abhängt, weil sie sich da zeigt, wo die somatische Pubertät noch fehlt oder doch nicht erkennbar ist.

Aus allen diesen Erwägungen kann man schliessen, dass sowohl der Detumeszenz- wie der Kontrektationstrieb auf dem Einfluss der Keimdrüsen beruht, und auch, dass der Detumeszenztrieb eine direkte, der Kontrektationstrieb eine indirekte Folge davon ist. Das letztere geht deutlich aus der Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes hervor und aus dem Zweck, dem die Keimdrüsen dienen. Auf einem gewissen Stadium der Entwicklung entstand die geschlechtliche Fortpflanzung aus der ungeschlechtlichen, weil es nötig war, dass die zwei Keimzellen miteinander in Berührung gebracht wurden. Die Wesen, die sich ungeschlechtlich fortpflanzen, bleiben im Kampfe ums Dasein hinter denen zurück, die sich durch geschlechtliche Fortpflanzung vermehren. Die Zuchtwahl liess diejenigen Individuen am Leben, die sich durch geschlechtliche Fortpflanzung vermehrten, und die gleichzeitig den Drang zur Kontrektation geerbt hatten.

Der Kontrektationstrieb ist also nicht allein sekundär in dem Entwicklungsprozesse des Geschlechtstriebes, sondern er ist auch ein sekundäres Geschlechtsmerkmal, was aus den Tatsachen, die uns die Kontrektation lehrt, hergeleitet werden kann.

Wir haben gesehen, dass sich der Geschlechtstrieb bei denen, die im späten Alter kastriert wurden, kaum ändert, und dass diese noch sehr lange geneigt und fähig sind, den Koitus auszuführen. Wenn aber die Kastration in sehr jungem Lebensalter geschieht, lange vor der Pubertät, lange vor der Reife der Geschlechtsdrüsen, sieht man, abgesehen von den somatischen Veränderungen, dass der Geschlechtstrieb in der späteren Lebenszeit ausbleibt — von Ausnahmefällen abgesehen — und dass sich nicht allein der Detumeszenztrieb, was zu begreifen ist, sondern auch der Kontrektationstrieb nicht zeigt. Dass einige vor der Pubertät Kastrierte doch zuweilen einen gewissen Kontrektationstrieb zeigen, kann ausser durch den zerebralen Faktor und die oben erwähnte Auffassung von Goltz, dadurch erklärt werden, dass die psychosexuelle Reife vor der Reife der Keimdrüsen vorhanden gewesen sein kann, und das Wegnehmen der Keimdrüsen in diesen Fällen auf die Entwicklung des Kontrektationstriebes nicht notwendigerweise hemmend gewirkt

[1] Moll, l. c. S. 83.





zu haben braucht. Einige Erinnerungsbilder — die selbst das Erektionsgefühl hervorbringen können —, die sich durch die peripheren Prozesse gebildet haben, werden nicht notwendigerweise durch eine Operation an der Peripherie, durch die Kastration vernichtet. Es ist sehr wohl möglich, dass — selbst wenn die Kastration in sehr jugendlichem Alter geschieht — doch schon psychosexuelle Prozesse stattgefunden haben [1]). Ob bei Kastration in späterer Lebenszeit der Kontrektationstrieb ganz verschwindet, scheint vom Individuum abzuhängen. Obwohl man behauptet, dass das Verschwinden die Regel sein soll, beweisen doch die Beispiele der Kastraten, die wir angeführt haben, und, um eine allgemein bekannte Tatsache zu nehmen, das Erlebnis von Abälard und Héloise, dass diese Regel Ausnahmen hat. Abälard wurde 1115, als er ungefähr 36 Jahre alt war, von seinem Feinde aus Rache kastriert. Obschon er 10 Jahre nach seiner Verstümmelung seinen Verkehr mit Héloise abgebrochen hatte, und zwar wahrscheinlich aus Schamgefühl kehrte er doch nach einiger Zeit mit denselben Liebesgefühlen wie vorher zu ihr zurück.

Bei jung kastrierten Individuen sieht man vor allem, wenn sowohl der Detumeszenz- wie der Kontrektationstrieb verschwinden, auch viele sekundäre Kennzeichen zugrunde gehen oder unentwickelt bleiben. Der männliche Kastrat behält seine hohe Kinderstimme, die Entwicklung des Bartes bleibt aus; frühzeitig kastrierte Tiere verlieren ihre sekundären Geschlechtsmerkmale oder diese verändern sich doch deutlich; der Hahn kräht nicht mehr usw. Lassen wir den Detumeszenztrieb unbeachtet, so steht das Verschwinden des Kontrektationstriebes auf derselben Stufe wie das Verschwinden der sekundären Geschlechtsmerkmale und muss deshalb selbst als ein solches betrachtet werden. Die folgenden Sätze, wie sie Moll aufgestellt hat, geben in Kürze das Verhältnis zwischen Detumeszenz- und Kontrektationstrieb wieder.

1. Der Geschlechtstrieb des Menschen lässt sich in zwei Komponenten zerlegen, in den Detumeszenz- und den Kontrektationstrieb.

2. Der Detumeszenztrieb drängt zu einer örtlichen Funktion an den Genitalien, u. zw. beim Manne zur Abscheidung von Sperma. Diese Funktion kann als ein Drang zur Entleerung eines abgeschiedenen Sekretes betrachtet werden.

3. Der Kontrektationstrieb führt den Mann zur Frau, u. zw. zur geistigen und körperlichen Annäherung, die Frau ebenso zur Annäherung an den Mann.

4. Die Fortpflanzung niederer Tiere durch Teilung oder Knospung wobei nur ein Elterntier notwendig ist, ist stets nach einer vorübergehenden Vergrösserung mit einer Volumenverminderung des Elterntieres vereinigt. Die Volumenverminderung bei höher organisierten Tieren, die eine Folge der Herausbeförderung der Keimzellen ist, kann



mit der Volumenverminderung bei niederen Tieren verglichen werden. Man findet den Detumeszenztrieb sowohl bei den niederen als bei den höheren Tieren; er ist phylogenetisch das Primäre. Die Kontrektation tritt erst bei den höheren Tieren ein, bei denen sich zwei Individuen zur Fortpflanzung verbinden; er ist sekundär. Der Prozess hat zur Folge, dass zwei Vererbungstendenzen zusammentreten, was insofern zweckmässig ist, als dadurch die Widerstandsfähigkeit der Nachkommen stärker wird.

5. Ontogenetisch hat sich bei der Frau die Detumeszenz von der Funktion der Keimdrüsen getrennt, während ursprünglich beide Prozesse zusammenfielen. Da nun infolge der Entwicklung des Geschlechtstriebes zwei Individuen zur Fortpflanzung nötig sind, knüpft sich auch der Kontrektationstrieb an die Funktion der Keimdrüsen.

6. In der individuellen Entwicklung des Menschen ist die Anwesenheit der Keimdrüsen das Primäre. Der Kontrektationstrieb ist ein sekundärer Geschlechtscharakter. Beim Manne ist der Detumeszenztrieb eine unmittelbare Folge des Bestehens der Keimdrüsen. Ursprünglich fielen Detumeszenz und Ausstossung der Eier beim Weib zusammen, wie es noch bei den Fischen der Fall ist. Der Prozess ist insofern angedeutet, als die Ausstossung des Eies aus dem Ovarium nicht unmittelbar mit dem Geschlechtstrieb in Zusammenhang steht [1].

[1] Scheinbar widerspricht dem die Tatsache, dass viele Frauen in den ersten Tagen der Menstruation (einige auch während der ganzen Periode) eine deutlich ausgesprochene Abneigung gegen geschlechtlichen Umgang haben und, sobald die Menstruation abgelaufen ist, einen erhöhten Geschlechtstrieb zeigen, während andere sowohl vor als während der Menstruation einen erhöhten Geschlechtstrieb bekunden. Hieraus würde man geneigt sein zu schliessen, dass wohl die Abstossung des Eies und die Menstruation stark mit dem Geschlechtstrieb in Verbindung stehen; es ist jedoch noch nicht festgestellt, welche Ursache der Menstruation zugrunde liegt. Was man weiss, ist, dass bei den Frauen in regelmässigen Abständen ein erhöhter Blutzufluss nach den Beckenorganen stattfindet, und dass wahrscheinlich dadurch die Blutung aus den Geschlechtsorganen in Verbindung mit der Abstossung des Eies aus dem Ovarium entsteht. Beides steht dann in keinem anderen Zusammenhang miteinander. Einige Autoren meinen sogar, dass die Abstossung des Eies auch in der Zwischenzeit während der regelmässigen Blutungen aus den Genitalien stattfindet. Der vermehrte Blutzufluss soll eine Erklärung für den erhöhten Geschlechtstrieb während und vor der Menstruation geben können. Was den Widerwillen gegen den geschlechtlichen Umgang während der Menstruationstage anlangt, so beruht dieser mehr auf einem psychologischen als auf einem physiologischen Faktor. Er soll nämlich die Folge des Schamgefühls sein, das auf dem Unangenehmen des Zustandes beruht in Verbindung mit dem Gefühl, dass der Frau seit Jahrhunderten eingeprägt ist und beim Manne seit Jahrhunderten besteht, und das ihm sozusagen unbewusst geworden ist, nämlich mit dem Gefühl, dass Geschlechtsgemeinschaft während der Menstruation unerlaubt ist, — eine Vorschrift, die auf religiösen Gründen beruht, so dass eine scheinbare Verminderung der Geschlechtslust entsteht. Dabei wissen die Frauen oft wenig von ihren eigenen Gefühlen auf diesem Gebiet und sind nur allzusehr geneigt, sei es auch unwillkürlich, durch Konvention und Gewohnheit ihre Gefühle auf geschlechtlichem Gebiete zu verschleiern.

Vor allem aber geht aus dem obigen hervor, dass der Schluss Molls richtig ist, und dass die Abstossung des Eies, die nichts mit der Menstruation zu tun hat, nicht die Ursache einer Vermehrung oder Verminderung des Geschlechtstriebes sein kann. Und wenn es wahr ist, dass die Ovulation, die Abstossung des Eies, stets stattfindet, so ist der Beweis für Molls Behauptung ganz deutlich erbracht.



7. Der Zusammenhang des Detumeszentriebes und des Kontrektationstriebes mit den Keimdrüsen wird durch die Folgen der Kastration bewiesen.

8. Diese Folgen werden weniger deutlich, wenn das Individuum nach dem Eintritt der Pubertät kastriert wird. Die Komponenten können dann im Alter weiter bestehen, auch wenn die normale Funktion der Keimdrüsen aufgehört hat.

9. Man muss im Auge behalten, dass die psychosexuelle Pubertät oft vor der somatischen auftritt. Es scheint, dass die Reize, die von den Keimdrüsen ausgehen, nicht immer an die Reife der Keimdrüsen gebunden sind.

Havelock Ellis stimmt jedoch mit Moll nicht ganz überein. Er hält Molls Auffassung, dass Detumeszenz- und Kontrektationstrieb als ein späteres Produkt der Keimdrüsen und als ein sekundärer Geschlechtscharakter aufgefasst werden muss, nicht für ganz richtig. Er betrachtet den Kontrektationstrieb anders und meint, dass zwischen den zwei Neigungen ein enger Zusammenhang besteht. Die zwei Komponenten (und es sind mindestens zwei) stehen nach ihm in so engem Zusammenhang, dass sie verschiedene Stadien eines Prozesses ausmachen. Diese Komponenten nennt er Tumeszenz und Detumeszenz. Der erste hat zum Ziel, einerseits den Mann in den Zustand zu bringen, dass die Entspannung später Platz finden kann und andererseits die Frau zu einem gleichen Zustand, in dem die sexuelle Spannung geweckt wird, zu führen. Der zweite Faktor hat zum Ziel, die entstandene Spannung zur Entspannung zu bringen und indirekt die Gelegenheit entstehen zu lassen, wodurch das Geschlecht fortgepflanzt werden kann[1]). Nach Havelock Ellis verschmilzt der Kontrektationstrieb Molls mit dem zweiten Faktor, mit dem Detumeszenztrieb. Die zwei Faktoren sind nach seiner Meinung nur Tumeszenz und Detumeszenz, wobei letztere der Vereinigung von Detumeszenz- und Kontrektationstrieb im Sinne Molls entspricht.

Havelock Ellis führt nun, indem er sich auf die von verschiedenen Untersuchern mitgeteilten Tatsachen stützt, die folgenden Beweise für seine Behauptungen an. Darwin hat bereits mitgeteilt, dass die Werbung, das Spiel und der Tanz der Männchen dazu dienen, die Weibchen in einen Zustand der Erregung zu versetzen. Er hat aber nicht beobachtet, dass auch das Männchen selbst dadurch in einen Zustand von Tumeszenz gerät. Andere Untersucher nach Darwin sind der Meinung, dass die verschiedenen Sprünge, Farben, Formen, Spiele usw. der Tiere zur gegenseitigen Erregung dienen, und sie haben beobachtet, dass die Werbung unter den Tieren beinahe niemals ohne Kampf vor-

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 63.



kommt. Das Ziel der Werbung ist nicht nur darauf gerichtet, dem Weibchen Gelegenheit zur Wahl zu geben, sondern „der Zweck der Werbung ist die Erregung von Männchen und Weibchen, die nicht nur die Kopulation erleichtert, sondern auch die Befruchtung begünstigt[1])." Auch der Gesang der Vögel hat neben der Anlockung des Weibchens seine sexuelle Erregung zum Ziel, und das Weibchen wählt alsdann das Männchen, das bei ihm die grösste sexuelle Erregung hervorruft. Ziegler sagt hierüber: „Bei allen Tieren ist ein hoher Grad von Erregung des Nervensystems für die Befruchtung notwendig, und wir finden deshalb ein erregtes Vorspiel des Befruchtungsaktes weit verbreitet[2])." Die Werbung muss als Mittel aufgefasst werden, den Trieb, der zur Paarung nötig ist, zum Vorschein zu bringen. Durch die Werbung gerät der ganze Organismus in einen Zustand von Reizung, und es tritt sowohl eine örtliche wie eine allgemeine Veränderung in der Füllung der Blutgefässe ein. Dadurch entsteht ein Zustand stark wirkender Spannung. Diesem Zustand geht voraus und ihn begleitet, bevor sich die Spannung entladet, ein unwiderstehlicher und gebieterischer Trieb.

Diese Werbung oder dieses Liebesspiel sieht man sowohl bei niederen wie bei höheren Tieren. Man hat das selbst bei hermaphroditischen Schnecken wahrgenommen, wo man beobachtet hat, dass das Telum Veneris, der sog. Liebespfeil, der bei einigen Heliziden vorkommt, zur Erhöhung der Reizung vor und während der Kopulation dient. Spinnen kann man die kompliziertesten Bewegungen machen sehen, um dem Weibchen zu gefallen, während einige Insekten in der Paarungszeit einen Auswuchs bekommen, der die Männchen für das Weibchen anlockender macht. Man weiss, dass in der Paarungszeit die Vögel nicht nur ein schöner gefärbtes Federkleid erhalten, sondern dass sie in dieser Periode auch die verschiedensten Bewegungen machen.

Dieselben vorbereitenden Bewegungen wie bei den niederen Tieren und bei den Vögeln sieht man auch bei den Säugetieren und Menschen. Alle diese Bewegungen dienen nicht nur dazu, das Männchen in Tumeszenz zu versetzen, sondern auch dazu, bei dem Weibchen einen Zustand der Erregtheit entstehen zu lassen. Dass es beim Menschen ebenso ist, beweisen die Tänze, die bei verschiedenen wilden Völkern bei Feierlichkeiten, bei gottesdienstlichen Festen, wie auch vor der Vollziehung der Ehe ausgeführt werden. Der Tanz ist das gebräuchlichste Mittel, Tumeszenz zu erzeugen. Einige Tiere springen und schlagen mit den Füssen auf den Boden, wenn ihre Paarzeit gekommen ist, eine Wirkung, die von dieser herbeigeführt wird. Die höchste und meist entwickelte Bewegungsart ist der Tanz, und dieser ist, wie man selbst

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 25. — [2]) Ziegler in einem Brief an Groos, erwähnt in „Spiele der Tiere", zitiert bei Havelock Ellis in Das Geschlechtsgefühl, S. 28.



beim Tanz der kultivierteren Völker sehen kann — es geschieht dies vor allem bei dem Walzer — imstande, eine Person in einen Zustand von Ekstase zu bringen. Bei den primitiven Tänzen sind gerade in ihrer schönsten Form alle Glieder des Körpers beteiligt, wie man aus der Beschreibung der Tänze primitiver Völker ersieht.

Da diese komplizierteste und höchste Form von Körperbewegung die stärkste organische Erregung erzeugt, die durch Muskeltätigkeit erreicht werden kann, wird man begreifen, dass sie schon bei Tieren, die noch auf einer sehr tiefen Entwicklungsstufe stehen, bei der Erweckung der geschlechtlichen Tumeszenz eine Rolle spielt. Dass der Tanz der kultivierten Völker mit den Liebesgefühlen und mit dem Geschlechtsleben in Verbindung steht, ja selbst unsere Tänze noch einen geschlechtlichen Ursprung haben (z. B. der Walzer), haben die Untersucher bewiesen, die den Ursprung und die Bedeutung des Tanzes studiert haben [1]).

Nicht allein rufen die Bewegungen, die die Person macht, bei ihr selbst Tumeszenz hervor, sondern auch bei denen, die die Bewegungen sehen. Féré hat durch seine Versuche bewiesen, dass die Muskeln derjenigen, die Bewegungen ausführen sehen, in einen Reizzustand geraten, wobei die Grösse der Reizung durch Messung bewiesen werden kann [2]). Das geht auch aus dem hervor, was man bei primitiven Völkern beobachtet hat, wo die Zuschauer durch einen leidenschaftlichen Tanz ebenso wie die Tänzer selbst erregt werden. So ist es zu erklären, dass bei vielen primitiven Stämmen und auch bei Tieren der Tanz des Mannes oder des Männchens, bei der Frau oder beim Weibchen zur Erregung genügt, ohne dass die weibliche Person selbst an dem Tanze teilzunehmen braucht.

Wenn man die Berichte der Ethnologen und der Reisenden verfolgt, sieht man, dass bei den meisten wilden Völkern der Tanz ein erheblicher, ja, der erheblichste Teil der Werbung, der Vorbereitung zum Koitus ist. Mitunter tanzen die Männer und die Frauen zusammen, zuweilen die Männer oder die Frauen allein, auch wohl zuerst die Männer und dann die Frauen, wobei die Tanzform verschieden ist, je nach dem Volksstamm, dem Zwecke und auch Ursprung, aus dem er hervorgegangen ist.

Havelock Ellis fasst alle diese Tatsachen als Aeusserungen desselben Instinktes auf; was den Mann betrifft, so wolle er durch Zeigen und Anwendung seiner Kraft, seiner Geschicklichkeit und seiner Schönheit, seine eigene Leidenschaft und die der Frau wecken. Die Aeusserung des Instinktes wird mit der Kultur verändert. Ver-

[1]) Havelock Ellis, Das Geschlechtsgefühl. S. 56 ff. — [2]) Féré, Le plaisir de la vue des mouvements, angeführt bei H. Ellis, in: Das Geschlechtsgefühl, S. 58.

schiedene Umstände haben dabei mitgewirkt, dass die Art und Weise wie die Tumeszenz geweckt wird, eine andere Form angenommen hat, doch ist dasselbe Ziel geblieben bei „Werbung, Hofmachen“. Alle gegenseitigen Annäherungen und Liebkosungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechts haben nur den Zweck, einen Zustand von Tumeszenz herbeizuführen.

Das Tumeszenzstadium dauert am längsten bei dem sexuellen Prozess und ist das gewichtigste und gleichzeitig das charakterischste. Während der Tumeszenz entwickelt sich der ganze psychische Teil des Geschlechtstriebes. Das zweite Stadium des Geschlechtstriebes ist das der Detumeszenz, das Bedürfnis nach Entledigung, das mit sehr starker und überwältigender nervöser Spannung verbunden ist. Bis zu einem gewissen Grade kann die Anspannung mit dem verglichen werden, was bei der Entleerung der Blase entsteht, doch ist bei dieser die motorisch nervöse Entladung nicht so gross. Blase und Geschlechtszentrum liegen auch dicht beieinander. Man hat eine Wechselwirkung zwischen beiden angeführt. Die Entladung, die durch die Detumeszenz zustande kommt, entspannt die Energie, die durch den langsamen Tumeszenzprozess in dem Körper angehäuft ist, und diese Entladung bringt alle Nervenzentren im Körper zum Mitschwingen.

Die Tatsachen, die Havelock Ellis bringt, können jedoch auch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. In einem gegebenen Zeitpunkt, der für die verschiedenen Tiere verschieden ist, beginnt die Brunst- oder Paarzeit, das Bedürfnis nach Geschlechtsgemeinschaft sowohl beim Männchen wie beim Weibchen. Dass dies nicht das ganze Jahr hindurch der Fall ist, sondern dass der Zeitpunkt für verschiedene Tiere verschieden ist, hängt neben den klimatischen Einflüssen von dem Zeitpunkt ab — und ist auch von Anfang an davon abhängig gewesen — wo die Nahrung, von der die Tierart lebt, im Ueberfluss vorhanden ist, und zwar sowohl von dem Zeitpunkt, wo sich die Eltern paaren, wie von dem, wo die Jungen zur Welt kommen [1]). Das ist die hauptsächlichste Ursache, weshalb die Brunstzeit bei Tieren, die in der Wildnis leben, nur ein- oder zweimal im Jahr vorkommt, was sich bei gezähmten Tieren und bei Haustieren ändert.

Die Haustiere und gezähmten Tiere werden jedoch in kürzeren oder längeren Zwischenpausen mehrere Male im Jahre läufig, heiss, brünstig, oder wie man die Zustände je nach dem Tier nennt. Dieser Zustand geschlechtlicher Erregung nimmt bei Tieren wahrscheinlich die Stelle der Menstruation ein, die beim Menschen in regelmässigen monatlichen Perioden oder in Zwischenräumen von 28 Tagen vorkommt, die man schon bei den höheren Affen in ausgesprochener Form sehen

[1]) Havelock Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl, S. 142, und Westermarck, l. c., S. 26.



kann und die man bei einigen Haustieren und Tieren, die in der Gefangenschaft leben, beobachtet hat, wenn auch hier die mit Blut gemischte Ausscheidung aus der Scheide nicht so deutlich ist, wie beim Menschen und bei den höheren Affen [1]).

Während beim Menschen das männliche Individuum nicht mehr eine regelmässig wiederkehrende Brunstzeit durchmacht, kann man beim weiblichen Individuum eine periodische Erhöhung des Geschlechtstriebes beobachten, wenn sie auch hier und da durch die Kultur verändert, vermindert oder ganz verschwunden ist. Im Vorhergehenden haben wir gesehen, dass einige Frauen während der Periode einen erhöhten Geschlechtstrieb haben. Die Brunstzeit ist es, die das Männchen wählt, um Werbungsbewegungen zu machen, damit das Weibchen, das in denselben Zustand gerät, in höhere Tumeszenz kommt, und vielleicht auch, um sich selbst in höhere Tumeszenz zu bringen.

Wo schon vor der Brunstzeit bei den Tieren ein starker Blutzufluss nach den Genitalen stattfindet [2]), kann man annehmen, dass sich entweder daraus eine grössere Energie durch den ganzen Körper entwickelt, oder dass dieser Blutzufluss eine Begleiterscheinung der grossen Energieveränderung ist, die im ganzen Organismus stattfindet. Im Gefolge der grösseren Energie besteht das Bedürfnis nach dem Aktivsein, nach Bewegungen, das Bedürfnis, die Energie zur Aeusserung zu bringen. Die Tumeszenz ist die Ursache der Bewegungen, des Tanzes, der Kämpfe usw. Diese Bewegungen erhöhen die Tumeszenz, in die das Weibchen ebensogut wie das Männchen versetzt wird. Infolge der grösseren Energie zu dieser Zeit werden bei anderen Tieren die Farben blendender, das Wachstum der Federn länger, es entstehen neue Federn und Auswüchse, Erscheinungen, die eben einen Reiz auf das Weibchen ausüben.

Man hat dagegen angeführt, dass diese Farbenveränderung usw. nicht eine Folge der grösseren Energie sein können, da sie wohl bei niederen Tieren vorkommen, aber bei den Wirbeltieren, die doch in dieser Zeit ebenfalls eine grosse Energievermehrung haben, fehlen [3]). Man vergisst jedoch, dass, wenn sich auch die Energie bei einer Tierart auf eine bestimmte Weise äussert, daraus nicht folgt, dass diese Aeusserung auch bei einer andern Tierart oder Tierklasse dieselbe sein muss.

Das Sehen dieser glänzenden Farben, dieser Verzierungen usw. entspricht einem sexuellen Reiz für das Weibchen, „regt das geschlechtliche Verlangen des andern Geschlechts an“ [4]), und es nimmt die Tumeszenz der Weibchen zu. Die Weibchen werden also durch den Anblick der Bewegungen und der Farben, durch das Hören des Gesanges der Männchen zu höherer Tumeszenz gebracht, während die Tumeszenz der

[1]) Havelock Ellis, Geschlechtstrieb u. Schamgefühl, S. 84 ff. — [2]) H. Ellis, Das Geschlechtsgefühl, S. 23. — [3]) Westermarck, l. c., S. 245. — [4]) a. a. O., S. 181.



Männchen einerseits die Ursache ihrer Bewegungen ist, anderseits durch die Bewegungen noch erhöbt wird. Dass die Tumeszenz der Männchen durch ihre eigene Farbenveränderung oder durch neue und schöne Auswüchse erhöht werden soll, ist sehr unwahrscheinlich.

Eine andere Auffassung ist die, dass die Männchen diese sekundären Geschlechtsmerkmale erhalten, um besser durch das Weibchen gesehen und gefunden zu werden [1]). Dies braucht aber nicht zu verhindern, dass die glänzenden Farben und andere sekundäre Geschlechtsmerkmale ebenfalls ein sexueller Reiz für das Weibchen sein können. Es ist ausserdem wahrscheinlich, dass nicht der individuelle Geschmack und andere bei Tieren unbeständige psychische Eigenschaften, die Veranlassung zur Wahl durch das Weibchen sind, sondern dass dieses durch das Männchen angezogen wird, das durch die sekundären Geschlechtsmerkmale dem vollendetsten Typus seiner Art nahekommt [2]).

Man muss sich fragen, weshalb das Männchen, das doch das suchende in der Tierwelt ist, allein mit den glänzenden Farben verziert wird und nicht das Weibchen und weshalb in der Paarungszeit das Männchen aktiver auftritt, tanzt, Bewegungen macht, während das Weibchen eine passivere Rolle spielt. Die Erklärung für ersteres muss wahrscheinlich darin gefunden werden, dass — wo mit dem Erwerben glänzender Farben Gefahren verbunden sind und vornehmlich da, wo die schönere Färbung auch die Beute für den Feind bequemer macht — gerade das Männchen die Verzierung bekommt, weil es stärker als das Weibchen ist und weil es sich besser verteidigen kann, und dass das Weibchen wegen seiner geringeren Stärke einen grösseren Schutz nötig hat. Das zweite kann aus der passiven Rolle erklärt werden, die das Weibchen bei der Fortpflanzung im ganzen Tierreich erfüllt. Die Inaktivität darf aber nicht allgemein angenommen werden. Es gibt Fälle, wo die Weibchen ebenso wie die Männchen eine aktive Rolle bei der Fortpflanzung spielen [3]), während auf der andern Seite bei Weibchen mehr als bei Männchen Antipathien vorkommen [4]), was dann auch eine Erklärung geben kann für einige Fälle, wo bei höheren Tieren das Männchen eine aktive, das Weibchen eine passive Rolle spielt. Beim Menschen ist alles durch die Kultur, durch die höhere Entwicklung verändert. Wohl gibt es Fälle, wo bei wilden Völkern die Männer noch tanzen, und es ist eine Ausnahme — wie es noch bei einigen Völkern geschieht — dass die Frauen zusammen mit den Männern tanzen. Auch gilt dasselbe von der Verzierung und der Verschönerung. Bei den kultivierten Völkern jedoch ist das ganz anders. Hier spielt die Frau eine aktive und gleichzeitig eine passive Rolle. Es ist die Frau, die sich bei unserem Zusammenleben verschönt und unbewusst

[1]) a. a. O., S. 244 ff. — [2]) Westermarck, S. 252. — [3]) a. a. O., S. 249. — [4]) a. a. O. S. 185.



danach strebt, durch Entblössung von Teilen ihres Körpers, durch die Gestalt, und durch die Farben ihrer Kleider usw. den Mann anzulocken und ihn zur Tumeszenz zu bringen. Es ist also ihre Rolle eine passive, damit sie ihrerseits gezwungen ist, zu warten, bis der Mann um ihre Hand nachsucht und mit ihr eine Heirat eingehen will. Dies ist natürlich nur eine Beschreibung in sehr grossen Linien.

Hier sind noch allerlei Ausnahmen und Verschiedenheiten anzuführen, je nach dem Land, den Sitten und Gewohnheiten, der Höhe der Kultur und Erziehung, dem Stand, der sozialen Stellung und den verschiedenen Stufen in der Gesellschaft. Ein grosser Unterschied ist aber deutlich: während nämlich in der Tierwelt das Weibchen passiv und das Männchen allein aktiv ist, wo sie in der Wildnis zusammenleben — einige wenige Fälle ausgenommen — spielt in der kultivierten Gesellschaft die Frau auf dem Gebiete des Geschlechtslebens eine viel aktivere Rolle als sonst beim Zusammenleben. Es würde uns zu weit führen und es gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Arbeit, hierauf einzugehen. (Schluss folgt.)

---

# Zum Probleme der Hypnose.

## Experimentelle Beiträge[1]).

Vorläufige Mitteilung von Dr. **Sydney Alrutz**, Dozent der Psychologie an der Universität Upsala.

### I.

### Die methodische Behandlung des hypnotischen Problems.

Ich begrenze sofort meine Aufgabe: Die Untersuchung hypnosigener und intrahypnotischer Mittel. Also, die Untersuchung der Mittel, die Hypnose hervorbringen oder die während der Hypnose verschiedene Wirkungen hervorrufen.

Wenn wir sämtliche Behauptungen der verschiedenen Forscher zusammenstellen, erhalten wir eine ziemlich lange Liste solcher Mittel, die angeblich eine spezifische Wirkung ausüben. Diese Liste würde etwa so aussehen: Streiche (oder Hinzeigen) mit oder ohne Berührung; Fixation, entweder im allgemeinen aber mit stark konvergierten Sehachsen, oder von glänzenden Gegenständen, oder der Augen des Hypnotiseurs; lautes Geräusch; monotone Geräusche; Magnete, Kristalle, Metalle; starke Konzentration oder exspektative Aufmerksamkeit; Suggestion; Autosuggestion und telepathische Einwirkungen.

---

[1]) Eingegangen am 1. Mai 1912.



Es ist einleuchtend, dass ich hier keinen Unterschied zwischen hypnosigenen und intrahypnotischen Mitteln gemacht habe.

Nun ist es ja freilich die herrschende Theorie unserer Tage, dass alle diese verschiedenen Mittel in suggestiver Weise — also als direkte oder indirekte Suggestionen — wirken. Dennoch gibt es fortwährend so beachtenswerte Anhaltspunkte dafür, dass wenigstens einige von diesen in irgend anderer Weise als auf suggestivem Wege wirken oder mit anderen Worten: es gibt so viele nicht zu vernachlässigende Forscher, die für solche Ansichten noch heutzutage eintreten, dass eine Revision des ganzen Gebietes meiner Ansicht nach gefordert werden muss.

Wenn man aber diese mehr als ein Jahrhundert alten Streitfragen noch einmal aufrollt, so muss man wirklich auf den Grund gehen, d. h. man muss versuchen, jedes „spezifische" Mittel isoliert für sich zu untersuchen, also mit Elimination irgendwelcher möglicher Wirkung von seiten der übrigen Mittel. Dabei muss man auch alle subjektiven Meinungen beiseite lassen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit solcher spezifischen Wirkungen. Man muss — so schwierig es auch sein mag — vorurteilslos und rücksichtslos ein rein objektives Verfahren anwenden — sonst lohnt es sich gar nicht, sonst kann man nicht einmal hoffen, eine endgültige Lösung zu gewinnen.

Ich beabsichtige, im folgenden Abschnitt einen sehr verkürzten und nur ganz präliminären Bericht der bisher gewonnenen Resultate meiner Untersuchungen über e i n e i n z i g e s von diesen Mitteln und zwar über das Streichen ohne Berührung (was man auch im französischen p a s s e s nennt) zu geben.

## II.

## Experimentelle Untersuchungen über die Effektivität der Passen (Streichen ohne Berührung).

### 1. Problemstellung und Versuchsanordnung.

Bei der Behandlung der Frage vom Streichen ist es vorteilhaft, mit dem Streichen o h n e Berührung zu beginnen, weil es hier möglich ist, sowohl taktile als thermische Reize auszuschalten und auch Autosuggestionen zu vermeiden.

Ferner ist zu betonen, dass es zweckmässiger ist, zuerst die Wirkung der Passes, z. B. auf die Hautsensibilität, wenn die Hypnose bereits eingetreten ist, zu untersuchen, als ihre Bedeutung für die Einschläferung, bzw. das Erwecken festzustellen, da es viel schwie-



riger ist, Suggestionswirkungen bei diesen beiden Arten von Prozessen zu vermeiden.

Um die Möglichkeit gewöhnlicher Hautsinnesreizung, Luftströme und Wärmestrahlung von der Hand des Hypnotiseurs, auszuschalten, habe ich die Untersuchung in der Weise begonnen, dass ich die Haut der Versuchsperson durch Platten aus Glas, Metall oder anderen Stoffen schützte, die, an einem Stativ befestigt, in einigen Zentimetern Abstand von der Haut angebracht wurden, und dann die Passes in so geringem Abstand als möglich von diesen Platten ausführte, ohne sie jedoch zu berühren. Ich will gleich hier sagen, dass diese Vorsichtsmassregeln glücklicherweise in gewissen Fällen nicht die Wirkung der Passes verhinderten.

Es ist klar, dass man dieselbe Versuchsanordnung anwenden kann, wenn man die Wirkung der Passes untersucht oder wenn man feststellen will, ob das blosse Halten der Hand über einer Hautfläche oder einem Körperteil (oder das Hinzeigen mit einem Finger) eine Wirkung herbeiführt.

Schliesslich bedarf es kaum besonderer Erwähnung, dass die Versuchsperson in vollständiger Unkenntnis darüber zu halten ist, was man mit ihr vorhat und wann ein Versuch angestellt wird, sowie dass jede absichtliche Suggestion seitens des Hypnotiseurs zu vermeiden ist — denn es sind ja die behaupteten Wirkungen der Passes unabhängig von aller Suggestion, die es hier in erster Linie zu erforschen gilt.

Die Untersuchungen, über die ich hier berichte, sind hauptsächlich an einer einzigen Person, einem Metallarbeiter W., angestellt worden. Dieser, der Hysteriker und Neurastheniker ist, ist von mir mittels Hypnose wegen Herzneurose, Schlaflosigkeit, starker Depression mit Unruhe usw. mit sehr günstigem Erfolg behandelt worden.

Ich kann hinzufügen, dass ich während der mehr als 50 Sitzungen (über mehr als zwei Jahre verteilt), die ich mit meiner Versuchsperson gehabt habe, ihm niemals eine einzige Suggestion auf dem Gebiete der Sensibilität gegeben habe — vor allem dies Gebiet ist es nämlich, auf dem die Passes Wirkungen ausüben, wie wir sogleich sehen werden.

## 2. Ergebnisse.

Ich beschreibe zunächst, was ich den „Hauptversuch" nennen möchte. Er geht folgendermassen vor sich.

Nachdem der Patient in leichte Hypnose versetzt und ihm ein undurchsichtiges Tuch über den Kopf geworfen worden ist — die Ohren können ihm, wenn es gewünscht wird, verstopft werden, und das





ist auch bei gewissen Versuchen geschehen — mache ich mit meiner rechten Hand so lautlos als möglich abwärtsgehende (d. h. in zentrifugaler Richtung verlaufende) Passes über der Platte, die sich über dem entblössten Unterarm und der Hand des Patienten befindet. Diese abwärtsgehenden Passes mache ich mit ausgestreckter, flacher Hand, mit der Volarseite nach unten und gewöhnlich mit dem Handgelenk nach vorn. Die Bewegung geschieht recht langsam und gewöhnlich vom Ellenbogengelenk des Patienten an bis zu den Fingerspitzen, eine Minute lang. Während dieser Zeit mache ich ca. 20 Passes.

Vorausgesetzt, dass die Platte z. B. von Glas (sogar 5 mm dick) und die Hautsensibilität kurz vor dem Versuch (aber in der Hypnose) als etwas übernormal (schwache Hyperalgesie und Hyperästhesie) befunden worden ist, so ist die Wirkung dieser Behandlung die, dass die Sensibilität ganz aufgehoben wird und zwar rücksichtlich aller Hautsinnesqualitäten, ausgenommen bisweilen die Druckempfindungen. Natürlich nehmen die Wirkungen der Passes, d. h. die Insensibilität, zu, wenn man die Zeit der Einwirkung länger bemisst. Diese selbe Wirkung erhält man auch dann, wenn die Glasplatte durch eine Platte aus Zink, Eisen, Kupfer, Blei u. a. Metallen oder auch Legierungen, wie Messing, ersetzt wird. Nimmt man dagegen eine Platte aus Pappe, Baumwolle oder Wolle, so zeigt diese eine hindernde Einwirkung: die Platte wirkt nun mehr oder minder als ein Schirm. Ferner: auch andere Personen als der Hypnotiseur können diese Unempfindlichkeit hervorrufen, wenigstens während des betreffenden hypnotischen Zustandes. Den ungefähr 20 Personen (Psychologen, Physiologen, Aerzten, Physikern usw.), die diese Versuche nachgemacht haben, sind sie sämtlich gelungen, und alle haben dieselbe Wirkung erhalten.

Wenn man nun auf dieser unempfindlichen Haut bei im übrigen derselben Anordnung aufwärtsgehende Passes — also in zentripetaler Richtung — macht und einen durchlässigen Stoff als Platte verwendet, so zeigt sich eine eigentümliche Erscheinung: die Versuchsperson erfährt Unbehagen, reibt sich mit der anderen Hand und gibt spontan oder auf Befragen an, dass es „sticht", und auch, obwohl später, dass sie ein Gefühl der Wärme oder Kälte oder beides verspürt. Ich deute diese subjektiven Erscheinungen als Zeichen der zurückkehrenden Sensibilität, da diese tatsächlich stets zurückgekehrt ist, sobald die subjektiven, spontanen Empfindungen aufgetreten sind. Diese Empfindungen, wenigstens die Wärmeempfindungen, können unabhängig von vorhergehenden Reizungen auftreten. Sie beruhen aber auch teilweise hierauf, denn wenn ich z. B. die vordersten Fingerglieder des Patienten während des analge-

tischen Stadiums mit einer Nadel steche, so reibt er sich später und gibt Stichempfindungen nur hier an, wenn die Sensibilität wieder erwacht ist.

Noch ein weiteres Phänomen ist hier zu beachten: wenn die abwärtsgehenden Passes gemacht worden sind und man die entsprechende Hautstelle z. B. analgetisch gefunden hat, erweist sich der Arm oder die Hand der Gegenseite als hochgradig hyperalgetisch. Ist die Sensibilität auf der behandelten Seite wieder hergestellt worden, so wird die Gegenseite wieder nahezu normal und rechts wieder gleich links.

Indessen können Hyperalgesie und Hyperästhesie auch direkt hervorgerufen werden, durch aufwärts gehende Passes. Und hierbei kann ich entweder von normaler Hautempfindlichkeit während der leichten Hypnose ausgehen, oder ich kann die aufwärtsgehenden Passes, die über analgetischer Haut gemacht werden, über das Mass hinaus fortsetzen, das notwendig ist, um normale Empfindlichkeit zu erhalten, oder schliesslich kann ich auch von der Analgesie (und Anästhesie) ausgehen, die spontan im tiefen hypnotischen Schlafe eintritt, und dann auch hier die Passen über die normale Empfindlichkeitsgrenze hinaus fortsetzen.

Schon bei den ersten Versuchen fand ich, dass rasche Querpassen (d. h. Passes hin und zurück und senkrecht zu Arm und Hand des Patienten rücksichtlich der Längsachse) auch verwendet werden konnten, um die Sensibilität wieder zu erwecken. Einen Schirm benutzte ich damals freilich noch nicht hierbei. Indessen entdeckte ich später, dass diese Querpasses wahrscheinlich nur als Kältereize wirkten, denn 1. wurden die Passes langsam hin und zurück gemacht, so wurde keine Wirkung erhalten; 2. konnte die Sensibilität schon allein dadurch wieder hergestellt werden, dass man kalt gegen die Haut blies, entweder mit dem Munde oder mittels eines Blasebalges, und 3. erweckt ein kalter Gegenstand beliebiger Art, auf die Hautoberfläche gelegt, die Empfindlichkeit, und in allen drei Fällen meldet sich die zurückkehrende Empfindlichkeit durch die erwähnten subjektiven Erscheinungen an.

Wir wenden uns nun einem anderen Gebiete zu: d e m m o t o r i s c h e n.

Die Beobachtung, dass Muskeln und Sehnen auf eine ähnliche eigentümliche Weise beeinflusst werden können, machte ich in Wirklichkeit, bevor ich die oben erwähnten Sensibilitätserscheinungen entdeckte. Richtet man in einem Abstand von einigen Zentimetern seinen Finger gegen die motorischen Punkte, z. B. auf der Volarseite des Unterarms, so findet man, dass eine Reizung stattfindet:



man erhält z. B. Beugungen in den Phalangealgelenken, ganz, als wenn man die fraglichen motorischen Punkte auf elektrischem Wege, mittels Induktionsströmen, schwach gereizt hätte. In derselben Weise kann man auf eine Sehne des gemeinsamen Fingerstreckers hinzeigen und dann eine Extension des entsprechenden Fingers erhalten, wenn die Hand vorher zusammengeballt gewesen war.

Auch hier kann man jede Möglichkeit einer thermischen Reizung z. B. dadurch ausschliessen, dass man eine Glasplatte zwischen die Haut der Versuchsperson und den eigenen Finger hält, ja man kann auch mit einer Glasstange, einem metallenen oder hölzernen Stabe u. dgl. durch die Glasscheibe hindurch zeigen, und der Versuch gelingt doch.

Ist die Versuchsperson in einem günstigen Zustande, so kann man sehen, wie die Sehne, auf die man zeigt, bevor die Extension beginnt, zu spielen oder auf eine eigentümliche Weise, die nicht absichtlich nachgemacht werden kann, zu zittern beginnt.

Schliesslich, wenn man seine eigene Hand ausgestreckt, still, sagen wir über der geballten Hand der Versuchsperson hält, wenn diese in leichter Hypnose ist, und der Sicherheit wegen eine Glasplatte dazwischen hält: was tritt dann ein? Dann erhalten wir nach einigen Sekunden die Angabe seitens der Versuchsperson, dass sie Wärme, Stiche empfindet, „es fühlt sich wie elektrisch an“ usw., und sie streckt die Finger aus oder hat wenigstens starke Neigung, dieses zu tun.

Wenn dagegen die Hand über einem Hautgebiet gehalten wird, wenn W. in tiefer Hypnose und folglich anästhetisch ist, so wird die Sensibilität auf der fraglichen Stelle wieder erweckt (W. reagiert dann auf verschiedene Hautsinnesreize), nicht aber auf benachbarten, wenigstens nicht, wenn die Zeit richtig abgemessen ist.

Ich habe in diesem Abschnitt nur die sozusagen grundlegenden Versuche angeführt. Die Beschreibung der Einzelversuche, die sich auf die Erforschung spezieller Probleme beziehen, muss ich auf die ausführliche Darstellung aufschieben, mit deren Veröffentlichung ich bald hoffe beginnen zu können.

### 3. Diskussion der Versuche.

Was die motorischen Erscheinungen betrifft, so haben wir meines Erachtens den geschichtlichen Anknüpfungspunkt bei Charcot zu suchen. Wir haben hier nämlich, meine ich, mit dem zu tun, was Charcot die neuro- und tendinomuskuläre Uebererregbarkeit nannte.

Selbst habe ich diese motorische Uebererregbarkeit in sehr ausgeprägtem Grade bei einer stark hysterischen Frau beobachtet. War



sie in Hypnose versetzt, so rief ein Aufsetzen meines Fingers z. B. auf einen der Muskeln des Unterarms starke Kontrakturen hervor, die allmählich sich über die ganze betreffende Körperhälfte verbreiteten. Druck auf eine Stelle des M. orbicularis oris rief Kontraktur dieses ganzen Muskels hervor usw. Nachdem ich aber meine Versuche mit W. gemacht und die entsprechenden Erfahrungen gewonnen hatte, versuchte ich einmal nur durch Zeigen und während die Versuchsperson sich in wachem Zustande befand, Kontrakturen bei dieser Frau hervorzurufen. Dies gelang mir auch — sie traten sehr stark ausgeprägt auf, und die Versuchsperson vermochte sie nicht selbst zu lösen, hierzu musste ich einen Kältereiz (Blasen) verwenden. Und wie bei W., können auch hier andere als ich diese Kontrakturen hervorrufen, notabene, wenn die Frau in wachem Zustande ist. Ich bemerke noch, dass wenigstens die Mehrzahl der Erscheinungen, die ich bei W. nachgewiesen habe, auch bei ihm in wachem Zustande hervorgerufen werden können — obwohl dann in schwächerer und daher unsicherer Form.

Bevor ich zu den Sensibilitätserscheinungen übergehe, möchte ich — was ich vielleicht schon vorher hätte tun sollen — darauf hinweisen, dass das ganze vorliegende Problem natürlich zwei Seiten hat. Teils gilt es festzustellen, welche eigentümlichen Veränderungen bei dem Nerven- und Muskelsystem der Versuchsperson durch die Hypnose oder Hysterie oder beides eingetreten sind, welche Veränderungen die Hervorrufung der oben beschriebenen Sensibilitäts- und Motilitätserscheinungen ermöglichen; teils gilt es zu versuchen, die Art der Energie festzustellen, die von dem Hypnotiseur oder den Experimentatoren herrührt und die Erscheinungen hervorruft. Je mehr diese beiden Seiten bei der experimentellen Behandlung auseinander gehalten werden können, um so vorteilhafter ist es natürlich für die Lösung des Problems.

Was nun den ersten Gesichtspunkt, d. h. den spezifischen Nervenzustand bei der Versuchsperson, betrifft, so hat es sich gezeigt, dass W. wenigstens für eine Art von physischen Kräften empfindlich ist, die sonst keinen Sinnesreiz auszuüben pflegt. Aus den Versuchen, die Dozent Dr. T. Svedberg und ich angestellt haben, scheint es nämlich sicher, dass unsere Versuchsperson bestimmte Empfindungen in einem magnetischen Kraftfelde erfährt. Wenn seine Hand zwischen die beiden Elektromagneten gelegt wird, so kann er auf Grund der Empfindungen, die er erfährt („es sticht, es bläst“), angeben, wenn der Strom geschlossen ist. Die Versuchsanordnung ist derart gewesen, dass weder er noch wir wussten, wann der Strom geschlossen war. Es hat auch den Anschein, als wenn die Richtung der Kraftlinien von Bedeutung für die Art und Aus-

breitungsweise der Empfindung sei, hier aber sind noch weitere Versuche vonnöten.

Was sonstige denkbare Reize betrifft (wie statische Elektrizität, Magneten in Bewegung, Wärmereize usw.), so ist es mir noch nicht möglich gewesen, ihre etwaigen Wirkungen einer Untersuchung zu unterziehen — oder jedenfalls noch nicht so vollständige Untersuchungen anzustellen, dass ich hier schon endgültige Resultate vorlegen könnte.

Ausser bei den hier erwähnten zwei Versuchspersonen ist es mir bei drei anderen Individuen gelungen, ähnliche Empfindungen und Sensibilitätsveränderungen in wachem Zustande und unter Anwendung von Platten und Schirmen verschiedener Art hervorzurufen. Diese drei Personen scheinen gleichfalls ein labiles Nervensystem zu besitzen.

Was die andere Seite des Problems, nämlich die Art der Einwirkung oder Reizung, die durch Passen oder blosses Halten der Hand stattfinden kann, betrifft, so haben wir im allgemeinen mehrere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen: dass die Erscheinungen (die Sensibilitäts- wie auch die motorischen Erscheinungen) entweder durch Druckreize (mittels Luftströmen) oder durch thermische Reize (Leitung, Konvektion, Strahlung) zustande kommen. Und das auf verschiedene Weise. Halten wir uns z. B. an eine dargestellte Analgesie, so können jene Reize entweder Sinnesempfindungen hervorgerufen haben, welche Ausgangspunkte für Autosuggestionen gebildet haben, wodurch die Analgesie von dem Subjekt selbst hervorgerufen wird, oder auch kann man annehmen, dass die Reize direkt (ohne dass Sinnesempfindungen ausgelöst worden sind) die Analgesie hervorgerufen haben.

Berücksichtigen wir indessen, dass bei allen entscheidenden Experimenten Schirme aus verschiedenen Stoffen angewandt, und dass die Passen einen oder einige Zentimeter über denselben ausgeführt wurden, so sind Luftströme, Wärmewirkung durch Leitung oder Konvektion ohne weiteres auszuschliessen. Es bleibt dann Wärmewirkung durch Strahlung übrig. Da ich aber positive Resultate auch dann erhalten habe, wenn ich als Schirm eine Glasflasche (mit dicken Wänden und mit Luft gefüllt) oder eine Bleiplatte von 3 mm Dicke oder doppelte Platten aus Eisenblech oder Zink anwandte, so scheint auch diese Erklärung unmöglich zu sein, da man annehmen muss, dass derartige dicke Schirme vollständig die Wärme absorbiert haben, die von der Hand des Experimentators zur Haut der Versuchsperson gestrahlt ist.

Hier ist auch daran zu erinnern, dass das blosse Halten der Hand über der Haut wie auch Passes, nämlich aufwärtsgehende,



selbst durch gewisse Platten hindurch eine Wirkung ausüben (die Sensibilität auf vollständig anästhetischer Haut wieder herstellen), dass aber starke Wärmereize (Blechgefässe, mit Wasser von 40—50 ° C. gefüllt), die in aufwärtsgehender Richtung geführt werden (ohne einen Schirm dazwischen) fast keine Wirkung auf anästhetische Haut ausüben.

Was Erklärungen mittels von mir herkommender Suggestionen (Heterosuggestionen) betrifft, so können sie keinesfalls hier Verwendung finden, da Heterosuggestionen auf diesem Gebiete niemals dem W. gegeben worden sind.

Dagegen liesse sich denken, dass die Versuchsperson auf autosuggestivem Wege die veränderte Reizbarkeit anlässlich und im Anschluss an die Geräusche, die möglicherweise beim Ausführen der Experimente entstanden sind, hervorgerufen hat, oder er kann Analgesie usw. simuliert und Beugungen, Streckungen usw. auf Grund derartiger Geräusche absichtlich ausgeführt haben.

Aber auch diese Hypothese genügt nicht. Denn sogar, wenn man zugibt, dass ein Geräusch bei jedem Experiment zustande kommt, so können doch diese unmöglich so gut lokalisiert und spezifisch sein, dass die Versuchsperson raten kann, gegen welchen motorischen Punkt am Unterarm ein Glasstab gerichtet wird — ganz abgesehen von dem Umstande, dass W. der Wirkungen vollständig unkundig ist, die auf die Reizung der verschiedenen Punkte folgen.

Das gleiche gilt für das Sensibilitätsgebiet. Auch hier können zufällige Geräusche ihn nicht in solchem Grade geleitet haben, dass er hat wissen können, über welchem Teil des Unterarms oder über welchem Finger eine Glasplatte gehalten und Passes oder Hinzeigungen gemacht wurden. Oder bei folgendem Versuch: eine Metall- oder Glasplatte wird in einem Stativ befestigt und über die Platte bandförmig ein wollenes Tuch oder dgl. gelegt, so dass dieses letztere ein bestimmtes Gebiet der Platte bedeckt. Erst darauf wird das Stativ auf seinen Platz gestellt. Wenn die Passes dann ausgeführt worden sind, zeigt es sich, dass die Platte nur entsprechend dem Teile, wo das wollene Tuch gelegen, gegen die Wirkung geschützt hat, die die Passes sonst auf der Haut der Versuchsperson hervorgebracht haben. Hier hat offenbar die Versuchsperson nicht ahnen können, wie die Anordnung gewesen ist. (Auch bezüglich der Frage der Möglichkeit einer thermischen Reizung ist dieses Experiment von Bedeutung, da hier ja eine völlig gleichartige Fläche gegen das ganze fragliche Hautgebiet während des Versuches gerichtet gewesen ist.)

Es bleibt endlich die telepathische Hypothese übrig. Hiermit meine ich, dass meine Vorstellungen oder Erwartungen betreffs des Resultates direkt (ohne Vermittlung durch die Sprache meinerseits oder



durch die normalen Funktionen der Sinne seitens der Versuchsperson) auf die Versuchsperson übertragen werden — sei es dass meine Vorstellungen bewusst oder unbewusst sind. Auch liesse sich eine telepathische Wirkung in der Weise denken, dass der Experimentator auf die kortikalen Sinneszentren selbst einwirkt, so dass z. B. eine Analgesie eintritt, ohne dass die Versuchsperson sich dessen bewusst ist.

Wir sind um so mehr verpflichtet, diese Möglichkeiten in Rechnung zu ziehen, als eine ganze Reihe von Forschern hypnotische Einschläferung und Erwecken bei gewissen sehr empfindlichen Personen lediglich auf dem Wege der Vorstellung und des Willens hervorrufen zu können glaubt, und als ich selbst gefunden habe, dass telepathische Erscheinungen (Einschläferung, Erwecken, möglicherweise auch Einwirkungen auf die Sensibilität) bei W. sich hervorrufen lassen. Einen weiteren Anlass hierzu sehe ich darin, dass Physiker nicht nur auf diese Erklärungsmöglichkeit hingewiesen, sondern auch die Ansicht ausgesprochen haben, dass sie zuerst zu untersuchen ist, bevor man annimmt, dass wir es bei diesen Versuchen und Resultaten mit einer direkten Energiewirkung unbekannter Art von den Fingern oder dem Nervensystem des Experimentators her zu tun haben.

Kann nun der supponierte telepathische Faktor bei den Versuchen ausgeschaltet werden?

Ja, durch eine Art von unwissentlichem Verfahren — wenn z. B. die Experimente von einer Person ausgeführt werden, die gar nicht weiss, welches Resultat sie von den Manipulationen zu erwarten hat, die vorzunehmen sie instruiert ist, und wenn ferner die Person, die jene instruiert hat, nicht weiss, welche Art von Versuch jene anstellen wird.

Ich führe einige Beispiele von Versuchen dieser Art aus meinem Protokollbuch (Sitzung Nr. 37) an.

Dozent Dr. Svedberg, der mir behilflich war, wusste nur, dass Dozent Dr. v. Bahr einmal einige Versuche an W. mit verschiedenen Zwischenplatten angestellt hatte, welche Wirkungen aber bei den Experimenten zu erwarten waren, wusste er (wenigstens jetzt) gar nicht.

W. befand sich in leichter Hypnose; Sensibilität normal und rechts = links.

Dr. S. wurde nun von mir (in einem anderen Zimmer) gebeten, Passen über der Messingplatte entweder an dem rechten oder an dem linken Arm und entweder aufwärts oder abwärts nach freier Wahl eine Minute lang zu machen. S. kam dann zu mir hinaus und sagte, dass es geschehen sei. Darauf bat ich ihn, mit meinem Algesimeter (2 g) zuerst zehnmal auf der behandelten und dann zehnmal auf der andern Seite zu prüfen und die Resultate zu beobachten. In gleicher Weise sollte er es mit den Temperatoren (Kältereizen) machen.

S. tat dies und erzählte mir dann, dass der behandelte Arm und die



Hand, die abwärtsgehenden Passen ausgesetzt worden waren, gefühllos und dass die andere Seite deutlich überempfindlich geworden sei. Dies wurde darauf auch von mir konstatiert. S. erhielt ferner dieselben Resultate bei Reizung mit Baumwolle (Kitzeln). —

S. durfte tun, was er wollte. Ich ging hinaus. S. kam dann und berichtete mir, das er eine Blechplatte über dem ganzen linken Arm und der Hand angewandt und ganz oben auf diese eine grosse Zündholzschachtel gelegt habe; danach habe er $1^1/_2$ Minuten lang abwärtsgehende Passes gemacht. Selbst habe er nichts Bestimmtes erwartet. Er erhielt als Resultat: der oberste Gürtel — recht genau der Schachtel entsprechend — war andauernd empfindlich, der übrige Teil des Arms und die Hand aber waren für den Algesimeter (und auch, wie ich später feststellte, für die Temperatoren) unempfindlich; der rechte Arm dagegen war überempfindlich.

Die Resultate stimmten demnach mit dem überein, was ich zuvor gefunden hatte.

Folgender Versuch (aus Sitzung Nr. 20) bietet ein Beispiel für eine andere Art von Versuchen, die ich angestellt habe, und die unter anderem bezwecken, die Möglichkeit rein telepathischer Beeinflussung vom Experimentator auszuschliessen:

W. in leichtem Schlaf.

Dr. v. Bahr befestigte einen ca. 6—7 cm breiten Gürtel von Baumwollewatte an und unter einer Messingplatte — ich sah nicht, wo der Gürtel sass. Darauf hielt v. B. die Platte über W.s rechtem Arm und rechter Hand (welch letztere geballt war). Ich machte abwärtsgehende Passes während einer Minute und prüfte dann die Sensibilität (andauernd ohne zu wissen, wo der Gürtel angebracht gewesen war). Ich fand die ganze Hand bis zum Handgelenk empfindlich, das übrige unempfindlich. Dies stimmte: d. h. der Wattegürtel hatte gerade über der Hand gesessen.

Aus diesen und ähnlichen Versuchen geht also als ziemlich sicher hervor, dass, wenn auch der telepathische Faktor bisweilen wirksam sein kann, er doch nicht die Hauptursache der Erscheinungen ist.

Wir sind daher — da keine andere Möglichkeiten übrig zu sein scheinen — zu der Annahme gezwungen, dass die Erscheinungen durch eine direkte, eigentümliche, spezifische Wirkung von den Händen der Experimentatoren her hervorgerufen werden. Wahrscheinlich haben wir es mit einer der Wissenschaft bisher unbekannten Form nervöser Energie oder mit einer unbekannten Aeusserung derselben zu tun. Die Art dieser Energie womöglich zu erforschen, wird die angelegentlichste Aufgabe während der nächsten Zeit sein.

Anmerkung: Die Versuchsanordnung ist oben auch deswegen so ausführlich geschildert, damit jeder mit geeigneten Versuchspersonen wenigstens den Hauptversuch (S. 33—34) nachmachen und bestätigen kann. Der Verf.



# Zur Psychoanalyse des Hasses.

Von Dr. N. Wyrubow, Moskau.

Ueber die Psychologie und Psychoanalyse des Hasses ist noch sehr wenig geschrieben worden. Gegenwärtig kann man auf zwei solche Arbeiten hinweisen. Die eine, in Form einer kurzen Mitteilung von W. Stekel führt den Titel: „Warum sie ihren Namen hassen."

In diesem Artikel schildert Stekel eine Dame, die ihren Namen und den Namen ihres Vaters in einem so hohen Grade zu hassen begann, dass sie diese Namen weder aussprechen noch lesen noch schreiben konnte. Die Psychoanalyse ergab, dass diesem Hasse folgendes zugrunde lag: Nach dem Tode des geliebten Vaters erfuhr die Dame, dass ihr Vater mehrere geliebt hatte, für die er sein ganzes Vermögen verschwendete. Ihre Liebe ging in Hass und Verachtung über, und der Hass gegen den eigenen Namen war also Hass gegen den Menschen, der ihr diesen Namen gegeben hatte[1]).

Eine andere Arbeit: „Analystische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung" des Pfarrers Pfister ist eine grosse, detaillierte Psychoanalyse eines Falles des Hasses eines 12jährigen Knaben gegen seinen etwas älteren Bruder. Der jüngere war um Vorwände sich mit seinem Bruder zu streiten nie verlegen. Die Untersuchung wurde[2]) teils mit der Methode der gebundenen und teils mit der der freien Assoziationen durchgeführt. Die interessante Analyse von Pfister lässt sich nicht kurz schildern: Deswegen muss ich mich auf die Schlüsse, die Pfister zieht, beschränken:

Erstens: „Die Komplexbefriedigung kommt dadurch zustande, dass ein auf Schädigung des Gehassten gerichteter Wunsch deutlich oder verhüllt im Inhalt des Wachtraumes als verwirklicht dargestellt ist." (Die Methode der Assoziation).

Zweitens: „Die sexuelle Komponente des Hasses kommt in Form des Sadismus und Masochismus zum Ausdruck.

„Die Wollust des Hasses enthüllt der Analyse ihr Geheimnis", das ist der aphoristische Satz des Autors.

Meine eigene bisherige Beobachtung über die ich im folgenden berichte, deckt als Urgrund des Hasses ebenfalls den Sexualkomplex auf.

* * *

---

[1]) Zentralblatt für Psychoanalyse, 1910. Nr. 2/3.

[2]) O. Pfister, Analystische Untersuchungen über die Psychologie des Hasses und der Versöhnung. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. II. Bd. I. Hälfte. Seite 134—178.



Ch. konnte seit langem keine Katzen leiden. Er hasste sie sogar. Im allgemeinen liebte er alle Tiere sehr und behandelte sie zart und liebevoll, und diese Ausnahme den Katzen gegenüber zwang ihn öfters zum Nachdenken und zum inneren Protest gegen seine grausame Behandlung der Katzen. Nichtsdestoweniger, wenn sich ihm eine Katze näherte, liebkoste er sie nur am Anfang, um später damit zu enden, dass er die Katze quälte; er verursachte ihr Schmerzen, und wenn das Tier seine Krallen zeigte oder mit den Zähnen zugriff, warf er es weg. Wenn er vor einer Katze vorüber ging, konnte er oft nicht widerstehen, sie beim Kragen oder beim Schwanze zu packen, sie zu schwingen und in die Luft zu werfen, und dann zu beobachten, wie die Katze, durch die Luft purzelnd auf die Erde fällt und auf einmal sich auf alle Viere stellt. Oefters folgte das Tier vertrauensvoll seinem Rufe, und er wiederholte von neuem dieselbe Prozedur. Diese Quälerei war für ihn eine Quelle eines eigenartigen, etwas krankhaften Genusses, der aber später zum Gefühl der Unbefriedigung und des Ungelösten führte. Das Leiden des Tieres brachte ihn oft zum Lachen, aber ihm selbst erschien dieses grobe Lachen ebenso widersinnig und nicht am Platze, als dieses grausame Spiel überhaupt. Ich wiederhole, dass dieses Gefühl des Hasses den Katzen gegenüber nicht im geringsten mit der ganzen psychischen Anlage seiner Persönlichkeit harmonierte, der feindliche Gefühle gegen den Menschen, sowie den Tieren gegenüber fremd waren.

Als Ch. mit den Prinzipien der Psychoanalyse bekannt wurde, kehrte er während der letzten $1^1/_2$ Jahre öfter zu dem Gedanken zurück, dieses ihm unverständliche und unmotivierte Gefühl zu analysieren, aber alle Versuche in dieser Richtung blieben vorläufig resultatlos. Es gelang ihm nicht, Bilder der Vergangenheit oder Assoziationen hervorzubringen, und das Gefühl des Hasses gegen die Katzen existierte weiter und äusserte sich in den oben erwähnten Handlungen.

Einmal, während eines erotischen Traumes, hatte Ch. ein somatisches sexuelles Gefühl, wie er es schon einmal vor sehr langer Zeit erlebt hatte. Den Inhalt des Traumes behielt er nicht, aber das erlebte Gefühl rief eine ganze Reihe von Erinnerungen hervor. Es kam ihm ins Gedächtnis, dass er dasselbe Gefühl das erstemal im Alter von 13 Jahren beim Kokettieren mit einem jungen Dienstmädchen hatte. Das Sexualgefühl war sehr intensiv und wurde mit entsprechenden somatischen Empfindungen lokalen, sowie auch allgemeinen Charakters, wie Herzklopfen, Zittern usw. begleitet. Schüchternheit und Furcht zwangen ihn, sich von diesem Mädchen fern zu halten, aber die quälenden Gefühle wurden deswegen nicht leichter. Die sinnliche Färbung der Erinnerung war so intensiv, dass Ch. auch jetzt nach 30 Jahren beim Erzählen das Erlebnis so fühlte, als wäre es, wie man sagt, erst gestern geschehen. Weiter erinnerte er sich, dass es damals Frühling war; die Fenster standen offen. Am Fensterbrett lehnte, das Gesicht der Strasse zugewendet, das Mädchen, das in ihm erotische Gefühle erweckte. Es war Abend und das Mädchen hatte gerade sein Bett gemacht. Dann ging sie fort und liess ihn mit quälenden erotischen Wünschen allein.

Die Wohnung befand sich im zweiten Stock, weshalb die Fenster auch für die Nacht offen blieben. Einigemal geschah es, dass sich in der Nacht in die Fenster Katzen einschlichen und ihre Frühlingskonzerte gaben. Das



weckte ihn auf und er jagte ihnen nach. Er packte die Tiere mit Wut und Bosheit, schlug sie und warf sie dann kräftig aus dem Fenster in den Hof hinunter und beobachtete, wie sie einen Purzelbaum in der Luft schlugen und entsetzlich miauend auf den Boden fielen.

Weiter fiel dem Ch. noch eine Erinnerung ein. Später erwies es sich, dass diese Erinnerung in eine Zeit gehörte, die dem Frühlung, von dem die Rede war, voranging.

Er und seine Schwester besassen 2 Katzen. Der Schwester gehörte ein weisses Kätzchen, ihm ein grauer Kater, den man für den Mann des Kätzchens ausgab. Einmal geschah es, dass jemand dem Kater den Schwanz abschnitt. Das war ein grosser Kummer für den Knaben; er wollte herausbekommen, wer das gemacht hatte und warum der Kater so geschändet wurde. Jemand von den männlichen Dienstboten sagte ihm, dem Kater sei recht geschehen, damit er den Katzen nicht mehr nachlaufe. Der Ton der Erzählung, zweideutige Gesten und Lachen ergänzten das, was nicht gesagt wurde, und weckten bei dem Knaben das unklare Gefühl von etwas ihm Unbekanntem, aber Verlockendem und Interessantem. Dieses Gefühl verwirrte ihn. Interessant ist unter anderem noch der Umstand, dass, als er sich an all das erinnerte, er vor sich die ganze Umgebung, bei welcher das Gespräch geschah, lebhaft sah, den Hof, die dicke hölzerne Leiter, die an die Mauer des Hauses angelehnt war, zwei oder drei Arbeiter, die bei der Leiter standen usw. Das Aeussere aller wiedergegebenen Ereignisse behielt er überhaupt sehr deutlich in Erinnerung als lebendig gefärbte Bilder. Er erinnerte sich auch gut an das Zimmer, von wo er die Katzen hinunterwarf, an den anbrechenden Morgen, an die ganze Einrichtung des Zimmers usw. Und je weiter er sich erinnerte, desto deutlicher und klarer kamen die Details hervor. Weiter kam ins Gedächtnis, dass er während der erzählten nächtlichen Szene vom Bette in einem kurzen Hemde barfuss aufsprang, dass er die Morgenkälte fühlte usw.

Mit einem Worte, er erinnerte sich jetzt an so winzige Details, von denen er sein ganzes Leben keine Vorstellung gehabt hatte. Kehren wir aber zum Ereignis mit dem Kater zurück, das den Knaben so verwunderte. Seinen Kummer goss er in einem primitiv gemachten kindlichem Gedichte aus, das übrigens in einem halb spasshaften Tone gehalten war. Dieses Gedicht mit schlechtem Rhythmus und einfachem Reim behielt er im Gedächtnis sein ganzes Leben lang und las es öfters zum Spass vor, wenn er von seinen Kinderjahren erzählte. Das Gedicht begann mit dem Erzählen des Ereignisses, dass man seinem Kater den Schwanz abgehackt, ihn der Schönheit beraubt hatte, und dass nur das liebe Kätzchen allein ihn nicht weniger lieb haben würde. Weiter folgte die Moral für die Kinder („Da habt ihr, Kinderchen, die Lehre"), dass sie nicht allein ohne Aufsicht „in den Höfen schlendern sollen". In der Einbildung des Knaben erreichte das Unglück den Kater für etwas Schlechtes (Sexuelles), was auch den Kindern geschehen könnte.

Die Liebe zum schwanzlosen Kater verschwand und verwandelte sich in ein Gefühl des Ekels, und das spätere Verschwinden des Katers war dem Knaben eher angenehm.

Der sich so Analysierende stellte sich mit einem gewissen Grade berechtigten Skeptizismus die Frage, was ihm diese Analyse geben könne. Deshalb



erwartete er ungeduldig und mit Misstrauen solche Fälle, die ihm zeigen könnten, wie seine Beziehungen zu den genannten Tieren sich jetzt gestalten würden.

Eine ganze Reihe von Fällen (im Hause, wo Ch. oft verkehrte, befinden sich immer Katzen) stellten sich Ch. zu Versuchszwecken, und zu seinem Erstaunen war er vom Hasse den Katzen gegenüber vollkommen befreit. Nicht nur, dass er keinen Wunsch zum Quälen, besonders zum Quälen nach vorherigen Liebkosungen hatte, sondern der alte Hass machte jetzt einem etwas sentimentalen Gefühl der Schuld gegenüber den unschuldigen Tieren Platz wegen der Quälereien, die er ihnen zugefügt hatte.

Diese Befreiung von dem Gefühl des Hasses wirkte auch auf das allgemeine Befinden des Analysierten, da dieses Erkennen feindliche und boshafte Elemente, die seiner psychischen Persönlichkeit widersprachen, aus seiner Seele herausriss.

* * *

Der Analysierte hat eine so detaillierte Genesis seiner pathologischen Gefühle an den Tag gelegt, dass es uns vielleicht nur übrig bleibt, die Hauptpunkte herauszuheben.

Vor allem nehme ich an, dass in dem Hasse gegen die Katzen und in ihrer grausamen Behandlung sich unzweifelhaft sadistische Elemente befanden. Zuerst wurde dieses Gefühl, wie man es aus der Analyse sieht, beim Ch. in der Zeit des Pubertät geweckt. Dieses Element der geheimen Lust lässt sich schon in dem kindlichen Gedichte, dessen Inhalt oben angeführt wurde und in der Beziehung, die sich später zu den unschuldigen Tieren herausbildete, deutlich ersehen.

Zur Frage des grausamen Handelns in der Periode der Entwicklung des Geschlechtsgefühls finden wir sehr interessante Zeilen bei Kötscher[1]).

„So tief als Erbe aus dem tierischen Kampf ums Dasein und um die Liebe sitzt aber bei uns noch die Lust an der Grausamkeit, dass auch beim ethisch Hochstehenden diese Lust trotz allen Mitgefühles sich daneben behauptet, ja zuweilen dieses schöne Gefühl total durchbricht. Ganz gutmütige Menschen empfinden einen wollüstigen Kitzel beim Anschauen eines lebensgefährlichen Zirkusstücks oder einer schönen Löwenbändigerin unter ihren gefährlichen Bestien. Auf uns Jungens machte, als wir Homer lasen, die Szene, wo Achill den Hektor, der unsere ganze Sympathie hatte, nackt um die Mauern Trojas schleifte, einen tiefen, und wie ich jetzt unsere damaligen naiven Gespräche erst verstehend weiss, von unklarer sexueller Regung gefärbten Eindruck. Auch als dann „Maria Stuart“ gelesen wurde, war die Wirkung auf uns in der Pubertät stehenden Jungens eine gewaltige. Ihre Hinrichtung beschäftigte auch mich ganz besonders und ein Grausen, nicht ohne verliebte Wollust verfolgte mich damals in meine Träume. Solche ähnliche Erinnerungen erster sexueller Eindrücke würden gewiss viele erzählen können, wenn sie sie nicht als für die spätere normale Geschlechtsentwicklung unwesentlich vergessen hätten.“

[1]) L. Kötscher, Das Erwachen des Geschlechtsgefühls.



In pathologischen Fällen können diese sadistischen (und auch masochistischen) Elemente, wie bekannt, später in sehr prononzierter Form hervortreten.

Später äussert sich das sexuale Gefühl beim Analysierten in einer deutlicheren Form, als ein Sehnen nach der Frau. Die Schüchternheit und die Furcht vor diesem Unbekannten, Quälenden und Machtvollen rufen einen inneren Kampf hervor, der mit dem Verdrängen und mit der Unterdrückung dieses Sehnens endet[1]).

Das Objekt der Grausamkeit wird endgültig fixiert, nachdem in das Zimmer Katzen eindringen und, wie Ch. mit Grund annahm, ihre Hochzeit zu machen versuchen. Doch die Auswahl des Objektes der Grausamkeit kann ich nicht auf zufällige Umstände beziehen. Wer die Katzen aufmerksam beobachtet hat, der kann bemerken, wie viel Sadismus die Aeusserungen ihres psychischen Lebens zeigen. Man muss sich an die öfters schweren Verletzungen erinnern, die sie nach der Liebesperiode zeigen; an die verfeinerte Grausamkeit, mit der die Katze mit der Maus spielt, und endlich daran, wie mit der Zärtlichkeit, die das Streicheln und das Kosen hervorruft, die Katzen das Strecken der Krallen, das Packen mit den Zähnen, das öfters gar keinen Schmerz verursacht und das zornige Wedeln mit dem Schwanze vereinigen. Diese gleichzeitigen Aeusserungen der Zärtlichkeit und der Grausamkeit von seiten der Tiere konnten augenscheinlich als Momente erscheinen, die das Fixieren und das Verstärken der sadistischen Grausamkeit zu diesen Tieren beim Ch. besonders begünstigten.

Der isolierte Zustand solcher pathologischer Komplexe einer im übrigen gesunden Psyche schafft, wie es Freud und seine Nachfolger gezeigt haben, Bedingungen, die das Bestehen und das Hervortreten dieser Komplexe begünstigen.

Kötscher führt noch die Bemerkung von Ehrenfels an, der vom „Doppelleben“ spricht, das der moderne Kulturmensch führen muss, von einer Art nächtlichem und einem Tagesbewusstsein des Menschen. Von Kindheit an wird die Dissoziation der psychischen geschlechtlichen Vorstellungen vom übrigen psychischen Inhalt kultiviert. Diese Dissoziation wird auch im weiteren Leben erhalten. Die Aufgabe der psychoanalytischen Methode von Freud besteht in solchen Fällen darin, dass man sucht die Dissoziation, die zum Entstehen und zur Bildung der pathologischen Komplexe geführt hat, zu beseitigen und auf diese Weise ihre Lösung herbeizuführen.

---

[1]) S. Kötscher o. c. „Daher wird der sexuale Affekt mit seiner ihm innewohnenden Kraft nach Entladung auf sekundäre Bahnen gewiesen, wie auf geistiges Schaffen, religiöse Ekstase, Askese, Selbstpeinigung und Grausamkeit.“ S. auch entsprechende Arbeiten S. Freuds.




Der analysierte Fall ist noch von einer anderen Seite interessant. Das unmotivierte feindliche Gefühl mit dem Wunsche zu vernichten, davonzujagen, wegzulaufen usw. kommt sehr oft vor.

Die Objekte solcher Art Gefühle sind meistens ganz unschuldige Kreaturen, wie Spinnen, Mäuse (besonders oft bei Frauen), Frösche u. a. m., die an und für sich nichts dergleichen vorstellen, was solche Gefühle motivieren könnte. Auch die Analyse unseres Falles zeigt, wie es scheint, die Wege, die zur Lösung solcher unmotivierten pathologischen Gefühle führen.

---

# Die Jahressitzung des internationalen Vereins für medizinische Psychologie und Psychotherapie.

Bericht von Privatdozent Dr. **Hans W. Maier**, Burghölzli-Zürich.

Der vor drei Jahren gegründete Verein trat am 5. und 6. Sept. 1912 zu einer gutbesuchten Tagung in Zürich zusammen. Die internationale Liga gegen die Epilepsie und der Verein schweizerischer Irrenärzte hatten ihre Sitzungen kurz vorher am gleichen Orte abgehalten.

Am Anfang und im geistigen Mittelpunkt der Verhandlungen stand ein treffliches Referat von Bleuler (Zürich) über „Das Unbewusste". Er führte etwa folgendes aus: Will man die kausalen Zusammenhänge unserer Gefühle, Strebungen und Handlungen verstehen, so muss man auch das sog. Unbewusste dazu rechnen, d. h. die Summe aller derjenigen Empfindungen (resp. Wahrnehmungen), Ueberlegungen, Gefühle, Strebungen und Handlungen, die in allem identisch sind mit den gleichbenannten bewussten Funktionen, nur dass sie nicht bewusst werden. — Die Existenz unbewusster psychischer Vorgänge in diesem Sinne können wir zwar nicht direkt wahrnehmen, wir erschliessen sie aber aus ihren Wirkungen mit ungefähr der nämlichen Sicherheit, mit der wir bestimmte psychische Funktionen bei unseren Nebenmenschen und bei Tieren annehmen. So weit die Wirkungen der Selbstbeobachtung zugänglich sind, wird die Sicherheit sogar noch etwas grösser; denn die unbewussten Funktionen hinterlassen Engramme, von denen manche nachträglich bewusst ekphoriert werden. So kommen uns oft z. B. unbewusste Wahrnehmungen später zur Kenntnis. Bei hysterischer Anästhesie fehlen die Wahrnehmungen nicht, sondern sie bleiben nur unbewusst und können in ihren Wirkungen nachgewiesen werden. Viele Handlungen, die erst bewusst sind, werden später unbewusst, automatisch, ohne im übrigen ihren Charakter zu ändern. Durch Uebung der Affekteinflüsse kann man viele Menschen zu automatischem (unbewusstem) Schreiben, einzelne zu automatischem Sprechen erziehen. Dadurch werden unbewusste Gedanken ausgedrückt, die allerdings meist banal oder gar sinnlos, gelegentlich aber auch hochkompliziert und richtig sind. Unbewusste Ideen müssen als Zwischenglieder der mittelbaren Assoziationen, oder in Form der Konstellation als Mitdeterminanten der meisten Assoziationen überhaupt vorhanden sein. Unbewusst deuten wir eine Menge von Erlebnissen, und wir handeln „instinktiv" darnach (z. B. Beurteilung der Charaktere anderer Menschen und deren Einstellungen uns gegenüber). In der posthypnotischen Suggestion können wir experimentell Handlungen hervorbringen, deren wirkliches Motiv dem Handelnden unbewusst bleibt. Entschlüsse und Einstellungen der Aufmerksamkeit können nachwirken, ohne dass sie bewusst bleiben. In automatischen Bewegungen und im Versprechen und Verschreiben kommen oft Ideen zum Vorschein, die zurzeit nicht bewusst sind oder es nie waren. Unbewusste Gefühle äussern sich mimisch, vasomotorisch, in Assoziationsstörungen usw. Das Bewusste um-



fasst numerisch nur einen kleinen Teil aller psychischen Vorgänge, allerdings in gewisser Beziehung den wichtigsten Teil, aber nicht alles Wichtige. Das Unbewusste ist überhaupt der weitere Begriff. Alles, was bewusst ablaufen kann, kann auch unbewusst ablaufen und wird es gelegentlich tun. Aber nicht umgekehrt. Es gibt aber nicht „ein Unbewusstes", das sich inhaltlich oder sonst in irgend einer Weise dem Bewussten als Ganzes gegenüberstellen liesse, ausser eben in dem Mangel der Bewusstseinsqualität. Beliebige psychische Vorgänge und Gruppen von solchen können unbewusst ablaufen. „Das Unbewusste" ist ein Sammelname für alle diese einzelnen Vorgänge. Unter sich brauchen sie nicht verbunden zu sein. Die unbewussten Funktionen erweisen sich als viel weniger einheitlich als der Teil, der bewusst wird, der normaliter die verschiedenen Strebungen und die Widersprüche auf affektivem wie auf intellektuellem Gebiet in einer Einheit zusammenfasst und sie in der Regel auch einer gewissen Kritik unterstellt. Im Unbewussten kann jede Idee mit ihren Gefühlen und Strebungen, ja jedes Gefühl und jede Strebung für sich allein bestehen. Da können unvereinbare Widersprüche nebeneinander existieren. Dissoziationen und Deviationen des Ideenganges, die im Bewussten durch die täglichen Bedürfnisse und ihre Gewohnheiten ausgeschaltet werden, können daselbst vorkommen und sich in Sonderbarkeiten äussern, wie im Ausdruck eines Gedankens durch Umkehrung der Reihenfolge der Laute. Es bietet deshalb auch den autistischen Denkformen mehr Gelegenheit als das Bewusste. Es ist aber auch zu Mehrleistungen fähig, indem es gelegentlich unterschwellige Empfindungen benutzen kann und z. B. die für bewusstes Auslegen ungenügend ausgedrückten Intentionen eines Suggestors erschliesst. Da die Ideen im Unbewussten nicht verbunden zu sein brauchen, können daselbst nicht nur beliebig abgegrenzte Ideenreihen, sondern bestimmte Strebungen als Ganzes, die „Komplexe", existieren, wobei es nichts ausmacht, wenn sie mit der bewussten Persönlichkeit oder mit anderen unbewussten Komplexen im Widerspruch stehen. — Eine ganz besondere Art von Unbewusstwerden ist die Verdrängung. Wir beobachten oft an uns und anderen, dass Dinge, die uns zu denken schmerzvoll sind, dauernd oder vorübergehend von unserem Ich ausgeschlossen werden nach dem gewöhnlichen Schema, dass wir, einem Naturtriebe folgend, Unangenehmes zu vermeiden streben. Es lässt sich nun in tausend Einzelfällen auf verschiedenen Wegen zeigen, dass die unterdrückten Ideen doch noch in ihren Wirkungen Zeichen ihrer Existenz geben, sie sind also nicht tot, sondern leben in irgend einer Art im Unbewussten weiter. Unter den Komplexen, die in unserer Kultur mit Vorliebe verdrängt werden, befinden sich namentlich sexuelle. Dass die Erziehung so etwas zustande bringen kann, ist aber wohl nur deshalb möglich, weil eine angeborene Tendenz zur Verdrängung sexueller Psychismen besteht, eine Tendenz, die sich direkt beobachten lässt. Auf diese Tatsachen hat Freud seine Theorie des Unbewussten gegründet. Beim Säugling ist nach ihm die Sexualität ausgedehnter als beim Erwachsenen, indem noch andere Stellen als die Kopulationsorgane erogen sind, und indem verschiedene perverse Triebe existieren. Schon früh findet nun nach Freud eine Einschränkung der erogenen Stellen und ebenso der Triebe auf das Normale statt. Abnorme Triebe werden „verdrängt"; die ihnen zukommende Triebkraft kann anders verwendet, sublimiert, und zu sozialen wissenschaftlichen, künstlerischen Bestrebungen verwertet werden. Wenn später unlustbetonte (sexuelle) Ideen auftauchen, können sie durch Anschluss an das früher Verdrängte ebenfalls ins Unbewusste verdrängt werden. Das Unbewusste hat dann in der Hauptsache eine sexuelle Bedeutung. Es scheint nun, diese Auffassung des Unbewussten sei zu eng und zugleich unnötig. Es kann alles Mögliche unbewusst sein oder werden, und es besteht kein prinzipieller Unterschied zwischen dieser Unbewusstheit und der durch sexuelle Verdrängung entstandenen. Jedenfalls müsste die Theorie noch viel besser gestützt werden. — Von jeher existieren auch anatomisch-physiologische Auffassungen, die die unbewussten Psychismen in ein subkortikales Zentrum verlegen. Grasset hat eine solche Auffassung in neuerer Zeit wieder zur Diskussion gebracht. Für dieselbe bestehen keine Anhaltspunkte. Wenn ich zuerst die Buchstaben bewusst forme und sie später unbewusst schreibe, mir bloss den Inhalt des Geschriebenen denkend, so sind, nach allem, was wir wissen, beide Vorgänge in der Rinde lokalisiert, und wenn man unbewusst aus gewissen (meist unbewussten) Wahrnehmungen auf einen



bestimmten Charakter, eine bestimmte Krankheit schliesst („Gefühlsdiagnose") oder unbewusst ganze Gedankenreihen, die ebenfalls unbewusst bleiben, aufschreibt, so ist es unmöglich, solche Funktionen tieferen Zentren zuzuschreiben. — Will man sich möglichst wenig von den Tatsachen entfernen, und doch eine Auffassung des Unbewussten haben, die es erlaubt, alles Vorkommende zu umfassen, so macht man sich am besten folgende Vorstellung: Ein bestimmter Komplex von Psychismen, der unser Ich konstituiert, ist in seinen aktuellen Teilen beständig bewusst. Das ist eine Tatsache, die zu erklären man zurzeit ausserstande ist. Es laufen nun eine Menge Psychismen ab. Zu einem Teil sind sie ebenfalls bewusst, zu einem anderen Teil nicht. Von den bewussten nehmen wir wahr, dass sie mit dem aktuellen Ich-Komplex enge verbunden sind, von den unbewussten nicht. Wir nehmen nun an, dass diese Verbindung einer psychischen Funktion, die Assoziation mit dem bewussten Ich, dasjenige sei, was einem Psychismus die bewusste Qualität gibt. Was ohne enge Verbindung mit dem Ich-Komplex abläuft, bleibt unbewusst. Damit wird die Bewusstheit zu etwas Graduellem gestempelt, wie es auch der Beobachtung entspricht. Von den unzähligen assoziativen Bahnen, die eine Vorstellung mit dem Ich verbinden, können sehr viele oder nur wenige in einem gegebenen Moment ekphoriert werden. Wir nennen diese Unterschiede Grade der Bewusstheit, obschon Bewusstsein an sich ein absoluter Begriff ist, und auch noch andere Vorgänge (Vergiftungen, Schlaf usw.) das Bewusstsein „verdunkeln" können.

In der Diskussion begrüsste Schumann die Tagung im Namen der Gesellschaft für experimentelle Psychologie, die zu der Versammlung eingeladen worden war. Er betonte, dass die experimentelle Arbeit ebenso nötig sei wie die vom medizinischen Standpunkt ausgehende klinisch-psychologische, um die uns beschäftigenden Phänomene zu klären. Man kann gewiss nicht warten, bis auf experimentellem Gebiet die vielen feinen Arbeiten geleistet worden sind, und ist deshalb gezwungen, auch die komplizierteren Vorgänge mit gelegentlich ungenaueren Begriffen zu untersuchen, um praktisch vorwärts zu kommen und insbesondere auf therapeutischem Gebiet etwas zu leisten. Das getrennte Marschieren sollte aber die Verständigung über die Hauptbegriffe nicht verhindern. Das „Unbewusste" wird gegenwärtig auch von den Psychologen ganz allgemein als wichtiger Faktor anerkannt. Ueber die Grenze zwischen „Unbewusstem" und „Bewusstem" kann man aber recht verschiedener Meinung sein. Schumann hält es für untunlich, von unbewussten Schlüssen und Urteilen zu sprechen. Immerhin ist er sachlich mit den Schlussfolgerungen von Bleuler einverstanden. — Klages (München) ist nicht dafür, dass Bleuler, wie er ihn auffassen zu müssen glaubte, den unbewussten Phänomenen im ganzen genau die gleichen psychischen Eigenschaften beimisst wie den bewussten. Er möchte sich vorsichtiger und einschränkend so ausdrücken: unbewusst sind diejenigen Vorgänge, die wir einzig auffassen und klassifizieren können nach den Bewusstseinsinhalten, welche sie unter gewissen Bedingungen hervorrufen. Er nahm mit Recht an, dass diese Einschränkung als ein blosser Wortstreit empfunden werde, hält sie aber deshalb für nötig, um einer Rationalisierung des Unbewussten vorzubeugen. Klages will ferner unterscheiden zwischen erlebten und gedachten Bewusstseinsinhalten, um dadurch auseinanderzuhalten, was einmal nur perzipiert oder apperzipiert war. Wenn ein Kind z. B., dem wir in einem unwilligen Ton etwas befehlen, neben dem Inhalte unserer Rede auch auf deren Ton reagiert, so hat es diesen Ton erlebt; der Ton blieb nicht unbewusst, nur denkt ihn das Kind nicht. Es gelang aber Klages nicht, diesen Unterschied des Unbewussten und des nicht gedachten, nur erlebten Bewussten gegenüber den klaren Ausführungen des Ref. einigermassen abzugrenzen. — Kohnstamm (Königstein) ist mit der Terminologie Bleulers durchaus einverstanden, die für den Praktiker unbedingt annehmbar ist. Das Psychische ist auch für ihn der allgemeine Begriff, von dem das Bewusste nur eine besondere Form darstellt. Er meint aber, dass die Terminologie noch vervollständigt werden müsste: „praesentia" ist für ihn das aktuell im Bewusstsein Enthaltene; „praesentabilia" sind die im Gedächtnis ruhenden Teile des Seelenlebens, die reproduziert werden können, während dies bei den „impraesentabilia" nicht der Fall ist. Bewusstseinslagen wie die somnambul-hypnotische möchte er heteropsychisch nennen. Können wir einen impräsentabilen, z. B. viszeralen Vorgang dem hypnotischen Bewusstsein näher bringen, so stellen wir damit eine heteropsychische Kontinuität dar. —





Forel (Yvorne) ist mit den Ausführungen von Bleuler sachlich im ganzen einverstanden, wendet sich aber gegen die Terminologie. Von Unbewusstem sollte man nach ihm nicht reden, sondern nur von „oberbewussten" und „unterbewussten" psychischen Inhalten. Das Vorhandensein einer wirklich unbewussten Nerventätigkeit ist nicht beweisbar. Auch das Unterbewusste ist assoziiert, nur in anderer Weise. — Bleuler erklärte in seinem Schlusswort, dass er sich mit Schumann gut verständigen könne, weniger aber mit Klages; dieser habe ihn durchaus missverstanden, wenn er eine Verdoppelung des Bewusstseins in seinen Thesen gefunden habe. Gegenüber Forel halte er daran fest, dass man sehr wohl von einer unbewussten Aufmerksamkeit reden könne, welche getrennt von den bewussten Funktionen vor sich geht.

Hans W. Maier (Zürich) sprach über „die Mechanismen der Wahnideen". Er hat an einem grösseren klinischen Materiale von Kranken der verschiedensten Arten mit paranoiden Erscheinungen die Genese des Wahnes untersucht und kam dabei zu dem Resultate, dass zwei wesentlich verschiedene Arten zu unterscheiden sind. Einmal können pathologische Dauerverstimmungen in manischen oder melancholischen Zuständen alle gleichgerichteten Assoziationen zum leichteren Ablauf bringen, die entgegengesetzten hemmen; es entstehen dadurch Fehlschlüsse, die unter Umständen auch eine Zeitlang festgehalten werden, aber keine Neigung zur Systematisierung zeigen. Der Typus hiervon wären die unbeständigen Wahnbildungen der reinen Fälle von manisch-depressivem Irresein resp. der Zyklothymien. Die andere, wichtigere, weil häufigere und folgenschwerere Art der Wahnbildung wäre diejenige, die nicht aus einer allgemeinen Affektstörung resultiert, sondern folgende Genese hat: ein Komplex wichtiger Vorstellungen wird mit so viel Affekt belegt, dass er intrapsychisch genügend Energie entwickelt, um konzentrisch ausstrahlend andere Assoziationsabläufe zu stören und zu unlogischen Schlüssen Veranlassung zu geben. Sind die Affekte genügend nachhaltig, so kommt es zur Ausbildung des Systems. Jeder besonders starke Affekt, der mit einer solchen Gruppe gefühlsbetonter Vorstellungen verknüpft ist, kann, wenn er genügend wirksam ist, um das psychische Gleichgewicht zu stören, psychopathische Erscheinungen hervorrufen, oft schon bei sonst Gesunden, hauptsächlich aber bei den psychogenen Störungen und (auf dem Boden der wohl organischen Grundkrankheit) bei der Schizophrenie (= Dementia praecox); diese mit dem „Komplex" kausal oder wenigstens inhaltlich zusammenhängenden Störungen können Wahnideen, aber ebensogut Halluzinationen, Dämmerzustände, psychogene körperliche Symptome oder Aehnliches sein. Maier schlägt vor, für diese Art der Symptombildung die allgemeine symptomatologische Bezeichnung der „Katathymie" einzuführen, womit diagnostisch durchaus nichts präjudiziert wäre. Die katathyme Wahnpsychose im eigentlichsten Sinne wäre die Paranoia Kraepelins; der Vortr. tritt dafür ein, dass die gleiche Art der Symptombildung bei jener Art von Fällen zum Festhalten an der Bezeichnung Paranoia berechtige, dass aber in Wirklichkeit damit nicht einheitliche Krankheitsbilder, sondern eine Gruppe von Formen umschrieben werde, die auf ganz verschiedener Basis entstehen. Zur katathymen Wahnerkrankung prädisponiert einesteils eine besonders lebhafte und nachhaltige Affektivität bei gutem Intellekt und starker Neigung zu Komplexwirkungen, andererseits eine schwache Intelligenz bei lebhafter Affekteinwirkung, besonders nach schwereren psychischen Traumen. Maier konnte als „katathyme Formen der Imbezillität" Schwachsinnige beschreiben, bei denen nach plötzlichen Störungen des psychischen Gleichgewichts paranoide Erkrankungen auftraten, die, mit unscharfen Gehörshalluzinationen verbunden, nie die typischen Affektstörungen der Schizophrenie zeigten und nach einigen Jahren stationär blieben oder das System langsam in den Hintergrund treten liessen. — Der Vortr. glaubt, dass die Durchforschung der Symptomgenese durch allgemeine Affektstörung bei den Manisch-Depressiven einerseits, bei vielen andern Störungen durch katathyme Mechanismen dazu beitragen kann, die psychogenen Komponenten der einzelnen Fälle besser zu verfolgen und dadurch zu dem individuellen Verständnis und oft zur Hilfeleistung für den einzelnen Kranken wesentlich beizutragen. Zum Schlusse bemerkte er noch, dass die eine Art der beschriebenen Wahnbildung die andere nicht ausschliesse; so sehe man eine Mischung der beiden Formen z. B. deutlich in gewissen Stadien der Manisch-Depressiven, die dann den vorüber-



gehend systematisierten manischen Querulantenwahn zeigen; die Kombination von schizophrener Wahnbildung mit interkurrenten manischen oder melancholischen Verstimmungen ist anderseits ja nichts Seltenes.

Mäder (Zürich) sprach über das „Teleologische im Unbewussten". Er glaubt, dass durch die psychoanalytische Untersuchung der Träume zwei verschiedene Funktionen darin aufgedeckt werden. Einesteils wirken sie kathartisch, dienen zur kompensatorischen Befriedigung aggressiver (Rache, Hass) und erotischer Wünsche, und funktionieren so als Ventile einer erhöhten Spannung. Die wichtigere Funktion aber liegt darin, dass in den Träumen versucht wird, bestehende seelische Konflikte zu lösen. Es kommt darin in symbolischer Weise zu einer Bearbeitung der moralischen Probleme des betr. Individuums. Die vom Traum gezeigten Wege werden nicht selten später vom Bewusstsein wirklich eingeschlagen. Untersuchungen bei Neurotikern und bei Gesunden haben Mäder davon überzeugt, dass diese Lösungen häufig dem wirklichen Interesse des Träumers entsprechen, und so eine teleologische Funktion ausfüllen. Es bestehen hier Parallelen zu der psychologischen Auffassung des Spiels, als Manifestation eines wichtigen Instinktes, der sowohl eine kathartische Wirkung wie eine Vorübung späterer ernsterer Betätigungen verursacht. So wäre der Traum und die ihm verwandte Phantasietätigkeit eine Art Fortsetzung des infantilen Spieles, und beides würde zur Anpassung des Individuums an das Milieu helfen. — Zahlreiche, unbewusst verlaufende Tätigkeiten zeigen deutlich teleologische Bedeutung, z. B. die „automatismes antisuicides", gewisse Leistungen in der Autohypnose und im somnambulen Zustand. Ferner verläuft ein guter Teil der künstlerischen und erfinderischen Tätigkeit, wie im ganzen die „intuitive" Arbeitsweise unbewusst und ist doch zweckmässig koordiniert. Wir finden hier überall Aeusserungen der Wirklichkeitsfunktion, die bestrebt ist, das Individuum immer besser dem Milieu anzupassen. Mäder meint, dass auch Flournoys „fonction de l'idéal" ähnliche Prinzipien enthalte. — Der Vortr. gab eine praktische Anwendung seiner Anschauungen, indem er in ausführlicher Weise teleologisch koordinierte unbewusste Phänomene aus dem Leben von Benvenuto Cellini darstellte.

In der Diskussion bemerkte Adler (Wien), dass auch nach seiner Ansicht im Trauminhalt neben der Wunscherfüllung der Versuch zur Lösung aktueller Probleme gesehen werden könne. Er hält das für eine bedeutungsvolle Weiterbildung der ursprünglichen Freudschen Traumlehre.

Klages (München) referierte über das Ausdrucksgesetz und seine psycho-diagnostische Verwertung. Ein Teil seiner Ausführungen wurde bereits im 1. Band dieser Zeitschrift (S. 121—126) anlässlich eines Vortrages über das gleiche Thema in der Berliner psychologischen Gesellschaft referiert. Nach Klages liegt in jeder Willkürbewegung als nicht gewollt die Persönlichkeit des Wollenden; insonderheit entspricht jeder psychischen Disposition eine Qualität der Bewegung nach dem Gesetz, dass der Ausdruck ein Gleichnis der Handlung sei. Der Zorn etwa ist eine heftige, eigentümlich angespannte und auf Zerstörung gerichtete innere Tätigkeit, weshalb der Zornentflammte so verfährt, als ob er mit Heftigkeit und Anspannung etwas zu zerstören die Absicht habe, so wenig auch dadurch (z. B. Zerschlagen von Fensterscheiben) der Anlass seines Zornes getroffen wird. Nach diesem Gesetz lassen sich die Wirkungen charakteristischer Tätigkeitsdispositionen des Menschen auf seine Bewegungsweise, zumal auf sein Schreiben, ableiten und die habituellen Züge der persönlichen Handschrift gewissen Charaktereigenschaften des Schrifturhebers zuordnen. So entspricht die durchschnittliche Ungleichmässigkeit einer Handschrift der Affektivität des Charakters, Grösse, Raschheit und Fluss der Bewegung der Gehobenheit, Schwäche und stockender Ablauf der Gedrücktheit des Gemütes und, um noch ein drittes Beispiel wenigstens anzuführen, eine allgemeine Regelmässigkeit der Vorherrschaft des Wollens. Die Gründe findet man in der Hauptsache am zitierten Orte. — Trotz der Durchsichtigkeit der Abhängigkeitsbeziehung steht jedoch der charakterologischen Verwertung des Ausdrucksgesetzes eine Schwierigkeit entgegen. Nehmen wir etwa die Eile! Sie entspricht der auf das Ziel gerichteten Aktivität. Wie sehr jedoch könnten wir irren, wenn wir daraus auf die Grösse der Unternehmungskraft schlössen. Diese mag sehr erheblich sein und wird gleichwohl eine nur gemässigte

Aktivität bewirken bei stark entwickelter Besonnenheit; umgekehrt führt selbst die schwache Triebkraft zu übereiliger Geschäftigkeit, wenn die Hemmungen des Wirklichkeitssinnes, der Vorsicht, der Selbstbeherrschung nicht verfügbar sind. Der eilige Duktus bildet Tatkraft ab, Zielbewusstsein und Strebsamkeit; aber auch Unbesonnenheit, Ablenkbarkeit, Haltlosigkeit. Oder: die Regelmässigkeit kann vorherrschen, sofern der Wille stark, aber auch sofern das Gefühlsleben verkümmert ist. Napoleon schrieb äusserst unregelmässig, weil seine vitale Energie noch sehr viel mächtiger war als sein gewiss doch nicht schwacher Wille. Wie mancher Bureaumensch umgekehrt schreibt äusserst regelmässig nicht sowohl aus starkem Willen als infolge eines vertrockneten Gemütes. Jedes Bewegungsmerkmal hat für jede seiner Bedeutungen einen charakterologischen Doppelsinn. Einen Fingerzeig zur Ueberwindung der Schwierigkeit gibt uns die Erwägung, dass auch die einzelne Eigenschaft, sofern sie einem jeweils bestimmten Charakter angehört, notwendig wieder eine besondere Färbung habe, worin sich dessen Totalität offenbart. Willenskraft z. B. auf Kosten des Gemütes ist etwas anderes als eine solche aus dem Ueberschuss von Lebensenergie. Dann müssen aber auch die Formen, worin sie sich ausspricht, in etwas verschieden sein, je nachdem ob sie im ganzen der einen oder im ganzen der anderen Handschrift vorkommen. Jede Bewegungsqualität, wie Grösse, Weite, Eile usw. hat folglich in jeder Handschrift wiederum ihren besonderen Index, der sie einem und nur diesem einen System zuweist, so etwa wie eine Fläche von bestimmtem Krümmungsradius zu nur einer einzigen Kugel ergänzt werden kann. Erfassen wir in der Qualität auch diesen Index mit, so haben wir das Ganze und mit dem Ganzen eindeutig jedes seiner Teile. — Solches Erfassen findet unbewusst fortwährend statt und bildet eine stets mitschwingende Seite unserer Wahrnehmungsakte. Während es aber die Wahrnehmungen mancher Personen und in der Folge ihre Urteile beherrscht, haben ihm andere durch die ausgebildete Gewohnheit der Unterscheidung den Weg zum Bewusstsein nahezu abgeschnitten. Es ist daher erforderlich, die Momente im Gefühlston des Gesamterfassens zu bezeichnen, welche für die Bewegungsqualität einmal eine positive, zum anderen eine negative Deutung indizieren. Nun ist die Persönlichkeit jedenfalls ein lebendiger Organismus oder von ihm doch eine wesentliche Seite. Sie hat daher affirmativen Charakter, soweit sie von Lebensströmen gespeist wird. Mit dem Gefühlston, nach welchem wir fahnden, antwortet unser Geist auf den Lebensgehalt der Bilder, und es zielt unsere Frage letzten Endes auf das Kriterium der sinnlichen Erscheinungsform des Lebens ab. Angesichts dessen erwägen wir, dass es zum Proprium des Lebensvorganges gehört, sich niemals zu wiederholen. Jeder Baum ist verschieden von jedem anderen, jedes Blatt an ihm von seinen sämtlichen übrigen Blättern, jede Rippe des Blattes von allen anderen Rippen des nämlichen. Was immer lebt, ist einzig, soweit es lebt, wie sehr es auch als Ganzes und in jedem seiner Teile durch zahllose Aehnlichkeiten zahllosen Gattungen angehört. Da ferner nach unserer Ueberzeugung die Eigenart das Wesen aller „Form" ausmacht, auch der sogenannt künstlerischen, so kann man für Eigenart auch Form einsetzen und die Stufen ihres Vorhandenseins bezeichnen als Unterschiede des Formniveaus. Je höher das Formniveau eines Ausdrucksganzen und also auch der Handschrift ist, umsomehr sind wir zu affirmativer, je niedriger, um so eher zu negativer Deutung aller Einzelzüge verpflichtet; das erst ist der Schlüssel zur diagnostischen Verwertung der Ausdrucksbefunde und damit der Schlüssel zur Physiognomik überhaupt. — Klages erläuterte seine sehr anschaulich vorgebrachten Anschauungen durch Wiedergabe von Lichtbildern, an denen er einige graphologische Probleme praktisch erläuterte.

Trotter und Davis referierten „Ueber die Besonderheiten der Sensibilität", die sich in den Hautbezirken von regenerierenden Nerven finden, Bertolet „Ueber die Wege der sensiblen Leitung im Rückenmark", Stauffacher „Ueber Forschungen betr. Zellstrukturen". Da diese Vorträge sich auf rein organischneurologische Fragen beziehen, kann ihre Wiedergabe an dieser Stelle wohl unterbleiben.

v. Stauffenberg referierte über die Erfahrungen, die er mit der Psychotherapie an der Münchener medizinischen Klinik gemacht hat. In entgegenkommender Weise wurde ihm dort Gelegenheit geboten, Psychoneurosen aufzunehmen und in-



tensiv psychisch zu untersuchen und zu behandeln. Er berichtete über die vorzüglichen Erfolge, die er dort hatte, und sprach sich mit Wärme dafür aus, dass sowohl an den inneren Kliniken wie Polikliniken besondere Abteilungen für Psychotherapie eingerichtet werden sollten. — In der Diskussion wurde er von einer ganzen Reihe Redner lebhaft unterstützt. Maier erklärte sich mit ihm auch im allgemeinen einverstanden, glaubte aber, dass es richtiger wäre, die Psychotherapie an einer selbständig neurologisch-psychiatrischen Poliklinik resp. Klinik ohne Unterordnung unter den medizinischen Kliniker zu betreiben. Der Zusammenhang von Psychiatrie und Psychotherapie sollte nicht gelockert, sondern immer inniger gestaltet werden. Der Einwendung, dass die Psychoneurotiker mit Vorliebe gerade die inneren Kliniken aufsuchen und grosse Angst vor allem haben, was mit dem Psychiater zu tun hat, kann entgegengehalten werden, dass die zu errichtenden Polikliniken dem Publikum gegenüber in keiner Weise mit Irrenanstalten oder Stadtasylen verbunden sein dürfen. — Alle Votanten waren über die Zweckmässigkeit und Notwendigkeit der Schaffung wirklich geeigneter Behandlungs- und Forschungsinstitute für Psychotherapie einig; man darf es wohl als eine Frage der lokalen Zweckmässigkeit betrachten, ob eine solche neue Institution ganz selbständig geschaffen, oder der einen oder der anderen Klinik angegliedert werden soll.

Trömner (Hamburg) untersuchte „Leistungssteigerungen der Sinnesfunktion im hypnotischen Zustande" bei einer grösseren Anzahl von Versuchspersonen. Er fand, dass eine solche Steigerung möglich ist, aber bei den verschiedenen Sinnesfunktionen in sehr verschiedenem Grade. Druck-, Wärme- und Geruchsempfindlichkeit wie auch die Hörschärfe konnten etwa um das 2—4fache vermehrt werden. Am auffallendsten war die Steigerung der Lichtempfindlichkeit einiger Personen: Zwei z. B. nahmen wachend das Aufleuchten des Lichtes hinter doppeltem Tuche überhaupt nicht wahr, in hypnotischem Zustande dagegen noch in 160 cm Entfernung. Eine nicht nervöse Versuchsperson, welche hinter doppeltem Tuche in 5 cm Entfernung noch gerade einen Lichtschein wahrnahm, hatte hypnotisiert hinter 8fach gefaltetem Tuch die gleiche Empfindung, wenn die Lichtquelle 150 cm entfernt war. — Die erreichte Hyperästhesie bestand ganz oder teilweise nach dem Erwachen aus der Hypnose fort; es scheint also dabei eine Art Bahnung der Sinneswege eingetreten zu sein. Die Möglichkeit der Steigerung war individuell äusserst verschieden.

Busch (Tübingen) fragte in der Diskussion, ob wirklich auch alle Kautelen bei den Versuchen getroffen worden seien, um Täuschungen zu verhindern; Trömner bejahte dies. — Es wäre erwünscht, dass er bei der ausführlichen Publikation dieser Arbeit die eingehenden Protokolle mit Angabe der zeitlichen Anordnung der einzelnen Experimente und der Zahl der eingeschalteten Nullversuche publizieren würde, damit es möglich wird, sich ein Bild über die Genauigkeit der interessanten Arbeiten zu machen.

Forel (Yvorne) sprach über Methoden und Sinn der vergleichenden Psychologie. Er trat dafür ein, dass man bei diesen Untersuchungen den Begriff des Bewusstseins, als an sich transzendent, möglichst ausschalten solle. Der Inhalt des Bewusstseinsfeldes erschöpft sich als Hirntätigkeit, von der aber der grösste Teil nur von untergeordneten Hirnzentren introspiziert wird, indem er teils ganz unbemerkt bleibt, teils in einem Dämmer- oder Schlafzustand abläuft. Solche unterbewusste Zustände unterscheiden sich wesentlich von den apperzipierten Bewusstseinszuständen. Forel möchte drei Hauptgruppen unterscheiden: 1. Gewohnheiten oder sekundäre Automatismen; 2. Schlaf- und andere Dämmerzustände; 3. die vermutlich für sich introspizierten Innervationen der tieferen Hirnzentren und des Rückenmarkes. — Eine rein introspizierte Psychologie gibt es nicht; sie muss stets vergleichend sein, denn sie operiert immer mit Begriffen, die aus dem nicht-introspizierten Ich stammen. — Die vergleichende Untersuchung lehrt uns, dass die Masse des Gehirns zur psychischen Entwicklung relativ proportional ist, d. h. im Verhältnis steht zur Ausdehnung der Muskeln und der Sinnesflächen. Kleinere Tiere haben wegen grösserer Differenzierung der Hirntätigkeiten relativ mehr Gehirnmasse. Ebenso braucht plastische (individuell modifizierte) Hirnfunktion mehr Gehirnmasse als die Instinkte, und kompliziertere Instinkte mehr als einfache; die erblichen Anlagen fasst Forel als rudimentäre Instinkte auf, die den Uebergang vom Instinkt zur plastischen Tätigkeit bilden. —



In bezug auf die Methoden der vergleichenden Psychologie warnt Forel ebenso sehr vor einem unbewusstbaren Mechanismus wie einem kindlichen Anthropomorphismus, der den verschiedenen Tieren menschliche Ueberlegung zuschreiben will. Je mehr das beobachtete Wesen mit dem Menschen verglichen werden kann, desto grösser ist der Wert der Beobachtungen. Vor allem sollten die motorische Reaktion und die Sinnesorgane des Tieres studiert werden, und zwar vor allem durch vorsichtige Experimente. Eine sorgfältige Unterscheidung zwischen Instinkten und individuell modifizierbaren Eigenschaften (Dressurfähigkeit) ist nötig. Das Gedächtnis des Tieres, d. h. die Fähigkeit Engramme zu registrieren und Gewohnheiten zu bilden, muss genau untersucht werden. Bei vorsichtigster Forschung ist es möglich, selbst bei Insekten gewisse Sinnesempfindungen zu berechnen resp. zu erkennen, die wir selbst nicht besitzen, wie z. B. den topochemischen Sinn der Ameisen.

Bohn (Paris) referierte seine Untersuchung „Ueber die mnemischen Phänomene bei niederen Organismen". Er tritt dafür ein, dass der Begriff des Gedächtnisses in der Tierpsychologie schärfer umschrieben werden müsse. Regelmässig wiederkehrende Gleichgewichtsstörungen, welche nur die chemische oder physikalische Reaktion der Nervenzelle auf bestimmte Einflüsse der Umgebung sind, möchte er nicht in den Begriff einschliessen. Das „assoziative Gedächtnis" umfasst dann nur jene Fälle, wo Tiere in einer innerlich spezifisch bestimmten Art und Weise auf einen Reizkomplex reagieren. Das assoziative Gedächtnis in diesem Sinn kann schon bei den niedrigsten Organismen nachgewiesen werden, was Bohn 1907 bei den Aktinien, Metalnikow 1912 bei den Infusorien gelang. Eine äusserst starke Entwicklung zeigt es bei den Insekten und andererseits bei den Vertebraten. — Die Geschwindigkeit, mit der mnemische Erwerbungen gemacht werden, hängt von der Natur und der Intensität der Reize ab; bei chemischen Reizen (Nahrung) ist sie gross. Ein sehr starker Reiz aber verhindert in der Regel ein sehr feines Wahrnehmungsvermögen. Bohn tritt dafür ein, dass die Vererbung mnemischer Phänomene in vielen Fällen angenommen werden könne; vor allem wird aber die Disposition zur Bildung bestimmter Assoziationen von Eindrücken vererbt.

Seif (München) sprach über die Psycho-Pathologie der Angst. Er suchte ihre pathologischen Erscheinungsformen von der normalen abzugrenzen und referierte dann eingehend über die früheren Theorien von Meynert, James-Lange, Störring, Oppenheim und Hoche. Er wies alle diese Erklärungen als unbefriedigend zurück und stellte sich ganz auf den Standpunkt der ausführlich wiedergegebenen Freudschen Anschauungen, die bekanntlich dahin gehen, dass die neurotische Angst eine Aeusserungsform der verdrängten Libido sei. Er wies auf die grossen Unterschiede hin, die zwischen dem mangelhaft an die Realität angepassten, meist in der Phantasie oder im krankhaften Symptom sich abspielenden Sexualleben des Neurotikers und dem des Gesunden bestehen. Er hob hervor, dass eine scharfe Grenze zwischen der Phobie der Angstneurose und der Angsthysterie nicht besteht, betonte aber, dass eine strikte Abtrennung dieser Erscheinungen von der Zwangsneurose möglich und nötig sei.

Ernest Jones ging in seinem Vortrag in Kürze auf die Beziehungen zwischen Angstneurose und Angsthysterie ein. Auch er machte die Freudsche Anschauung der Entstehung der Angst aus mangelnder psychischer Befriedigung der Libido zur Grundlage seiner Ausführungen. Von physischen Momenten, die dabei wirksam sind, betonte er die sexuelle Abstinenz und den Coitus interruptus, legte aber Gewicht darauf, dass die psychischen Faktoren stets kausal viel wichtiger seien als die somatischen; diese resultieren aus intrapsychischen Konflikten mit Fixierung der Libido in einer infantilen Etappe. Die physischen Faktoren allein genügen nie, um einen Angstzustand hervorzurufen; sie treten aber in der Angstneurose mehr hervor als in der Angsthysterie; letztere ist der weitere Begriff, von dem die Angstneurose nur als ein Symptomenbild zu betrachten ist.

Im Anschluss an die Vorträge von Seif und Jones entspann sich eine lebhafte Diskussion über die darin erwähnten Teile der Freudschen Anschauungen. Auf eine Frage von Kohnstamm betonte Seif noch einmal, dass bei der Angstneurose physische Ursachen mitspielen, während bei der Angsthysterie das kausale Schwer-



gewicht ganz auf der psychischen Seite liege. Auf eine Frage von Bleuler gab er weiterhin zu, dass eine scharfe Trennung der Krankheitsbilder von diesem Gesichtspunkt aus sehr häufig nicht möglich sei. — Gräter (Basel) betonte, dass auch nach seiner Erfahrung bei der Angst sexuelle Ursachen eine wichtige Rolle spielen können. Er glaubt aber, dass bei anderen Angstzuständen wieder dieses Moment nicht zu finden ist, ja dass eine Gefahr bestehe, neue Konflikte in die Patienten hineinzusuggerieren, wenn man an alle Kranken von der Freudschen Theorie voreingenommen herantritt. — Trömner (Hamburg) hatte gehofft, dass die Ausführungen seine Skepsis gegen die Freudschen Lehren beheben würden; er fand aber, dass sowohl Jones wie Seif ihre Anschauungen apodiktisch hinstellen, ohne genügende Beweise zu erbringen. Seine eigene Erfahrung hätte ihm den Zusammenhang von Angst und Sexualität durchaus nicht bestätigen können. Er gibt zu, dass die bisherigen Theorien über diese Frage ungenügend seien und hält auch die Aufstellung einer besonderen Form von Angstneurose durch Freud für ein Verdienst. Als angebliche Gründe gegen die psychoanalytische Erklärung weist er darauf hin, dass bei Tieren durch Retention von Sexualreizen nicht Angst, sondern Aggressivität erzeugt wird. Ferner hält er es für einen Widerspruch, dass die spezifische Angstpsychose im Klimakterium, also zur Zeit der schwindenden Sexualwünsche (welche psychologische Wertung wohl sehr zu bezweifeln ist, Ref.) eintrete. — Sexuelle Vorgänge (z. B. Gravidität) beeinflussten Angstpsychosen nicht wesentlich. Trömner kennt auch Witwen, die von nervösen Störungen frei blieben (!). Sexualneurosen und die Angstneurosen glaubt der Votant scharf voneinander trennen zu können, und er hat die Erfahrung gemacht, dass die Regelung der Sexualverhältnisse oft keinerlei Einfluss auf die Angstsymptome hatte. — v. Hattingberg (München) berichtet, dass er in der letzten Zeit mehrere Kinder von 5 und 7 Jahren analysierte, in denen die Angst als angenehmes Gefühl direkt mit einer Art sexueller Erregung verbunden war. Die Angst war dabei deutlich lustbetont. Es handelte sich um Kinder, die psychopathisch frühreif waren und bei denen die Angst als Ersatz für eine vorher sehr stark betriebene Masturbation aufgetreten war. — Adler (Wien) bestätigte durchaus die Beobachtungen des vorhergehenden Votanten. Im ferneren weist er darauf hin, dass für ihn die Angst die Halluzination einer bevorstehenden Gefahr bedeute. Sie sei eine Art Sicherung für den betr. Patienten. Adler führte diese Anschauung an Hand des Beispiels aus, das Seif zu seinem Vortrage als Illustration der Freudschen Angstheorie angeführt hatte. — Kohnstamm (Königstein) ist der Meinung, dass man den klassischen Fall der Angst, nämlich die Todesangst bei schweren körperlichen Krankheiten nicht ausser acht lassen dürfte. Er vergleicht sie mit der Klaviertaste, die bei gelegentlichen Anlässen anklingt und in der Neurose fixiert wird. Die Angst nach Eisenbahnunfällen scheint ihm ein Beweis dafür, wie derartige neurotische Symptome nicht nur sexuellen Ursprungs sein können. Er glaubt, dass das aus dem Gefühl der Hilfslosigkeit entstehende Annäherungsbedürfnis des Aengstlichen leicht fälschlicherweise einen sexuellen Eindruck machen könnte. Deshalb würde er es für zweckmässig erachten, zuerst die unzweifelhaften elementaren Fälle der Urangst zu analysieren und dann nachzuforschen, wie die Brücke von diesen Erscheinungeu zu den entsprechenden neurotischen Symptomen führe. — Zangger (Zürich) macht auf ein Gebiet aufmerksam, in dem Angstzustände besonders ätiologisch untersucht werden können, nämlich ihr Auftreten speziell in den Nachkrankheiten von chronischen Intoxikationen. Es muss dabei betont werden, dass die Angst dabei meist nicht in der Todesgefahr, sondern erst im späteren Verlauf sich zeigt. Die Erforschung des Zusammenhangs mit solchen genau bekannten Ursachen dürfte auch auf die neurotische Angst ein wesentliches Licht werfen. Speziell kämen hier in Betracht die Folgezustände nach Vergiftungen mit Schwefelkohlenstoff, Kohlenoxyd, Nitrobenzol und seltener mit den anorganischen Giften. — Seif betonte in seinem Schlusswort, dass es ihm recht fraglich erscheine, ob bei den Angsterscheinungen, z. B. nach Eisenbahnunfällen oder Vergiftungen, nicht noch neben dem Trauma andere, psychische Ursachen aus der Zeit vor dem Trauma eine wesentliche Rolle spielen. Seine Ausführungen hätten sich aber in erster Linie auf die rein psychopathisch determinierten Fälle von Angst bezogen, bei der nach seiner Meinung stets die von Freud gegebenen Zusammenhänge gefunden werden können.



Adler (Wien) hielt einen Vortrag über „Das organische Substrat der Psychoneurose". Er führte aus, wie in der Krankheitsgeschichte jedes Nervösen sich Erinnerungs- oder Gefühlsspuren einer geringen Selbsteinschätzung wie auch Hinweise auf ein überaus hochgestecktes Ziel finden. Die geringe Meinung von der eigenen Persönlichkeit basiert auf körperlich vermittelten Empfindungen der Schwäche, der körperlichen und geistigen Unsicherheit; es resultiert daraus eine falsche Relation, in die sich das Kind zu seiner Umgebung gesetzt hat. Diese kindliche Unsicherheit ist das Resultat von objektiven und subjektiven Vorgängen. Die subjektiven Momente darin sind die Fehlerquellen durch die Unfähigkeit des Kindes, ein reales Weltbild zu erfassen. Die objektiven Tatsachen bestehen in der normalen kindlichen Schwäche, aber insbesondere auch in deren pathologischen Steigerungen durch angeborene Organminderwertigkeiten. Zur subjektiven Seite gehört die Position des Kindes im Rahmen der meist auch neurotischen Familie. Je geringer die Selbsteinschätzung des Kindes, um so höher stellt es sein Ziel, um so kategorischer baut es seine Richtungslinien aus. Diese Einstellung, oder wie sie Adler nennt, die „vorbereitende Attitüde" des Kindes für sein künftiges Leben, führt dann zur Ausbildung des neurotischen Systems, mittelst dessen sich das Kind als den Herrn der Verhältnisse fühlt. In diesem unbewussten Lebensplan drücken sich dann auch die ganze Umgebung, die Familientradition und insbesondere die Erziehungsmaximen aus. Zu strenge wie verzärtelnde Erziehung führt gleicher Weise dazu, das Unsicherheitsgefühl des disponierten Kindes namhaft zu erhöhen. In der Krankheit mancher Neurotischen findet sich als Endziel im unerschütterlichen Zwange des Unbewussten das Ideal einer Gottähnlichkeit; es bedarf in diesen Fällen der sonderbarsten Attitüden und stärksten Symptome, um im Drange der Welt das Persönlichkeitsideal zu schützen. — Adler hält die konstitutionellen körperlichen Erkrankungen des Kindesalters für äusserst wichtig zur Ausbildung der Neurose, da sie das Gefühl der Unsicherheit des Kindes am stärksten ausgestalten; sie wirken auf die Psyche durch Schmerzen, Todesfurcht, Hässlichkeit, verlangsamte körperliche und geistige Entwicklung. Von diesem Minderwertigkeitsgefühl aus strebt das disponierte Kind seinem überspannten Ideale zu. Aus diesem Kampfe resultieren die seltenen grossen Erfolge von Persönlichkeiten, deren Ueberkompensation gelungen ist, und die häufigeren armseligen Leistungen der Neurosen. Darnach liegt das organische Substrat der Neurose in der Minderwertigkeit des Keimplasmas und der aus ihm entspringenden konstitutionellen Minderwertigkeit der Organe. Als exogene Momente treten Lues, Alkoholismus, Ueberanstrengung, Massenelend usw. hinzu. — Adler brachte zum Schlusse seiner Ausführung ein Beispiel, an dem er nachzuweisen suchte, dass die Annahme der rein sexuellen Aetiologie der Neurose aus einem methodologischen Fehler hervorgehe, der seiner Meinung nach nicht mehr aufrecht erhalten werden könne.

Margulies sprach über „Psychische Ursachen geistiger Störung und über den Begriff des Psychogenen". Er gab eine Uebersicht über die Entwicklung des Begriffs der Psychogenie und legte besonders Gewicht auf die Sommersche Definition, nach der ein charakteristischer Symptombefund, eine bestimmte Anlage mit abnorm starker Beeinflussbarkeit und die ursächliche Wirksamkeit von Vorstellungen auf objektiv körperliche Vorgänge gefordert wird. Der Vortr. hält es für hinderlich, dass nur bestimmte Symptombefunde die Annahme psychischer Ursache gestatten sollten. Zweckmässig erscheint ihm die Fassung des Begriffs durch Birnbaum, der eine klinisch greifbare psychogene Position voraussetzte und die Tatsache fordert, dass eine Erkrankung lediglich durch gefühlserregende Einwirkungen hervorgerufen ist; die Gestaltung der Symptome wäre dabei belanglos. Komplizierter wird selbstverständlich die Erforschung, wenn zu einem Symptombild sowohl wesentlich endogene wie auch psychogene Momente mitwirken. Am ehesten wird man dann von einem psychischen Einfluss auf die Zeit des Ausbruches der Psychose sprechen können. Häufig aber treten affektiv wirksame Vorgänge bereits in dem Prodromalstadium der Geistesstörung auf. Ein Weg zur Aufklärung wäre vielleicht der Versuch, die Affektwertigkeit eines Vorganges für eine bestimmte Persönlichkeit exakt zu formulieren. Zur Erforschung der Disposition könnte man motorische, vasomotorische und hautelektrische Messmethoden anwenden; ferner könnte die Hypnose, das Assoziationsexperiment und gelegentlich die Verwertung glaubwürdiger Selbstbeobachtungen benützt



werden. Die Durchforschung des psychogenen Momentes dürfte nach dem Vortr. die diagnostische Stellung mancher Krankheitsfälle so ändern, dass sie aus der Gruppe der endogenen Störungen in jene der psychogenen gerückt würden.

Brun (Zürich) untersuchte die Ursachen der künstlichen Allianzen bei den Ameisen: die Unterscheidung von Freund und Feind beruht bei diesen Insekten auf der Existenz eines für jede Kolonie spezifischen Geruches, auf welchen alle Individuen gewohnheitsmässig eingestellt sind. Jeder fremde Koloniegeruch löst für gewöhnlich feindliche Reaktionen aus. Indessen gelang es — namentlich durch Mischung der Parteien —, künstliche Allianzen selbst zwischen verschiedenen Arten zu erzeugen. Diese beruhen nicht auf einfacher Aufhebung der physiologischen Geruchsgegensätze infolge Entstehung eines Mischgeruches, denn sie kommen unter Umständen auch in einem Zustand vor, wo überhaupt keine Mischung der Parteien vorgenommen würde. Brun fasst diese Allianzen als Erscheinungen plastisch psychischer, assoziativer Gehirntätigkeit auf, wobei die normale Kampfbereitschaft der Ameisen in mannigfacher Weise unterbrochen oder gehemmt werden kann; dieses höhere sinnliche Assoziationsvermögen, wie Wasmann es nennt (nach Brun „Primitivintelligenz"), dominiert aber über die Instinkte nicht im Sinne einer bewussten Leitung, sondern ist lediglich ein regulatives Prinzip. Sobald die neue Richtung gefunden ist, werden die erworbenen mnemischen Komplexe sekundär automatisiert. Die phylogenetisch alten psychischen Mechanismen behalten in der Tierreihe ihre führende Rolle nach Möglichkeit bei, was als „Beharrungsgesetz der psychischen Dominanten" bezeichnet wird.

Wie sich aus diesem Bericht ergibt, boten die beiden Züricher Tage eine Fülle interessanten Materials. Der Verein hat gezeigt, dass er seinen Zweck erfüllt, der dahin geht, den Vertretern der verschiedenen psycho-therapeutischen Richtungen, die mit wissenschaftlichem Ernste arbeiten, ein neutrales Feld zur gegenseitigen Aussprache zu bieten. Die neue Zusammensetzung des Vorstandes bürgt dafür, dass in Zukunft in dieser Richtung weitergearbeitet wird: Prof. Bleuler (Zürich) liess sich dazu bestimmen, die Leitung des Vereins zu übernehmen, während Prof. Bernheim — der selbst nicht erschien —, nach wie vor das Ehrenpräsidium inne hat. Auch die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung dürfte eine glückliche sein. Sie wird in Wien im Herbst 1913 stattfinden, wahrscheinlich im Anschluss an die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Die Verhandlungen in dieser Stadt, wo so viele bedeutende Mitarbeiter der verschiedensten Richtungen unserer Forschungsgebiete ansässig sind, dürften allseitiges Interesse bieten. Die Festsetzung der Themata für die Referate überliess die Versammlung dem Vorstand.

---

# Referate.

**Marcinowski, J.** Der Mut zu sich selbst. Das Seelenleben des Nervösen und seine Heilung. Berlin, 1912, Otto Salle. 400 S. 6 M.

Der Verfasser, dessen ideale Anschauung von der Stellung des Nervenarztes zu seinen Patienten und dessen grosszügige ethisierende Auffassung der Behandlung nervöser Leiden aus früheren Veröffentlichungen bekannt ist, will mit diesem neuen, „den Manen eines kranken Riesen" gewidmeten Werke eine „allgemeine Einführung in das Reich einer werdenden Wissenschaft" geben, nämlich der als Psychoanalyse nach Freud benannten Forschungs- und Heilmethode, und beabsichtigt gleichzeitig „den Versuch einer gemeinverständlichen Aufklärung" gegenüber den vorurteilsvollen und missverständlichen Auffassungen, denen diese Lehre vielfach begegnet sei. Eine eingehende Besprechung des mit aller Offenheit und Schärfe die Gegner der Lehre bekämpfenden Buches würde notwendigerweise zu einer umfassenden Erörterung der prinzipiellen Fragen der vielumstrittenen Theorie und ihrer neueren Modifikationen durch die Anhänger Freuds führen. Schon aus äusseren Gründen muss hierauf an dieser Stelle verzichtet werden. Es erscheint dies aber um so eher zulässig, als der Autor selbst in keiner Weise den Anspruch erhebt, eine ärztlich-wissenschaftliche Abhandlung gegeben



zu haben, sondern sich ausdrücklich an die gebildeten Laien, zu denen nach ihm auch die Mehrzahl der Aerzte in dieser Frage gehört, wenden will, in der Absicht, sie zunächst einmal zum Studium dieser Lehren anzulocken. Der Verf. bekennt offen, dass die von ihm gegebene Darstellung „ohne Beweise im Einzelnen" sei und will es auch aus wohlerwogenen Gründen unterlassen, die leicht missbrauchbare psychoanalytische Methode, mit der er zu seinen Resultaten gelangte, den Lesern mitzuteilen. Wie andere Freudianer erklärt es auch Marcinowski für eine unerlässliche Vorbedingung der Befähigung, Kritik an ihren Ergebnissen zu üben, dass der Kritiker durch eigene praktische Arbeit die Methode und deren Erfolge kennen gelernt hat. Aber Marcinowski geht hierin noch weiter und stellt damit ein neues in der Nervenheilkunde bisher unbekanntes und, wie man leicht bemerkt, ganz unhaltbares Forschungsprinzip auf: „Ich spreche jedem," so fordert er bedingungslos auf Grund des „am eigenen Leibe" Erlebten, „die Befähigung zu einem wissenschaftlichen Urteil über diese Dinge ab, der nicht Gelegenheit genommen hat, persönlich die Ueberzeugunskraft der Affektänderungen in einer eigenen Analyse zu erleben, der er sich von berufener Hand unterzogen hat. Nur von jenseits dieses Schrittes aus sind uns die Augen offen." (Einleitung S. VII.)

Es mag sein, dass es dem Ideal sowohl der Laien wie der Wissenschaft entsprechen würde, wenn jeder Forscher die Krankheit und die Heilmittel, über die er urteilen will, am eigenen Leibe erprobt hätte. Die Konsequenz eines solchen Forschungsprinzipes, sei es auch nur auf dem Gebiete der Psychopathologie, würde ohne weiteres zu Utopien führen. Es ist mir aber auch fraglich, ob selbst die strengsten Vertreter der Lehre, einschliesslich Freud, diesem Marcinowskischen Befähigungsnachweis Genüge geleistet haben, und diejenigen medizinischen Forscher, welche dank ihres gesunden Nervensystems kein Bedürfnis nach einer psychoanalytischen oder anderen Heilbehandlung haben, müssten bis auf weiteres, d. h. bis zu späterer Erkrankung als Unberufene von jeder Meinungsäusserung in diesen Fragen ausgeschlossen werden. Wir wollen anerkennen, dass selbst in dieser höchst eigenartigen Schlussfolgerung ein Körnchen Wahrheit liegt, insofern, als die Einfühlung in die Seelenzustände der Nervösen dem robust gesunden Empfinden eines unentwegt Nervenfesten im allgemeinen schwerer fallen wird als dem vielfältigen Stimmungslagen zugänglichen Sensitiven (wie sie sich häufig genug unter den Neurologen finden). Sehen wir aber von dieser offensichtlichen Ueberspannung eines Prinzips ab, zu der der Verfasser wohl unter dem grossen Eindruck seiner eigenen seelischen Befreiung durch intimste psychoanalytische Aussprache mit einem Kollegen seines Vertrauens gelangt war, so will es mir scheinen, als ob auch der Inhalt des Buches selbst noch im Rausche dieser Begeisterung entworfen und mit rascher Feder zur Niederschrift gebracht worden sei: künstlerisch packende Schilderungen der seelischen Leiden von Nervösen und Psychopathen, poetisch anmutende Traumdarstellungen und -deutungen, eine Fülle von trefflichen Vergleichen, unverkennbare Anklänge an Nietzscheschen Stil und Nietzschesche Ethik, Märchen und Anekdoten in buntem Wechsel; freilich auch eine feuilletonistische Freiheit, wie wir sie wissenschaftlichen Büchern nicht zugestehen könnten, und bisweilen eine Nonchalance der Sprache, die selbst bis zum Vulgären, Menschlich allzu Menschlichem ab und zu herabgleitet! Und so gleichen grosse Teile des Buches weniger einer sachlichen Darlegung als Predigten über eine neue Ethik mit flammenden Protesten gegen die konventionellen Lügen der Gesellschaft, Geisselung der herrschenden Moral auf dem Gebiete des Sexuallebens in und ausser der Ehe, mit Bekämpfung aller Heimlichkeiten im Geschlechtlichen und der Unterdrückung geschlechtlicher Triebe, sowie mit der Forderung, selbst dem kleinsten der Kinder, wenn sie durch Instinkt oder Zufall auf diese Fragen stossen, die volle Einsicht in das Wesen der sexuellen Vorgänge zu vermitteln (Beispiel der Aufklärung eines $3^1/_2$ jährigen Kindes: Maus, Portier mit der roten Mütze und Messer sind Wickel-Wackels und Kribbel-Krabbels, Symbole für Penis, die man lieben darf).

Wie man sich zu diesen ethischen Fragen stellen will, deren praktische Konsequenzen von unabsehbaren persönlichen und sozialen Folgen sein können, muss der Einzelne entscheiden und gehört nicht vor das Forum unserer Wissenschaft. Das aber sei für die allgemeine Beurteilung des Buches hervorgehoben, dass auch in den gewagtesten Forderungen des Verfassers seine Ueberzeugungstreue und der edelste Wille anerkannt



werden muss, sein vermeintliches Ideal im Interesse der Leidenden wie der Menschheit überhaupt zur Verwirklichung zu bringen.

Der in vielen Zügen über Freud hinausgehende Grundgedanke des Verf. ist summarisch zusammengefasst folgender: Alle funktionellen Nervenleiden einschliesslich der meisten Geisteskrankheiten, nämlich Paranoia, manisch-depressivem Irresein, Dementia praecox sind letzthin aus Versündigungs- und Bussideen auf sexuellem Gebiete bewusst oder unbewusst hervorgegangen, als Folge einer verkehrten, naturwidrigen Morallehre, einer zu Unrecht paulinisierten jüdisch-christlichen Ethik; ausgenommen davon wird nur ein kleiner Teil von Nervenleiden, die nach M. als Ohnmachts- und Minderwertigkeitsneurosen zu charakterisieren sind. Dass aber jene Schuldneurosen, die sexuelle Angst und das böse Gewissen zu einer solchen Herrschaft in der Seele gelangen und solche krankhaften Wirkungen erzeugen können, das führt der Verf. in recht interessanter Weise auf die in uns allen schlummernden-atavistischen Instinkte und Anlagen, auf phylogenetische Nachklänge uralter Kulturzustände und deren Gewohnheiten zurück. Ebenso sind die Kapitel 1 und 2, die allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen psychotherapeutischen Schulen und die Psychotherapie allgemein enthalten, recht lesenswert, wie auch in den übrigen Kapiteln des Buches mancher kluge Hinweis, manches schöne Wort zu finden ist. So unverkennbar bei allem Marcinowskis grosse empirische Kenntnis der nervösen und psychopathischen Personen hervortritt, so zeigen doch fast alle von ihm gezogenen Schlussfolgerungen und Theorien das gleiche oder ein noch höheres Mass subjektiver willkürlicher Verwertung und Ausgestaltung der Beobachtung, wie die anderer Anhänger Freuds, derart, dass auch hier die nüchterne wissenschaftliche Betrachtung es bald als hoffnungslos aufgeben muss, seinen phantasiereichen Gebilden verstandesgemäss zu folgen.

Die symbolische Auslegung und Analogisierung der von den Patienten berichteten Traumerscheinungen, treibt demgemäss auch bei Marcinowski die herrlichsten Blüten, und er fügt noch eine Besonderheit in den zeichnerischen Darstellungen der Träume und deren Ausdeutung hinzu. Diesen letzteren kann nach Auffassung des Referenten, die ihm Unbefangene bestätigten, kaum mehr Sicherheit und diagnostischer Wert beigemessen werden, als den bekannten Ausdeutungen, die man den Produkten des Silvesterbleigiessens ernsthaft oder scherzhaft hier und da zu teil werden lässt.

Zwei kritische Einzelbemerkungen scheinen mir noch wert, hier angefügt zu werden.

Es muss als ein prinzipieller Fehler bei Marcinowski erscheinen, dass er offenbar nur jene ganz kleine Oberschicht der Bevölkerung, die Damen und Herren der sogenannten besseren resp. reichen Stände bei seinen Erfahrungen und Folgerungen im Auge gehabt hat. Versucht man seine Lehren auf die ungeheuer überwiegende Menge der ein- und zweizimmerbewohnenden Menschheit anzuwenden, so gerät man im Theoretischen wie Praktischen auf zahlreiche Widersprüche. Freilich, für M. sind diese Auchmenschen, aus deren Schicht doch in Wirklichkeit unerschöpflich neue Kräfte emporwachsen und degenerierende Oberschichtbewohner ersetzen, frei nach Nietzsche nur „die Masse einer durch Alkohol und Lebensnot halbvertierten und entarteten Unterschicht," die sich unsittlicherweise (in seinem und Nietzsches Sinne) „kraft ihrer Unbedenklichkeiten uneingeschränkt multipliziert" (S. 356).

Ein weiterer Widerspruch liegt darin, dass der Verf. wiederholt als Eideshelfer diejenigen seiner Patienten anführt, welche mündlich und schriftlich sowohl die psychoanalytischen Deutungen, wie die auf diesem Wege gewonnenen Heilungen bestätigten. Aber auch diejenigen Patienten, welche, wie M. anführt, entrüstet solche Deutungen zurückwiesen und durch das psychoanalytische Verfahren ungeheilt blieben, bilden für die Auffassung des Autors nicht nur keinen Gegenbeweis, sondern auch sie bestätigen ihm die Richtigkeit der Theorie; denn „sie ziehen es vor, selbst lieber krank zu bleiben, anstatt wenigstens durch ihre Genesung dem Arzte recht zu geben" . . . „Das ist der Grund", fährt er fort, „warum viele scheinbar ungeheilt aus unsern Händen hervorgehen" (S. 295). Hier handelt der Verf. offensichtlich nach dem verblendeten Prinzip des anekdotenhaften Anstaltsleiters, der sowohl beim Zugeständnis der Trunksucht Alkoholismus annimmt, wie beim Verneinen, da ja dieses „Leugnen" das typische Merkmal des verlogenen Alkoholikers sei.

Wenn die Ueberzeugungskraft der Marcinowskischen Darlegungen somit oft genug



durch das Uebermass seiner Behauptungen und durch innere Widersprüche allgemein geschwächt wird, so sei doch gegenüber einer gar zu summarischen und einseitigen Gegnerschaft der Freudschen Lehren auch hier ihr Verdienst anerkannt, einerseits die Rolle des Psychischen in den Krankheitsbildern allgemein mehr zur Geltung gebracht zu haben, anderseits die speziellen Beziehungen des Sexuallebens zu den nervösen Leiden zu grösserer Beachtung geführt und die fast unbegrenzte Macht dieses Faktors im gesunden wie im kranken Geistesleben neu gezeigt zu haben, freilich nur in dem an dieser Stelle (vgl. Referat Freud) schon einmal hervorgehobenen Sinne als einer letzthin unerklärbaren allgemeinen Urkraft, deren Walten schon Schopenhauer in unübertroffener Weise in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ geschildert hat.

Dr. M. Levy-Suhl (Berlin-Wilmersdorf).

**Adler, Alfred.** Ueber den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Wiesbaden 1912, J. F. Bergmann. 195 S.

Die von reicher Erfahrung und grosser Belesenheit zeugende Fülle psychologischer Einzelheiten literarischer, philosophischer und allgemeiner Bemerkungen, die Adler in seinem Buch mit feuilletonistischer Freiheit aneinandergereiht und zur Begründung seiner theoretischen Auffassung dargelegt hat, macht es nicht leicht, den Inhalt seiner Abhandlung in einem Referat vollwertig zur Anschauung zu bringen. Für den Autor selbst ordnen sich freilich alle seine Darlegungen, jedes einzelne seiner, wenn auch noch so heterogenen und widersprechend erscheinenden Angaben einer gemeinsamen Grundidee unter, nämlich: dass der ganze Umkreis aller neurotischen Erscheinungen — und er reicht bei Adler weit hinein in das Gebiet der notorischen Geisteskrankheiten — von der Trigeminusneuralgie bis zu den Selbstmordideen, vom Stottern bis zur sexuellen Perversion, dass in gleicher Weise alle bei Nervösen angeblich stärker auftretenden Charaktereigenschaften, seien es solche wie Geiz, Misstrauen, Nörgelsucht, Neid, Grausamkeit, Simulation, seien es solche wie Mitleid, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Pedanterie, Bussfertigkeit, sei es Schamhaftigkeit, sei es Schamlosigkeit, kurz, dass alle bekannten nervösen Erscheinungen und Charakterzüge zu erklären sind von einem bestimmten fingierten Endzweck aus, den die Kranken dabei vorwiegend unbewusst verfolgen. Dieses Endziel ist aber nichts anderes, als das nach Adler jeder Neurose zugrunde liegende Gefühl der Minderwertigkeit und Unsicherheit zu überwinden und demgemäss der unablässige „Versuch der Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls, dessen einfachste Formel im übertriebenen „männlichen Protest“ zu erkennen ist. Diese Formel: „Ich will ein ganzer Mann sein!“ ist die leitende Fiktion in jeder Neurose ...“. Der letzte Grund dieses Strebens und Bedürfnisses, immer wieder Beweise der Männlichkeit zu erbringen, liegt, „was jede Untersuchung ergibt“, darin: das Minderwertigkeitsgefühl „verlangt mit Macht eine leitende, sichernde, beruhigende Zweckstellung, um das Leben erträglich zu machen. Was wir das Wesen der Neurose nennen, besteht aus dem vermehrten Aufwand der verfügbaren psychischen Mittel“. Hilfskonstruktionen und Fiktionen der verwickeltsten Art im „Denken, Handeln und Wollen“, theoretische und praktische Vorsichts- und Vorbeugungsmassnahmen, Aufstellen von Prinzipien, vorbauende seelische Bereitschaften und Ueberbauten über schwache Punkte, verschärftes Messen und Vergleichen, dauerndes Abtasten der Umgebung auf Vor- und Nachteile, erhöhtes Festhalten der Erinnerungsspur von schreckenden und tröstenden Erlebnissen, Furcht, Hoffnung und Zweifel, alles dient nur dem einzigen Zweck, Herabsetzungen des Persönlichkeitsgefühls zu entgehen und dieses selbst zu erhöhen. „Die Kenntnis dieser wie empfindliche Fühler sich weit erstreckenden psychischen Bereitschaften ermöglicht erst das Verständnis für den Kampf des Nervösen mit seinem Schicksal, für seinen gereizten Aggressionstrieb, für seine Unruhe und für seine Ungeduld“. So entstehen bei ihm die verschärften und auffälligeren Charakterzüge. Durch erlittene Herabsetzung können die Sicherungstendenzen immer komplizierter werden und finden in neuen nervösen Symptomen ihren Ausdruck. Immer aber sind es Kunstgriffe mit dem einen Ziel, sich eine Ueberwertigkeit zu verschaffen oder, was gleichbedeutend ist, von „unten nach oben“, vom „Weiblichen zum Männlichen“ zu gelangen, dem Charakter eine „männliche Hauptlinie“ zugrunde zu legen.

Dies ist der von der Symbolsprache Adlers möglichst frei gehaltene Grundgedanke seiner Theorie. Wie bei Freud spielen nämlich auch bei ihm im Wach- wie im Traumzustand die Symbole eine grosse Rolle. Auch Adler kennt eine Analsprache, eine Urinsprache, einen Organjargon; ebenso schreibt auch Adler dabei dem Unbewussten nicht nur die Zweckmässigkeit zu, die wir alle im Triebleben oft erkennen, sondern setzt auch bei ihm in unwillkürlichen Prozessen wie etwa Obstipation oder Vaginismus ein ganz ungewöhnliches Raffinement und Fähigkeiten voraus, die nur auf empirischen Einzelkenntnissen und Ueberlegungen beruhen könnten. Eine grosse Bedeutung fällt auch bei Adler dem Sexualleben zu, speziell dem Gefühl, „verkürzt" zu sein und dem nach ihm sehr häufigen, drückenden Bewusstsein, ein zu kleines männliches oder ein weibliches Genitale zu besitzen.

So unverkennbar die Schule Freuds hierin wie in seiner ganzen psychoanalytischen Methode und Therapie, in seinem wissenschaftlichen Jargon zum Ausdruck kommt, so hebt doch der Verfasser selbst mit vollem Recht die grundsätzlichen Abweichungen seiner Theorie von der seines einstigen Meisters hervor. Diese Gegnerschaft gegen die orthodoxe Schule scheint mir bei der Bedeutung, die Freuds Lehren gewonnen haben, beachtenswert genug, um die Hauptpunkte der Adlerschen Reformation an dieser Stelle anzuführen.

Drei der „fundamentalen Anschauungen" „aus den fruchtbaren und wertvollen Leistungen Freuds" seien „als irrtümlich abzusondern, da sie den Fortschritt im Verständnis der Neurose zu versperren drohen". Erstens: „Die Auffassung der Libido als treibende Kraft für das Geschehen in der Neurose" ist unzutreffend; es ordnet sich vielmehr die Libido des Neurotikers, sein Sexualtrieb und seine Perversionsneigung dem oben dargelegten Leitgedanken, „den höheren Zielen", unter. Ein zweiter Einwand trifft Freuds Grundanschauung von der sexuellen Aetiologie der Neurosen. Den sexuellen Inhalt in den neurotischen Phänomenen erkennt Adler zwar theoretisch wie in seinen praktischen Beispielen überreichlich an, aber das Sexuelle ist nach Adler lediglich ein täuschendes Bild, ein Gleichnis, hinter dem in Wirklichkeit der ideelle Gegensatz „Männlich-Weiblich" steht und in dem nur die verschiedenen Formen des „männlichen Protestes", die männliche Zwecksetzung zum Ausdruck gelangt.

„Sonderbar", fährt Adler fort, „dass Freud, ein feiner Kenner des Symbolischen im Leben, nicht imstande war, das Symbol in der sexuellen Apperzeption aufzulösen, das Sexuelle als Jargon, als Modus dicendi zu erkennen. Aber wir können dies verstehen, wenn wir den weiteren Grundirrtum ins Auge fassen, die Annahme, als stünde der Neurotiker unter dem Zwange infantiler Wünsche, die allnächtlich (Traumtheorie) aufleben, ebenso auch bei bestimmten Anlässen im Leben." In Wirklichkeit stehen auch diese infantilen Wünsche schon unter dem Zwange des fiktiven Endzieles, und auch die Incestgedanken sind lediglich ein Gleichnis. (S. 4—5.)

Die Behauptung der Psychoanalytiker, die Libido des Nervösen sei an Vater und Mutter fixiert, wird auch sonst von Adler bekämpft. Nach ihm schafft die einzige wirkliche Liebesbedingung „der Wille zur Macht und zum Schein", und so sind beispielsweise die Impotenz und Perversion lediglich schützende Kunstgriffe vor der Gefahr der Herabsetzung und Unterwerfung durch den Ehepartner. Auf diese Weise gelangt der Autor auch zu der auffälligen Behauptung, dass bei Nervösen allgemein „die Liebes- und Ehebereitschaft" „zerstört oder unausgebaut gelassen" sei. (S. 105.)

Diese Hinweise auf den Inhalt müssen genügen. Es wäre nur noch zu betonen, dass Adler an Kühnheit und Freiheit in den Deutungen von Träumen und Symbolen, in Schlüssen aus Wortklängen und Buchstabenübereinstimmungen der alten Freudschen Schule nichts nachgibt; auch bei ihm spielt der Arzt vielfach die Rolle des Rezipienten oder Blitzableiters in der Therapie, freilich nicht als Liebesobjekt wie dort, sondern als ein im Kampf mit dem Nervösen scheinbar Unterliegender und damit zur Erhöhung oder Wiederherstellung von dessen Selbstgefühl geeignetes Werkzeug; schliesslich fehlt auch bei diesem Autor jeder Maßstab und jede Angabe über den Umfang der mit seiner Aufklärungstherapie vorübergehend oder etwa dauernd erzielten Erfolge.

So sehr auch die mit starrer Konsequenz durchgeführte Grundidee überwuchert ist von unbeweisbaren Voraussetzungen und subjektiven Annahmen aller Art, kann man



ihr eine in freilich nur viel beschränkterem Umfang zutreffende richtige Seite nicht absprechen, und trotz aller Bedenken im einzelnen werden die Darlegungen das Verständnis für manchen nervösen Charakterzug zu erhöhen und manche Krankheitserscheinung in ein neues Licht zu setzen vermögen.

Dr. M. Levy-Suhl, Berlin-Wilmersdorf.

**Levy-Suhl, Max.** Ueber experimentelle Beeinflussung des Vorstellungsverlaufs bei Geisteskranken nebst einer Kritik der Assoziationsexperimente an Geisteskranken, Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1911, 142 S.

Der Verfasser bringt in dieser Arbeit, wenn auch in etwas abgeänderter und erweiterter Form drei Beiträge, die ursprünglich in der Zeitschrift für Psychologie erschienen sind. Die Experimente wurden in der psychiatrischen Klinik der Königlichen Charité zu Berlin, als sie noch von Ziehen geleitet wurde, angestellt. Die Arbeit zerfällt auch in der neuen Form in drei Teile; die beiden ersten umfassen eine kritische Betrachtung der Wort-Assoziationsexperimente und der bisherigen Methoden, ferner eine Begründung für seine abweichende Stellungnahme und schliesslich die Darlegung des eigenen Verfahrens; der dritte Teil bringt seine eigenen Versuche und die Versuchsergebnisse. Was die Kritik der bisherigen Assoziationsexperimente betrifft, so erklärt der Verfasser, es sei für die Beurteilung und Feststellung der Assoziationsform in den Reaktionen der einzelnen Individuen die Berücksichtigung der jeweiligen individuellen Ausgangsvorstellung nötig, deren Gleichartigkeit aber keineswegs durch die Anwendung des gleichen Reizwortes gewährleistet wird. Mit dem einfachen physiologischen Forschungsprinzip, wie es einzelne sich vorstellen, sei es bei diesen von der Individualität so sehr abhängigen Experimenten nicht getan. Was die besonders interessanten Experimente betrifft, die an Geisteskranken angestellt wurden, so handelt es sich um 44 Fälle. Auf Grund der Ergebnisse werden sie in vier Gruppen geteilt, und erst nachträglich beschäftigt sich der Verfasser, mit der Frage, ob diese Gruppeneinteilung von der Krankheit selbst abhängt. Was die Gruppeneinteilung betrifft, so spielt eine grosse Rolle Ziehens Begriff Hyperprosexie. Ziehen versteht darunter eine psychopathologische Erscheinung, in der erhöhte Weckbarkeit oder Ansprechbarkeit der Aufmerksamkeit, die „Hypervigilität" kombiniert auftritt mit dem gleichsinnigen Phänomen der herabgesetzten Haftfähigkeit der Aufmerksamkeit, der „Hypotenazität". Die Versuche selbst geschehen so, dass irgend ein Wort, z. B. Fisch, Geld, Liebe, Kirche als Zwischenrufe genannt wurden und nun die Reaktion des Patienten auf die Zwischenrufe geprüft wurde. Mit Rücksicht auf die Ergebnisse teilt der Verfasser die Fälle in vier Gruppen. Bei der ersten handelt es sich um ein reaktives Verhalten nach Art der Normalen. Bei der zweiten tritt eine allgemeine indifferente Hyperprosexie auf, d. h. die Kranken gehen sofort auf den Zwischenruf ein, sie geben die vorher aktive Vorstellungsreihe preis. Die allgemeine indifferente Hyperprosexie zeigt inbesondere folgende Merkmale: 1. Gleichgültigkeit gegen den Unterbrechungsakt und somit jederzeitige meist kritiklos einschnappende Reaktion; jedem Zwischenruf wird sofort die Aufmerksamkeit zugewendet und an ihn werden Assoziationen angeknüpft, unter definitiver Preisgabe der unterbrochenen autochthonen Vorstellungsreihe. 2. Gegenüber dem Inhalt des Reizwortes besteht eine starke Neutralität; der Charakter des Reizwortes spielt keine so grosse Rolle. 3. Jede tiefere Verarbeitung in den Assoziationen fehlt nahezu ausnahmslos. In der dritten Gruppe sind die Fälle zusammengefasst, wo die Hyperprosexie nicht unterschiedslos jedem beliebigen Zwischenrufe gegenüber in Erscheinung tritt, sondern eine affektive Verarbeitung stattfindet. Der Inhalt des Reizwortes ist hier von wesentlichem Einfluss und zwar besonders die subjektive Bedeutung des Reizwortes für die Versuchsperson. Infolgedessen tragen die Assoziationen einen mehr kritisch persönlichen Charakter. 4. In der vierten Gruppe fasst der Verfasser die Fälle mit hypervigiler Reaktion mit Kontamination und Dissoziation zusammen. Wird das Reizwort selbst — oder auch eine von dem Reizwort erweckte Assoziation — aufgeschnappt und kritiklos in die gerade herrschende Vorstellungsreihe aufgenommen und wird dabei unverändert an der gerade eingestellten Satzform oder doch an der grammatikalisch eingekleideten Redeweise festgehalten, ungeachtet der daraus resultierenden Kontaminationen, so liegt das Merkmal der Hyper-



vigilität vor, aber man kann nicht mehr von einer herabgesetzten Tenazität sprechen, und somit auch nicht mehr von Hyperprosexie. Ebenso kommt der Fall vor, dass die Inkohärenz im Vorstellungsablauf so hochgradig wird, dass ein Prinzip der assoziativen Beziehung in der Wortfolge kaum noch erkennbar ist.

Der Verfasser hat nun 4 Fälle in die Gruppe I, 11 in die Gruppe II, 5 in die irregulären Formen der Gruppe II, 16 in Gruppe III und 8 in Gruppe IV einrangiert. Er kommt dabei zu dem Resultat, dass die psychologischen Gruppen auch gewissen diagnostischen Gruppen in weitem Umfang entsprechen. Besonders auffallend ist es, dass fast alle Paranoiaformen in die Gruppe III gehören und alle Formen der Manie in die Gruppe II.

Dr. Albert Moll.

---

# Verschiedenes.

## Georg Chr. Schwarz †.

Von Adolf Ringling, Oosscheuern-Baden-Baden.

Am 12. Okt. v. Js. erlag ein bekannter, eifriger Förderer der Arbeitstherapie, Georg Chr. Schwarz in Strassburg i. Els., 44 Jahre alt, einem Nierenleiden. Sein Buch: Das einzige Heilmittel bei Nervenleiden[1]), Verlag G. Strübig, Leipzig, ist mir vor etwa zehn Jahren zur Rettung aus mehrjähriger grosser Nervennot und von umwälzender Bedeutung für meinen ganzen ferneren Lebensweg geworden. Aufrichtige Verehrung und Dankbarkeit drängen mich, dem Verstorbenen und seinem Schaffen, an dem ich auch tätigen Anteil nahm, an dieser Stelle in meinem wie im Namen aller Nervenkranken, für die er gelebt hat, einige Worte zu widmen.

Schwarz wuchs als Sohn eines Oberförsters auf dem Lande auf. Selbst auch einmal den grünen Rock zu tragen, war das Ideal, das dem Kinde und Jüngling vorschwebte. Doch ein schweres Nervenleiden, als dessen Gelegenheitsursache er eine langwierige Nasenrachenaffektion und die vergeblichen Versuche ihrer Beseitigung auf operativem Wege ansah, zwang ihn 1887 das Gymnasium zu verlassen. Nach kurzer Erholung trat er in eine Buchhandlung ein. Infolge quälender Beschwerden musste er auch dieser Arbeit bald den Rücken kehren. Trotz fortgesetzter ärztlicher Behandlung verschlimmerte sich das Leiden derart, dass die Angehörigen im Winter 1893/4 den zum Schatten gewordenen bettlägerigen 25jährigen völlig aufgaben. Doch er selbst verzagte nicht. Rastlos forschte sein starker Geist nach der rechten Erkenntnis; unentwegt hielt er an dem kraftvoll tätigen Wollen fest, wieder hochzukommen und seinen Mitmenschen in tüchtiger Arbeit Tüchtiges zu wirken. Und es sollte gelingen! Lichter und lichter wurde es in ihm, bis er die Grundlagen wahrhaft erspriesslicher Nervenpflege endlich in voller Klarheit schaute.

Als Heilmittel für nervenschwach Gewordene hatte Schwarz die Regelung der Tätigkeit „als des gesamten Tuns und Lassens im Bereich des Körperlichen und des Seelischen“, die Regelung der ausserwesentlichen wie wesentlichen Arbeit, also ein harmonisches, individuell verschiedenes Verhältnis zwischen vorhandenem Kraftmaß und Betätigung oder, kurz gesagt, die rechte Arbeit erkannt. Trotz seiner übergrossen Schwäche und Bettlägerigkeit folgte dem Gedanken sofort die Tat. Erst im Kleinsten, bis allmählich die Kräfte zunahmen und eine Steigerung der Leistungen ermöglichten. Unentwegt und unbeirrt wandelte er die folgenden Jahre den mühsam gefundenen und oft steinigen Pfad bis zur Gesundung.

Während der Genesungszeit arbeitete Schwarz, was sich bot und ihn zu fördern vermochte; u. a. betätigte er sich in der Gärtnerei, im Zeichnen, Modellieren

---

[1]) Der wenig glücklich gewählte Titel war vor der Drucklegung vom Verleger gefordert worden.



und in der Schreinerei in der Strassburger Kunstgewerbeschule, schriftstellerte, gab Unterricht in Stenographie, organisierte Stenographenvereine usw.

Aber die eigene Gesundung genügte dieser edlen Natur nicht. Es trieb ihn, den vielen suchenden Leidensgenossen als Schriftsteller ein Wegweiser zu werden und für die als dringend notwendig erkannten Volksnervenheilstätten und eine Reform der bestehenden Sanatorien für Nervenkranke einzutreten. Den „Proletariern" unter den Kranken, vor allem aber den hilflosesten und bedürftigsten ein helfender Freund zu sein, wurde sein brennendes Verlangen. Und er führte ihre Sache unermüdlich und auch erfolgreich mit tiefem Verständnis, klarem Blick und warmem Herzen.

1895 trat Schwarz zum erstenmal mit der von ihm vertretenen Lehre vor die Oeffentlichkeit. 1899 bot er sie den Nervenleidenden in seinem „Heilmittel", das mit einführenden Worten Pelmans ins Schwedische übersetzt worden ist, unter ganz besonderer Berücksichtigung der am schwersten Heimgesuchten und oft Verzweifelten, in meisterhafter Geschlossenheit und Form. Eifrig befürwortete er in dieser Schrift auch öffentliche Nervenheilanstalten für Minder- und Unbemittelte. Sehr eingehend begründet wurde diese Forderung neben anderem von ihm in der 1903 erschienenen Broschüre: Ueber Nervenheilstätten und die Gestaltung der Arbeit als Hauptheilmittel, Verlag J. A. Barth, Leipzig. 1907 veröffentlichte er in den Nrn. 38/46 der Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift in Form einer Artikelserie eine trotz aller Kürze ausgezeichnete, annähernd monographische Darstellung der Arbeitstherapie. In einem grösseren nachgelassenen Aufsatz nahm Schwarz Stellung gegen die reine Psychotherapie.

Nach den herben Enttäuschungen der Krankheitszeit erlebte er als Schriftsteller das Glück, seine Arbeit für die Nervenleidenden von einer Reihe angesehener Fachärzte anerkannt zu sehen und von einer Unzahl Kranker zu hören, sie seien durch ihn auf den rechten Weg geführt worden. So nannte ihn P. J. Möbius seinen verständnisvollen, wackeren Bundesgenossen, dessen uneigennützige Tätigkeit wahrlich des Lobes wert sei. Wie selbstlos aber der aus innerster Nötigung schaffende, verdienstvolle und doch so bescheidene, schlichte Mann in der Tat war, davon wissen am besten eine grosse Zahl minder- und unbemittelter Nervenkranke zu berichten, denen er, manchen jahrelang, unentgeltlich und freundwillig mit Rat und Tat zur Seite stand. Schmerzlich bis ans Ende blieb es ihm, die Mittel nicht zu besitzen und den Beistand nicht zu finden, gemeinsam mit einem gleichgesinnten, fähigen Arzte seinen Leidensgenossen eine vorbildliche Heilstätte und daran anschliessend weitere Organisationen zur Linderung nicht nur der unmittelbaren Nerven-, sondern auch der oft genug nebenhergehenden wirtschaftlichen Not schaffen zu können.

In einer Anzahl Städte trat Schwarz für seine Ideen auch durch Vorträge ein.

Von 1904—08 war er im Sanatorium Schirmeck (Els.) als Arbeitsinstruktor tätig. Von 1908 bis zum Tode gehörte er der Illenau als Direktionssekretär an, wo ihm nach vieler Bitterkeit seines Lebens recht glückliche Jahre beschieden waren.

Der hohe Wert der Schwarzschen Lebensarbeit ist durch die vorzüglichen praktischen Ergebnisse und die offizielle Anerkennung der rechten Arbeit als natürlichstes und unentbehrliches Heilmittel für funktionell Nervenkranke erwiesen. Und Schwarz wird mit seiner Behauptung Recht behalten, dass die Arbeitstherapie als vorgeschobener Posten auf dem Kulturwege den nervös Erkrankten und Schwachen als den seelisch und körperlich Empfindlicheren und Bedürftigeren schon jetzt das geben will, was weitschauende Geister seit Jahrtausenden als das höchste Ziel menschlicher Veredelung und kultureller Entwickelung aussprachen: die Umwandlung des rohnatürlichen in edelnatürliches, in bewusst rechtes Leben, die Beglückung des Menschen durch Erhöhung seiner Produktion, seiner Fröhlichkeit, seiner körperlichen, geistigen und moralischen Stärke durch individuell rechte Arbeit.

---



# Ueber die individuelle Entwicklung der neuropsychischen Sphäre nach psycho-reflexologischen Befunden.

Von Akad.-Prof. Dr. W. v. Bechterew, St. Petersburg.

Die Psychoreflexologie resp. objektive Psychologie befasst sich nur mit den Reaktionen des Organismus auf Aussenreize und erforscht von diesen Reaktionen solche, welche zu ihrem Hervortreten der persönlichen oder individuellen Erfahrung bedürfen.

Als die mannigfaltigsten äusseren Reaktionen erscheinen in der ganzen Tierwelt die motorischen Reaktionen, welche ein vielseitiges Verhalten des Organismus zu dem umgebenden Milieu vermitteln. Sie sind zugleich beim Menschen am meisten der Untersuchung zugänglich. Deshalb stellt sich als Hauptforschungsobjekt der Psychoreflexologie des Menschen nach unserer Ansicht dar die motorische Sphäre in ihren mannigfaltigsten Aeusserungen vom einfachen Assoziationsreflex bis zu komplizierteren motorischen Erscheinungen, die wir persönliche Bewegungen oder in noch komplizierteren Fällen persönliche Akte und Handlungen nennen.

Zum Studium der Entwicklung der neuropsychischen Sphäre im Kindesalter bedarf es der sukzessiven Eruierung aller derjenigen Aeusserungen der neuropsychischen Sphäre, insbesondere der motorischen Reaktionen, welche auf persönlicher Erfahrung beruhen, die beim Kinde von Geburt an auftreten, um so festzustellen, wie mit fortschreitendem Alter des Kindes die ursprünglichen Aeusserungen der neuropsychischen Tätigkeit immer komplizierter werden. Selbstverständlich muss jeder Subjektivismus aus solchen Untersuchungen ausgeschaltet sein, die beobachteten Erscheinungen müssen vielmehr ausschliesslich vom objektiven Standpunkt beurteilt werden, da sonst die Exaktheit der Untersuchung darunter leidet[1]). Derartige Untersuchungen konnten bisher gerade deshalb nicht stattfinden, weil die Psychologie und speziell die Psychologie des Kindesalters in erster Linie subjektive Wissenschaften waren, welche sich auf Selbstbeobachtung stützten und bei der Untersuchung der Innenwelt dritter Personen von der Analogie mit der eigenen Erfahrung ausgingen, während doch Selbstbeobachtung und Analogieschlüsse dieser Art für die Untersuchung des Kindesalters ebensowenig am Platze sind, wie für die Untersuchung animaler Geschöpfe. Daher erscheint

[1]) W. v. Bechterew, Die objektive Untersuchung der neuropsychischen Tätigkeit im Kindesalter. 1908.







für das Studium der „Kinderpsyche“ die objektive Methode als fundamentales und nahezu einziges Mittel. Die „geistige“ Welt des Kindes ist ausschliessliches Gebiet psycho-reflexologischer Forschung, was ich in meinen Arbeiten schon mehrfach betont habe. Auch in der vorliegenden Untersuchung müssen wir an dem gleichen Prinzip, an den gleichen Grundauffassungen, an der gleichen Methode festhalten.

Als Material zur Untersuchung der individuellen Entwicklung der neuropsychischen Sphäre dienten mir meine eigenen fünf Kinder, an denen die Beobachtungen von Geburt an während der ganzen frühen Kindheit geführt wurden. Besonders vollständig erfolgte die Beobachtung der neuropsychischen Sphäre an meiner jüngsten Tochter, welche am 2. April 1904 geboren wurde. Diese Beobachtungen wurden ausserdem von Zeit zu Zeit ergänzt durch solche an fremden Kindern.

Ich werde vorläufig auf Details der Entwicklung der einzelnen Erscheinungen der kindlichen Neuropsyche nicht eingehen, da dies an einem andern Orte geschehen soll. Hier handelt es sich nur um das allgemeine Resultat der vorliegenden Untersuchungen.

Alle Befunde, welche beigebracht werden konnten, sprechen dafür, dass die anfänglichen Aeusserungen der neuropsychischen Tätigkeit im Grunde sich darstellen als Komplikationen gewöhnlicher Reflexe durch reproduktiv-assoziative Tätigkeit der Nervenzentra in Form der sog. Assoziationsreflexe. Der gewöhnliche Reflex, welcher zustande kommt vermittels eines von Natur gegebenen resp. angeborenen Mechanismus und sich entwickelt unter Einfluss organischer oder äusserer Reize, assoziiert sich, bei mehrfacher Wiederholung gleichzeitig mit bestimmten Reizen, schnell mit ihnen, und so kommt es als Resultat persönlicher Erfahrung zur Ausbildung von Assoziationsreflexen im eigentlichen Sinn des Wortes, welche angeregt werden durch Reize, welchen es von Natur nicht eigentümlich ist, solche Reflexe auszulösen.

So entwickelt sich vor allem die organische Mimik beim Weinen, welches von Anfang beim Kind als blosser Reflex auftritt, hervorgerufen durch starke Hautreize. Daher hören wir schon von Geburt an das Weinen des Kindes, bedingt durch starke Aussenreize, welche der Geburtsakt und die einwirkenden Temperaturreize mit sich bringen. Wärme beruhigt bekanntlich das Kind und bringt es zum Schlafen, während ungewohnte Hautreize, wie Unsauberkeit, es wecken und Weinen hervorrufen. Das Kind erwacht unter Weinen infolge des natürlichen organischen Essbedürfnisses. Dadurch assoziiert sich das Essbedürfnis mit Weinen und deshalb wird das Weinen bald beständiger Begleiter des unbefriedigten Appetites; es tritt als assoziierte organische



Mimik äusserlich hervor. Wenn andererseits ausgeübte starke Aussenreize beim Kinde reflektorisches Weinen erzeugen, so genügt bald schon der blosse Anblick der Person, welche dem Kind einen hochgradigen Aussenreiz zugefügt hat, damit das Kind in Weinen ausbricht. So war es z. B. mit dem Arzt, welchem mein Töchterchen zutraulich Mund und Hals zeigte; aber die Manipulationen des Arztes im Rachen brachten das Kind zum Weinen, und später brach es schon bei dem blossen Anblick des Arztes in lautes Weinen aus.

Ferner führen die Reflexbewegungen des Kopfes, der Augen und Extremitäten, die durch innere und äussere Reize bedingt sind, naturgemäss zu Veränderungen der von diesen Organen ausgehenden Muskelgelenkreize und gleichzeitig zur Entstehung neuer optischer, taktiler, akustischer und anderer Ausseneindrücke oder zu entsprechenden Veränderungen der früheren derartigen Eindrücke. Diese neuen oder veränderten Eindrücke werden, besonders bei mehrfacher Wiederholung der gleichen Bewegungen, indem sie mit den Grundreizen sich assoziieren, befähigt, an und für sich die Reflexbewegungen auszulösen, welche der Grundreiz hervorrief. So kommt es auf dem Boden eines gewöhnlichen Reflexes zur Ausbildung eines Assoziationsreflexes (Kopf-, Augen- oder Extremitätenbewegung), welcher als Wiederholung des gewöhnlichen Reflexes erscheint, aber unter Einfluss eines Eindruckes entsteht, welcher notwendig zusammen mit dem Reiz auftaucht, der den gewöhnlichen Reflex hervorruft.

Zur Erläuterung diene folgendes Beispiel: Das Kind macht unter Einfluss organischer Reize Bewegungen mit den Armen und seitliche Kopfbewegungen. Bringt man das Kind in eine bestimmte Stellung und in die Nähe der Brust, dann sucht es, unter Fortsetzung der Kopfbewegungen, schnell mit den Lippen die Brustwarze auf, und nun beginnt der bekannte Saugreflex. Hier führen die durch das Essbedürfnis bedingten Reflexbewegungen anfangs zur Entstehung neuer Eindrücke durch Berührung der Brust mit den Lippen und durch optische Eindrücke; darauf folgen, infolge der Erregung eines neuen Reflexaktes, nämlich des Saugaktes, weitere Eindrücke infolge des Milcheintrittes in den Mund und der beginnenden Magenfüllung, was zur Sättigung und konsekutiven Beruhigung des Kindes führt.

Wir haben also schliesslich bei natürlicher Auslösung eines gewöhnlichen organischen Reflexes die Assoziation des aus Nahrungsmangel entstandenen gegebenen organischen Reizes mit dem Eindruck einer bestimmten Körperlage und bestimmter Muskelgelenkreize, die bei den Kopfbewegungen eintreten, und mit weiteren Eindrücken von der Berührung der Brust mit den Lippen, von dem Eintritt der Milch in den Mund und dem nachfolgenden Schluckakt, und diese Assoziation hat den Erfolg, dass nach einiger Zeit schon

die Herbeiführung einer bestimmten Lage des Kindes beruhigend auf dasselbe wirkt; der blosse Anblick der mütterlichen Brust, welcher die entsprechenden Spuren der früher stattgehabten Gelenkmuskeleindrücke belebt, führt zu den früheren Kopfbewegungen, die auf das Suchen der Mutterbrust abzielten, jetzt aber ausgelöst werden, nicht durch den organischen Reiz des Hungers, sondern durch einfache optische Eindrücke.

Somit führt ein durch organische Reize angeregter gewöhnlicher Reflex unweigerlich zur Ausbildung eines assoziativ-motorischen Reflexes von demselben Charakter. Im Laufe der Zeit bewirken schon schwache Aeusserungen des Essbedürfnisses, noch ehe der gewöhnliche Reflex einsetzt, eine Belebung entsprechender Muskelgelenkseindrücke, und dies bedingt dann Kopfbewegungen zum Ergreifen der mütterlichen Brust. In diesem Falle entsteht also als Resultat eines einfachen oder gewöhnlichen Reflexes im Wege der Assoziation eine individuelle Bewegung als persönlicher Psychoreflex, welche dem Reflex entgegenkommt und seine Notwendigkeit aufhebt infolge der Verwirklichung des Saugaktes durch Impulse individuellen Charakters.

Ganz ebenso entstehen assoziative Reaktionen in Gestalt persönlicher Anregungen auch in anderen Fällen. Nehmen wir an, das Kind ergreife unter zahlreichen Reflexbewegungen ein ihm gereichtes Spielzeug. Dabei kommt es neben den optischen Eindrücken zu neuen Eindrücken von den Muskelgelenkreizen und zu neuen Hauteindrücken von dem ergriffenen Gegenstand. Im Fall von Wiederholung derartiger Reflexbewegungen befestigt sich schliesslich der Zusammenhang zwischen den optischen Eindrücken und den Spuren der entsprechenden Muskelgelenk- und Hauteindrücke; und deshalb wird das Kind nächstens bei dem blossen Anblick der Spielsache ohne Beteiligung eines Reflexes, infolge von Belebung der entsprechenden Muskelgelenkspuren, die Hand ausstrecken und das Spielzeug erfassen.

In einem andern Fall hat das Kind bei seinen Reflexbewegungen, welche von organischen Reizen herrührten, sich die Hand an einem heissen Gegenstand verbrannt. Dieser neue Reiz ruft einen gewöhnlichen Abwehrreflex hervor, sich äussernd in Abziehen der Hand und Hinwendung des Kopfes zu dem Ursprung des thermischen Wärmereizes. Infolgedessen kommt es unweigerlich zur Assoziation dieses thermischen Hautreizes, welcher den Abwehrreflex bewirkte, mit dem optischen Eindruck des gegebenen Reizes, welcher eine bestimmte Spur in den Nervenzentren zurücklässt. Nun ruft die Erneuerung des optischen Eindruckes des betreffenden Gegenstandes eine Belebung der Spur der Muskelgelenkreize hervor und erregt unweigerlich den gleichen Abwehrreflex und das Zurückziehen der Hand,



wenn diese Zufälligkeit sich in der Nähe des heissen Gegenstandes befindet.

Da die Bewegung der Hand zum Spielzeuge hin Muskelgelenkeindrücke hervorrufen muss, welche unter den gegebenen Bedingungen sich unweigerlich mit den organischen Eindrücken der sthenischen inneren Reaktion assoziieren, während das Zurückziehen der Hand begleitet wird von Muskelgelenkreizen, die sich mit den organischen Eindrücken der asthenischen Reaktion assoziieren, welche durch den kutanen Verbrennungsreiz hervorgerufen wurde, so bedarf es später nur einer Belebung der sthenischen Reaktion, um die Muskelgelenkspuren der Greifbewegung der Hand zu beleben, und dies führt zur Ausführung einer Aggressivbewegung bzw. zum Ergreifen des betreffenden Gegenstandes. Die Greifbewegung entsteht also unter Einfluss von Impulsen, welche hervorgerufen werden durch die Spuren organischer Eindrücke sthenischen Charakters, also durch persönliche Impulse. In einem anderen Fall ruft schon die blosse asthenische Reaktion eine Belebung der Muskelgelenkeindrücke hervor, welche mit dem Abziehen der Hand verbunden sind; deshalb entsteht diese Abwehrbewegung dann schon als ein durch persönliche Impulse bedingter Assoziationsreflex. Es entstehen also die Bewegungen, welche wir als persönliche bezeichnen und die in der subjektiven Psychologie willkürliche heissen, aus gewöhnlichen Reflexen durch assoziative Tätigkeit gleich allen anderen assoziativen Reflexen.

Zu bemerken ist, dass sämtliche Reflexbewegungen im Endresultat Muskelgelenkeindrücke ergeben, welche im Fall ihrer Belebung die *gleichen* Bewegungsakte liefern. Da dabei die Belebung der Muskelgelenkspuren unter Einfluss ihrer Assoziation mit bestimmten Eindrücken erfolgt, so handelt es sich in diesem Fall bereits um einen *Assoziationsreflex* einfachster Art. Hierher gehört z. B. die sog. Zirkularreaktion, welche so oft bei Kindern beobachtet wird und in der vielfachen Wiederholung der gleichen Bewegung besteht. Diese Reaktion ist eigentlich dadurch bedingt, dass eine durch bestimmte Impulse bewirkte Bewegung Muskelgelenkeindrücke hervorruft, deren Spuren durch dieselben Impulse belebt werden, welche sich bei der Verwirklichung der Bewegung wiederholen, wodurch dann die nämliche Bewegung zustande kommt, die sich viele Male nacheinander wiederholt.

Eine andere Abart des einfachen Assoziationsreflexes ist die Nachahmung, welche ebenfalls in der Entwicklung der Motilität beim Kinde eine grosse Rolle spielt. Es handelt sich in diesem Fall um Befestigung des Zusammenhanges zwischen den durch die gegebene Reflexbewegung bedingten Muskelgelenkeindrücken und dem optischen Eindruck, welchen die Bewegung der eigenen Gliedmassen hinterlässt.



Infolge dieser Befestigung des Zusammenhangs zwischen Muskelgelenkeindrücken und optischen Eindrücken der eigenen Bewegungen beweist der optische Eindruck einer ähnlichen, aber von einer dritten Person ausgeführten Bewegung eine Belebung der entsprechenden Muskelgelenkspuren und ruft so einen Nachahmungsreflex hervor.

Auf analoge Weise entsteht auch der Akt der Konzentrierung. Angenommen, ein Kind, welches sich in seinem Bettchen befindet und dort mit Kopf und Extremitäten eine ganze Reihe von Reflexbewegungen ausführt, erblickt zufällig ein rotes Band, das am Bette herabhängt, oder einen anderen Gegenstand in der Nähe. Dies regt einen akkommodativen Reflex an, welcher zur Ausbildung eines intensiven optischen Eindrucks führt. Dieser Eindruck bedingt es, dass im Fall der Wiederholung der Reflexbewegungen der optische Eindruck eines roten Bandes oder eines anderen Gegenstandes, durch assoziierte Tätigkeit und Belebung der entsprechenden Muskelspuren der Augenbewegungen den Blick des Kindes auf den betreffenden Gegenstand richtet, und die Folge davon ist jene Form der Konzentrierung, welche ausgelöst wird durch Objekteindrücke und als passive Konzentrierung bezeichnet werden kann.

In der Folge tritt der Akt der Konzentrierung, wie auch alle anderen Bewegungen, in Assoziation mit den organischen Bedürfnissen, wobei es sich dann schon um persönliche oder aktive Konzentrierung handelt.

Wenn, wie dies beim Phonationsapparat der Fall ist, die Reflexbewegung der Atmungs- und Stimmorgane Töne hervorruft, kommt es zur Assoziation des Toneindruckes mit Muskelspuren, infolgedessen die gleichen Töne, die von anderen gehört werden, Muskelspuren beleben und Nachahmungsbewegungen und Töne hervorrufen. Daraus ergibt sich, dass auch die artikulierte Sprache wesentlich als assoziative Reflexbewegung erscheint, welche infolge der Verknüpfung mit bestimmten Eindrücken und inneren Zuständen die Bedeutung bestimmter Symbole erhält. Aber bei dieser Art von Bewegungen, wie übrigens zum Teil auch bei anderen, spielt der Nachahmungsakt eine besondere Rolle.

Die Symbolisierung, welche als notwendiges Element der Sprache auftritt, entwickelt sich nach den gleichen Gesetzen der reproduktiv-assoziativen Tätigkeit. Dabei entwickelt sich, wie die Beobachtung lehrt, der perzipierende Teil der Sprache, welcher ausschliesslich durch Assoziationsprozess bedingt wird. Mit anderen Worten, der Anblick eines Gegenstandes und der gegebene Sprachlaut begegnen sich in gegenseitiger Verknüpfung so oft, dass sie für das Kind zu gewohnheitsmässigen Assoziationen werden; daher belebt der betreffende Sprachlaut konstant die Spuren des ihm entsprechenden Gegenstandes.



Wenn also das Kind seine Mutter vor sich sieht und sie zugleich „Mama“ nennen hört, kommt es bei ihm allmählich zu einer dauernden Assoziation des Lautes „Mama“ mit dem Bilde der Mutter, so dass schon der Laut des Wortes „Mama“ eine entsprechende Spur hervorruft und eine aggressive Reaktion auslöst, bei welcher das Kind sich zur Mutter streckt.

Selbstverständlich entwickelt sich auch der produktive Teil der Sprache nach dem Prinzip der Assoziationsreflexe. Anfangs erzeugt das Kind die Töne auf rein reflektorischem Wege unter dem Einflusse allgemeiner organischer Reize; diese reflektorische Phonation führt in Verbindung mit bestimmten Lippen- und Zungenbewegungen zur Produktion der mannigfaltigsten Töne, welche als Lallen bezeichnet werden. Später vollziehen sie sich durch Belebung von Muskelreizen unter dem Einfluss einer allgemeinen sthenischen Reaktion und der damit zusammenhängenden organischen Eindrücke, welche stets die Motilität anregen. Das Lallen des Kindes ist daher vor allem Resultat eines durch organische Reize bedingten Reflexes.

In einer früheren Arbeit [1]) wies ich nach, dass die Vokale und sogar einige Verbindungen von Vokalen mit Konsonanten, welche einsilbige Wörter bilden, wie z. B. „nu“, „uh, „oh“, „da“, „ma“, einfache Reflexe im Sprechapparat sind. Auf dem Boden dieser Reflexe entwickelt sich später die primitive Sprache in Gestalt von Assoziationsreflexen, wenn die gleichen Laute angeregt werden durch äussere Eindrücke und innere Zustände anderer Art. Mit der Zeit ruft schon die blosse Belebung der Muskelspuren von reflektorischen und anderen assoziativ-reflektorischen Sprachbewegungen oder an und für sich Sprachbewegungen als einfachsten Assoziationsreflex hervor. Im weiteren handelt es sich um allmähliche Beschleunigung der primären Assoziationsreflexe durch Verdoppelung und Komplikation der Silben durch akzessorische Laute, welche in ihrer Gesamtheit die artikulierte menschliche Sprache darstellen. In diesem Prozess spielt die Lautnachahmung jedenfalls eine hervorragende Rolle.

Hat sich der Bewegungsmechanismus hinreichend ausgebildet, nicht nur als gewöhnlicher Reflex, sondern auch als einfachster Assoziationsreflex, dann kommt es auch zur Entstehung anderer assoziativer Sprachreflexe unter Einfluss von Tonreizen, welche das Ohr des Kindes erreichen. Dies erklärt sich dadurch, dass, wie schon früher erwähnt, die mannigfaltigsten Töne der ausgesprochenen Silben und Worte während des kindlichen Lallens sich eng mit den Muskeleindrücken von den Bewegungen der Zunge, der Lippen und des Stimmapparates assoziieren; demzufolge erzeugte dann der Ton ähn-

[1]) Vortrag, gehalten in der Pädologischen Sektion des Psycho-neurologischen Instituts. 1909. Westnik psychol. (russisch). 1911.





liche Worte, die in der Umgebung erklingen, durch Belebung der Muskelspuren entsprechende Sprachbewegungen.

Demnach entsteht die lautimitative Sprache beim Kinde in Verbindung mit den Muskeleindrücken, welche durch das Lallen bedingt sind; fehlte dieses, dann könnte jene nicht zustande kommen. Die lautimitative Sprache entsteht also wie jeder andere Assoziationsreflex.

Ausser der Assoziation von Toneindrücken mit Muskelspuren spielen eine gewisse Rolle bei der Entwicklung der Sprache der optische Eindruck der Lippenbewegungen dritter Personen beim Wortaussprechen. Bei den Tauben erfolgt bekanntlich die Entwicklung der Sprache ausserordentlich unter Einfluss optischer Eindrücke. In diesem Fall handelt es sich um Assoziation von optischen Eindrücken mit den Muskelspuren, welche durch reflektorische Sprachbewegungen bedingt werden; unter Einfluss jener kommt es so zur Belebung von Muskelspuren, und dies führt zu Sprachbewegungen.

Die Sprachfunktion, als persönliche Bewegung, entwickelt sich mit der engen Assoziierung der symbolischen Reaktion an die organische Sphäre, auf welch letzterer die persönlichen Bedürfnisse des Kindes beruhen.

Während der Entwicklung der Sprache, ehe die letztere zur persönlichen Bewegung geworden ist, überrascht beim Kinde neben einer ganzen Reihe klangnachahmender Sprachzeichen eine besondere Entwicklung der Gesten und der pantomimischen Bewegungen, worauf ich schon in meiner Arbeit: „Die objektive Untersuchung der neuropsychischen Tätigkeit im Säuglingsalter" hinwies (St. Petersburg 1908).

Diese Ergänzung der fehlenden Sprachzeichen durch klangnachahmende Zeichengesten und pantomimische Körperbewegungen im erwähnten Alter findet darin eine Erklärung, dass die allgemeinen Bewegungen und die Klangnachahmung vor der artikulierten Sprache auftreten, und das Kind macht in weitem Masse von diesen Bewegungen Gebrauch, die seine assoziative Tätigkeit zum Vorschein kommen lassen.

Es wäre noch die Unvermeidlichkeit der Assoziationen in gewissen Fällen hervorzuheben, z. B. rufen die reflektorischen Bewegungen unumgängig gewisse Muskeleindrücke, denen ebenfalls unabänderlich die Veränderung der Seh-, Tast- und anderer Eindrücke folgt. Sogar Muskeleindrücke bei den Bewegungen des Stimmapparates haben unbedingt Höreindrücke zur Folge.

Auf dieser unabänderlichen Folgerichtigkeit zweier Ordnungen von Eindrücken, welche die unvermeidliche Assoziation ihrer Spuren in unmittelbarer Aufeinanderfolge bedingt und welche auch in anderen Fällen beobachtet wird, beruht die unabänderliche Abhängigkeit der Assoziationen; sie führt zur Entwicklung der sog. kausalen Assozia-





tionen überhaupt und speziell logischer Assoziationen im Sprachapparat.

Selbstverständlich entwickeln sich in ähnlicher Weise im weiteren individuellen Leben auch die Assoziationsreflexe aus den einfachen Reflexen, welche auf Aussenreize hin auftreten.

Wie die bei uns ausgeführten experimentellen Untersuchungen zeigen, können die auf dem Boden der gewöhnlichen Reflexe entstehenden Assoziationsreflexe selbst zur Grundlage der „sekundären" und sogar „tertiärer" Assoziationsreflexe werden.

Die ganze Analyse der Tatsachen führt uns also zur Schlussfolgerung, dass die bei Beteiligung der reproduktiv-assoziativen Tätigkeit der Nervenzentra entstehenden Assoziationsreflexe der Anfangsgrund oder das Element aller überhaupt vom objektiven Standpunkte aus betrachteten neuropsychischen Funktionen sind, die Spuren dieser Reflexe bilden denjenigen Vorrat der persönlichen Erfahrung, der die neuropsychische Tätigkeit einzelner Personen charakterisiert.

Aus dem Gesagten folgt, dass die Psychoreflexologie, wie wir sie verstehen, schon bei ihrer Entstehung uns aufs Exakteste die Entwicklung der komplizierten Funktionen der neuropsychischen Sphäre aus den einfachen oder gewöhnlichen Reflexen beweist; dasselbe kann uns keine subjektive Analyse der psychischen Tätigkeit zeigen.

Da der gewöhnliche Reflex aus der primären Kontraktilität des einfachen Zellprotoplasmas sich entwickelt, so begründet die objektive Psychologie dadurch selbst die Ansicht, dass alle kompliziertesten Erscheinungen der neuropsychischen Tätigkeit, so wie sie in den Handlungen und Taten der Menschen zum Vorschein kommen, von der primären Kontraktilität des Zellprotoplasmas abgeleitet werden können. Dadurch wird die Gemeinsamkeit aller motorischen Erscheinungen in der Stufenleiter der organischen Wesen, von den elementaren motorischen Vorgängen der einfachsten Zellorganismen bis zu den mannigfaltigsten aus den kompliziertesten Vorgängen der neuropsychischen Tätigkeit resultierenden Bewegungserscheinungen des Menschen, festgelegt.

Die ganze Entwicklung der neuropsychischen Tätigkeit der höheren Wesen besteht eigentlich in der systematischen Erziehung der Assoziationsreflexe, die sich verschiedenartig verwickeln, der Hemmung oder dem Erlöschen, je nach den Umständen, unterliegen und dann im entsprechenden Falle wiederbelebt werden.

Bei der Bildung der Assoziationsreflexe werden zwei Grundvorgänge beobachtet, einerseits die Differenzierung im Sinne des Zustandekommens der Assoziationsreflexe auf immer speziellere Aussenreize, andererseits die Synthesierung, die darin besteht, dass



ein und derselbe Reflex auf eine ganze Reihe von qualitativ zwar verschiedenen, doch im Sinne der räumlichen oder zeitlichen Verhältnisse gemeinsame Züge besitzenden Aussenreize erfolgt.

Anfänglich sind die Assoziationsreflexe von mehr oder weniger allgemeinem Charakter, da sie sich auf eine Reihe verwandter oder naheliegender Aussenreize bilden; später differenzieren sie sich allmählich, erhalten einen spezielleren Charakter. In anderen Fällen aber verlieren die schon differenzierten Reflexe unter dem Einflusse derselben Lebenserfahrung an Spezialisation und sind auf eine ganze Reihe in irgendeiner Beziehung einander naher Aussenreize hervorzurufen.

Schliesslich werden auf dem Boden der primären Assoziationsreflexe, wie wir oben erwähnten, sekundäre Assoziationsreflexe gebildet, welche mit den Aussenreizen vermittelst anderer Assoziationsreize verbunden sind, wie es auch auf experimentellem Wege mit künstlicher Bildung der sekundären motorischen Assoziationsreflexe sich zeigen lässt.

Eine weitere wichtige Tatsache, welche durch die psychoreflexologische Untersuchung der neuropsychischen Sphäre aufgedeckt wird, besteht darin, dass alle von den Ausseneindrücken hinterlassenen Spuren nichts anderes als Spuren der Assoziationsreflexe sind, die, wie man annehmen muss, die Bahnen des geringsten Widerstandes in den Nervenzentren darstellen und die bei der Belebung dieselben assoziativen Reflexe erregen; dabei kann aber der Belebungsvorgang selbst durch irgendwelche Umstände gehemmt werden.

Wenn die ganze neuropsychische Tätigkeit vom streng objektiven Standpunkte aus aus einer Gesamtheit von Assoziationsreflexen besteht, so muss auch der Vorrat der persönlichen Erfahrung nichts anderes als eine Gesamtheit von temporär gehemmten Spuren stattgefundener Assoziationsreflexe sein.

Es handelt sich also nicht um „anatomische Spuren“ in den Nervenzentren nach abgelaufenen Ausseneindrücken, sondern um „Spuren“, die der inneren oder äusseren Hemmung unterworfenen assoziativen Reflexbahnen darstellen, welche jedesmal wiederbelebt werden, wenn die Hemmung aus irgendwelchen Gründen überwunden ist, da der Nervenstrom am leichtesten die einmal schon durchlaufene Bahn, als die des geringsten Widerstandes, betritt.

Von einer besonderen Bedeutung ist die Frage der Lokalisierung der assoziativ-reflektorischen Erscheinungen im Gehirn. Die Untersuchungen lehren uns, dass die Assoziationsreflexe sich in der Hirnrinde bilden. Es ist aber noch eine Frage, ob es immer der Fall ist, doch ist es möglich, dass die Assoziationsreflexe nicht ausschliesslich der Ausdruck der Rindentätigkeit sind, sondern in gewissen Fällen bei elementareren Aussenreizen auch der subkortikalen Ganglien. Da-

für können vielleicht die Tatsachen der Wiederherstellung der Assoziationsreflexe nach ihrem temporären Erlöschen bei Entfernung der entsprechenden Rindenzentra sprechen. Zweifellos gehört aber der Rinde die Differenzierung und offenbar auch die Synthesierung der Assoziationsreflexe unter dem Einflusse der Lebenserfahrung.

Damit schliesse ich meine Mitteilung, welche, wie mir scheint, zu dem Gedanken führt, dass die Psychoreflexologie schon heutzutage, wo sie noch ihre Anfangsschritte macht, Material für gewisse Verallgemeinerungen liefert, welche unseren Gesichtskreis auf die Natur der neuropsychischen Tätigkeit über die Grenzen der Ergebnisse der „subjektiven" Psychologie zu erweitern versprechen.

Das sichert den Fortschritt und die Entwicklung der neuen wissenschaftlichen Disziplin. Sie unterscheidet sich von der subjektiven Psychologie durch eine wesentliche Eigentümlichkeit. Sie gestattet keinen weiten Phantasieschwung, den leicht die Subjektivisten bei der Beurteilung der psychischen Erlebnisse der anderen Person zulassen. Wenn wir die psychische Tätigkeit des anderen Menschen beurteilen, besonders wenn er seine Erlebnisse nicht durch Worte ausdrückt, sind wir gern zu Annahmen geneigt, die aus unserer subjektiven Welt hervorgehen und auf der Selbstbeobachtung beruhen. Wir schreiben unwillkürlich den anderen diejenigen Erlebnisse zu, welche wir selbst in analogen Umständen gehabt hätten und vergessen dabei, dass die neuropsychische Tätigkeit das Material ausschliesslich aus der persönlichen Erfahrung schafft, und insofern die persönliche Erfahrung jedes Menschen bei ungleichen äusseren Bedingungen verläuft, sind auch die Ergebnisse der persönlichen Erfahrung, welche in den Zentren in Form von belebungsfähigen Spuren hinterlassen werden, verschieden. Es rührt daher eine Häufung von überflüssigen, ja wesentlich die Entwicklung des wissenschaftlichen Gedankens störenden Annahmen neben reellen Tatsachen.

Die psycho-reflexologischen Untersuchungen entbehren derjenigen verlokenden Perspektiven, die uns die subjektive Psychologie eröffnet. Sie analysieren das Bewusstsein mit seinen inneren Erlebnissen nicht. Frei von Bestrebungen und Versuchen, in die subjektive Welt der Träume und Phantasien einzudringen, gibt uns die Psychoreflexologie an Stelle von Poesie Prosa, indem sie die neuropsychischen Funktionen ausschliesslich von der äusseren Seite betrachtet und sie zu assoziativen Reflexen und Reaktionen zusammenführt.

Dennoch sehen wir in der Psychoreflexologie den Schlüssel zum Aufbau derjenigen Funktionen des Organismus, die seit jeher als „seelische" bezeichnet wurden und als nicht materieller Herkunft galten, aus einfachen reflektorischen Vorgängen des Organis-

mus, ja aus der einfachen Kontraktilität des Zellprotoplasmas, und dies erweitert unseren Gesichtskreis mehr als der weiteste Phantasieflug des Subjektivisten und bringt gleichzeitig solche Tatsachen in eine Harmonie, die so vereinzelt, so widerspruchsvoll bis jetzt dastanden. Aus dieser Harmonie der Tatsachen, die bis jetzt als unvergleichbar untereinander galten, der Harmonie, die die objektivpsychologischen Untersuchungen feststellen, entnehmen wir die Ueberzeugung, dass die Psychoreflexologie dasjenige Kettenglied bilden wird, welches die Kluft zwischen den objektiv beobachteten biologischen Erscheinungen und der subjektiven Welt, die bis jetzt der einzige Untersuchungsgegenstand der Psychologen war, ausfüllen wird. Und im Augenblicke, wo das exakte Experiment die feste Beziehung zwischen der neuen Psychoreflexologie und der früheren subjektiven Psychologie, nachdem es erst die letztere von einer ganzen Reihe aprioristischer Behauptungen gereinigt hat, feststellen wird, wird der Psychologe derselbe Naturalist sein, wie der prosaische Forscher auf dem Gebiete der Physik und der Chemie. Wenn seine Schlussfolgerungen nicht so verlockend durch ihren Schwung auf dem Gebiete der Vermutungen und der Ausnahmen sein werden, so werden sie sich doch durch eine strenge Genauigkeit auszeichnen und werden den wissenschaftlichen Gedanken in jenes geheimnisvolle Gebiet vertiefen, welches uns den Vorgang der Entstehung selbst und der Entwicklung der neuropsychischen Erscheinungen eröffnet.

Die Psychoreflexologie, indem sie über die erwähnten aprioristischen Annahmen das entsprechende Urteil abgibt und ihnen ihren Platz auf dem Gebiete der einfachen Phantasie zukommen lässt, spielt also die Rolle eines Filtrums für diejenigen keineswegs wissenschaftlichen Gedanken, welche heutzutage in der subjektiven Psychologie angehäuft sind. Der Phantasieschwung ist stets verlockend und, wie eine hübsche Geste, erregt er die Geister, die Wissenschaft aber, die strenge Wissenschaft, hat stets die Tatsachen zu beurteilen und die reellen von ihnen von den phantastischen zu trennen, weil nur die ersteren den Fortschritt des Wissens garantieren, die letzteren aber auf denselben bloss hemmend wirken. Und ich bin überzeugt, dass zur Zeit, wo die Psychoreflexologie sich zu einer weiteren wissenschaftlichen Disziplin entfalten und in engen Zusammenhang mit der subjektiven Psychologie treten wird, die letztere viele ihrer Bilder und Phantome verlieren wird, die so anziehend und schön sind, die aber zerbrechen und verschwinden, sobald die richtige Ursache ihrer Entstehung klar wird.

Der Exaktheit wegen, durch welche die ausschliesslich auf der objektiven Beobachtung und Erfahrung beruhende Psychoreflexologie sich auszeichnet, wünschen wir, dass sie mehr Aufmerksamkeit





seitens der Forscher erregt, welche sich der Untersuchung der neuropsychischen Tätigkeit überhaupt, gleich wo und in welchen Formen sie zum Vorschein kommt, widmen.

---

# Neuropsychologische Bemerkungen zu Freiherr Alfred von Bergers „Hofrat Eysenhardt" [1].

Von Dr. **Alfred Adler**, Wien.

**Einleitung.** Dr. Franz Ritter v. Eysenhardt war einige Jahre vor dem Ausbruche der Revolution von 1848 zu Wien geboren. Seine Jugendzeit fiel in die schwüle Reaktionsepoche der 50er Jahre, und er trat als Praktikant beim k. k. Landesgericht in Strafsachen ein, während ein Umwandlungsprozess des alten absolutistischen Oesterreich in ein modernes Staatswesen sich vollzog.

Eysenhardt hatte seine Karriere in erster Reihe seinen ausserordentlichen Fähigkeiten zu verdanken. Er verstand es vortrefflich, die Qualitäten des vormärzlichen Beamtentums mit den Anforderungen, die der Geist der neuen Zeit an den Staatsdiener stellte, in seiner Person zu verschmelzen. Als Grundfarbe seiner politischen Gesinnung liess er im geeigneten Moment die bedingungslose Kaisertreue kräftig hervortreten.

Der Ruf seines kriminalistischen Genies und seiner glänzenden Rednergabe steigerte sich zur Popularität. Er wurde zum Staatsanwalt ernannt zum Schrecken der Verbrecherwelt und der Advokaten. Nach einer Reihe von Jahren wurde er in den Richterstand zurückversetzt und trat als Präsident in schwurgerichtlichen Verhandlungen auf. Man bewunderte seine Geisteskraft und sein ungeheures Gedächtnis. Seine Parteilichkeit wurde ihm zuweilen vorgeworfen. Er schien immer unbewusst auf die Verurteilung des Angeklagten hinzuarbeiten; die Härte der Strafen, die verhängt wurden, so oft Eysenhardt Vorsitzender war, erregte bei allen Entsetzen. Doch man empfand es bei ihm nur als Ausdruck eines gegen sich und andere gleich strengen Rechtsgefühls, das sich durch keinerlei Rücksicht im geringsten erschüttern liess. Alle Welt betrachtete es als die gerechte Belohnung seiner Verdienste, dass ihm einer der höchsten Posten im Landgericht anvertraut und der Titel eines Hofrats verliehen wurde. Man sagte damals, Eysenhardt sei dazu ausersehen, im nächsten Ministerium das Justizportefeuille zu übernehmen.

Das Aeussere, sowie das Privatleben von Eysenhardt waren nicht gewöhnlich. Er hatte keinen Freund, nicht einmal wirkliche Bekannte; ganze Tage vergingen, an denen er ausser dem, was das Amt erforderte, kein Wort sprach. Sein Wesen war verschlossen, unfreundlich, und er sah schüchtern aus. Solche Eigenschaften verdankte er nicht im geringen Masse der überaus strengen, ja grausamen Erziehung, die er als Kind genossen hatte. Sein Vater züchtigte ihn mit einer Reitpeitsche für das geringste Vergehen und nährte auf diese Weise die Rachsucht im Knaben. Die grausame Behandlung seitens des Vaters hatte ein Ende, als der kleine Eysenhardt sich für sein erspartes Geld einen Revolver kaufte und damit seinen Vater bedrohte. Auch zeigte seine Jugend verschiedene sexuelle Abnormitäten; er verkehrte nie mit anständigen Mädchen, war aber ein oft gesehener Gast in verrufenen Häusern, auch wurde bekannt, dass sein Vater ihn einst furchtbar prügelte, als sich der Junge einmal für sein erspartes Geld feine Damenglacéhandschuhe gekauft hatte. Wenn er sich allein wusste, bedeckte er die Handschuhe mit zärtlichen Küssen.

[1]) Vortrag, gehalten im „Verein für freie psychoanalytische Forschung in Wien."



So lebte Eysenhardt, verachtet, gefürchtet und bewundert zugleich in seelischer und geistiger Abgeschlossenheit, gewissenhaft seine Amtspflichten erfüllend, sein Leben dahin, als plötzlich ein grosser Umschwung sich in ihm vollzog. Seine äussere, von Kopf bis zu Füssen unmoderne Erscheinung war in Wien wohlbekannt. Eines Tages vertauschte er seinen kurzen struppigen Vollbart mit einer eleganten Bartfasson, bestellte sich neue moderne Kleider und veränderte sich so äusserlich ungemein. Aber nicht nur äusserlich. Sein hartes finsteres Wesen schien von innen heraus eine Erhellung empfangen zu haben, die auf sein leibliches Befinden und seinen Charakter wohltätig wirkte. Diese Metamorphose wurde so gedeutet, dass Eysenhardt bald eine sehr hohe, wenn nicht die höchste Stelle im Justizdienst einnehmen werde. Und man ging in dieser Annahme soweit nicht fehl, als auch Eysenhardt seine Beförderung erwartete. — In diesem gehobenen Zustande verbrachte Eysenhardt 3 Wochen, bis ein unbedeutender Vorfall dieser einzigen wirklich glücklichen Periode in Eysenhardts Leben ein Ende machte. Es fiel ihm nämlich ein Zahn heraus. Dieses Zeichen des Alterns traf ihn völlig unvorbereitet und übte auf Eysenhardt eine fürchterliche Wirkung aus. Die Störung seines Nerven- und Seelenlebens wollte nicht mehr in Ordnung kommen, und er wurde immer von Zweifeln geängstigt, ob nicht seine geistigen Fähigkeiten Symptome der Abnahme verrieten. Sein sonst unerschütterliches Wesen erfüllte jetzt ein unbestimmtes Bangen vor etwas ihn Bedrohendem.

Als die erwartete Ministerkrisis ihm kein Justizportefeuille brachte, wirkte das auf Eysenhardt wie ein elektrischer Schlag. Jetzt musste er immer über die Gründe nachdenken, warum man ihn übergangen habe, dabei musste er sich mit seinem Ich intensiv beschäftigen, was für ihn völlig neu war. Er war auch kein Versteher menschlicher Regungen und Taten. Er besass nur eine ausserordentliche Virtuosität, den „verbrecherischen Prozess", der den Angeklagten Schritt für Schritt zum Verbrechen geführt hatte, aus dem Aktenmaterial herauszuarbeiten und drastisch darzulegen. Aber er sah im Verbrecher nie ein ihm selbst verwandtes Geschöpf. Seit er aber innerlich litt, begann er anders zu werden. Sein Gewissen begann ihn zu quälen, er litt in der Nacht an Halluzinationen und einmal erschien ihm bei einer solchen ein von ihm angeblich wegen Kinderschändung streng verurteilter Angeklagter, Markus Freund. Bei allen diesen Halluzinationen, wo er immer die von ihm Angeklagten sah, war er der Angeklagte, und die anderen die Kläger. Von der Zeit an, als ihm Markus Freund erschien, verliess ihn der Gedanke an diesen auch am Tage nicht, und so beschloss er, den Akt Freund wieder durchzuarbeiten, um sich selbst zu beweisen, dass Markus Freund schuldig war. Aber auch dazu konnte er sich nicht entschliessen, bis er zufällig hörte, dass Markus Freund gestorben, und zwar genau in derselben Nacht, wo er ihm erschienen war. Seit dieser Begebenheit schritt die Zerrüttung seiner Nerven immer weiter, und er glaubte, alle Welt mit der Sache Freunds, ebenso ausschliesslich wie sich selbst, beschäftigt; auch brachen Hand in Hand mit dem Niedergang seiner stahlfesten Persönlichkeit die elementaren sinnlichen Instinkte seiner Natur hervor. Im Hause war die innere Zerrüttung Eysenhardts ziemlich unbemerkt geblieben; das Auftauchen der neuen ihn marternden Zwangsidee hatte die frühere, die sich auf das Nachlassen seiner geistigen Fähigkeiten bezog, in den Hintergrund gedrängt, so dass sein Kopf wieder freier und leistungsfähiger wurde. Noch einmal gelang es Eysenhardt sich aufzuraffen, als man ihn dazu bestimmte, den Vorsitz in einem sehr wichtigen Spionageprozess zu führen. Diese Mitteilung wurde noch durch die vertrauliche Andeutung versüsst, er sei bei der Besetzung des Justizportefeuilles nur darum übergangen worden, weil man ihn für die Lösung der überaus schwierigen Spionagesache aufsparen wollte. Eysenhardt schien wieder der Alte geworden zu sein und vergass auch den Markus Freund.

Aber in den Abendstunden des letzten Tages, vor Beginn der Schlussverhandlung im Spionageprozess, ereignete sich etwas, was Eysenhardt zum Selbstmorde trieb. Die Ursache dieser Katastrophe wurde nicht ganz aufgehellt, aber man brachte sie in einen Zusammenhang mit dem Spionageprozess, bei welchem die Frau und die Tochter des Angeklagten, ein minderjähriges Mädchen, eine Rolle spielten



und mit seinem letzten nächtlichen Abenteuer, wo ihn ein Polizeiagent in einem verrufenen Lokal in einer für ihn ungünstigen Situation erblickte. Eysenhardt hinterliess ein Schreiben, das folgendermassen lautete:

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!

Ich habe ein schweres Verbrechen begangen und fühle mich unwürdig, förderhin mein Amt auszuüben und überhaupt weiter zu leben. Ich habe selbst die härteste Strafe über mich verhängt und werde sie in der nächsten Minute mit eigener Hand an mir vollstrecken.

Eysenhardt."

---

Schon längst haben wir die Frage, ob es gestattet ist, Gestalten eines Kunstwerkes auf die in ihm enthaltenen Triebkräfte zu untersuchen, mit einem „Ja" beantwortet. Dabei gelten bloss die allgemeinen Gesetze des Taktgefühls, über dessen Grenzen eine vollkommene Einigung allerdings nicht zu erzielen ist.

Bei der Lebensgeschichte des Hofrat E. kommt noch ein schwerwiegender Grund hinzu, die Aufmerksamkeit der Psychologen auf diese Novelle zu lenken, die Lebenswahrheit, die nicht etwa durch die Anlehnung an eine historische Persönlichkeit erzeugt ist, sondern durch die Gestaltungskraft eines psychologischen Künstlers, der uns öfter schon solche Proben intuitiver Kenntnisse der Menschenseele gegeben hat. Es würde mich nicht wundernehmen, wenn jeder der heute wirkenden Fachpsychologen Bergers Schöpfung als eine Bestätigung, wenn nicht gar als eine Nachempfindung seiner Lehren in Anspruch nähme. Sieht doch jeder nur, was er weiss, und sucht doch jeder dieses Wissen in die Betrachtung der menschlichen Seele und der Kunst hineinzutragen, wie der geistreiche Steinherr in Bergers Buch ähnlich hervorhebt.

Wir wollen das reiche Gut unserer Dichter und Denker unangetastet lassen, wollen vielmehr an ihren Schöpfungen ermessen, ob wir auf richtigem Wege sind und wie viel wir mit unserer Arbeitsmethode der vergleichenden Individualpsychologie davon begreifen werden.

Unser Arbeitsgebiet nun führt uns freilich in die gleiche Richtung, die Bergers Kunst uns erschlossen hat. Wir beschäftigen uns immer mit auffallenden Charakteren, wir sind gewohnt, den Keim eines Schicksals bis in die Kindheit und weiter zurück zu verfolgen, unser Interesse umspinnt die auffallenden Wandlungen der Persönlichkeit, und immer wieder suchen wir die verschiedensten Gedankengänge und Betätigungsformen eines Menschen einheitlich zu begreifen.

Die eingehende Enquete über Phantasien der Kinder inbetreff der künftigen Berufe, die wir den Fachpädagogen unseres Vereins verdanken, hat uns ebenso, wie unsere Erfahrungen an nervösen Menschen, belehrt, dass die Berufswahl trotz aller einschränkenden Grenzen oft den innersten Kern eines fiktiven Lebensplanes zu



enthüllen geeignet ist, dass die Berufswahl unter dem Diktat einer vergöttlichten Persönlichkeitsidee steht[1]).

Unsere ganze Aufmerksamkeit ist dem Zusammenhang von Persönlichkeit und Nervosität gewidmet. Aus diesem Zusammenhang aber ergeben sich, soferne wir den Begriff der Neurose richtig fassen, alle jene prinzipiellen abstrakten Leitlinien der menschlichen Psyche, welche den Charakter der eigenartigen Persönlichkeit ausmachen, sei sie nun Schöpfer oder Vernichter von Kulturwerten, sei sie Säkurlarmensch oder armseliger Träger der Psychoneurose und Psychose.

Unsere bisherigen wissenschaftlichen Urteile und Vorurteile über den psychologischen Aufbau eines eigenartigen Menschen finden in der Schilderung des „Eysenhardt" reichliche Nahrung.

Der Dichter hat seinen Helden so sorgfältig und allseitig gestaltet, dass wir mit munterem Sammelfleisse den Spuren seiner Arbeit folgen können, nicht ohne warnend hervorzuheben, dass der Reiz eines Kunstwerkes aus seiner Synthese stammt, während die Analyse entgöttert und entweiht.

Denn nun erwächst uns die Aufgabe, Ihrem allgemeinen Interesse für das Buch entsprechend, den Versuch einer Gruppierung zu unternehmen, aus der sich die Dynamik der Lebensäusserungen unseres Helden verstehen lässt, teils damit wir Stützen und brauchbare Formeln für unsere Menschenkenntnis gewinnen, teils um unsere praktische Tätigkeit im Interesse der Erziehung und der Heilung auszugestalten.

Beginnen wir mit der körperlichen Eigenart E.s. — Wir hören von schmächtigen Schultern, buckeliger Stirne, buschigen Augenbrauen, spätem Erscheinen des Schnurrbarts, von galligem Teint und bläulichen Ringen um die Augen, von Magen- und Gallenbeschwerden. Um ganz klinisch zu sprechen, vor uns taucht die Gestalt eines Mannes auf, dem die Reste einer Rachitis anhaften, der Minderwertigkeitserscheinungen von seiten des Verdauungstraktes aufweist und eine Andeutung von Verkümmerung sekundärer Sexualcharaktere, wie sie in diesen Fällen häufig sind. Wir haben oft genug darauf hingewiesen, dass dieses Ensemble körperlicher Erscheinungen mit seinem Heer störender Folgen, Schmerzen, Unzulänglichkeiten zu einer Selbsteinschätzung in der Kindheit führt, deren Ergebnis ein Gefühl der Minderwertigkeit und Unsicherheit ist.

Die Situation des kleinen Eysenhardt als einziges Kind des überaus strengen Vaters mag nicht wenig zur Verstärkung seines „Sentiment d'incompletude" beigetragen haben.

---

[1]) Krämer in „Arzt und Erzieher", E. Reinhardt, München 1913.



Um nun die Rechnung des Lebens ansetzen zu können, um Sicherheit zu gewinnen, muss die Psyche solcher Kinder ihren normalen Kunstgriff kompensatorisch übertreiben und die leitende Persönlichkeitsidee höher anbringen und dogmatischer festhalten. Und sie folgen in ihrem Gehaben nun der Gottheit, die sie selbst geschaffen haben, und die jetzt scheinbar als Gott, Teufel, Dämon alle ihre Schritte lenkt. Ihr Wollen und Begehren wird ausdrucksvoller und aggressiver, ihr Tun heimlicher; Herrschsucht, Neid, Grausamkeit, Geiz lodern mächtig auf, und ihre Bereitschaften für das Leben werden vorsichtiger aber präziser ausgestaltet.

Aber folgen wir lieber der Schilderung Bergers. E. ist ein Streber, unterwürfig und von aufdringlichem Patriotismus. Er ist hartherzig und mutig. Er spielt den Retter der Gesellschaft, verfügt über Geschicklichkeit, grosse Rednergabe, Geisteskraft und über ein hervorragendes Gedächtnis. Seine Neugierde und Wissbegierde, dabei sein Scharfblick geben ihm die Eignung zu einem Detektivgenie. Dabei ist er einsam, egoistisch, bewahrt die alten Formen und liebt die scharf herausgearbeitete Linie in Haltung, Gang, Lebensgewohnheiten und Maximen. Gleichgültig ist er keinem. Er findet ebensoviel Hass als Bewunderung.

Gottlieb Steinherr, non arrivée, sonst an Originalität E. nichts nachgebend, kennt das Persönlichkeitsideal E.s aus dessen früherer Zeit, wo sein Streben geradliniger und offener zum Ausdruck kam. Er entscheidet: E. ist ein Fall von Umbildung verbrecherischer antisozialer Instinkte ins Richterliche. Seine Leitlinien sind brutale sexuelle Sinnlichkeit und massloser Ehrgeiz; er will die Männer beherrschen, womöglich knechten, die Weiber besitzen.

Erinnern wir uns an die Feststellungen. Hochangesetztes fiktives Persönlichkeitsideal, das am Vater zu scheitern droht. Er lernt die Umgehung und scheinbare Unterwerfung unter die Macht, zielt aber eines Tages mit dem Revolver nach dem Kopf des Vaters. Seine Persönlichkeitsidee hat sicher viele Züge von dem grausamen Vater erborgt, geht aber weit über diesen hinaus, lehrt ihn den Starken auszuweichen, die Schwachen zu bedrücken. In seinem sexuellen Verhalten liegt die Analogie, nicht der Ursprung. Seine angreifende Attitude wird zögernd, geht nur auf den Handschuh, wenn es sich um eine Dame handelt. Die starke Frau, das Riesenweib, Dions Furie erfüllt ihn mit Schrecken. Er macht die Dirne zur Dame, ihm schwebt die Eroberung des Kindes vor, er könnte ebenso den Weg zum Manne finden, den er gering schätzt und überwinden gelernt hat, oder zur ohnmächtigen Frau, oder zur Leiche.

Seine psychische Geste sucht die Linie, die Maxime. Er geht am Rande des Trottoirs, er bewegt sich an der haarscharfen Grenze der





bürgerlichen Moral, seine Feder, sein Bleistift liegen bei seinem Tode an ihrem genau bestimmten Platz. Er hat das Mass für seine überspannte Aggression gefunden, und um sich als Mann zu beweisen, genügt ihm sein Beruf und die Norm seiner sexuellen Banalitäten. Sein Beruf aber bietet ihm reichlich Gelegenheit, den Schein seiner Ueberlegenheit einzuheimsen. Er entwertet den Menschen, um selbst ein Gott zu werden. Je höher er steigt, desto schwächer wird seine Energie. Der Aufbrauch seiner Kräfte lässt nach, wenn er sich auf der aufsteigenden Linie bewegt. Ihm winkt ein Ministerportefeuille, und er wird human. Soziale Gefühle spriessen auf und sprengen den starren Panzer seiner Strenge gegen den Mitmenschen. E. macht eine Veränderung durch, wenn er seiner Gottähnlichkeit näher rückt.

Gibt es eine derartige Aenderung eines Menschen, sagen wir eines Neurotikers? Kann sich sein Charakter verwandeln? Wenn wir nur auf die entwickelte Neurose achten, so findet man häufig eine solche Konstanz der Erscheinung, dass man wie vor festgefügten Konstruktionen zu stehen glaubt. Eine tiefere Einsicht lässt erkennen, dass nicht einmal in dieser Phase der gleiche Ablauf der Psyche zu finden ist. Der Kranke ist bald heiter erregt, bald deprimiert, überschwänglich und niedergedrückt, trostlos und hoffnungsfreudig, unternehmend und verzagt, kurz, man findet alle Züge in gegensätzlicher Anordnung, wie sie Lombroso als bipolare, ich als hermaphroditische, Bleuer als amphigene, andere Autoren als double vie, Bewusstseinsspaltungen etc. beschrieben haben[1]. Im Stadium vor der entwickelten Neurose, das gleichwohl neurotisch, gewöhnlich aber als Stadium der Gesundheit oder der Disposition beschrieben wird, sind derart gegensätzliche Leistungen ebenfalls zu beobachten. Schon in der Form des Schwankens und Zweifelns, in der Aengstlichkeit, Schüchternheit und in der Furcht vor der Entscheidung, im Beben vor allem Neuen lassen sich aktive und passive Züge, Regungen, die sich der Wirklichkeit und solche, die sich dem Persönlichkeitsideal nähern, wahrnehmen. Die entwickelte Neurose tritt als stärkere Sicherung ein und bringt dann prinzipiellere Züge zum Vorschein.

Hofrat E. erwartet die Krönung seines Ehrgeizes. Wir wissen, dass eine solche real bei Nervösen nicht befriedigend erfolgen kann, weil das leitende Ziel zu hoch gesteckt, imaginär ist. Gleichwohl steht mancher Nervöse zuweilen vor der Erwartung froher Ereignisse, zaghaft meist und mit innerem Beben, aber sichtlich gehoben, und so im Zug seines gesteigerten Persönlichkeitsgefühls hingerissen, dass er „ein anderer Mensch" wird. Der Autor zeichnet dieses Stadium mit Humor und lässt E. sich in einen modernen Menschen verwandeln, dessen

[1]) Die nie als Ursache sondern, wie ich gezeigt habe, als Mittel der Neurose zu verstehen sind.



Körperlichkeit gleichfalls gehoben erscheint. Eine elegantere, moderne Bartfasson löst den kurzen, struppigen Vollbart ab, nicht ohne dass ein neurotischer Zug dabei vermerkt wird: die Trauer über die Loslösung eines körperlichen Besitzes. Wir wissen schon, dass E. dabei den Verlust eines Stückes seiner Männlichkeit betrauert. Aber er wird wohlwollend und umgänglich, denn die Hebung seines Persönlichkeitsgefühls erlaubt es ihm, auf die Unterstreichung der Distanz zu verzichten. Er spart nicht mit Rat und aufmunterndem Lob, zeigt sich aufgeklärter und lässt von seinem starren Bestreben, den andern ins Unrecht zu setzen. Er spielt seine alte Rolle, er ist noch immer das gleiche Vieleck Steinherrs, aber in günstigerer Position. Auch die Angeklagten gewinnen, sie sind nicht mehr die notwendigen Opfer der sadistisch aufgestachelten Jagdlust E.s, dessen Physiognomie den Ausdruck angespannter Herrschsucht verliert. Der sichernde Zug der Sparsamkeit mildert sich, und sogar die Empfindung, das scheinbare unveränderliche Urelement unserer Anschauung und Erkenntnis zeigt insoferne einen Wandel in gegenteilige Betonung, als die frühere lustvolle Ausübung seines Berufes ihm nunmehr als ein gewaltiges Leiden erscheint, von dem er jetzt ausruhen will. „Omnia ex opinione suspensa sunt" . . .

Sein Leben und seine Haltung zeigen die neurotischen, suchenden Vorbereitungen für die erwartete Ministerstelle, und sein Gedächtnis wirft jene Erinnerungsschlacken auf, die diesen Vorbereitungen günstig sind. Dazwischen taucht das alte Gefühl der Unsicherheit, der Angst vor der Entscheidung auf, die Platzangst, wie Berger an anderer Stelle sagt, als ob er im Gefühl seiner unvollendeten Männlichkeit, an seinem Vater zuschanden geworden, auch diesmal den kürzeren ziehen könnte.

Ein unterer Schneidezahn ist locker geworden und bricht beim Essen aus. Die symbolische Macht dieses Ereignisses, abermals eine Verkürzung, abermals ein Verlust eines körperlichen Anteils, eine Einbusse männlicher Kraft, wirkt auf E. mit der Macht einer abergläubischen Regung oder was intellektuelle Köpfe an ihrer Stelle bergen. Das nahende Ende! Alles ist vergänglich, diese Lehre trifft ihn knapp vor dem heissersehnten Triumph, für den er alles im Leben getan hat, auf dem sein ganzer Lebensplan aufgebaut ist. Die alte Unsicherheit nimmt ihn gefangen. Wie, wenn auch seine geistige Potenz, seine hauptsächlichste Waffe schwinden würde? Wieder greift er zu dem Mittel, das ihm gewohnheitsmässig gegeben ist, er will Ueberzeugung, Sicherheit, Prüfung — aber bei der innerlichen Selbstprüfung, die er eingeht, hat er es in der Hand, seinen Kurs nach oben oder nach unten anzusetzen. Was er zumeist fürchtet, sind wieder nicht Tatsachen, sondern der Schein, als ob ihm die Macht genommen würde, die er vor der Welt besessen hat. Die Konstruktion



von Angst in diesem Stadium hypochondrischen Zweifels soll ihn zur Vorsicht anspornen. Druck auf dem Herzen, leichte Angstgefühle sind die halluzinatorisch verstärkten Sicherungen und Memento. Die machtvoll konstruierte Rolle der selbstsicheren Persönlichkeit aber sehen wir bis in ihre Wurzeln erschüttert. Als die Enttäuschung eintrifft, sein Triumph, das Justizportefeuille im neuen Ministerium zu erhalten, zerrinnt, trifft dies einen bereits unsicher gewordenen, aus seinen alten sichernden Konstruktionen herausgeschleuderten Kranken.

Was geschieht in allen solchen Fällen, wenn jeder Weg zum Triumph abgeschnitten ist und das bohrende Gefühl abnehmender Männlichkeit nach festen Stützpunkten sucht, um sich aufzuraffen? Wieder treten Versuche und Vorbereitungen zutage, Beweise zu finden, dass die frühere Persönlichkeit nicht vermindert sei, dass sie fester als je begründet ist. Die notorischen Gewohnheiten E.s führen ihn häufiger in die Kärtnerstrasse und deren Seitengässchen, und man darf annehmen, dass seine entartete Sexualität wie in allen klimakterischen Neurosen nicht einer biologischen Welle der Sexualkraft entspringt, sondern ein corriger la fortune, eine Selbsttäuschung ist, als deren Grundlage der verstärkte Wille zur Macht, die verstärkte neurotische Leitlinie in Kraft getreten ist. Auch der Autor neigt sich dieser Auffassung zu, wenn er E. vom Vorwurf der Liederlichkeit sich freisprechen lässt und ihm eingibt, seine sexuellen Banalitäten seien weit eher Akte der geheimen Verzweiflung, also das, was wir als den männlichen Protest im Falle des Gefühls der Herabsetzung, des auftauchenden Minderwertigkeitsgefühls, bei Verlust des Gefühls der Persönlichkeit kennen gelernt haben.

Noch in anderer Beziehung geht mit E. eine Wandlung vor sich; sie zeigt uns wieder, wie die Konstruktion eines Charakters im Strom der Welt von der eigenen „opinio" abhängig ist, also wandelbar und wie eine Schablone auszutauschen, da das Charakterbild nie Selbstzweck, sondern die psychische Attitude vorstellt, mittelst welcher das Persönlichkeitsideal auf kürzestem Wege zu erreichen wäre, oder gegen den Schein unüberwindlicher Schwierigkeiten auf Umwegen erobert werden soll. E. wird menschlich, human, er kann auch anders. „Der hermetische Verschluss seines Ichs gegen fremde Ich war gelockert." Sein „Gewissen" erwacht. Wir konnten zur Vermutung kommen, dieses Erwachen des Gewissens sei ein Kunstgriff der menschlichen Psyche, um in einer unsicheren Lage die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls durchzusetzen. Das Erwachen des Gewissens, die Einsicht begangener Fehler bringt den reuigen Täter in die Nähe irgend eines Gottes. Sie stützt sich regelmässig auch auf einen Gegenspieler, dem gegenüber die eigene Ueberlegenheit zutage tritt. Wer ist nun E.s Gegenspieler? Wen will E. diesmal ins Unrecht setzen, er, dessen Lebensplan immer



das Unrecht des andern verfolgte? Wer ist nun der Angeklagte dieses Schauspielers, der die Geste, die Attitude stets in seiner Gewalt hatte, bis sie sich selbstherrlich machte und nun den gefangenen E. zwingt, seine Leitlinie wörtlich zu nehmen, die Fiktion von seiner Gottähnlichkeit zu verstärken und bis zu Ende einzuhalten? Sein Gegenspieler ist jetzt der Staat, das herrschende Regime, die patriarchalische, väterliche Gewalt, die belohnt und bestraft. E.s Demütigung war ein Missgriff. Der Staat hatte keinen besseren Diener. Aber dieser Diener besass einen unstillbaren Drang, sich zum Herrn der Staatsgewalt aufzuschwingen. Und als er sich um seine Fiktion, um sein vermeintliches Recht betrogen sah, da setzte er jene Griffe an, die ihm die gefährlichsten schienen. Der Umschwung seiner Gesinnung ins Milde, Weichherzige war der stärkste Angriff, die kräftigste Revolte gegen den Staat. „Milde ist Anarchie", hatte er immer gepredigt, also wurde E. milde.

Man sieht den Formenwandel seiner leitenden Fiktion. Anfangs wollte er etwa, wie er es in seinen Vorbereitungen fürs Leben dem Vater gegenüber geübt hatte, durch Unterwerfung sich zum Herrn machen. Als dieser Weg vor dem Ziele abbrach, schuf er stärkere Sicherungen und Konstruktionen, bog von der Linie ab und fand die Revolte des richterlichen Mitleids.

Das Konzept, das E.s Leiden schilderte, wurde nicht verbrannt. Der Autor berichtet, E. vergass es zu verbrennen. Berger ist zuviel Psychologe, um damit etwa abzuschliessen. Im Sinne unserer letzten Erörterung wollen wir fortfahren: E. wählte das Arrangement des Vergessens, um seine Revolte auch weiterhin anzuzetteln, zu zeigen, wohin Treue gegen den Staat führt.

Wir wollen uns an die Fiktion E.s erinnern, die seinem männlichen Protest seit seiner Karriere den Weg wies: durch Unterwerfung unter die Macht zur Herrschaft zu gelangen. Man kann ihre Spur weithin zurück verfolgen, mindestens bis in die Zeit, wo er in seinem geradlinigen Angriff gegen den Vater scheiterte und zu einem Umweg gezwungen war. Geradlinig war keiner von E.s Charakterzügen geblieben. Nun ist er auf seiner Hauptlinie gescheitert, dazu in einer Zeit, wo ihm der Tod einen Boten geschickt hatte. Was rechnerisch zunächst zu erwarten war, ein Fallenlassen der Umbiegung, ein offener Angriff gegen den Staat, der treue Dienste so schlecht gelohnt hatte, eine Verwerfung der Maximen und Imperative, die ihn im Interesse des Staates und seiner selbst gebändigt hatten, sahen wir zum Teil am Werke: die anarchistische Milde gewann im Kurs bei E.

Uns Nervenärzten sind die Fälle geläufig, wo alternde Menschen Revolten anzetteln, ihren Beruf, ihre Familie verlassen, aus Reih und Glied austreten, um unter den mannigfachsten Vorwänden einen Formenwandel ihrer fiktiven Leitlinie vorzunehmen.



E. sucht jetzt Annäherung an die früher verfehmte Medizin und Psychiatrie. Auch sie war ihm früher als destruktiv, anarchistisch erschienen. Aber die Aussprache mit einem Arzt sah er als Erniedrigung an. So brachte er seine hypochondrischen und Angstzustände zu Papier, indem er zugleich den kranken Menschen aus sich herausrückte und wie von einem andern berichtete, um sein Persönlichkeitsgefühl zu salvieren.

Es war in der Zeit, als er auf seine Ernennung zum Minister hoffte, — da trat jener aufregende Verlust des Zahnes ein. Und daran schlossen sich Gedankengänge und Empfindungsfolgen, als wären seine Fähigkeiten, insbesondere sein Gedächtnis im Abnehmen begriffen.

Dies ist die typische, zögernde Attitude des Nervösen, sobald eine neue Situation, eine neue Aufgabe in Sicht ist. E. mit seinen ehernen Griffen für die gewohnte Umgebung, die ihm Triumphe gibt, hat die Elastizität verloren und traut sich kaum die Umformung zu, die er für das neue Amt benötigt. Berger kommt uns auch hier zu Hilfe und schildert die tastenden Vorbereitungen, E.s Umwandlung seines äusseren Menschen, die Aufhellung seiner Physiognomie etc. Wir schliessen aus diesem prinzipiellen Gehaben und seiner zwangsweisen Durchführung auf die innere Unsicherheit E.s. — Es ist die gleiche Unsicherheit, die ihn aus der Gesellschaft, aus dem Verkehr mit wertvollen Frauen getrieben hat. Er traut sich bloss die Herrschaft über Dirnen und über Verbrecher zu.

Die Psyche und die neurotische Psyche insbesondere hat ein eigenartiges Mittel, einen Kunstgriff zur Verfügung, mit dem sie stets in unsicheren Situationen einsetzt. Sie setzt die eigene Stärke besonders niedrig an, sie unterstreicht die eigene Minderwertigkeit; um Raum zur Entfaltung zu gewinnen oder um der Entscheidung ausweichen zu dürfen, oder auch um den Kampfplatz zu verschieben, weicht der Nervöse gleich am Anfang zurück. Dies ist die Position, die ihm vertraut ist, von dort aus weiss er die Rechnung des Lebens anzusetzen. Jetzt werden alle Stachel des Neides, der gereizten Herrschsucht und Aggressionslust fühlbarer, und die Vorsicht behütet jeden Schritt, um den Sieg herbeizuführen. In dieser zögernden Attitude der Vorsicht liegen beim Nervösen alle Bedenken über den Mangel an Fähigkeiten. Und wir sehen schon, es ist kein Zurückweichen bloss, wenn E. so tut, als ob sein Gedächtnis nachgelassen hätte. Es ist vielmehr die stärkste Sicherung, der beste Griff, sich zu warnen, seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, alle Kräfte zu mobilisieren, um sein leitendes Ziel, sein Persönlichkeitsideal zu erreichen, oder unter dem Vorwand der Krankheit seine Empfindlichkeit zu schonen, falls er nicht reüssieren sollte.

Welche Rolle aber spielte in diesem Zusammenhange der verloren gegangene Zahn? Man kann die Wertschätzung E.'s für jeden kleinsten Teil seines Körpers nicht hoch genug veranschlagen. Der Nervöse kann



in seinem Gefühl der Verkürztheit keine Einbusse ruhig vertragen. Auch die bekannte symbolische Kraft, die zu allen Zeiten den Verlust eines Zahnes umspielte[1]), die mit Gedanken an Tod, Alter, Krankheit, Schwangerschaft sich verband, darf nicht ausgeschaltet werden. In Träumen und Phantasien kann man die Bedeutung des Zahns als von etwas Wachsendem, Nachwachsendem, als Sinnbild der männlichen Kraft, Verlust des Zahnes als Symbol der Entmannung finden. Aehnlich dürfte der gefühlsmässige Eindruck an dieser Stelle der Novelle sein: E. nimmt den Verlust des Zahnes als Zeichen des Sinkens seiner schöpferischen Kraft. Musste er das? Als *Cäsar* bei der Landung in Aegypten hinstürzte, rief er aus: Ich halte dich, Afrika! Warum hat E. dieses Ereignis so hoch gewertet? Die Antwort muss lauten: *weil ihm diese Wertung behilflich war.* War er doch nach unserer Auseinandersetzung in der zögernden, zur Vorsicht mahnenden Attitude knapp vor einer Entscheidung, kurz vor einer Aenderung seiner Situation. *Dieser Zahn starb ihm sehr gelegen*, oder weniger aggressiv ausgedrückt, er benützte dieses Ereignis, um die stärkeren Sicherungen vorzunehmen.

*Nun kam die Demütigung, seine Hoffnung, Minister zu werden*, erfüllte sich nicht. Als Folge dieser Herabsetzung stellte sich eine Reihe von Halluzinationen ein, die allabendlich meist Bilder von Männern, zum geringen Teil von Frauen vor seine Seele brachten, und die in allen Details als bestrafte Verbrecher zu erkennen waren. Sie störten seinen Schlaf und erfüllten ihn mit Angst. Ich will auf die meisterhaft geschilderten Details nicht näher eingehen. Sie scheinen mir alle deutungsfähig und zumeist in der Richtung gelegen, den Beweis der Krankheit herzustellen.

Meine Beobachtungen haben mir ergeben, dass die Neurose und Psychose dann die halluzinatorische Kraft aufbringen, wenn sie mit *besonderer Deutlichkeit* und Eindringlichkeit Sicherungen vornehmen wollen.

In der Tat rufen die Halluzinationen E.s immer wieder das Gefühl seiner Minderwertigkeit wach; *andere* zeigen sich überlegen, *sie* klagen seine Strenge an, sie rücken ihm den Gedanken vor die Seele, er sei gleichfalls ein Verbrecher, wie es ihm Markus Freund, ein Kinderschänder, im Gerichtssaal zugerufen hatte. Diese abschliessende Figur in der Reihe seiner Halluzinationen weist uns ja den Sinn: sie zeigt noch deutlicher auf jene wunde Stelle in E.s Psyche, die schon früher hervorgehoben wurde. *Auch E. fürchtet die Frau* wie Markus Freund und kann sich nur mit Prostituierten vergnügen, wie Markus Freund mit Kindern. In der Tat zeigt uns die vergleichende Psychologie der Perversionen den Weg des Neurotikers, der die Frau fürchtet,

[1]) Im „Oberon" wird Hyon beauftragt, dem Kalifen zum Zwecke einer Demütigung einen Zahn und Barthaare zu reissen, sowie seine Tochter zu küssen.

und höchstens bei der Prostituierten, beim Kinde, sein Liebesbedürfnis befriedigen kann, wenn er nicht bis zur seelischen oder körperlichen Leiche hinabsteigt oder homosexuell wird[1]). Die entwertete Frau ist das Ideal der meisten Nervösen, und sie müssen die Frau so lange entwerten, bis sie wertlos geworden ist.

Auf dieser Linie sieht sich E. jetzt immer deutlicher, wenn er im Gefühl seiner neuerlichen Verkürztheit nach verstärkter Sinnenlust verlangt, um seinen männlichen Protest einzuleiten. Da setzt er sich mahnende Halluzinationen als Schreckpopanze. Er hat seine Halluzinationen wie andere Moral oder Religion haben, um sich vor seiner durch die Niederlage gereizten Aggression zu sichern.

Noch zwei weitere Bedingungen seiner Halluzinationen, die miteinander kooperieren, ergeben sich leicht. Indem er krank wird, wofür die Halluzinationen und die anschliessenden Angstzustände, sowie die Zweifel an seinen Fähigkeiten beweiskräftig erscheinen, zerbricht er das wundervolle Instrument, das er dem Staate bisher gewesen ist. Indem er sich selbst anklagt, beschuldigt er den Staat, die Rechtspflege, die öffentliche Sicherheit, und mit seiner Reue erschüttert er das Rechtsbewusstsein seiner Tage, trifft er seinen jetzigen Gegner, der ihm die Niederlage bereitet hat, am schwersten, den Staat, die herrschenden Klassen.

Seine psychische Situation, für welche die Halluzinationen ein gedrängtes Abbild, ein Symbol und zugleich ein wertvolles Hilfsmittel bieten, ist folgende: In einer Lage schwerster Demütigung zwingt er seine Rachegelüste nieder, durch Aufstellung von Schreckgespenstern, die ihm zeigen, wie es kommen könnte. Der Sinn und Inhalt seiner Gesichte aber ist Aggression, ist neurotische Kampfbereitschaft gegen seinen schlafenden und nichtsahnenden Herrn, dem er, wie einst dem Vater, mit Vernichtung droht. Seine neurotische, auf Sicherung bedachte Perspektive suchte und fand die warnende Erinnerung an Markus Freund[2]). Nun ist er wieder der Ueberlegene.

Als er einen neuen Prozess übernahm, von dessen Ausgang Wohl und Wehe der Monarchie abhing, kam er als Triumphator zurück, und traf seine Vorbereitungen wie in alter Zeit. „An Herrn Markus Freund dachte er nicht mehr," weil er ihn nicht mehr nötig hatte. Seine protestierende Sexualspannung hatte eben nachgelassen.

Gegen die Dame, die Frau des Angeklagten, konnte er sich wehren, seine alten Konstruktionen der Scheu vor Damen hielten stand. Dem Kinde fiel er zum Opfer. — Der Dämon Weib hatte ihn wieder bezwungen, wie er es in der Kindheit geahnt? — nein, zum Voraus konstruiert hatte. Nur eine Gegenwehr blieb ihm, wollte er dem Zwange

[1]) Adler, Ueber den nervösen Charakter, Bergmann, Wiesbaden 1912. — [2]) Adler, Traum und Traumdeutung, Oesterr. Aerztezeitung, April 1913.



der triumphierenden Frau entgehen. — Der Tod. — Diesen Weg ging er festen Schrittes und erfüllte so, nachdem die erste Bedingung seiner Halluzinationen: sich vor Kinderschändung zu schrecken, haltlos geworden, die zwei anderen: er brachte den Staat um einen treuen Diener und liess ein erschüttertes Rechtsbewusstsein im Volke zurück. Noch einmal hatte er, um zu siegen, auf den Kopf des Vaters gezielt, — da musste er den seinen treffen.

---

# Der Liebesprozess beim Menschen.

(Eine psychologische Studie.)

Von Dr. **A. Aletrino.**

(Schluss.)

Wie wir oben gesehen haben, entsteht in einer gewissen Lebenszeit — wir haben es hier mit den höheren Tieren zu tun und lassen die ausser acht, bei denen die Fortpflanzung asexuell geschieht — die Neigung, in sexuelle Berührung mit einem anderen Individuum zu kommen, das Bedürfnis nach dem Koitus. Ebenso haben wir gesehen, dass man den Geschlechtstrieb, die Neigung zum Koitus in zwei Faktoren zerlegen kann, in den Detumeszenztrieb und in den Kontrektationstrieb. Wodurch in einer gewissen Lebenszeit, zu einem gewissen Zeitpunkt und während einer gewissen Periode des Daseins die Schwellung und die Fülle der Keimdrüsen so zunehmen, dass die Neigung, das Bedürfnis zur Detumeszenz und zur Entspannung der Keimdrüsen erzeugt wird, ist nicht zu sagen. Man kennt nur die Veränderungen der Pubertät, Veränderungen, die im Aeusseren des Individuums stattfinden. Sicher aber ist es, dass dem Detumeszenztrieb eine rein körperliche Ursache zugrunde liegt.

Bei den höheren Tieren — und wir wollen uns nur mit dem Menschen beschäftigen, da es schwer ist, zu bestimmen, wo im Wirbeltierreich der Beginn derselben gesucht werden muss — tritt aber zum Detumeszenztrieb ein anderer, ein psychischer Faktor, nämlich der Kontrektationstrieb, die Neigung, in körperliche oder geistige Berührung, wie wir es nennen wollen, mit einem Individuum (meistens des andern Geschlechts) zu kommen. (Mit Absicht sagen wir, dass der Kontrektationstrieb den Detumeszenztrieb begleitet, weil diese Faktoren beim Menschen kaum noch scharf geschieden werden können und die Grenzen beider verschwunden sind.) Dieser psychische Faktor ist es nun, der den Geschlechtstrieb zur Liebe stempelt.

Tatsächlich ist der Prozess beim Menschen und beim Tier derselbe, und was man beim Menschen Liebe nennt, ist nichts anderes als, was man beim Tier mit Geschlechtstrieb bezeichnet. Die Verschiedenheit

besteht nur darin, dass der psychische Faktor, der Kontrektationstrieb, beim Menschen einen grösseren und hervorragenderen Platz als beim Tier einnimmt. Während beim Tier — von den Tierreihen an gerechnet, wo zuerst beide Komponenten beobachtet werden — der Detumeszenztrieb grösser ist als der Kontrektationstrieb, während beim Tier der Detumeszenztrieb mehr als der Kontrektationstrieb in den Vordergrund tritt und dieser nicht so stark ist, dass er den Prozess des Geschlechtstriebes beherrscht oder zu beherrschen scheint, findet beim Menschen in der Mehrzahl der Fälle das Umgekehrte statt. Beim Menschen kommt der Kontrektationstrieb meistens zuerst und am stärksten zum Bewusstsein und tritt mehr als der Detumeszenztrieb hervor. Die beiden Komponenten können aber auch gleich stark sein und können sich als ebenso stark und gleichzeitig im Bewusstsein des Individuums hervordrängen. Es gibt auch Menschen, bei denen der Detumeszenztrieb überwiegt, wenn er auch wahrscheinlich niemals so stark ist wie beim Tier. Wo es nicht möglich ist, die Werte der beiden Komponenten in Zahlen anzugeben, da wird man auch unmöglich schliessen können, welcher Faktor der stärkere ist. Welchen feinen Unterschied auch Moralisten und moralisierende Schriftsteller zwischen Liebe und Geschlechtstrieb machen mögen, wie sehr man auch von dem „Tier im Menschen“ sprechen mag und mit Verachtung sprechen mag, welche willkürlichen Behauptungen man auch aufstellt, um das „Tierische“ zu entschuldigen und zu etwas „Höherem“ zu verschönen, nämlich durch Annahme eines „Befruchtungsdranges“ und eines vorausgesetzten Zieles, wozu der Prozess führen soll — man kann doch nicht verkennen und wegdisputieren, dass der Prozess beim Menschen und beim Tier die Folge einer Ursache ist, die bei beiden in zwei gleiche Komponenten zerlegt werden kann, die beide denselben Untergrund haben, und dass Liebe und Geschlechtstrieb nur verschiedene Worte für ein und denselben Prozess sind.

Es ist von ungemein grosser Bedeutung für die Kenntnis des Prozesses, den man „Liebe“ nennt, und wohl auch ganz bestimmt für die Kenntnis der Liebe zwischen Mann und Weib (die altruistische Elternliebe, die Freundschaftsliebe usw. lassen wir unerörtert), nachzuforschen, welches die Gründe sind und sein können, weshalb sich beim Menschen die Neigung zum Koitus gerade einer bestimmten Person gegenüber, in einem bestimmten Augenblick, in einer bestimmten Periode offenbart, wodurch mit anderen Worten der Kontrektationstrieb geweckt wird und der Detumeszenztrieb sich in der Richtung einer bestimmten Person zu äussern beginnt. Die Detumeszenz allein ohne Kontrektation, wenige Fälle von Masturbation ohne Phantasievorstellungen ausgenommen (wenn man selbst bei Masturbation mit Phantasievorstellungen bis zu einem gewissen Grade von Kontrektation sprechen kann, obwohl deren Objekt dann materiell nicht anwesend ist), kommt doch beim Menschen,



ausser vielleicht einigen Ausnahmefällen, wie Moll mitteilt, nicht vor[1]).

Die somatische Ursache, durch die die Detumeszenz auftritt, ist hinreichend untersucht. Die Ursache dagegen, weshalb der Kontrektationstrieb geweckt wird, weshalb die Kontrektation entsteht, ist noch nicht so vollständig erforscht, dass nicht jeder Versuch, jeder Beitrag, den psychischen Faktor näher zu erklären, willkommen sein sollte.

Obwohl wir im Augenblick, so viel Mühe wir uns auch geben mögen, noch nicht imstande sind, die Grundlagen und den wirklichen Grund für das Dasein des Kontrektationstriebes zu finden, ist es doch nicht bedeutungslos, den verschiedenen Tatsachen, die im täglichen Leben der Menschen vorkommen, nachzugehen und sie so viel als möglich zu ordnen, da es nur durch die Feststellung und das Studium von dergleichen Beobachtungen möglich ist, allmählich eine gründliche Erklärung des psychischen Faktors des Geschlechtstriebes, des Kontrektationstriebes, zu finden.

Wenn wir weiter forschen, wodurch der Kontrektationstrieb, die Neigung zur Detumeszenz mit einer bestimmten Person, in einem bestimmten Augenblick, in einer bestimmten Periode, zu einer bestimmten Zeit zustande kommt, durch welche Umstände, Faktoren, Ursachen, Momente der Kontrektationstrieb erzeugt wird, dann sehen wir, dass erstens Sinneseindrücke und zweitens Gefühle die Ursache sein können.

Tatsächlich kann man annehmen, dass im grossen und ganzen beim Manne mehr durch Eindrücke von seiten der Sinnesorgane, bei der Frau mehr durch Gefühle der Kontrektationstrieb geweckt wird. Natürlich kann bei dem Liebesgefühl des Mannes der Einfluss der Gefühle ebenso gut im Spiele sein wie bei der Frau der Einfluss der Sinnesorgane. Aber im allgemeinen ist beim Manne der Sinneseindruck das Primäre, und an zweiter Stelle kommt erst der Einfluss des Gefühls, während bei der Frau das Umgekehrte der Fall ist. Unter Gefühl verstehen wir hier das Gefühl von Freundschaft, von Mitleid, von Zärtlichkeit, die gegeben und empfangen wird, von Altruismus usw., während wir unter den Eindrücken von seiten der Sinnesorgane die des Gesichtes, des Gehörs, des Geschmackes, des Geruches und der Berührung verstehen müssen.

Eine Frau unterliegt nicht dem Einfluss der Mannesschönheit. Der Mann, der den meisten Erfolg bei der Frau hat, ist oft das Gegenteil von schön, ja oft geradezu hässlich. Es ist eine Ausnahme, und die Beispiele sind ausserordentlich selten, dass sich eine Frau nur durch den Gesichtseindruck, den sie von einem Manne bekommt, verliebt. Selbst die ästhetische Bewunderung für das Nackte richtet sich bei der Frau eher (wie es auch beim Manne der Fall ist) auf den nackten

[1]) Moll, Libido sexualis, S. 13 ff.



Frauenkörper als auf den des nackten Mannes [1]). Eine Frau z. B. sieht nicht darauf, ob der Mann, in den sie sich zu verlieben im Begriff ist, schön oder hässlich ist; ihr Liebesgefühl entsteht durch andere Ursachen. Erst später, wenn sie verliebt ist, wenn sie Liebe für den bestimmten Mann fühlt, fühlt sie den Eindruck ihrer Sinnesorgane, oder vielmehr es beginnen ihre Sinnesorgane, in diesem Falle das Gesicht, ihren Einfluss auszuüben, und dann findet sie meistens ihren Mann, wenn auch nicht schön, so doch nicht hässlich. Die Gründe, weshalb sich die Frau an einen Mann gefesselt fühlt, sind so ganz verschieden von denen, die den Mann Liebe fühlen lassen. Dies hängt damit zusammen, dass die Frau im allgemeinen mehr ein Gefühlswesen ist, und dies gibt gleichzeitig die Erklärung dafür, dass sich Männer so oft darüber wundern, dass eine schöne Frau, eine anerkannte und bekannte Schönheit, einen so hässlichen Mann liebhaben kann. Das Wort, dass eine Frau im allgemeinen mehr mit ihrer Seele, d. h. mit ihrem Gefühl, der Mann mehr mit seinem Körper liebt, ist vollkommen richtig.

Betrachten wir die beiden Gruppen von Ursachen näher, dann sehen wir, dass die Eindrücke der verschiedenen Sinnesorgane — es ist natürlich rein individuell, ob das geschieht oder nicht geschieht — aufeinander sowohl fördernd wie hemmend einwirken können, dass die hinzukommenden Gefühle sie ebensowohl stützen wie ihnen entgegenwirken können, und dass die Gefühle ihrerseits durch die Sinneseindrücke gestützt, aber auch — und auch dies ist etwas Individuelles — gehemmt werden können.

Wenn wir die Sinneseindrücke je nach der Stärke, die ihr Einfluss in dem Prozess der Liebesgefühle ausübt, klassifizieren wollen, ergibt sich folgendes:

Der Geschmack hat keinen oder doch nur einen sehr geringen Einfluss, und dieser kommt dann — einige behaupten, dass der Geschmack beim Kuss eine Rolle spielt — noch mehr dem Geruche zu als dem Geschmacke. Das Gefühl oder — um keine Verwirrung zu schaffen — die Berührung, das Tastgefühl, the Touch, wie Havelock Ellis sagt, ist zwar von grösserem Einfluss als der Geschmack, spielt aber doch nur eine sekundäre Rolle und übt auch dann nur einen geringen Einfluss aus, indem es das Liebesgefühl verstärkt, wenn der Liebesprozess entstanden ist und die Person schon Liebesgefühle hat. Hemmend auf das Liebesgefühl wirkt die Berührung beinahe niemals, da sie kaum wirksam wird, wenn das Liebesgefühl schon entwickelt ist. Wir kommen jetzt zum Geruch. Obwohl unser Geruchssinn, d. h. bei den kultivierten Völkern, durch den geringen Gebrauch, den wir von ihm machen, im Vergleich mit dem der wilden Völker zum grossen Teil abgestumpft ist und sein Einfluss in dem Liebesprozess nur eine sehr geringe Rolle spielt,

[1]) Havelock Ellis: Die Gattenwahl beim Menschen. Würzburg, Stubers Verlag, 1906. S. 432.

hat der Geruch doch noch bei einigen Individuen einen ziemlich grossen Einfluss, und das ist ein Faktor, der nicht unbeachtet bleiben kann. Das Gehör ist von geringem Wert bei dem Liebesprozess, der Einfluss der Gehörseindrücke von ziemlich geringer Bedeutung für das Entstehen des Liebesgefühls, obwohl man im allgemeinen dem Gehör keinen geringeren Wert zusprechen darf als dem Geruch. Geruch und Gehör stehen einander ziemlich gleich, und es hängt mehr vom Individuum ab, ob jemand mehr durch den Einfluss des Geruches oder durch den des Gehörs geleitet wird. Aber an der Spitze steht der Gesichtssinn, der Einfluss der Gesichtseindrücke. Man kann getrost sagen, dass der Gesichtseindruck, besonders beim Mann, nicht nur der erste Anreiz ist, durch den die Liebesgefühle kommen, sondern dass er auch in vielen Fällen, selbst wenn die übrigen Sinnesorgane zusammen einen hemmenden Einfluss ausüben, die Entscheidung herbeiführt.

Wir können also, wenn wir den Einfluss der verschiedenen Sinnesorgane näher betrachten, den Geschmack ruhig ausschalten. Wie ich eben gezeigt habe, ist sein Einfluss so gering und selbst da, wo man glaubt, dass er eine Rolle spielt (z. B. beim Kuss), so zweifelhaft, dass wir ihn nicht weiter zu besprechen brauchen.

Anders liegt es mit dem Berührungsgefühl. Obwohl die Haut das Organ für dieses Gefühl ist, dieses von allen Sinnesorganen die grösste Flächenausdehnung hat und ausserdem das älteste und fundamentalste Sinnesorgan ist, das wir besitzen, obwohl der Gefühlssinn, der Tastsinn, das Berührungsgefühl das ursprünglichste in der Entwicklung ist, spielt dieser Sinn doch bei dem Kontrektationsprozess, abgesehen von einigen Ausnahmen, nur eine sekundäre Rolle. Richtig ist es zwar, dass nichts so sehr die Kontrektation befördert wie die Berührung, wie ein Händedruck oder eine andere Liebkosung, doch tritt dies im allgemeinen stets erst sekundär ein. Selbst der Einfluss des Kusses ist nur ein sekundärer und spielt erst dann eine Rolle, wenn die Liebe schon entstanden ist. Aber selbst davon ist nur dann die Rede, wenn es sich um den europäischen Kuss handelt. Wir wissen, dass sich der Kuss auf dem Boden des Berührungsgefühls entwickelt hat, zu dem noch ein olfaktorisches Element kam. Die asiatischen Völker kennen unsere Art Kuss überhaupt nicht, ebensowenig wie die wilden. Bei allen diesen Völkern besteht allein der Geruchskuss, das gegenseitige Beschnüffeln, ohne dass eine Berührung mit den Lippen stattfindet. Ausser in Lappland, wo noch der olfaktorische Kuss gebräuchlich ist, hat der Berührungskuss in Europa die Stelle des olfaktorischen eingenommen. Dieser ist aber viel mehr als der Berührungskuss auf der Erde verbreitet. Die Fälle, wo der Kuss Liebesgefühle geweckt hat, sind selten. Meistens ist der Einfluss, wie wir oben sahen, ein sekundärer, der Kuss wird aus Liebe gegeben, er verstärkt allenfalls bei der anderen Person die schon be-

stehende Liebe. Das folgende Beispiel zeigt, dass die Wirkung in einigen Fällen primär erfolgen und durch den Kuss das Liebesgefühl entstehen kann.

Ein junges Mädchen hat eine ältere verlobte, jedoch sittlich etwas verdorbene, bisexuelle Freundin. Eines Abends, wo jene bei dieser übernachtete, kommt die Freundin an ihr Bett, um noch etwas mit ihr zu sprechen, und gibt ihr einen Kuss. Als das Mädchen, das bei dem Kuss ebensowenig wie andere Frauen etwas fand, sie wieder küsste, fragte die Freundin lachend, ob sie ihr jetzt einen Kuss geben sollte, wie sie selbst oft von ihrem Zukünftigen einen bekäme. Auf die verwunderte, zustimmende und neugierige Antwort gab die Freundin ihr einen wollüstigen Kuss, einen sogenannten lesbischen Kuss. Dabei, so erzählte mir die Dame, fühlte sie etwas Seltsames in ihrem Körper, ein unerklärbares Gefühl von Liebe für ihre Freundin, ein Gefühl, das so stark war, dass sie nach diesem Abend noch lange Zeit für ihre Freundin fühlte auf eine Weise — erst später hat sie das entdeckt, als sie sich in einen Mann verliebt hat — wie sie es für ihren späteren Mann tat: das echte Gefühl von Liebe und Verliebtsein. Es sei hinzugefügt, dass diese Dame, obwohl sie glücklich verheiratet ist, einen leichten Anflug von Homosexualität hat.

Etwas anderes ist der Händedruck. Zwischen dem konventionellen Händedruck, dem intimen und dem, der darauf hinweist, dass der die Hand gebende ein Zärtlichkeitsgefühl hegt, liegen eine Menge Zwischenstufen.

Wenn eine Person Liebe für eine andere fühlt, kann sie durch die Bedeutung, welche sie in den Händedruck legt, bei der anderen das Liebesgefühl erwecken. Aber das ist dann auch einer der wenigen Fälle, wo durch Berührung primär Liebe bei einem Erwachsenen entsteht. Ganz rein sind diese Fälle nicht. Oft jedoch schlummert bei der Person, die den Händedruck empfängt, schon ein Liebesgefühl oder dieses ist bemerkbar (ohne dass die Person selbst in vielen Fällen etwas davon weiss), und es wird gerade deshalb der Händedruck als Zeichen der Ermutigung und der Verständigung vom anderen dargeboten. Bei jüngeren empfindsamen Individuen kann die Berührung primär ein grosses Liebesgefühl erwecken. Die folgende Mitteilung beweist das:

Ich war noch ein kleiner Junge, ich trug noch kurze Hosen und ein Kittelchen. Ich war schüchtern, ungewandt, stark verlegen und ängstlich vor fremden Leuten. Ich mag etwa zehn Jahre alt gewesen sein. Es war eine Gesellschaft von vielen Menschen bei uns zuhause, und mein Bruder und ich hatten Erlaubnis, spät aufzubleiben. Eigentlich langweilten wir uns recht sehr, wir mochten nicht spielen und waren öfter bange, ins Bett zu müssen. Aus langer Weile sassen wir auf einem Sofa und guckten schläfrig nach den Menschen. Da plötzlich fühlte ich, wie ich nach einer Dame hinsah, die drüben auf einem Stuhle sass und nach uns winkte. Wie sie aussah, ob sie alt war oder jung, ich weiss es nicht mehr; für meine Kinderaugen war es eine grosse Dame, eine ältere Dame für mein Hinaufsehen nach ihrem Gesicht, das ich nie mehr in meine Erinnerung wieder habe zurückfinden können. Eine Zeitlang sprach sie mit mir über alles aus meinem kurzen Leben, mein Bruder stand nahe bei mir, aber sie hielt mich fest und streichelte langsam mit ihrer Hand die meinige. Plötzlich kam ein Herr auf sie zu und begann mit ihr sich zu unterhalten. Nun liess sie meine Hand los und gab mir einen Kuss auf meine Wange. Was weiter an diesem Abend vorgegangen ist, weiss ich nicht. Wohl aber erinnere ich mich, dass ich am folgenden Tage, abends in der Dämmerung, als ich mit meinem Kopf auf einer Fussbank auf dem Boden lag, horchend noch, was die Erwachsenen hoch über meinem Haupt oben schwatzten, plötzlich von neuem das Gefühl ihres Händedruckes empfing, und dass ein unsagbares, vor Schönheit aufjauchzendes Gefühl in meinem Innersten hervorbrach, ein Gefühl, wie ich es später



kaum jemals mehr gehabt habe, eine unermesslich starke Liebe. Und dies Gefühl ist mir lange Zeit geblieben, selbst Jahre, ohne dass ich mich selbst erinnern könnte, wie die Dame aussah. Das ist meine erste und vielleicht meine schönste Liebe gewesen [1]).

Es ist natürlich möglich, dass in diesem Falle auch der Gesichtseindruck eine Rolle gespielt hat. Es kann dies jedoch deshalb bezweifelt werden, weil sich dieser Knabe weder am folgenden Tag noch später des Gesichts und des Aussehens der Dame erinnern konnte. Da, wie wir sofort sehen werden, der Gesichtseindruck von so viel stärkerem und grösserem Einfluss als der der anderen Sinnesorgane ist, wäre es wohl wunderlich, dass gerade dieser hier vergessen worden wäre.

Uebrigens mag man ruhig die Fälle zu den Ausnahmen rechnen, wie sie Havelock Ellis anführt, von einem Mann, der sich in seine Frau verliebte, als er sie, nachdem sie sich verletzt hatte, vor der Verheiratung die Treppe hinauf trug, und den anderen Fall, dass sich ein Mann in seine spätere Frau verliebte, als er auf einem Ball beim Tanzen mit seinem Gesicht das ihrige berührte.

Selbst im Liebesleben der Blinden spielt die Berührung eine sekundäre Rolle, während höchst wahrscheinlich das Gehör bei ihnen die Liebe erweckt und das Tastgefühl, die Berührung dann infolge von Erinnerungsassoziationen nur sekundär die Liebe erhöht und verstärkt [2]).

Was den Geruchssinn betrifft, so ist dieser ursprünglich von ungemein grosser Bedeutung in dem Prozess der Fortpflanzung gewesen, wie es bei Tieren auch heute noch der Fall ist, die in der Brunstzeit einen scharfen Geruch aus ihren Genitalorganen verbreiten (das Moschustier hat sogar in der Gegend seiner Genitalien bestimmte Drüsen, die in der Brunstzeit scharf riechende Stoffe absondern), wodurch sich Männchen und Weibchen gegenseitig finden können. Binet erklärt die Tatsache anders. Meistens ist es jedoch das Männchen allein, das die Riechstoffe absondernden Drüsen besitzt. Wo das Männchen dem Weibchen folgt, ist es unmöglich, dass der Geruch das Weibchen auf seine Spur bringen kann. Wahrscheinlicher ist es, dass der Geruch in den Fällen, wo er vom Männchen ausgeht, dazu dient, das Weibchen zu verführen und zum Geschlechtsakt anzuregen [3]).

Beim Menschen, selbst bei wilden Völkern (und auch bei Affen hat man die Tatsache feststellen können) hat der Geruch an Bedeutung verloren, und der Geruchssinn hat, was den Einfluss auf das Liebesleben betrifft, dem Gesichtseindruck weichen müssen. Während der Geruchssinn bei den östlichen Völkern noch eine grosse Rolle im sexuellen Leben spielt, ist sein Einfluss auf diesen Prozess bei den westlichen Völkern, obschon nicht ganz verschwunden, doch auf ein sehr geringes Mass zurückgegangen. Sekundär übt er wohl noch täglich einen Ein-

[1]) Dr. A. Aletrino, Novellen. Amsterdam. Scheltema & Nolkema. S. 198. — [2]) Moll, Libido sexualis, S. 140. — [3]) Binet, Le Fétichisme dans l'amour. Octave Doin. 1891. S. 25.



fluss aus, doch nur dann, wenn die beiden Personen in nähere Berührung miteinander gekommen sind. Unter diesen Umständen kann er die Sympathie erhöhen oder Antipathie erwecken. Fast nie aber ist sein Einfluss so gross, dass in dem Masse Sympathie oder Antipathie erweckt wird, dass der Kontrektationstrieb primär dadurch entsteht oder primär sein Entstehen verhindert wird.

Merkwürdig ist es, und mit grosser Wahrscheinlichkeit ist es eine Folge der Kultur und des Tragens von Kleidern, dass der Geruchssinn durch andere Körperteile als früher gereizt wird. Früher, und wie wir gesehen haben heute z. B. noch beim Tier, waren es die Geschlechtsorgane, die durch den scharfen Geruch, den sie verbreiteten, den Geruchssinn reizten. Gegenwärtig ist beim Menschen der Geruch der Geschlechtsorgane nicht nur ganz unwirksam, abgesehen von einigen Fällen, die auf der Grenze des Pathologischen stehen, wo aber der Genitalgeruch auch nur noch eine sekundäre Rolle spielt, sondern es ist der Geruch anderer Körperteile, die mehr nach oben gelegen sind, an deren Stelle getreten. Es sind besonders die Achselhöhlen, die Brüste, die Haut und die Haare, die durch ihren Geruch den Mann eine Anziehung fühlen lassen, während der Geruch der sonstigen Körperabscheidungen der Frau im allgemeinen keinen Einfluss ausübt. Bei Blinden scheint der Geruchssinn noch eine grosse Rolle zu spielen und wird wahrscheinlich hier noch unterstützt und verstärkt durch den Tastsinn, der bei ihnen die Stelle des Gesichtssinnes einnimmt [1]).

Abgesehen von individuellen Differenzen — dieser wird durch den Geruch des einen Körperteils, jener durch den eines anderen am meisten gereizt — gibt es grosse Unterschiede, die vom Volk und vom Lande abhängen. Bei den östlichen Völkern ist im allgemeinen der Achselgeruch von grösserer Bedeutung in dem Liebesleben als bei den westlichen, die mehr dem Eindruck des Geruches der Frauenbrust, der Haut und der Haare unterliegen.

Im ganzen ist dem Einfluss des Geruchssinnes im Liebesprozess von den meisten Untersuchern wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die modernen Schriftsteller, die Romanschreiber, haben dagegen seine Bedeutung wohl gefühlt und haben in ihren Büchern wiederholt den Einfluss erwähnt, den der Geruch einer Frau auf den Mann ausübt. Unter den wissenschaftlichen Schriftstellern der letzten 30 Jahre muss Gustav Jäger genannt werden, der — wenn auch einige seiner Behauptungen als paradox erscheinen mögen — einer der ersten gewesen ist, der, nachdem der Geruchssinn im Liebesprozess vernachlässigt worden war, die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt hat. Die modernen Schriftsteller — es ist merkwürdig, dass Stendal (Henri Beyle),

[1]) Moll, l. c. 137 ff.




der feine Psychologe, in seinem Buche „Sur l'amour“ ihn nicht erwähnt — aber schreiben dem Geruchssinn eine wichtige Stellung in ihren Beschreibungen vom Entstehen des Liebesprozesses zu. Um nur einige zu nennen, so kann man Beispiele dafür in den Werken von Zola (La Curée, la Faute de L'abbé Mouret, Le ventre de Paris, Nana, La joie de vivre etc.), bei Huysmans (Le gousset in Croquis parisiens, in A Rebours) und in den Novellen von Guy de Maupassant finden. Ein sehr gutes Beispiel finden wir im Holländischen bei Robbes in „De roman van Bernard Bandt“, wo er schreibt: „Der Geruch ihres Leibes hatte ihn sanft verwirrt und hatte ihn selbst von einem Gefühl von Unruhe und leidenschaftlichem Verlangen durchschauern lassen, als sie . . . . ihren zartflaumigen Arm gegen den seinen drückte.“

Welch grossen Einfluss der Geruchssinn auf den Kontrektationstrieb haben kann, beweisen die historischen Fälle von Heinrich III. und Heinrich IV. Von jenem wird erzählt, dass er sich im 21. Lebensjahr in Marie von Cleve, die mit dem Prinzen von Condé verheiratet war, unwiderstehlich dadurch verliebte, dass er sich auf einem Ball das Gesicht mit ihrem von Schweiss feuchten Hemde abwischte, das sie ausgezogen und an einem abgelegenen Orte niedergelegt hatte. Diese Tatsache ist um so gewichtiger, wenn man weiss, dass sich Heinrich des III. Natur später als homosexuell erwiesen hat. Von Heinrich IV. wird etwas Aehnliches erzählt. Er soll sich in die schöne Gabriele, die Herzogin von Beaufort, verliebt haben, als er sich mit ihrem Taschentuch sein Gesicht abgetrocknet hatte, nachdem sie einige Augenblicke zuvor dasselbe bei sich getan hatte. Das Verhalten des Bauernjungen ist bekannt, der auf einem Tanzabend verschiedene Mädchen dadurch dazu brachte, sich ihm hinzugeben, dass er sein Taschentuch eine Zeitlang unter seiner Achselhöhle aufbewahrte und danach den Mädchen das Gesicht abtrocknete. Die Tatsache wird in verschiedenen wissenschaftlichen Werken angeführt.

In allen diesen Fällen hat der Geruchssinn einen primären Einfluss ausgeübt. Dieser primäre Einfluss wird, wenn auch nicht in so hohem Masse, auch durch die Mitteilung bewiesen, die ich von einem glaubwürdigen Herrn empfing. Er erzählte mir, dass er stets ein sonderbares Liebesgefühl empfand, wenn er das Haar junger Mädchen von 16 bis 18 Jahren roch, und dass der Haargeruch, der von erwachsenen Frauen ausging, diesen eigenartigen erotischen Einfluss nicht ausübte. Ein anderer erzählte mir, dass der starke, reizende Haargeruch einiger Frauen abstossend auf ihn wirkte, und dass nur der zarte, unbestimmte Geruch der Frauenhaare bei ihm eine Art Liebesgefühl weckte, das verschwand, wenn er den Geruch nicht mehr wahrnahm. Derselbe Herr teilte mir mit, dass sich nach seiner Beobachtung der Haargeruch von Frauen mit dem Alter veränderte, und dass er den Haargeruch, den er





bei Mädchen fand, so lange sie unverheiratet waren, nicht mehr spürte, wenn sie verheiratet waren. Nur der Haargeruch, der von unverheirateten Frauen ausging, hatte auf ihn einen eigenartigen, anziehenden, erotischen Einfluss.

Ueber den Einfluss des Atemgeruches, abgesehen von dem abstossenden Charakter eines übelriechenden Atems, ist nichts bekannt. Ein Herr teilte mir mit, er habe beobachtet, dass junge Mädchen einen Atemgeruch haben, den er nicht anders als mit der Farbe „grün" deutlich machen könne, während der Atemgeruch verheirateter Frauen ihm stets „weiss" vorkam, dass sich der „grüne" Geruch der Mädchen in einen „weissen" umwandelte, wenn sie verheiratet waren, und dass nur der „grüne" Geruch anziehend für ihn war (ohne dass er deshalb geradezu verliebt wurde), während der „weisse" Geruch ihn unbeeinflusst liess. Er habe das nicht nur einmal, sondern mehrfach bemerkt.

Ebenso wie alle anderen Sinnesorgane ist auch das Gehör von viel geringerem Einfluss auf das Liebesleben des Menschen als der Gesichtseindruck. Obschon das ästhetische Gefühl für den Klang (Musik) bei vielen Menschen gut entwickelt und das emotionelle Gefühl für Musik bei vielen ziemlich stark verbreitet ist, ferner sowohl der Mann für die Stimme der Frau Empfindung hat, wie die Frau für die des Mannes, kann man doch ruhig behaupten, dass der Gehörssinn im Liebesleben des Menschen fast bedeutungslos ist. Wohl kommt es häufig vor, dass sich Männer oder Frauen in Jünglings- oder Backfischjahren durch die Stimme von Sängern oder Sängerinnen verliebten; einige Frauen meinen wohl, dass sie ihr erstes Liebesgefühl einer hinreissenden Männerstimme zuschreiben müssen. Meistens aber beruhen diese und ähnliche Verliebtheiten auf einer gewissen Romantik, und es haben die somatischen Erscheinungen des sogenannten Verliebten mehr Schuld an der Verliebtheit als die Stimme. Ferner erwachen solche Liebesgefühle durch die Stimme eher bei Frauen durch den Klang einer Männerstimme, als beim Manne durch die Frauenstimme. Gewöhnlich ist die Stimme nicht ein Mittel, das kräftig genug ist, um beim Manne Liebesgefühl zu erwecken. Doch sind Fälle bekannt, wo sich Männer durch das Hören einer Frauenstimme verliebten, wobei aber hinzugefügt sein mag, dass es sich meistens um Männer von nervösem Temperament handelte. Binet hat die Vermutung ausgesprochen, dass sich infolge dieses Einflusses der Stimme so viele Männer mit Sängerinnen verheiraten [1]).

Dass Frauen durch das Anhören von Musik, die ein Mann ausübt, selbst wenn es nicht gerade Gesang ist, sehr stark beeinflusst werden, und auch wenn sie ihn nicht mehr lieben, durch sein Spiel wieder genügend Liebe für ihn fühlen können, so dass sie beinahe ihre

[1]) Binet, a. a. O. S. 28.





frühere Leidenschaft von neuem erfahren, wird durch einen bekannten Prozess bewiesen. Da hat die Frau, die angab, ihren Mann nicht mehr zu lieben, und die beschwor, dass sie durch sein schlechtes Verhalten ihr gegenüber eher Hass als Liebe für ihn fühlte, auf die Bemerkung ihres Mannes, er wisse nicht, warum sie nicht gleich am ersten Tage von ihm gegangen sei (mit Rücksicht auf die Misshandlungen, die sie von ihm erfahren zu haben beschwor), geantwortet: „X. war so musikalisch, und das hat mich immer wieder gefesselt.“ Es möge aber hinzugefügt werden, dass, wie sich später zeigte, die Dame eine starke Neuropathin war.

Wie weit bei der Liebe, die ein Gewährsmann von mir für eine Frau zu fühlen begann, weil sie ein einziges Wort „so herrlich lieb und schön klingend“ aussprach, der Körper der Frau und der Gesichtseindruck auf den Verliebten im Spiele waren, ist schwer festzustellen. Wohl kenne ich einen Fall, wo eine hässliche Frau, deren Gesichtszüge nichts Aesthetisches hatten, eine so schöne Stimme hatte, dass mein Gewährsmann, wenn er mit geschlossenen Augen auf sie horchte oder ihre Stimme hörte ohne sie zu sehen, ein ziemlich starkes erotisches Gefühl in sich entstehen fühlte. Tatsächlich werden wir später sehen, dass die verschiedenen Sinneseindrücke sehr wohl hemmend auf einander einwirken können. Ein Liebesgefühl, das beim Sehen einer schönen Frau geweckt wird, kann z. B. sehr wohl (das ist das Umgekehrte wie oben angedeutet) vernichtet werden, wenn sie eine tiefe, rauhe Stimme hat. Eigenartig ist die Tatsache, dass sich einer meiner Freunde besonders durch Frauen angezogen fühlte, die eine leicht bedeckte, sozusagen heisere, beinahe rauhe Stimme hatten, und dass er sich dadurch in seiner Jugend in ein geradezu hässliches Mädchen verliebte; wenigstens hat er mir dies selbst berichtet.

Als Beweis dafür, wie gross die Bedeutung des Gesichtseindrucks im Liebesleben des Menschen ist, muss angeführt werden, dass überall, bei den wilden Völkern ebenso wie bei den meisten zivilisierten, die „Schönheit“ der Person von den Dichtern und Erzählern als das vornehmste Kennzeichen in ihren Liebeserzählungen mitgeteilt wird.

Das Schönheitsideal wechselt aber bei den verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten, und obwohl bei den verschiedenen Schönheitsidealen der verschiedenen Rassen, wie sie von vielen Untersuchern festgestellt wurden, eine gemeinsame Grundlage zu entdecken ist, ist es doch dem individuellen Gefühl zuzuschreiben, dass sich die verschiedenen Individuen, wenn sie auch derselben Rasse angehören, zu Frauen oder zu Männern hingezogen fühlen, die vom Ideal nicht nur abweichen, sondern sich selbst sehr weit vom Ideal entfernen. Auch hier muss unterschieden werden, was für die Frauen und was für die Männer gilt. Für den Mann mag es noch möglich sein, bei seiner Wahl einen Zug



von seinem Ideal zu finden. Die Frau hat solch ein Ideal (ausser wenn sie vielleicht noch ganz jung ist) nicht und wird, was den Gesichtseindruck betrifft, besonders durch die assoziativen Gefühlsvorstellungen geleitet, die das Bild des Mannes in ihr zum Vorschein bringen. Als Beispiel hierfür kann gelten, dass sich eine Frau durch einen kräftigen Manneskörper angezogen fühlt, nicht wegen der Schönheit seiner Formen, sondern weil sie z. B. damit das Gefühl verbindet, dass er sie mit starker Umarmung umfasst und beschützt. Wie weit es richtig ist, was einige behaupten, dass Frauen, wenn sie einen Gesichtseindruck vom Mann empfangen und sich in ihn verlieben, damit den Gedanken an die Kinder verbinden, die sie von ihm erhalten sollen, ist schwer zu sagen.

Bezweifelt muss es sicher werden. „Der Schrei nach dem Kinde" mag bei vielen Frauen vielleicht so stark mitsprechen, dass sie fortdauernd an das Kinderbekommen denken müssen. Bei sehr vielen Frauen (und wir kommen später darauf zurück) ist das Bedürfnis, ein Kind zu bekommen, oft nichts anderes als ein unbestimmtes und unbewusstes Bedürfnis, eine Betätigung ihres Zärtlichkeitsgefühls zu finden. Wie weit der Gedanke an das Kinderbekommen bei der Frau unbewusst vorherrscht, wenn sie durch die Gestalt des Mannes gereizt wird, ist natürlich schwer zu sagen. Was aber sehr gegen die Tatsache spricht, dass dadurch die Liebe des Weibes für einen Mann geweckt wird, ist die sozusagen täglich zu beobachtende Tatsache, dass sich Frauen in Männer verlieben, deren Nachkommenschaft — wenn man die Körperformen berücksichtigt — unmöglich der Illusion entsprechen können, die sich eine Frau von den Kindern macht. Wie oft geschieht es doch, dass man eine stattliche, wohlgebildete Frau mit einem Manne trifft, der himmelweit äusserlich von ihr verschieden ist (auch wenn man die Fälle ausser acht lässt, wo eine schöne Frau mit einem gebrechlichen Mann aus anderen Beweggründen verheiratet ist). Wir glauben, dass das Bedürfnis der Frau, ein Kind zu haben, im allgemeinen übertrieben wird, und dass dem Bedürfnis nach einem Kind, das so häufig Frauen als Beweggrund für die Ehe angeben, und das so viele Frauen in ihrem ehelichen Leben erkennen lassen, viele andere Gefühle zugrunde liegen, die verkannt werden, oder die die Frau selbst nicht erkennt, und die, wenn ihnen genügt worden ist, das Bedürfnis nach dem Kind verschwinden oder doch wenigstens in den Hintergrund treten lassen. Und dabei haben wir gesehen, dass die Frauen viel weniger ihr Liebesgefühl durch das Aeussere erwecken lassen als durch die Gefühle, die ein Mann zeigt und besitzt, während aus dem Obigen ebenfalls hervorgeht, dass, wo die Frau durch die äussere Gestalt des Mannes angezogen wird, diese ihr Liebesgefühl nur durch assoziative Gefühle erweckt.

Auch beim Mann kann das Liebesgefühl durch assoziative Vorstellungen infolge der Gesichtseindrücke entstehen. Eine bestimmte



anerkannt hübsche Frau ist nicht immer und für alle Männer die am meisten anziehende; oft ist das Temperament der Frau die einzige Ursache, weshalb sich der Mann in sie verliebt. In diesem Fall können taktile Vorstellungen, z. B. die Vorstellung, von der Frau umarmt oder festgehalten zu werden, sie in seinen Armen zu fühlen und zu beschützen, ihr zu helfen, assoziativ die Liebe erwecken. Es ist sogar nicht einmal nötig, dass sozusagen ihr Durchschnittstemperament die Ursache der Assoziationen ist; die augenblickliche Stimmung, der Gemütszustand des Mannes in einem gegebenen Augenblick kann dazu führen, dass durch assoziative Vorstellungen ein Liebesgefühl bei ihm entsteht. Die folgende Mitteilung, die mir ein Kollege gab, ist hierfür ein Beispiel.

Ein in glücklicher Ehe lebender Arzt wurde eines Abends zu einer Familie gerufen, wo das jüngste Kind krank war. Er praktizierte wenigstens fünf Jahre in der Familie und war mit ihr so vertraut, wie man es früher nur beim Hausarzt fand. An diesem Abend blieb er, nachdem er das Kindchen besucht hatte, eine Zeitlang mit der Mutter in der Glasveranda plaudernd. Sie erzählte ihm, dass ihr Gatte auf einige Tage zu seinem Vergnügen verreist war. Er war ein guter Mann, und noch niemals hatte der Arzt etwas bemerkt, was ihn hätte zur Vermutung bringen können, dass hier keine innige und liebevolle Ehe bestand. „Was alsdann in mir vorging,“ erzählte er, „weiss ich nicht. Ich kannte die Frau recht lange. Ich hatte so oft mit ihr geplaudert, ebenso wie jetzt, und so zwar allein mit ihr, ohne dass jemand uns störte. Ich kannte ihr Gesicht genau; es war ein liebes Gesicht, aber weder schön noch hässlich. Dieses war an diesem Abend wie gewöhnlich, keine besondere Veränderung war vorhanden. Die Frau war ebenso wie stets gekleidet, einfach, ohne grelle Farben, im gewöhnlichen Kostüm. Während ich mit ihr plauderte, kam plötzlich ein so intensives Gefühl von Liebe zu ihr über mich, ein Gefühl so tief und voll von zitternder Erregung, dass ich plötzlich überzeugt war, ich würde, wenn sie in diesem Augenblick von mir etwas verlangt hätte, was ich sonst für das Schlimmste hielt, es doch getan haben. Dieses tiefe Liebesgefühl blieb bei mir einige Tage und war so stark, dass ich es noch wiederempfinden kann, wenn ich will. Aber es ist langsam geschwunden, niemand hat etwas davon bemerkt. Ich bin aber überzeugt, dass, wenn ich an diesem Abend jung und nicht verheiratet gewesen wäre, ich mich rasend in sie verliebt hätte. Ich habe mich später bestrebt, das Gefühl zu analysieren. Ich glaube, dass es eine Mischung von Gefühlen war, eine Mischung von Mitleid, weil ihr Gatte abwesend war und sie allein blieb, vielleicht mit einer romantischen Färbung, weil sie dadurch unglücklich wäre (obwohl es nicht der Fall war), ein Gefühl von Mitleid, weil sie in Sorge für ihr Kind gesessen hatte. Vielleicht war es auch das Licht, das an diesem Abend anders brannte und einen fremden Schein über sie ausbreitete. Ich weiss es nicht, das einzige, was ich weiss, ist, dass ich ein unendlich glückliches Gefühl bei dem Gedanken hatte, sie in meine Arme zu nehmen, sie zu beschützen und zu liebkosen, ruhig und langsam ohne zu sprechen, mit ihr stillzusitzen und sie zu bewachen. Warum und wogegen zu bewachen, ich weiss es selbst nicht und es ist mir niemals deutlich geworden.“

Ein sehr deutlich sprechendes Beispiel für das Entstehen des Liebesgefühls allein und ausschliesslich durch den Gesichtseindruck ohne assoziative Vorstellungen wurde mir von einem andern Herrn mitgeteilt:

„Ich war noch jung, aber doch nicht so jung, denn ich studierte schon im fünften Jahre. Eines Abends, als ich in meinem Zimmer sass, bekam ich eine Sammlung von Kupferstichen in die Hand, Reproduktionen verschiedener deutscher Künstler. Ich weiss nicht mehr von welchen Malern, noch von welcher Stadt. Mein Blick fiel auf die Darstellung von vier jungen Mädchen, die miteinander in einem Garten singend sassen. Die älteste, mit einem einfachen gewöhnlichen sehr lieben Gesicht, sass in der Mitte, und plötzlich fühlte ich, als ich nach ihr sah, ein eigenartiges glückliches Gefühl



in meiner Brust, etwas Fremdes und Unsagbares, was mich zwang, nach dem Gesicht hinzustarren. Nachdem ich das Buch wieder weggelegt hatte, blieb das Bild fest in meinem Bewusstsein. Ich habe das Buch dann wieder genommen und habe den ganzen Abend dann wieder darin geblättert, bis ich wieder ihr Gesicht fand. Ich habe das Buch gekauft, und wenn ich allein war, öffnete ich es und blieb sitzen, ohne etwas Bestimmtes zu denken, sah nach ihrem hübschen sanften Gesicht mit den gefühlvollen Augen, wie sie dort still singend dasass, nichts wissend von meiner immer stärker heranblühenden Liebe. Das Gefühl von Liebe war so stark, dass ich, als ich später das Buch gelegentlich einen meiner Freunde sehen liess, den Stich nicht zeigte aus einer unbestimmten Angst heraus, dass jemand vielleicht etwas von ihr sagen und sie nicht hübsch finden könnte, was mir starken Schmerz verursacht hätte. Eine Zeitlang hat die Verliebtheit bei mir fortbestanden, und selbst jetzt, wo das Buch schon lange Zeit verschwunden ist — der Himmel weiss, wo es geblieben ist —, noch jetzt sehe ich oft die schönen Augen und das liebe Gesicht vor mir und fühle das schön-peinigende Glück wieder, wie ich es an diesem Abend gefühlt habe."

Einen anderen Beweis dafür, dass der Gesichtseindruck den grössten Einfluss von allen Sinnesorganen auf das Liebesgefühl hat, findet man in der Kleidung. Ohne hier auf ein tieferes Studium der Kleidung einzugehen, will ich darauf hinweisen, dass sie ihren Ursprung nicht darin hat, dass man aus klimatischen oder Sittlichkeitsgründen das Bedürfnis hatte, den Körper zu bedecken, sondern in dem Bedürfnis, sich zu schmücken.

Die erste Aeusserung dieses Bedürfnisses war die Tätowierung, obwohl sie ursprünglich bei vielen Völkern auch dazu diente, den Feinden Schrecken einzujagen. Bei vielen wilden Völkern wurden und werden allein oder neben der Tätowierung des sonstigen Körpers vornehmlich die Geschlechtsorgane geschmückt, und sogar in der zivilisierten Welt Europas war es bis zum Mittelalter Gewohnheit, die Geschlechtsorgane so zu bedecken, dass sie eher in das Auge fielen, und dass man gerade den Platz der Geschlechtsorgane besonders schmückte. Dies war besonders beim Mann der Fall.

Zwei Tatsachen müssen betreffend der Kleidung betont werden. Erstens, dass es gegenwärtig nicht mehr der Mann ist, der durch seine Kleidung einen Reiz auszuüben oder die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Körperteil hinzulenken sucht, sondern dass die Frau diese Rolle übernommen hat. Im täglichen Leben und ganz deutlich bei festlichen Gelegenheiten ist es nicht der Mann, der sich schmückt, der sich hübsch und anziehend macht, sondern die Frau strebt darnach, durch ihre Kleidung eine gewisse Anziehungskraft auf den Mann auszuüben. Obwohl das unbewusst geschieht, ist es dieser Triebfeder zuzuschreiben, dass langsam die Mode in der Frauenkleidung eine so belangreiche Rolle spielen kann, während die Mode für die Kleidung des Mannes sicherlich nicht eine Reizung bezweckt und nur auf kleine untergeordnete Teile der Kleidung einen Einfluss ausübt. Eine zweite schon erwähnte Tatsache ist die, dass an die Stelle des erregenden Geruches der Geschlechtsorgane der Geruch von Teilen des Oberkörpers getreten



ist. Bei der Kleidung hatte sich z. B. beim Manne langsam die Absicht entwickelt, die Aufmerksamkeit auf die Genitalien hinzulenken, aber ebenso wie der Geruch seinen Platz gewechselt hat, gilt dies auch für die Aufmerksamkeit, die nach dem Oberkörper verlegt worden ist. Entblössung des Halses, der Arme und des Busens ist bei Frauen zu einer Gewohnheit geworden, während beim Manne wie bei der Frau die Genitalien nicht allein bedeckt werden, sondern selbst deren Andeutung so sorgsam als möglich vermieden wird.

Dass die Kleidung überhaupt, oder doch zum grossen Teil eine sehr wichtige Stellung bei der Neigung einer Person zum anderen Geschlecht einnimmt, wird durch die folgenden Fälle bewiesen. Ein Gynäkologe empfängt in einer Sprechstunde eine Dame, die ihm mitteilt, dass sie verheiratet und zwar glücklich verheiratet ist, dass ihr Mann auch sehr glücklich ist, und dass sie sich sehr lieben, aber dass eines zu ihrem Glück fehlt, nämlich ein Kind. Auf ihre Frage, ob er ihr einen Rat geben könne, begann der Gynäkologe sie zu untersuchen und er bemerkte sofort, dass es sich um einen Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus handelte, dass er es also mit einem männlichen Individuum zu tun hatte, dessen Geschlecht durch die Missbildung seiner Geschlechtsorgane übersehen worden war, das nun als ein Mädchen aufgezogen wurde und das man gelehrt hatte, sich wie ein weibliches Individuum zu benehmen und zu betragen. Klugerweise hat der Gynäkologe seine Patientin oder vielmehr seinen Patienten mit unbestimmten Trostworten entlassen und hat nichts von seiner Entdeckung gesagt, da er sicher wusste, dass er dadurch das Glück zweier Menschen zerstören würde. Nun ist der Einwurf vollkommen richtig, dass hier die Liebe des Mannes nicht allein durch den Gesichtseindruck der Kleider geweckt wurde, sondern dass sicher das weibliche Betragen und die Gefühle, die der Patient durch seine Erziehung angenommen hat, einen ebenso grossen Einfluss ausgeübt haben dürften. Aber dem steht gegenüber, dass, wenn derselbe Pseudohermaphrodit mit denselben femininen Eigenschaften, Bewegungen und Gewohnheiten Männerkleider getragen hätte, er auf einen normal fühlenden Mann eher abstossend als anziehend gewirkt hätte. Ein anderes Beispiel, das wir in der Arbeit von Hirschfeld[1]) finden, betrifft einen Homosexuellen, der sich ganz von Frauen abgestossen fühlte, und dem es unmöglich war, mit einer Frau den Koitus auszuführen. Zweimal aber war es ihm geglückt, das erste Mal mit einer Frau, die ein männliches Aeussere hatte und die in Männerkleidern ging, das zweite Mal mit einer Frau, die zwar ein weibliches Aeusseres hatte, aber auch in Männerkleidern herumging.

---

[1]) Magnus Hirschfeld, Ursachen und Wesen des Uranismus, Jahrb. f. Sex. Zwischenstufen, 1903, Nr. 5, Bd. I. —



Einen anderen Fall habe ich in einer französischen medizinischen Zeitschrift gelesen, deren Name mir entfallen ist. Ein Herr begegnet eines Abends einer Dame auf der Strasse, mit der er ein Gespräch anknüpft. Nachdem er mit ihr zum Abendbrot gegangen ist, wobei verschiedene erotische Berührungen, Küsse und dergl. nicht ausblieben, ging er mit ihr nach ihrer Wohnung, um mit ihr die Nacht zu verbringen. Auf ihr Zimmer gekommen, sagt sie, dass sie zu schüchtern sei, sich in Gegenwart eines Mannes auszukleiden, und verdunkelt deshalb das Licht sehr stark. Als sie halb entkleidet war, dreht ihr Besucher plötzlich das Licht wieder höher und sieht zu seinem Schrecken und Erstaunen, dass er den ganzen Abend nicht mit einer Frau, sondern mit einem Manne zusammengewesen war. Der stärkste Fall aber ist der folgende, den auch Hirschfeld[1]) mitteilt und dessen Hauptperson, als ich sie sah und sprach, mir die Tatsachen bestätigte. Ein Homosexueller von ausgesprochen femininem Typus, im übrigen aber vollständig Mann, was seine Geschlechtsteile betrifft, geht abends in Berlin im Tiergarten spazieren, lockt besonders einen Unteroffizier an sich und nötigt ihn, mit ihm Abendbrot zu essen und weiter bei ihm zu bleiben. Er geht bei diesen Gelegenheiten stets in Frauenkleidern und gleicht dann vollständig einer Frau. Als sie zusammen gegessen haben, wobei er stets allein bezahlt, da er genug Geld hat, nimmt er seinen Partner mit nach seiner Wohnung. Am folgenden Morgen, als der Unteroffizier ihn verlassen hat, weiss dieser nicht, dass er ohne seinen Willen gegen den § 175 verstossen hat. Ich habe diese Person gelegentlich, als ich zum Studium des Uranismus in Berlin war, in Frauenkleidern gesehen, und ich kann nichts anderes sagen, als dass er vollkommen ein Weib war, was er auch blieb, als ich ihn am folgenden Tage in Männerkleidern wiedersah. Nur macht er dann durch ein gewisses Weibischsein und durch sein feminines Auftreten einen weichlichen und eher unangenehmen Eindruck, was aber ganz zu ihm passte, wenn er in Frauenkleidern ging. Auch in diesem Falle haben die Eindrücke der übrigen Sinnesorgane wohl einen grossen Anteil beim Entstehen des Kontrektationstriebes des Mannes (z. B. die Stimme, der Gefühlssinn, wenn diese auch hier eine sekundäre Rolle spielen). Aber in erster Linie sind es die Gesichtseindrücke, die den Kontrektationstrieb entstehen lassen und unter den Gesichtseindrücken der Eindruck, den die Frauenkleidung macht.

Eine Zeitlang meinte man, dass unter den Gesichtseindrücken die Kontrastwirkung einen grossen Einfluss auf das Entstehen des Liebesgefühls haben sollte. Man glaubte, dass die Verschiedenheit der Körpergrösse, der Haut- und Gesichtsfarbe, mit einem Wort, dass die Kon-

[1]) Magnus Hirschfeld a. a. O. S. 24.

traste der zwei Personen das Liebesgefühl fördern sollten. Diese Meinung war so stark verbreitet, dass Bernardin de Saint Pierre in seinen „Etudes sur la nature“ schreibt: „L'amour ne résulte que des contrastes, et plus ils sont grands, plus il a d'énergie. C'est ce que je pourrais prouver par mille traits d'histoire . . . . L'influence des contrastes en amour est si certaine, qu'en voyant l'amant, on peut faire le portrait de l'object aimé, sans l'avoir vu, pourvu qu'on sache seulement qu'il est affecté d'une forte passion“ [1]). Einige Schriftsteller sind selbst der Meinung, dass in Ehen, die auf einer Liebe durch Kontrastwirkung beruhen, die Zahl der Nachkommen viel grösser ist als in anderen. Das scheint uns aber doch nicht der Fall zu sein. Es ist durchaus nicht wahr, dass die Kontrastwirkung einen solchen Einfluss hat, und dass sich ein grosser Mann durch eine kleine Frau angezogen fühlt und umgekehrt, ein dicker durch eine magere, ein blonder durch eine dunkle usw. und umgekehrt Es ist sogar bewiesen, dass das Sichverlieben von Männern in Frauen von anderer Gesichtsfarbe, z. B. eines weissen Mannes in eine schwarze Frau und umgekehrt zu den seltenen Ausnahmen gehört, und dass allein die hellen Nuancen der Gesichtsfarbe eine sichere Anziehungskraft haben. Aus der Statistik, die auf der Kontrastfrage beruht, geht hervor, dass, was das Aeussere betrifft, viel mehr das Gleiche als der Kontrast gesucht wird. Der Kontrast der Seelen- oder Gemütseigenschaften gibt eher Veranlassung zum Entstehen des Liebesgefühls, wobei bemerkt werden muss, dass auch hier assoziative Vorstellungen, z. B. solche des schwachen Charakters, der sich in eine starke Natur verliebt, um wegen des Gedankens, durch diese letztere unterstützt, beschirmt und beherrscht zu werden (das letztere kommt in pathologischen Fällen sehr ausgeprägt vor, z. B. bei Fällen von Masochismus), die bedeutsamste Rolle spielen. Was die grössere Fruchtbarkeit der Kontrastehen betrifft, so ist durchaus nicht bewiesen, dass man in diesen Ehen eine grössere Anzahl Kinder findet. Galton, der lange Untersuchungsreihen hierüber aufgestellt hat, spricht sich entschieden dagegen aus. Westermarck [2]) sucht die Erklärung der Tatsache, dass die Kontraste einander scheinbar suchen, in der Leichtigkeit, mit der die Liebe eine gegenseitige Liebe entstehen lässt. Liebe ist, mit einigen Ausnahmen, wie er meint, meistens gegenseitig.

Eine andere Folge des Einflusses des Gesichtseindruckes auf das Liebesleben liegt in der partiellen Anziehungskraft, die durch Teile des Gesichts oder des Körpers ausgeübt wird, im sogenannten normalen Fetischismus. Bei einigen Personen sind es Teile des Gesichts (Mund, Augen, Nase), durch die ein Liebesgefühl entsteht. Bei anderen sind es Teile des Körpers (z. B. Fuss, Hals, Hand, Becken), während wieder

[1]) Zitiert von Westermarck a. a. O. S. 354. [2]) Westermarck a. a. O. S. 355.



bei anderen — und dies wird besonders bei Bildhauern z. B. beobachtet — das Gesicht der Frau einen sekundären und selbst gar keinen Einfluss ausübt und allein die Körperform die Liebe und Bewunderung entstehen lässt. Solange der Teil deutlich als solcher als Fetisch dient und im Liebesleben nicht die Stelle der ganzen Person einnimmt, diese vielmehr selbst beansprucht wird, kann man den Fetischismus normal nennen. Ist dies nicht der Fall, dann muss man ihn zu den pathologischen Erscheinungen rechnen. Obschon einige Untersucher (Binet, Krafft-Ebing) die normale physiologische Liebe aus der Bezauberung durch einen individuell gefühlten Fetisch erklären wollen, gibt dies doch keine Erklärung für das Entstehen des Liebesprozesses, sondern verschiebt nur die Frage. Jedenfalls muss stets bewiesen und erklärt werden, warum dieser individuelle Zauber gerade durch diesen oder jenen Fetisch entsteht, weshalb der eine durch die Hand, der andere durch den Fuss (es sind dies die häufigsten Fälle), ein dritter durch das Haar, ein anderer wieder durch den Augenausdruck so gereizt wird, dass er Liebesgefühle spürt. Eine solche Erklärung fehlt auch für das, was ich Typusfetischismus nennen möchte, wo man sich von einem bestimmten Typus des Gesichts oder der Gesichtsform angezogen fühlt und in ihn verliebt.

Ein einzelner Gesichtseindruck kann das Liebesgefühl nicht nur wecken, sondern ein zweiter und weiterer Eindruck kann den Einfluss des ersten auch verstärken. Ebenso können die Gesichtseindrücke auf das Liebesgefühl, das schon besteht, hemmend einwirken. Das Abenteuer von Rousseau, das er in seinen Bekenntnissen mitteilt, ist ein gutes Beispiel hierfür. Er war in eine Frau verliebt und hatte endlich erreicht, was er so sehnsüchtig erstrebt hatte. Sie war hübsch und jung, und er hatte das möglichste getan, bei ihr in Gunst zu kommen. Aber als sie sich ihrer Kleider entledigte, um ihm zu Willen zu sein, bemerkte er, dass sie nur eine Brust hatte. Diese Entdeckung gab ihm einen solchen Shock, dass sofort alle Liebe und alle Lust schwand; er ging von ihr weg, nachdem sie ihm den guten Rat gegeben hatte: „Zannetto, lass die Frauen und studiere Mathematik!“ [1])

Ebenso wie zwei Gesichtseindrücke, die einander verstärken oder hemmen, das Liebesgefühl vergrössern oder vermindern können, kann dies durch den Einfluss verschiedener Sinnesreize leicht geschehen; das Liebesgefühl, das durch einen Gesichtseindruck entstanden ist, kann durch einen Gehörseindruck oder durch einen Geruchseindruck gehemmt oder auch gefördert werden.

Aus dem Vorhergehenden sehen wir, dass es nicht ein einzelnes Sinnesorgan ist, in dem man allein und ausschliesslich die Ursache für

[1]) J. J. Rousseau, Confessions. Paris. Garnier fréres. 1879, S. 281. u. 282.



das Entstehen des Liebesgefühls suchen darf; ja man kann aus den Erlebnissen von Leuten, die den Gebrauch des einen oder des anderen Sinnesorgans entbehren, schliessen, dass die Eindrücke der bei normalen Menschen hierfür die erste Stelle einnehmenden Sinnesorganes (wir haben gesehen, dass dies das Gesicht ist) nicht notwendig sind, das Liebesgefühl zu wecken. Wo ein bestimmtes Sinnesorgan durch Umstände ausser Wirksamkeit tritt, können andere seine Funktionen übernehmen und den ersten Einfluss in dem Liebesprozess ausüben. Ein gutes Beispiel können wir in dem Werk Hirschfelds „Das Wesen der Liebe“ lesen, wo er erzählt, wie ein Offizier — dessen Liebesgefühle früher besonders durch visuelle Eindrücke geweckt wurden — nachdem er durch einen Schuss sein Augenlicht verloren hatte, nur noch von seinem Gehörorgan beeinflusst wurde und durch eine sympathische Stimme ebenso angezogen wurde wie früher durch einen Gesichtseindruck.

Wir haben bis jetzt untersucht, wie der Kontrektationstrieb durch die Eindrücke der Sinnesorgane geweckt wird. Der Einfluss der Gefühle ist wohl ebenso gross, besonders bei der Frau. Wie wir gesehen haben, geben Frauen mehr als Männer dem Einfluss ihrer Gefühle nach und haben mehr mit ihrem Gefühl als mit ihrem Körper, ihrer sinnlichen Liebe, zu tun, während im allgemeinen bei Männern das Umgekehrte der Fall ist. Unter diesen Gefühlen sind die wichtigsten das Gefühl der Zärtlichkeit, die gegeben und empfangen wird, das Gefühl von Freundschaft, Mitleid, Bewunderung und das altruistische Gefühl.

Was das Gefühl von Zärtlichkeit betrifft, sowohl das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden, als das, Zärtlichkeit von einem andern zu empfangen, ist eine so wesentliche Gefühlseigenschaft des weiblichen Gemüts, dass man ruhig sagen kann, es ist der wichtigste Faktor, durch den bei einer Frau Liebe geweckt wird. Bis zu einem gewissen Grade ist dieses Zärtlichkeitsgefühl, wenigstens das Bedürfnis, Zärtlichkeit von einem andern zu fühlen, bei einigen Männern (es sind das meistens die sensitiven, die gefühlvollen, mehr weiblichen Naturen) ebenso gut anwesend. Dem ist es auch zuzuschreiben, dass in der erwachenden Pubertät, im Jünglingsalter, in der sogenannten Sturm- und Drangperiode die jungen Männer in eine verliebte Stimmung, in einen melancholischen Gemütszustand verfallen, der zwar mit den Jahren verschwindet und aufhört, sobald sie jemand gefunden haben, eine Frau, die sie lieb hat, und die zu ihnen hält, der aber bei einigen Naturen auch später noch bestehen kann, und besonders im Frühjahr jenes eigenartige, wehmütige, schön-traurige Gefühl hervorruft, das nach dem Frühjahr verlangt und dieses doch mit Schrecken sich nähern sieht. Das Gefühl, das Bedürfnis nach Zärtlichkeit von einer Frau lässt so viele junge Männer die Gesellschaft von Frauen suchen, die von einem andern Stande als sie selbst sind, die





eine andere Erziehung genossen haben als sie selbst [1]) — die jungen Männer müssen durch unsere konventionellen Zustände die Gesellschaft und den Umgang mit Mädchen ihres eigenen Standes entbehren (glücklicherweise sind die Ideen eines freieren Umgangs zwischen jungen Männern und Mädchen in den letzten Jahren günstiger geworden) —, wodurch oft ihr ganzes Leben eine veränderte Richtung bekommt. Wie viele junge Männer haben nicht, durch dieses Gefühl getrieben, eine Verbindung mit einem Mädchen geschlossen, die — in aller Keuschheit und rein seelisch begonnen — langsam, ohne dass eines von beiden es beabsichtigte, sich in physische Beziehungen umwandelte; später haben sie sich dann mit der Frau verheiratet, wodurch das Leben des Mannes, ebenso wie das der Frau, weil sie nicht zu einander passen, weil sie nicht zu einander gehören, weil sie verschieden in ihren Anschauungen, Meinungen usw. sind, unglücklich geworden ist. Das Gefühl, Zärtlichkeit spenden zu wollen, aber oft auch das Bedürfnis, Zärtlichkeit von einem andern zu empfangen, von einem Manne, treibt so viele Mädchen und Frauen in die Arme eines Mannes. Fühlt sich dieser an sie gefesselt, dann haben sie wenigstens, wenn er sie verlassen hat, eine kurze Zeit des Glücks genossen; aber wenn er nichts fühlt und die Ernüchterung dadurch kommt, dass er die Frau mit dem Kind, das sie von ihm bekommen hat, verlässt, dann ist ihr Leben zum grossen Teil geknickt.

Eine unverheiratete Frau von 28 oder 29 Jahren, die allein lebte und für ihren Unterhalt sorgte, sagte zu mir: „Zuweilen denke ich daran, ob ich nicht mit einem von den Männern, denen ich auf der Strasse begegne, und die mich ansprechen, eine Liaison eingehen soll. Dann bin ich wenigstens eine Zeitlang nicht so allein, ich kann wenigstens eine Zeitlang das Gefühl haben, dass jemand mit mir und lieb zu mir ist, für mich sorgt und ein bischen zärtlich ist."

Doch ist bei Frauen das Gefühl, Zärtlichkeit zu spenden, meistens viel stärker als das, Zärtlichkeit zu empfangen. Bei den meisten Männern ist das Umgekehrte der Fall, wenn es auch Ausnahmen gibt Hierher gehört z. B. ein Mann, der mir sagte, sein Ideal sei und sei stets gewesen, eine kränkliche Frau zu heiraten, nur damit er zärtlich zu ihr sein und sanft und lieb für sie sorgen könne. Das Verlangen, ein Kind zu haben, das fast alle Frauen vor ihrer Ehe haben und so viele auch in ihrer Ehe zeigen, kann zum grossen Teil auf das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden, zurückgeführt werden; vor der Verheiratung sicher. Eine Frau sagte mir, und es ist nicht die erste beste, sondern eine sehr hoch stehende Dame, dass sie sich vor ihrer Verheiratung so sehr nach einem Kind sehnte, dass sie scherzhaft oft sagte, sie möchte dann sogar gern Witwe sein; dann hätte sie ein Kind und

[1]) Siehe auch Ludwig Finckh, De Rozendokter, Uitgave Wereldbibliotheek. Vertaald door Mevr. M. v. Vloten.





keinen Mann. Für den Mann fühlte sie nicht viel. Als sie später mit einem Manne verheiratet war, der keine Kinder haben wollte, hat sie dem zugestimmt, da vom ersten Augenblick an, wo sie mit ihm sich verbunden fühlte, das Bedürfnis und die Lust nach einem Kind verschwunden waren und sie jetzt genug Befriedigung in dem Gefühl hatte, ihre Zärtlichkeit dem zukünftigen Manne zu widmen. Ein anderes, noch deutlicheres Beispiel ist eine Frau, die ich kenne, die sich erst in später Lebenszeit verheiratete. Vor ihrer Verheiratung beschäftigte sie sich stets mit kleinen Kindern und ihr grösstes Vergnügen war, Kinder um sich herum zu haben und für sie zu sorgen. Aber kaum war sie verheiratet, als das Bedürfnis und das Sehnen nach Kindern verschwand. Sie fühlte sich vollkommen glücklich und zufrieden mit ihrem Mann, der nun die Stelle des Kindes in ihrem Zärtlichkeitsbedürfnis einnahm. Dies ist so deutlich gewesen, dass sie mit einem Gefühl von Verdriesslichkeit den Tag sich nähern sah, wo sie selbst ein Kind bekommen sollte, und stets erklärte sie, dass sie lieber kein Kind haben möchte. Auch ein dritter Fall ist kennzeichnend. Eine unverheiratete Dame von etwa 45 Jahren geht seit einigen Jahren damit um, ein Kind anzunehmen, weil sie ein so grosses Bedürfnis hat, jemand Zärtlichkeit zu spenden. Sie fühlt sich dauernd unzufrieden und verdriesslich und ersehnt ein Surrogat für ihr Zärtlichkeitsbedürfnis, das dahin geht, stets für jemand anders zu sorgen. Noch einen weiteren Fall kann ich anführen. Eine Frau, die ihren Mann verloren hatte, nahm mit ihrer Schwester, mit der sie zusammen lebte, zwei Waisenknaben zur Pflege an. Sie hielt viel von den beiden, sorgte für sie, ernährte sie so gut als möglich und fühlte für sie beinahe dasselbe, wie wenn sie ihre Mutter wäre. Nach einigen Jahren verheiratete sie sich mit einem Manne, an den sie sich eng gefesselt fühlte. Von dem Augenblick an verringerte sich ihre Liebe für die zwei Jungen nach und nach, und nach kurzer Zeit war sie so gering, dass sie gleichgültig gegen sie wurde. Wie sie selbst zugab, war ihr Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden, das sie nach dem Tode ihres ersten Mannes auf die zwei Knaben übertragen hatte, jetzt vollständig dadurch befriedigt, dass sie es auf ihren Mann übertragen konnte.

Man muss dagegen anführen, dass es viele Frauen gibt, die verheiratet sind, also einen Gegenstand, ihr Zärtlichkeitsgefühl zu befriedigen, haben, die gleichzeitig jemand haben, von dem sie Zärtlichkeit empfangen, und die trotzdem sich oft nach einem Kinde sehnen. Demgegenüber mögen die folgenden Bedenken geäussert werden. Die meisten Menschen, die meisten Frauen ganz sicher, haben nicht die Gewohnheit, ihre Gefühle richtig zu analysieren oder sie genau zu untersuchen. Viele Frauen, besser gesagt die meisten, geben sich keine Rechenschaft davon, ob sie in ihrer Ehe das gefunden haben, was sie sich in ihren



Mädchentagen vorgestellt haben. Oft haben sie sich überhaupt keine oder eine verkehrte Vorstellung davon gemacht. Wenn die Wirklichkeit dann nicht ihrer Illusion entspricht, schreibt die Frau das dem zu, dass die Wirklichkeit nun einmal nicht anders ist, und sie sieht sehr schnell, dass es in anderen Ehen ebenso zugeht wie in ihrer. Die Zärtlichkeit, von der sie geträumt haben, empfangen sie nicht, die Zärtlichkeit, die sie so gern spenden wollen, können sie nicht spenden, da ihr Mann nicht geeignet dafür oder zu wenig Gefühlsmensch ist. Infolgedessen fühlen sie sich, ohne zu wissen, welches die wahre Ursache ist, — es gibt noch viele andere Ursachen, wodurch sich eine Frau in ihrer Ehe enttäuscht fühlt — unbefriedigt und denken, dass das Fehlen eines Kindes die Ursache ihrer mangelnden Befriedigung ist. Es darf ferner nicht vergessen werden, dass das Bedürfnis, ein Kind zu haben, noch andere Ursachen haben kann. Zunächst die konfessionelle Anschauung, die sie stets gelehrt hat, dass eine Frau Kinder haben müsse und dass eine Ehe ohne Kinder etwas unwürdiges, eine Frau, die keine Kinder hat, etwas minderwertiges sei, ferner das Gefühl, hinter verheirateten Freundinnen zurückzustehen, die Kinder haben, ein gewisser Trotz gegenüber anderen Frauen, wenn man ein Kind zeigen kann, und vor allem der suggestive Einfluss der Mädchenerziehung, wo man sie gelehrt hat, mit Puppen zu spielen oder Mutterchen zu spielen. Dass eine Frau vor ihrer Verheiratung oft das Bedürfnis nach einem Kind fühlt, liegt meistens in dem ihr unbewussten Gefühl, das nach der Zärtlichkeit eines Mannes verlangt, einem Gefühle, das unbewusst ist, weil das Mädchen gelernt hat, dergleichen Gefühle dürfe sie nicht pflegen und sicher nicht mitteilen. Es ist das eine der vielen Ursachen, weshalb man sich in den wahren Gefühlen des unverheirateten Weibes irrt. Und wenn die Frau verheiratet ist, weiss sie oft selbst nicht, dass ihrem Verlangen nach einem Kinde das Gefühl zugrunde liegt, Zärtlichkeit zu spenden, ein Gefühl, dem sie ihrem Manne gegenüber nicht nachgeben darf. Frauen wissen so oft nichts von ihrem eigenen Gefühl und Denken. Ich habe eine Frau gekannt, die verheiratet war, die schon einen grossen Sohn hatte, die sich stets glücklich gefühlt hatte und der es niemals bewusst geworden war, dass sie gar nicht glücklich war, bis sie eines Tages ein verheiratetes Paar antraf, dessen gegenseitiges Verhalten ihr plötzlich die Augen öffnete und ihr zum Bewusstsein brachte, dass sie eigentlich während ihrer ganzen Ehe niemals das gehabt hatte, was sie hätte haben müssen und haben wollen, und wodurch ihr gleichfalls zum Bewusstsein kam, dass sie dadurch stets das eigenartige, schwer zu umschreibende Gefühl gehabt hat, das sie stets ihrer eigenen Unwürdigkeit (sie war sehr gottesfürchtig) zugeschrieben hatte.

Es gibt noch einen anderen Faktor, weshalb sich die Frauen so oft



nach einem Kind sehnen. Ihr Gefühl von Mitleid, Hilfsbereitschaft, Altruismus, der Wunsch, für ein hilfloses Geschöpf zu sorgen und es zu versorgen, die Sehnsucht danach, sich ganz aufzuopfern, spielt eine grosse Rolle bei dem Bedürfnis, Kinder zu haben. Auch wenn eine Frau verheiratet ist, kann sie diese Gefühle nicht vollständig gegenüber ihrem Mann befriedigen, da dieser diese Gefühle in den meisten Fällen nicht braucht und sie dann meistens etwas spottend und demütigend annimmt. Ist es dann ein Wunder, dass der einzige Ausweg, den das Weib vor sich sieht, darin besteht, dass sie ein Kind haben und pflegen will? Ich kenne eine Frau, die sehr viel kleine Kinder gehabt hat und die, obwohl sie drei erwachsene Töchter hatte, doch noch gern ein Kind haben wollte. Aber was sie bei dem Kinde reizt, sind allein die ersten Jahre, die Zeit, wo sie mit ihrem Herzen und ihrer Seele dem hilflosen Geschöpf helfen und es pflegen muss. Sobald die Kinder älter sind, geht die Hingabe für Kinder zwar nicht ganz verloren, aber es ändert sich die äussere Form. Nur Säuglinge sind es, die bei ihr das Zärtlichkeitsgefühl erwecken.

Mit alledem ist nicht gesagt, dass es keine Frauen gibt, für die, ein Kind zu haben, nicht ein Lebensbedürfnis ist; durchaus nicht. Ich kenne einen Fall, wo die Frau nicht heiraten wollte, weil sie nichts mit einem Mann zu tun haben wollte, die aber so sehr nach einem Kinde verlangte, dass sie versuchte, ein Kind von einem Mann zu bekommen, den sie kannte, und der ihr auch nachgab. Als unglücklicherweise statt einer normalen Entbindung ein Abort die Folge war, hat sie noch einmal dasselbe getan, und als endlich die Geburt bevorstand, ist sie nach dem Ausland gegangen, wo sie mit ihrem Kind lebt und glücklich ist. Hier muss bemerkt werden, dass es sehr gut möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, dass die Frau infolge des Bedürfnisses, Zärtlichkeit zu spenden, ein Kind haben wollte, während andere Gründe bestehen können, weshalb sie nicht ihr Leben an einen Mann fesseln wollte, so dass sie auf diese Weise versuchte, einen Ausweg für ihr Zärtlichkeitsbedürfnis zu finden. Es ist unmöglich, in diesem Augenblick, wo die Frage des Mutterinstinkts noch so wenig studiert ist, wo vertrauenswerte Statistiken noch fehlen, eine abschliessende Meinung über die Frage zu äussern. Sie ist aber wichtig und ernst genug, um ihr in der Richtung, die ich angedeutet habe, nachzugehen.

Das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden, und das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu empfangen, beherrscht alles bei der Frau. Deshalb achtet sie nicht auf das Aussehen des Mannes, in den sie sich verliebt, deshalb geschieht es, dass sie, unbekümmert um seine sonstigen Eigenschaften, nur das Gefühl berücksichtigt, auf das sie mehr Wert legt als auf alles andere. Dadurch irrt sie sich so oft in dem Gegenstand ihrer Liebe, indem sie nur auf die ihr gebotene Gelegenheit, Zärtlichkeit zu spenden,

achtet, auf die Gelegenheit, die sie dann gefunden zu haben glaubt, wenn ihr Bedürfnis nach dem Empfangen von Zärtlichkeit befriedigt werden soll. Dadurch unterschätzt sie jedoch alle entgegenwirkenden Eigenschaften des Mannes, will sie oft mit Absicht nicht sehen, und selbst wenn die Enttäuschung in der Ehe schon eingetreten ist, will sie ihr Unglücksgefühl oft vor sich selbst verbergen; sie zwingt sich, weiter in ihrer Illusion zu leben, dass sie noch Zärtlichkeit empfängt und dass sie jedenfalls — man sieht das in Familien, wo der Mann ein unwürdiges Leben führt, sich mit Weibern abgibt, trinkt usw. — Zärtlichkeit noch spenden kann und besonders in den letzten Fällen noch spenden muss. Was ist es anderes als das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden, selbst noch mehr als Zärtlichkeit zu empfangen (und dies spielt doch auch eine grosse Rolle in dieser Art des Verhaltens), was eine Prostituierte an ihren Zuhälter bindet und sie geduldig sein schlechtes Betragen, seine Roheiten und seine Misshandlungen erdulden lässt? Geht doch diese Zärtlichkeit selbst so weit, dass diese Personen vor dem Richter nur ausnahmsweise gegen ihren Zuhälter zeugen, wenn sie auch bis aufs Blut von ihm gemisshandelt wurden. In jedem Mädchen steckt das Weib mit seinem Anlehnungsbedürfnis, seiner Liebessehnsucht, die in der rein gewerbsmässigen Handhabung des geschlechtlichen Verkehrs keine Befriedigung findet ... „Was würde ich geben, wenn ich einen, nur einen einzigen Menschen auf der Welt hätte, der zu mir gehörte, an den ich mich anschliessen könnte, von dem ich wüsste, er ist für mich da und ich für ihn“, so sagt die gute Thymian in dem „Tagebuch einer Verlorenen“.

Und ist es nicht das grosse Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden und zu empfangen, was in öffentlichen Häusern so oft zwei Frauen zu einer sexuellen Verbindung miteinander führt und diese aufrecht erhalten lässt, während sie doch sonst Gelegenheit genug haben, wie man bei oberflächlicher Betrachtung meinen sollte, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen. Nur weil sich das Bedürfnis nach Zärtlichkeit äussert, suchen sie in ihrem Leben voll Elend, voll Verachtung und roher Behandlung, das sie von seiten der Besucher erfahren, das Bedürfnis, jemand zu haben, an den sie sich anklammern können, jemand zu haben, der sich an sie anlehnt. Ich gebe zu, dass bei einem solchen Verhalten zuweilen Homosexualität im Spiel ist. Dass in den letzten Fällen von „Ueberreizung“ oder von „Sittenlosigkeit“ die Rede sein soll, darüber will ich nicht sprechen. Jeder, der nur einigermassen auf der Höhe der Auffassung und Erkenntnisse betreffend die Homosexualität steht, die in den letzten Jahren festgestellt wurde, darf und kann mit solcher Beurteilung nicht übereinstimmen. Dass das oben genannte Verhalten durch das Bedürfnis nach Zärtlichkeit bestehen und entstehen kann, ist aber allzu gut bekannt. „Und sind diese tiefstehenden Personen nicht tatsächlich andere Menschen“, so sagte



mir einer, der viel mit Prostituierten in Berührung gekommen ist, „wenn man freundlich gegen sie sich benimmt, sie sanft und wie jede andere Frau behandelt?“ „Es ist meine Ueberzeugung,“ sagte er, „dass die Erzählungen von der verschwundenen Libido der Prostituierten durch ihren starken sexuellen Umgang Redensarten sind. Wenn man sie eine Zeitlang kennt, freundlich und lieb gegen sie ist, sie mit ein bisschen Rücksicht behandelt, ihnen dann und wann ein kleines Geschenkchen mitbringt, dann beginnt eine solche Frau sich anzuschliessen, und wenn man dann mit ihr kohabitiert, fühlt sie ebenso viel Genuss wie jede Frau, die sich an einem Mann festhält.“

Eine verheiratete Frau, die grosse Kinder hatte, erzählte mir folgendes: Sie lebte schlecht mit ihrem Mann, einem etwas positiv und materiell angelegten Menschen, der niemals ihre Gefühle begreifen konnte oder begriffen hatte. Sie war noch ganz jung, kannte sich selbst und ihn nicht gut, und allmählich trat eine gewisse Entfremdung ein, ihre Zärtlichkeit und Liebe traten zurück. Aber es nagte das Gefühl der Enttäuschung in ihr weiter, machte sie traurig und trübsinnig und liess ihre Sehnsucht nach Zärtlichkeit stets wieder höher aufsteigen, wenn sie eine Szene mit ihrem Mann wieder hatte durchmachen müssen, von dem sie fühlte, dass er sich weiter und weiter von ihr entfernte. Und doch hielt sie noch zu ihm, sie konnte nur mit Angst an seinen Tod denken, aber nicht etwa aus materiellen Gründen, denn diese nötigten sie nicht, ängstlich zu sein. So hatte sie schon Jahre gelebt und hatte es niemand gesagt. Jahre hindurch kam ein Jugendfreund ihres Mannes in ihr Haus, schon so lange sie verheiratet war. Sie betrachtete ihn als einen guten Freund, nicht einmal als einen speziellen Freund von ihr selbst, sondern sie betrachtete ihn als solchen, weil ihr Mann so stark an ihm hing. Noch niemals war etwas zwischen ihnen beiden vorgekommen, was sie nicht vor ihrem Mann oder vor ihren Kindern hätte bekennen dürfen. Eines Abends, als sie ihn schon Jahre hindurch kannte, traf sie ihn, nachdem sie wieder eine lange, elende Zeit durchgemacht hatte und gerade an diesem Mittag eine heftige Szene zwischen ihr und ihrem Manne gewesen war, in der Garderobe eines Hauses, wo beide zu Gast waren. „Was in mir vorging, weiss ich nicht,“ so erzählt sie. „Aber als ich mit ihm so allein stand, wie ich doch so oft mit ihm in einem Zimmer allein gewesen war, fühlte ich einen so tiefen Schmerz über alle meine verlorenen Illusionen; es brach das Bedürfnis nach einer starken Zärtlichkeit in mir hervor, das Bedürfnis, jemand zu haben, der zu mir hielt, war so stark, dass ich, bevor ich es wusste, in seinen Armen lag und in Schluchzen ausbrach und ihn innig bat, zu mir zu halten. Ich kannte ihn Jahre hindurch, ich fand ihn eher hässlich als schön, ich wusste, dass er mehr oder weniger ein Don Juan war und dass er mich, weil ich in diesem Augenblick so handelte, so ansehen würde wie viele andere Frauen. Und doch war es zu stark, ich konnte nicht mehr gegen mein Bedürfnis nach dem einen, was mein ganzes Leben beherrscht, ankämpfen, gegen das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden und Zärtlichkeit zu empfangen. Dann bin ich einige Wochen glücklich gewesen, obschon stets der Gedanke, dass ich meinen Mann betrog, das Glück verdunkelte. Niemals ist etwas Sexuelles zwischen uns vorgekommen, und vielleicht ist das der Grund, weshalb er langsam unsere Beziehungen erkalten liess. Als ich das bemerkte, habe ich eines Tages Schluss gemacht und habe dann wieder lange Zeit gelebt wie vor diesen Tagen. Zu meinem Glück begannen die Geschäfte meines Mannes schlecht zu gehen, und er begann das Bedürfnis nach einem Halt in seiner schwierigen Lage zu fühlen. Er ist, ohne es zu ahnen, anders gegen mich geworden, lieber, sanfter, freundlicher, und ich kann mich jetzt nicht mehr erinnern, dass ein unangenehmes Wort gegen mich über seine Lippen gekommen wäre; ich habe mich wieder an ihn angeschlossen. Ich bin fest an ihn gefesselt, wie ich es immer gehofft und gewünscht habe. Ich fühle die grosse Zärtlichkeit, die von ihm über mich kommt, täglich und fortdauernd jetzt, wo er gesehen hat, dass ich eine grosse Stütze für ihn in seinen Sorgen bin, und dass er die grosse Zärtlichkeit fühlt,





die ich imstande bin zu spenden, wenn nur jemand da ist, der sich an mich anschliesst und der mein Bedürfnis nach ein bischen Zärtlichkeit, das ich stets in meinem Leben gehabt habe, befriedigt. Ich bin jetzt wieder glücklich, so glücklich, wie ich niemals zuvor gewesen bin.“

Wie ich schon angedeutet habe, kann das Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden und zu empfangen, bei dem Manne ebenso zu einer Liebe führen wie bei der Frau. Aber es ist das bei dem Manne mehr in den Pubertätsjahren der Fall, obwohl es in dem späteren Lebensalter nicht ausgeschlossen ist, während die Zärtlichkeitsgefühle der Frau mehr nach der Pubertät kommen. In einem Falle sind die beiden Geschlechter gleich: nämlich in dem Bedürfnis, Zärtlichkeit zu spenden, wenn die Liebe aus dem Mitleid entsteht. Das Mitleid ist oft der Beginn einer späteren grossen Liebe ebenso beim Manne wie bei der Frau. Mitleid mit dem Unglück einer anderen Person führt zu dem Gefühl, helfen und beistehen zu wollen, und dieses Gefühl wandelt sich zum Liebesgefühl um. Wie oft ist es schon vorgekommen, dass jemand, der sein Elend und seinen Verdruss über eine abgewiesene Liebe einer Person des anderen Geschlechtes klagte und dabei dieser Person ein dauerndes Gefühl von Liebe eingeflösst hat. Dabei kommt es vor, dass die klagende Person langsam, unbewusst über ihren Verlust getröstet, Liebe für die Person entstehen fühlt, die ihr in ihrer schwierigen und schmerzvollen Zeit geholfen und beigestanden hat. In diesen Fällen ist bei der Person, die zuhörte und tröstete, das Zärtlichkeitsgefühl im Spiele gewesen. Bei dem, der klagte und den Trost suchte, ist auf die Dauer das Gefühl gekommen, Zärtlichkeit zu empfangen, wodurch — es ist schwer, dem nachzuforschen, durch welchen Prozess — das Liebesgefühl erweckt wurde. Ebenso geht Freundschaft, wenn es sich um Freundschaft zwischen Personen von verschiedenem Geschlecht handelt, sehr leicht in Liebe über. Während in der Freundschaft zwischen Personen desselben Geschlechts meistens kein sexuelles Moment vorliegt, ist bei der Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts stets ein unbewusstes sexuelles Moment vorhanden. Damit meinen wir nicht ein Moment, wo der Geschlechtstrieb als solcher eine Rolle spielt oder die Lust zum Koitus, sondern die Verschiedenheit des Geschlechts, das Eigenartige, was die Geschlechtsverschiedenheit mit sich bringt und das für einige Männer die Gesellschaft von Frauen angenehmer macht als die von Männern, während für manche Frauen das Umgekehrte der Fall ist. Hierbei sind die sekundären Geschlechtsmerkmale, sowohl die somatischen wie die psychischen — die letzteren wohl besonders — von ungemein grosser Bedeutung, und sie geben meistens den Ausschlag für die Freundschaft und für die Bevorzugung dieser Freundschaft vor der mit Personen desselben Geschlechts. Dass aus diesen Freundschaften sehr allmählich Verliebtheit und Liebe entsteht, bedarf keiner Erwähnung. Beispiele findet man überall.



Merkwürdig ist, dass zuweilen eine Person Liebe fühlt für eine fremde Person, ohne an die zu denken, mit der sie so lange in Freundschaft verkehrt hat, und dass sie selbst keinen Augenblick den Gedanken hatte, es könnte möglich sein, sich in diese Person zu verlieben. Das ist bei Männern sehr oft der Fall, das Vorkommnis von David Copperfield ist keine Ausnahme, ebensowenig wie der Fall von Agnes etwas selten Vorkommendes ist. Der Grund davon ist wahrscheinlich der, dass sich der Mann mehr durch das Aeussere als erstes Moment angezogen fühlt, und dass das Aeussere seiner Freundin ihm schon lange bekannt ist und demnach der Charme, den das Unbekannte, das Neue stets mit sich bringt, hier ohne Einfluss ist. Dabei ist er zu sehr daran gewöhnt, in der Frau, mit der er umgeht, etwas anderes als eine Freundin zu sehen, vor allem, wenn die Freundschaft von früher Jugend her datiert, schon von der Zeit vor der Pubertät. Vielleicht ist es auch eine Folge der unbewusst bleibenden komplizierten Gefühle, die beinahe zu einem Instinkt geworden sind, wodurch sich — ebenso wie das bei der Blutschande der Fall gewesen ist — beinahe ein Gefühl von Abscheu an den Gedanken des sexuellen Verkehrs mit einer Person knüpft, mit der man in langem intimem Verkehr gelebt hat seit der Zeit an, wo von einem sexuellen Besitz noch keine Rede ist[1]).

Ist eine Freundschaft in oder nach der Pubertät entstanden, dann kommt das unbewusste sexuelle Moment ins Spiel, und dann kann sich auch bei dem Manne die Freundschaft in Liebe verwandeln. Dass auch bei der Freundschaft ein sexuelles Moment vorliegt, kann daraus geschlossen werden, dass selten bei einer Freundschaft zwischen Personen desselben Geschlechts jenes eigenartige liebe, zarte, sanfte oder, um ein altväterliches Wort zu gebrauchen, veredelnde Gefühl vorhanden ist, das wir bei der Freundschaft mit einer Person des anderen Geschlechts antreffen. Dies ist so stark, dass ein Gewährsmann (der selbst Vater und hoch in den Vierzigern ist) mir mitteilte, dass er sich stets viel mehr durch den Umgang mit jungen Mädchen als durch den mit jungen Männern, die dasselbe Alter wie die Mädchen hatten, angezogen fühlte, während doch im allgemeinen der Umgang mit Jüngeren für ihn viel anziehender war als der Umgang mit Aelteren oder mit seinen Altersgenossen. In diesem Umgang mit jungen Mädchen lag für ihn der Charme des Umgangs mit einer Frau. Er fühlte dabei dieselbe Zärtlichkeit und Sanftheit in seinem Gemüt, dieselbe vertrauende Lieblichkeit, wie er sie sein ganzes Leben in dem freundschaftlichen Umgang mit Frauen gefühlt hatte. Diese Gefühle hatte er nicht in dem Umgang mit jungen Männern, die in demselben Alter standen wie die Mädchen. Es war stets in seinem Umgang mit den jungen Mädchen — und sie

[1]) Westermarck a. a. O. S. 353.



waren meistens so jung, wie seine eigenen Töchter es waren — ein gewisses eigenartiges Gefühl vorhanden, das ihn stark an das Liebesgefühl erinnerte, das er, als er noch jung war, erfahren hatte. Ueber das Gefühl bei Frauen ist mir nicht viel bekannt, und darüber kann ich kein Urteil abgeben.

Was ich von den Sinneseindrücken gesagt habe, nämlich dass niemals der Eindruck eines einzigen Sinnesorganes oder noch besser nur in seltenen Fällen ein einziger Eindruck das Liebesgefühl erwecken kann, sondern dass meistens die Eindrücke verschiedener Sinnesorgane zusammenwirken oder ein Sinneseindruck mit einem oder mehreren Gefühlen usw., gilt auch für die Gefühle beim Entstehen des Liebesprozesses. Die meisten Gefühle sind nicht scharf geschieden, besonders nicht, wenn sie dicht bei einander liegen, sondern gehen stufenweise ineinander über. So können Mitleid und Selbstaufopferung, wobei auf das Mitleid als ein überwiegendes Gefühl beim Entstehen des Liebesprozesses hingewiesen sei, vor allem bei der Frau sehr allmählich ineinander übergehen; sie gehen auch meistens ineinander über und lassen kombiniert oder isoliert das Liebesgefühl entstehen. Dann darf nicht vergessen werden, dass im allgemeinen auch Frauen viel mehr altruistisch in ihrer Liebe sind als Männer, und dass die Frau meistens genug Befriedigung für ihre Liebe findet, wenn der Mann glücklich ist und durch sie es geworden ist, während die meisten Männer ein Glück für sich selbst verlangen und erst danach an das Glück oder das grössere oder geringere Glücksgefühl ihrer Frau denken. Nur eine Frau kann so sehr einen Mann lieben, dass sie glücklich ist, wenn er glücklich ist, selbst wenn das Glück dadurch auf ihre Kosten geschaffen werden soll, dass er sogar mit einer andern Frau zusammenkommt. Als seltene Ausnahmen kommen dergleichen altruistische Gefühle auch beim Manne vor, aber sie bleiben eben Ausnahmen.

Ein letzter Weg für das Entstehen des Liebesgefühls, nämlich der durch den coup de foudre, ist noch zu besprechen. Die am meisten verbreitete Meinung ist, dass dergleichen plötzlich auftretende Verliebtheit nur in der Phantasie von Romanschriftstellern besteht und bestehen kann. Gut beobachtete Tatsachen haben aber gezeigt, dass solche Gefühle in der Wirklichkeit vorkommen und dass sie dieselben Folgen haben können wie in den Romanen, nur mit dem Unterschied, dass in der Wirklichkeit der Mann oder die Frau, die den coup de foudre erfahren haben, die Ursache dafür nicht angeben können, wodurch so plötzlich das Gefühl entstanden ist. Eine Erklärung für die Tatsache kennen wir nicht. Es wird vielleicht stets die Frage ungelöst bleiben, warum plötzlich, ohne dass man Ursachen angeben kann, ein Liebesgefühl entstehen kann, das meistens viel stärker ist als das Gefühl, das langsam emporgewachsen ist. Einer meiner Freunde berichtete mir folgendes:



Ich kannte meine Frau schon lange, als sie noch ein Kind war und kurze Röcke trug und bei meiner Schwester, die ebenso alt war wie sie, zum Spielen kam. Zunächst behandelte ich sie wie ein Kind und später — wir waren acht Jahre auseinander, was einen enormen Unterschied macht, wenn man noch jung ist, und was sich erst später langsam ausgleicht — als ein junges Mädchen. Lange Zeit nannte sie mich nicht bei meinem Namen, und es hat auch lange gedauert, bevor sie so vertraut mit mir sein durfte. Ich fühlte für sie so, wie man für viele Menschen fühlt, aber niemals ist mir der Gedanke gekommen, dass ich mich mit ihr verheiraten sollte. Der Gedanke an eine Ehe war tatsächlich an dem Abend, wo ich den coup de foudre fühlte, so weit von mir entfernt, dass ich in diesen Tagen überhaupt nicht daran dachte, jemals zu heiraten. Allmählich war ich etwas intimer mit ihren Brüdern und Schwestern geworden, nachdem ich viele Jahre mit ihnen nicht verkehrt hatte. Eines Abends waren wir zu einem Familienfest bei ihrer zukünftigen Schwägerin, zu einer einfachen Gesellschaft ohne Umstände, ohne Alkohol und ohne besondere Anregungen. Als wir nach Hause gingen, ging ich zufällig mit ihr voraus, weil die andern etwas zurückgeblieben waren. Wir unterhielten uns über einen Gegenstand, den wir bereits im Hause zu besprechen begonnen hatten. Ich erinnere mich noch ganz deutlich, was es war. Es handelte sich um die Erziehung und Entwicklung von jungen Mädchen. Das Gespräch war weder romantisch noch geeignet, Zärtlichkeitsgefühle zu wecken. Und dann kam es ganz plötzlich. Ich weiss noch ganz gut, dass sie mich fragte, ob ich ihr nicht jeden Tag meine Zeitung schicken könnte, da die Zeitungen, die ihre Eltern und ihre Brüder lasen, sie langweilten und ihr nicht interessant genug waren. Da hatte ich plötzlich ein besonderes Gefühl. Es war gerade bei einer Laterne, die zweite von der Ecke bei der ...... gracht (er nannte mir den Namen der Strasse), die direkt vor einem Lagerhaus stand. Ich sah plötzlich das Laternenlicht hoch aufflammen und wieder schwächer werden bis zu einem kleinem Flämmchen. Alles rings um mich herum war dunkel. Dann wurde das Licht wieder heller. Ich hatte in meiner Kehle ein Gefühl, wie wenn ich ersticken sollte, und es entstand plötzlich ein Gefühl in mir, wie wenn ich weinen sollte, das Gefühl von einem tieftraurigen und doch grossen Glück. Ich fühlte plötzlich, dass ich sie liebte, wie ich sie nachher noch jahrelang geliebt habe. Später wurde sie meine Frau.

Eine Dame erzählte mir, dass ihre erste Liebe, die nicht zu einer Ehe führte, durch einen coup de foudre bei ihr entstand.

Ich kannte ihn nicht, er war bei uns zu Hause durch einen meiner Brüder eingeführt worden. Eines Abends sassen wir mit ihm im Zimmer; die Mutter war schon zu Bett gegangen, sie war etwas unpässlich; meine andere Schwester, meine Brüder und ich, wir waren mit ihm im Wohnzimmer geblieben und unterhielten uns. Ich erinnere mich noch ganz gut, dass ich hinter dem Teebrett sass und Tee eingoss und dass er gegenüber neben meiner Schwester sass. Wir hatten uns schon lange unterhalten, als er etwas zu mir sagte, was mit Liebe oder Zärtlichkeit nichts zu tun hatte. Ich weiss nicht mehr, was es war, aber während ich ihn ansah und zu ihm hinhorchte, fühlte ich plötzlich eine so grosse Liebe und Herzlichkeit in meiner Brust, dass ich Mühe hatte, nicht vor Freude aufzuschreien. Jahre hatte es gedauert, bevor ich von dieser Liebe befreit wurde; er hat niemals etwas davon bemerkt, ebensowenig wie meine Angehörigen. Bis zu diesem Augenblick aber ist mir dieses plötzliche Gefühl und der ganze Vorgang unerklärlich geblieben; ich habe oft darüber nachgedacht, aber niemals konnte ich eine Erklärung dafür finden.

Im ersten Fall könnte man vielleicht noch an einen langsam vorbereiteten Boden denken, auf dem in einem geeigneten Augenblick die Liebe plötzlich erblühte. Es mag vielleicht bei dem jungen Mann das Liebesgefühl unbewusst anwesend gewesen sein, obwohl dagegen spricht, dass das Liebesgefühl ganz plötzlich in das Bewusstsein kam, und dass die Liebe hier in ganz kurzer Zeit, nämlich in der Periode, in der er von neuem mit ihr verkehrte, sich hätte entwickeln müssen. Dass diese





Liebe schon in den so lange verflossenen Jahren, wo er noch ein Kind war, entstanden sein sollte, ist nicht gut anzunehmen.

Bei einem anderen, der mir seine Liebe erzählte, war dies z. B. der Fall. Er war Arzt und hatte eine Dame in Behandlung, die in sehr unglücklicher Ehe mit ihrem Mann lebte. Er selbst war zufrieden und ruhig in seiner Liebe zu seiner Frau, mit der er von früher Jugend an verkehrt hatte. Nachdem er jene Dame Monate hindurch behandelt hatte, wobei ihre Bekanntschaft zu einer intimen Freundschaft geworden war, ging er eines Abends mit seiner eigenen Frau, mit ihr und ihrem Gatten spazieren. Das Gespräch, das sie miteinander führten, war im Grunde genommen ein ganz alltägliches Gespräch; es war an diesem Abend auch gar nichts vorgefallen, wodurch sein Liebesgefühl hätte geweckt werden können. Er erzählte folgendes:

Als ich am folgenden Tage auf meinem Rade sass und den Landweg entlang fuhr, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich in eine ganz andere Stimmung gekommen war als an den früheren Tagen. Es war mir alles heiterer und sonniger, es war mir, wie wenn ich mit meinem Rade schwebte und ein Stück über den Boden getragen würde. Ich hatte ein Gefühl zu jauchzen und zu singen, ein Wohlgefühl, mit einem Wort, ich fühlte mich so glücklich, wie ich Jahre hindurch nicht gewesen war. Als ich darüber nachzudenken begann, weshalb meine Stimmung so sonderbar und so gehoben war, beobachtete ich zu meinem Schreck und meiner Freude deutlich, dass ich verliebt war, dass ich die andere Dame liebte, und dass ein Gefühl von Liebe in mich gekommen war, so gross und freudig, wie ich es niemals für meine Frau gehabt hatte, ein Gefühl, so weit und so tief, als ob ich es niemals verlieren sollte. So ist es auch gekommen. Durch alle Schwierigkeiten, durch alle Hemmnisse und alles Unglück hindurch blieb mir diese Liebe; stets hatte ich dasselbe Gefühl wie an diesem Morgen. Ich habe mich mit der Dame verheiratet, und bis auf den heutigen Tag habe ich noch dasselbe hohe und freudige Gefühl wie damals, wenn ich mit ihr gehe oder mit ihr abends in unserem Zimmer sitze; und jeden Tag entsteht mein Liebesgefühl aufs neue, so wie ich es an diesem Tage zuerst gefühlt habe.

Weshalb und wie, auf welchen Wegen, durch welche Assoziationen und durch welche Eindrücke das Liebesgefühl durch den coup de foudre entsteht, ist nicht zu sagen. Es ist ein sehr komplizierter Vorgang, so kompliziert, wie er sonst nirgends zu finden ist. In dem Fall des ersten Mannes ist plötzlich ein Gefühl wach geworden, das vielleicht, aber auch nur vielleicht, schlummerte — ein Beweis dafür fehlt. Im zweiten Falle lag ein plötzliches Wachwerden des Liebesgefühls ohne Gründe, ohne Vorbereitung, ohne Ursachen vor, während sich im dritten Falle die Liebe wahrscheinlich sozusagen in einen latenten Zustand verwandelt hatte und plötzlich deutlich und klarer wurde. Aber auch im letzten Falle liegt etwas Unerklärbares vor. Unerklärlich ist es, weshalb das Gefühl so lange geschlummert hat, bevor es bei dem jungen Mann zum Bewusstsein kam, was man übrigens auch von dem ersten Falle sagen kann. Der junge Arzt hatte oft über seine Sympathiegefühle für die Frau nachgedacht und hatte mehrmals ein Gefühl von Mitleid mit ihrem Unglück gehabt, ein Gefühl, das, wie wir schon gesehen haben, sehr geeignet ist, ein Liebesgefühl entstehen zu lassen. Der erste aber ist



überzeugt, dass er niemals an das Mädchen als seine Frau gedacht hat und dass er selbst in dem Augenblick oder in dieser Lebenszeit gar nicht daran gedacht hat, eine Ehe einzugehen. Warum und wie in diesem Falle die Liebe entstanden ist, ist ebenso rätselhaft und unerklärbar wie in dem Falle jener Frau, die plötzlich, ohne dass sie einen Grund dafür angeben könnte, sich in den Mann verliebte, den sie an diesem Abend zum ersten Male sah. Eine Erklärung für diese Tatsachen zu geben, ist heute unmöglich. Wir können nur die Tatsachen festhalten und wünschen, dass mehr Material auf diesem Gebiete gesammelt werde, damit später vielleicht eine Erklärung gegeben werden kann, mit Hilfe von diesen und andern Tatsachensammlungen.

Aus dem Vorhergehenden geht hervor, dass der Kontrektationstrieb durch verschiedene Momente entstehen kann. Ich gebe ohne weiteres zu, dass das, was ich angeführt habe, höchst unvollständig ist, dass ich viele Momente gar nicht besprochen habe, und dass es noch viele andere gibt, die ich nicht einmal genannt habe. Welches die Grundlage, welches die tiefere Ursache dafür ist, dass der Kontrektationstrieb dadurch erzeugt wird, dafür können wir eine Erklärung noch nicht abgeben. Jetzt sind wir noch ganz darauf angewiesen, nur die Erscheinungen mitzuteilen und auf die verschiedenen Erscheinungen, die sich darbieten können, hinzuweisen; eine Erklärung können wir nicht geben, und jeder Versuch, durch Beispiele eine Erklärung zu geben, bleibt nichts anderes als eine Verschiebung der Frage. Die tiefere Erklärung, die Grundlage für das Entstehen des Liebesprozesses können wir noch nicht ergründen. Die Beispiele, die ich gebracht habe, die Fälle, die ich gegeben habe, wie sie mir von andern erzählt wurden und wie ich sie in meiner Praxis gefunden habe, sind nichts weiter als Hinweisungen darauf, in welcher Richtung geforscht werden muss. Nur durch sorgsames Aufsuchen, durch sorgsames Studium aller Aeusserungen des Liebesgefühls, vor allem des Kontrektationstriebes, kann man vielleicht allmählich zu einer genügenden Erklärung kommen. Es handelt sich hier um eine rein psychologische Studie, die sich — man gestatte mir diesen Ausdruck — von der wissenschaftlichen Psychologie dadurch unterscheidet, dass hier auf Beobachtung, Feststellung und Studium täglich vorkommender Tatsachen aufgebaut werden muss, während sich die wissenschaftliche Psychologie gegenwärtig mehr mit theoretischen Fragen beschäftigt. Die Psychologie der Liebe ist aber wichtig genug, um ein Studium daran zu wenden, und es kann Verwunderung erwecken, dass noch so wenig Wissenschaftliches auf diesem Gebiete getan ist. Wie fast überall sind auch auf diesem Gebiete die Künstler vorangegangen. Es haben die Schriftsteller der letzten Jahre, die sogenannten Naturalisten, sowohl in Frankreich, in England wie in Holland mit ihren Arbeiten wichtige Beiträge geliefert, wodurch man wenigstens einiger-



massen eine Einsicht in das Entstehen der Liebe erhalten kann. Zu beklagen ist es, dass diese literarischen und künstlerischen Erzeugnisse von den meisten wissenschaftlichen Psychologen und anderen Gelehrten vernachlässigt und nicht beachtet wurden. Meistens wissen sie nicht einmal, dass sie überhaupt existieren.

Alles, was ich im Vorhergehenden über den Liebesprozess gesagt habe, schliesst die Erwähnung und Entwicklung von verschiedenen Theorien aus. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass alles, was in diesem Augenblick auf diesem Gebiet gesagt wird, nichts anderes als Theorie wäre. Vielleicht wird die Wissenschaft allmählich so weit gefördert werden, dass man mit Rücksicht auf die Praxis und an der Hand der Praxis eine solche Erklärung des Liebesprozesses wird geben können, dass man sich nicht mehr nur mit Theorien zufrieden zu geben braucht, dass man vielmehr die Beweise für die Theorien und Voraussetzungen gefunden haben wird. In diesem Augenblicke kann eine Erklärung nichts anderes als eine Auseinandersetzung von Theorien sein und nichts mehr, und es kann lediglich Versuche zur Erklärung geben, Versuche, einige Klarheit in ein so dunkles und schwierig zu durchdringendes Hauptgebiet des menschlichen Lebens zu bringen, wie es der Liebesprozess ist.

Bis die Wissenschaft weiter gefördert ist, müssen wir uns mit Theorien begnügen und zufriedengeben.

---

# Referate.

**Zeitschrift für Pathopsychologie.** Herausgegeben von Wilhelm Specht. I. Bd. Leipzig 1912, Wilhelm Engelmann. 700 S.

Am 15. August 1911 begann die von Wilhelm Specht herausgegebene Zeitschrift für Pathopsychologie zu erscheinen. Der erste Band liegt abgeschlossen vor, und man kann deshalb wohl ein gewisses Urteil fällen. Specht hat ebenso in seiner Einführung wie später in einer Antwort an seinen Mitarbeiter H. Liepmann deutlich betont, welches das Arbeitsprogramm der Zeitschrift sein soll: erstens Erschliessung der Pathologie des Seelenlebens für die psychologische Erkenntnis, d. h. Förderung der psychologischen Erkenntnis durch die Pathologie; zweitens soll durch sorgfältige Deskription und Analyse und in enger Fühlung mit den Erkenntnissen und Methoden wissenschaftlicher Psychologie unsere Einsicht in die Struktur der einzelnen pathologischen Erscheinungen und zugleich in enger Fühlung mit den Ergebnissen klinischer Forschung unsere Einsicht in den Mechanismus der psychischen Krankheiten selbst gefördert werden. Drittens soll die Therapie der psychischen Krankheiten aus den Ergebnissen, die die Bearbeitung der zweiten Aufgabe herbeiführt, Nutzen ziehen. Specht selbst geht allerdings in seiner persönlichen Auffassung erheblich weiter. Er tritt für eine Scheidung der Geisteskrankheiten in Hirnkrankheiten und psychische Krankheiten ein, und er fordert, dass die Lehre von den psychischen Krankheiten auf Pathopsychologie fundiert werde. Aber dies ist nur seine persönliche Auffassung, und die genannten drei Aufgaben sind der Zeitschrift als solcher gestellt. Die Gründung



der neuen Zeitschrift ist mehrfach angegriffen worden. „Schon wieder eine neue Zeitschrift innerhalb unseres engeren Fachgebietes, diesmal für Pathopsychologie". So wurde von einem bekannten Psychiater die Zeitschrift bei ihrem Erscheinen kritisiert. Ein anderer Psychiater meint, man sollte doch versuchen, in solchen Fällen eine bestehende Zeitschrift für das neue Arbeitsgebiet zu gewinnen. Die Frage ist gewiss erwägenswert, aber die bestehenden Zeitschriften nehmen dauernd an Umfang ausserordentlich zu. Infolge des Umfanges wird auch der Preis höher und für den, der sich nun für ein bestimmtes Gebiet z. B. die Pathopsychologie und die genannten Fragen interessiert, ist in den bestehenden Zeitschriften vieles überflüssig. Man wird daher gerade denen, die für dieses Gebiet ein besonderes Interesse haben, den Anspruch zugestehen müssen, dass sie in einer speziellen Zeitschrift die betreffenden Probleme erörtert sehen. Es kommt hinzu, dass ausführliche Aufsätze auf dem einschlägigen Gebiet, wie sie die Spechtsche Zeitschrift bringt, vielleicht nicht ohne weiteres Gnade vor den Augen der Redakteure bestehender Zeitschriften finden würden, und deshalb ist gegen die wissenschaftliche Berechtigung, eine solche Zeitschrift zu gründen, grundsätzlich nichts einzuwenden.

Wenn wir nun auf den Jahrgang einen Rückblick werfen, so wird man nicht bestreiten, dass er überaus wertvolles Material gebracht hat. Es sind, abgesehen von der Einleitung Spechts, zwei allgemeine Aufsätze erschienen, einer von Hugo Münsterberg, Psychologie und Pathologie, ein anderer von Oswald Külpe, Psychologie und Medizin. Besonders der letztere ist in der Oeffentlichkeit viel erörtert worden, zumal da er auch für die Entwicklung der Psychologie an den Universitäten Bedeutung hat. Külpe wendete sich besonders gegen die Philosophen, die der einzelwissenschaftlichen Psychologie ihre selbständige Daseinsberechtigung verkümmern wollten. Eine reinliche Abgrenzung schien ihm hierbei notwendig. Er bestritt nicht, dass eine philosophische Psychologie neben der einzelwissenschaftlichen bestehen bleiben sollte, aber die letztere sei schon deshalb, weil sie für den Arzt, insbesondere für den Psychiater eine unmittelbare Voraussetzung sei, als selbständiges Gebiet anzuerkennen. Den Studierenden der Medizin empfiehlt er bei einer solchen Scheidung zwischen philosophischer Psychologie und einzelwissenschaftlicher dringend, sich mit der letzteren zu beschäftigen; methodisch und sachlich biete sie eine Fülle direkt verwertbarer Grundlagen dar und sie käme allein für die Aufnahme der Psychologie unter die Fächer der medizinischen Vorprüfung in Betracht.

Neben diesen mehr allgemeinen Aufsätzen sind eine Reihe Arbeiten spezieller Natur veröffentlicht worden, darunter ist ein breiter Raum gewissen pathologischen Gedächtnisphänomenen eingeräumt worden. Ich erwähne den Aufsatz von Max Scheler, Ueber Selbsttäuschungen, den von Maximilian Rosenberg, Die Erinnerungstäuschungen der „reduplizierenden Paramnesie" und des „déjà-vu", ihre klinische Differenzierung und ihre psychologischen Beziehungen zueinander, sowie den Aufsatz von Willy Mayer, Ueber Störungen des „Wiedererkennens". Von weiteren Arbeiten erwähne ich die von Arnold Pick, Zur Lehre von den Störungen des Realitätsurteils bezüglich der Aussenwelt; zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Selbstbewusstsein; Max Scheler, Ueber Ressentiment und moralisches Werturteil, Eduard Hirt, Zur Theorie der Trugwahrnehmungen, Höpfner, Stottern als assoziative Aphasie. Einen breiten Raum nimmt vom ersten Heft an ein „Versuch zu einer Darstellung der Freudschen Neurosenlehre" von Kuno Mittenzwey ein. Die Besprechung ist in dem vorliegenden Bande noch nicht abgeschlossen. Alles in allem enthält der erste Band eine Reihe lehrreicher und überaus anregender Aufsätze, und wenn die Qualität in Zukunft dieselbe bleibt, sind die Kritiker Spechts, die sich gegen die Herausgabe der neuen Zeitschrift wendeten, wohl am besten widerlegt.

Dr. Albert Moll.

**Krafft-Ebing, Dr. R. v.** Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Vierzehnte vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Alfred Fuchs. Stuttgart 1912, Ferdinand Enke. 460 S.



Seit dem Tode Krafft-Ebings, der unvergesslich ist durch seine psychiatrischen, psychologischen und neurologischen Forschungen, unvergesslich aber auch durch seine glänzenden menschlichen Eigenschaften, ist die vorliegende Auflage der Psychopathia sexualis die zweite. Beide nach dem Tode Krafft-Ebings erschienenen Auflagen sind von seinem Schüler Alfred Fuchs herausgegeben worden. Die Stoffeinteilung ist im wesentlichen dieselbe wie in den früheren Auflagen. Das ganze Buch zerfällt in sechs Kapitel; das erste enthält die Fragmente einer Psychologie des Sexuallebens, das zweite physiologische Tatsachen, das dritte biologische Tatsachen, das vierte die allgemeine Neuro- und Psychopathologie des Sexuallebens, das fünfte die spezielle Pathologie, das sechste das krankhafte Sexualleben vor dem Kriminalforum. Fuchs misst der biologischen und experimentellen Methodik auf dem Gebiete der inneren Sekretion eine gewisse Bedeutung für das Verständnis der Sexualvorgänge bei, und er hofft, dass dereinst auch die Psychosexualität, speziell die Lehre von der konträren Sexualempfindung dadurch einen realen physiologischen Boden gewinnen wird. Aus diesem Grunde hat er mehrmals auf diese Vorgänge hingewiesen, besonders im dritten Kapitel einen besonderen Abschnitt der inneren Sekretion und der Hormonwirkung gewidmet. Er weist darauf hin, dass die Entwicklung der sekundären Geschlechtscharaktere auf chemischem Wege, durch Hormonwirkung, nicht wie man früher annahm, durch den direkten Einfluss des Nervensystems zustande kommt, Erwähnt sind die ausserordentlich interessanten Experimente Steinachs, aus denen hervorgehe, dass der Einfluss der Geschlechtsdrüsen auf die Geschlechtsmerkmale ein spezifischer ist. Man kann die indifferenten Anlagen der Männchen durch Ueberpflanzung der Ovarien zu typischen weiblichen umgestalten, und bei solchen feminierten Männchen beobachtet man auch eine Umstimmung des psychischen Geschlechtscharakters.

Das klinisch wichtigste Kapitel ist das vierte. In ihm sind die einzelnen Arten der sexuellen Perversionen ebenso wie andere krankhafte Formen auf dem Gebiet des Sexuallebens erörtert: die Paradoxie, d. h. der Sexualtrieb ausserhalb der Zeit anatomisch-physiologischer Vorgänge, die Anaesthesia sexualis, die Hyperästhesie, die Parästhesie, Sadismus und Masochismus, der Fetischismus, die konträre Sexualempfindung.

Abgesehen von der Frage der Hormone ist das Buch gegenüber der früheren Auflage nicht wesentlich verändert. Vielleicht wird man deshalb sagen, es stehe nicht auf der Höhe oder, wie man so gern zu sagen pflegt, es sei veraltet. Ich bin anderer Ansicht und stimme im wesentlichen dem bei, was Fuchs in der Vorrede zur dreizehnten Auflage 1907 sagte. Es gilt dies m. E. zum grössten Teil auch noch heute. Er meinte damals, dass trotz überreichlicher literarischer Produktion seit Erscheinen der letzten Auflage in der Pathologie des Sexuallebens keine wesentlichen neuen Forschungsergebnisse zu verzeichnen seien. Ich kann es daher verstehen, dass Fuchs in vielen neueren, mit viel Reklame und Geschäftssinn in die Welt gesetzten literarischen Erzeugnissen auf dem Gebiete des Sexuallebens nicht ohne weiteres fundamentale Forschungsergebnisse sieht, wenn auch gelegentlich gute Freunde mancher Reklameschriftsteller das glauben machen wollen. Immerhin wäre es doch wohl richtig, wenn Fuchs in Zukunft einige Autoren etwas mehr berücksichtigte. Hierher rechne ich in erster Linie Havelock Ellis. Seine Arbeiten über den Autoerotismus, besonders aber die über den Exhibitionismus und viele andere verdienen eine ernste Würdigung. Dies bezieht sich auch auf seine Ausführungen über sexuelle Anästhesie des Weibes, und hier wäre auch wohl Adlers Arbeit, die immerhin manches Interessante gebracht hat, erwähnenswert.

Auch für die Einteilung des Buches möchte ich einzelne Wünsche äussern. Ich glaube z. B., dass die Pädophilie und der Exhibitionismus nicht nur in dem letzten Abschnitt „Das krankhafte Sexualleben vor dem Kriminalforum“ abgehandelt werden sollten. Die Pädophilie gehört, mag man in ihr eine erworbene oder eine eingeborene Affektion sehen, auch in das vierte Kapitel. In diesem Kapitel ist ferner die Koprolagnie zwar besprochen und auch manches, was sich auf die Zoophilie bezieht; vielleicht wäre es aber richtig, diese Affektionen nicht nur gewissermassen als Unterabteilungen des Masochismus bzw. Fetischismus zu besprechen. Sie haben eine Art Selbständigkeit erlangt, und eine Koordination wäre, glaube ich, vom systematischen Standpunkte aus angezeigt. Ich will bei dieser Gelegenheit eine interessante Arbeit von



Charles Blondel: La Scatophilie (Extrait 1912) erwähnen. Er weist, glaube ich, mit Recht darauf hin — auch mir bekannte Fälle sprechen dafür —, dass man die Skatophilie oder Koprolagnie nicht ohne weiteres dem Masochismus einordnen kann. In seinem Falle handelte es sich um einen 34jährigen Mann, der den Trieb hat, die weiblichen Genitalien mit Fäkalien zu besudeln, und der sich selbst an dem Geruch der Fäkalien sexuell erregt. Das geht so weit, dass er diese Exkremente in einem Papier sammelt und dann, von dem Geruch erregt, wenn Frauen vorübergehen, dabei masturbiert.

Ich habe einige Wünsche ausgesprochen, möchte aber nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, dass Krafft-Ebings Psychopathia sexualis auch heute noch das Standard Work über die sexuellen Perversionen und ähnliche Affektionen ist. Die Summe von klinischen Erfahrungen, die Mannigfaltigkeit der psychologischen Gesichtspunkte, das tiefe Eindringen in alle Fragen des abnormen Sexuallebens lassen dieses Werk, obschon in den letzten Jahren zahllose Arbeiten auf diesem Gebiete erschienen sind, als das beste, als das gründlichste und als das vollständigste erscheinen. Es gibt nur einen Autor, der durch seine neuen Ideen und durch die Vollständigkeit der Beherrschung des Gebietes, durch die wissenschaftliche Tiefe mit Krafft-Ebing konkurrieren kann, das ist Havelock Ellis. Er ist in manchen Fragen viel ausführlicher als Krafft-Ebing-Fuchs; er verzichtet aber darauf, ein alles zusammenfassendes monographisches Werk zu geben. Als eine Monographie im besten Sinne des Wortes, gleichzeitig als ein Lehrbuch und Handbuch für die geschilderten Fragen kann aber unbestritten Krafft-Ebings Psychopathia sexualis auch in der neuen Bearbeitung von Fuchs angesehen werden. Dr. Albert Moll.

**Buttersack, Dr. F.** Latente Erkrankungen des Grundgewebes, insbesondere der serösen Häute. Wissenschaftliche Winke für Diagnostik und Therapie. Stuttgart 1912, Ferdinand Enke. 139 S.

Das Buch von Buttersack hat anscheinend nichts mit der Psychologie zu tun. Und doch sind in ihm Ideen enthalten, die weit mehr als manches, was man psychologisch nennt, für die medizinische Psychologie und die Pschotherapie Bedeutung haben. B. betrachtet das sog. Bindegewebe als die Matrix der Organe, von der aus die Funktionselemente dauernd regeneriert werden, von der aus sie aber auch erkranken, und die serösen Häute sowie ihre Aequivalente stellen nur Teile des Bindegewebes dar. Wenn Virchow in dem Bindegewebe so oft den Sitz der Krankheit sah, müsse man das Bindegewebe vom Standpunkt des Arztes aus auch als Sitz der Gesundheit berücksichtigen. Diese Matrix findet sich im ganzen Organismus, und sehr häufig schliesst sich an die akute Erkrankung die chronische an, weil die erstere nicht ganz ausgeheilt ist. In den einzelnen Kapiteln werden einzelne Organe bzw. die Erkrankung des Bindegewebes besprochen. Das achte Kapitel speziell enthält die Erkrankungen des Zentralnervensystems, das zehnte die Trophoneurosen. Mit Recht hebt B. hervor, dass die anscheinende Gesundheit und das Sich-gesund-fühlen des Kranken nicht immer identisch ist mit dem Gesundsein, und dass gerade in dem Grundgewebe oft bereits Krankheitsprozesse verlaufen in einer Zeit, wo sich der Kranke gesund fühlt. Aber trotzdem meint er, solle man das Sich-gesund-fühlen auch psychotherapeutisch benutzen. Im letzten Kapitel, wo B. eine Reihe therapeutischer Winke gibt, weist er auf die grosse Bedeutung der Psyche hin. In jedem Teile der lebendigen Substanz seien sämtliche Grundfunktionen des Lebens vereinigt, also auch die psychischen. Das mag vielleicht Theorie sein und erinnert etwas an die Zellseele; ich will diese Theorie hier nicht erörtern. Recht aber hat B., wenn er gerade für die Erkrankung des Grundgewebes die Notwendigkeit der psychischen Einwirkung betont. „Wenn der Maler Feuerbach nach dem Zeugnis seines Biographen Allgeyer je nach seinen Stimmungen heute um Jahre gealtert, morgen um ebenso viele verjüngt erschien, so ist das nur ein besonders markantes Beispiel einer uns allen geläufigen Beobachtung.“ B. weist darauf hin, wie bei Freude das Gesicht voller und frischer aussieht, die Muskelkraft erhöht und der ganze Stoffwechsel angeregt ist, eine Tatsache, die auf eine regere Tätigkeit im Grundsystem unter dem Einfluss dieses Affektes hinweise. Und andererseits könne man beobachten, wie bei traurigen Stimmungen alles darniederliege; schon Friedrich Hoffmann habe die Verschlimmerung sonst harmloser Leiden durch schmerzliche Erlebnisse gekannt.



Das Buch von B. ist streng wissenschaftlich gehalten. Es liest sich aber leicht und selbst die vielen Zitate, die eingestreut sind, erschweren die Lektüre nicht sonderlich; sie beweisen nur, dass man es hier mit einem Autor zu tun hat, der ein Spezialgebiet nicht nach der Art derer behandelt, die alles selbst entdeckt haben wollen, der vielmehr auch alten Autoren, auch solchen, die hunderte von Jahren bereits tot sind, Gerechtigkeit widerfahren lässt. Dass der verstorbene Ottomar Rosenbach, der nicht zur „Schule" gehörte, der aber den Dutzendkliniker als Praktiker und Theoretiker haushoch überragte, von dem Verfasser so ganz besonders gewürdigt wird und speziell Rosenbachs Anschauungen über die Funktionen der Haut als Transformator betont werden, sei zum Schluss noch erwähnt. Dr. Albert Moll.

**Stern, William.** Die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung und deren Anwendung an Schulkindern. Leipzig, J. A. Barth. 1912. 106 S.

Sterns Arbeit stellt die Erweiterung eines Vortrages dar, den er im April 1912 auf dem Psychologenkongress gehalten hat. Er sieht in der Intelligenzprüfung eines der aussichtsreichsten Gebiete der angewandten Psychologie. Die Arbeit ist nicht nur für Fachpsychologen bestimmt, sondern auch für Nerven-, Schul- und Kinderärzte. In der Tat bringt sie ein so reichhaltiges Material, wie man es in dieser Zusammenstellung wohl nirgends findet, wenn auch gewiss für Einzelprobleme umfangreichere Arbeiten existieren. Besonders ausführlich ist die Methode der Altersstaffelung nach Binet und Simon erörtert. Diese beiden Autoren hofften, für jede Altersstufe ein Staffelmass der Intelligenz feststellen zu können. Es sollten hierbei die Tests relativ unabhängig von äusserlichen Bedingungen, insbesondere von Schulkenntnissen sein, damit möglichst rein die wirkliche geistige Veranlagung des Kindes zum Ausdruck kommt. Wohl alles was auf diesem Gebiet gearbeitet wurde, ist hier von Stern berücksichtigt worden. Besonderen Wert legt er auf die Unterschiede zwischen den Ergebnissen bei normalen und nicht normalen Kindern. Das dritte Kapitel ist der Schätzung und Prüfung feinerer Intelligenzabstufungen gewidmet. Man wird begreifen, dass gerade hier die Schwierigkeiten wachsen müssen. Deshalb ist es besonders erfreulich, dass Stern im allgemeinen vor Uebereilungen in der praktischen Nutzanwendung der Intelligenzprüfung warnt.

Dr. Albert Moll.

---

# Verschiedenes.

## Offener Brief an Herrn Dr. M. Levy-Suhl zur Besprechung meines Buches: „Der Mut zu sich selbst."

Sehr geehrter Herr Kollege!

Im Kampf um die Berechtigung der wissenschaftlichen Anschauung, die ich als Anhänger der psychoanalytischen Schule vertrete, nicht etwa als Verfasser des besprochenen Buches, möchte ich mir einige aufklärende Hinweise auf Punkte gestatten, in denen Sie meine Ausführungen nicht verstanden haben.

Es war von vorneherein abzusehen, dass meine Behauptung auf scharfen Widerspruch stossen müsse, als ich sagte, in diesen Fragen könne nur der urteilen, der die Analyse am eigenen Leibe erfahren habe. Daraus ziehen Sie den Schluss, dass alle diejenigen „medizinischen Forscher, welche dank ihres gesunden Nervensystems kein Bedürfnis nach einer psychoanalytischen Heilbehandlung haben, bis auf weiteres, d. h. bis zu späterer Erkrankung als Unberufene von jeder Meinungsäusserung in diesen Fragen ausgeschlossen seien," und Sie deuten ferner an, dass ich zu dieser Ansicht als einer gekommen sei, der durch die Psychoanalyse von krankhaften Erscheinungen des eigenen Nervensystems befreit worden sei, und durch das starke Gefühl (Rausch der Begeisterung) dieses Befreitseins dazu gelangt wäre, weit über die Grenzen des Erlaubten hinaus zu schliessen.

Das beruht auf einer irrigen Auffassung persönlicher Mitteilungen, bei deren Gelegenheit Sie mir Ihrerseits bekannt hatten, den Fragen der Analyse praktisch fern



zu stehen. Daher mag es Ihnen entgangen sein, dass die Psychoanalyse sich keineswegs nur mit krankhaften Erscheinungen befasst. Wir erheben vielmehr den Anspruch, die Gesetze und Mechanismen unserer Vorstellungsbildung, unserer Charakterentwickelung und die wirklichen Motivierungen unserer Affekte und Handlungen auf dem ganzen Gebiete der Psychologie aufgedeckt zu haben, und nicht bloss auf dem engen Bezirk der Psychopathologie. Die Gesetze, die wir vermöge der Assoziationstechnik allmählich fanden, gelten für Gesunde und Psychopathen in gleichem Masse. Sie sind überall, auch in der Entwickelung des normalen Charakters dieselben, nur dass der Gesunde dabei zu normalen Eigenschaften, der von Haus aus konstitutionell zur Neurose disponierte zu krankhaften Erscheinungen gelangt. Beide sind im gleichen Masse vom Unbewussten her determiniert. Es gehört demnach keineswegs zu den Vorbedingungen einer Psychoanalyse, dass man an einer Neurose erkrankt sein müsse. Jede Psyche und jeder Charakter, auch der Ihrige, Herr Kollege, kann analytisch untersucht werden, und auch der Gesundeste unter uns wird dabei den Vorteil davon tragen, dass er die Zusammenhänge der Erscheinungen seines eigenen Seelenlebens besser erkennen lernt, so auch z. B. die inneren, subjektiven Motive seiner vermeintlich sachlichen Beurteilungen von Menschen, Dingen und Verhältnissen, ein Umstand, der auch dem Gesundesten von Wert sein muss. Dabei wird er das Auftreten und Fortbleiben von Affekten und ihre Aenderung an sich erleben, und das wird ihn zu Ueberzeugungen führen, die er auf anderem Wege nicht gewinnen kann. Und deswegen muss ich daran festhalten, dass die Analyse am eigenen Leibe die einzige Möglichkeit ist, solche Erscheinungen zu beobachten. Denn Aenderungen der Gefühlsbetonung und der Affektivität kann ich nur an mir selbst einwandsfrei feststellen. Ich kann sie höchstens noch als der Analysierende erschliessen, wenigstens zu einem Teil; aber für keinen Dritten auf der ganzen Welt können Mitteilungen über eine solche Beobachtung noch irgend einen Beweiswert, oder eine Ueberzeugungskraft haben, es sei denn, dieser Dritte hätte Aehnliches an sich selbst erlebt.

Daher sprach Möbius von der Hoffnungslosigkeit aller Psychologie; denn auch die geschickteste Darstellung auf diesem Gebiet ermangelt der Möglichkeit exakter Beweisführung. Alle deduktiven Methoden sind für den Naturwissenschaftler gleich Metaphysik zu setzen und also trotz aller Logik unbrauchbar. Alle Induktion fusst aber auf Erfahrung und Beobachtung. Wer sich nun weigert, Beobachtungen anzustellen, den dürfen wir als Kritiker ablehnen. Und so muss ich an der vermeintlichen Ueberspannung meines aufgestellten Satzes festhalten und bitte Sie nur, Ihre Ansicht über das Vorhandensein pathologischer Zustände bei mir zu korrigieren und an deren Stelle die Kenntnis zu setzen, dass auch jeder gesunde Charakter Untiefen und Erscheinungen aufweist, deren Korrektur wünschenswert und beglückend ist, und dass die Psychoanalyse in der Entwickelung und Erziehung, auch des Gesundesten, eine segensreiche Rolle zu spielen berufen ist.

Dann ist noch ein weiterer Irrtum aufzuklären. Sie finden in der gesamten psychoanalytischen Literatur und auch in meinem Buch eine Fülle von Krankengeschichten, die selbstverständlich im Originalwortlaut wiedergegeben sind, d. h. wortgetreu das enthalten, was die Patienten diktierten oder selbst niederschrieben. Ich halte es nicht für berechtigt, solche Angaben der Kranken über ihre Träume und Vorstellungen als „Anekdoten“ von „feuilletonistischer Freiheit“ zu bezeichnen, deren „Sprache gelegentlich bis zum Vulgären herabgleitet,“ und dann ausserdem dem Verfasser aus diesen vermeintlichen Geschmacklosigkeiten einen Vorwurf zu machen, als ob er der Schöpfer dieser Erzählungen und Berichte sei. Auch hiergegen wehre ich mich, nicht etwa für meine Person, sondern weil es ein typischer Angriff auf die gesamte analytische Literatur ist. Mit der Anführung „Mütze und Messer sind Wikkel-Wakkels und Kribbel-Krabbels“ wird der Anschein erweckt, als wenn dies Ausdrücke des Verfassers selbst wären, und nicht die Originalworte des behandelten Kindes.

Drittens ist dem Herrn Referenten noch ein schwerwiegender Irrtum untergelaufen, der wiederum nicht meine Ausführungen persönlich, sondern die gesamte Schule trifft. Auf Seite 59 ist die Rede von den „symbolischen Auslegungen und Analogisierungen“ der berichteten Traumerscheinungen. Das Nichtvertrautsein mit der Technik der



Assoziationsbildungen kann dieses immer wiederkehrende Missverständnis nur zum Teil entschuldigen. Es ist darüber schon so viel geschrieben und berichtigt worden, dass es dem Herrn Referenten nicht entgehen durfte, dass der wissenschaftlich einwandfrei arbeitende Analytiker die Träume und Einfälle nicht deutet, und noch weniger durch seichte Analogisierungen erklärt, sondern dass er diese sogenannte Deutungsarbeit ausschliesslich dem Träumer überlässt und ihn dabei lediglich zu scharfer Aufmerksamkeit, eben zum Assoziieren zwingt. Das Ergebnis dieser Arbeit ist nur für den Analysierten affektbetont und dementsprechend überzeugend, wie ich bereits hervorhob. Wenn ich berichte — und das ist bei den „gezeichneten Träumen" ausdrücklich hervorgehoben worden — dass diese Auflösungen von Patienten und nicht von mir herrühren und für den Träumer klar und überzeugend gewesen sind, so habe weder ich, noch irgend ein „Unbefangener" das geringste Recht, an dem Vorhandensein der beschriebenen Vorstellungen und ihrer Gefühlsbetonung beim Träumer zu zweifeln. Was würde der Herr Referent beispielsweise sagen, wenn ich einen objektiven Bericht über die Schilderung eines Kranken von einer von ihm selbst beobachteten ungewöhnlichen Reaktion dahin kritisieren würde: der Arzt, nicht der Kranke habe die Reaktion (hier Assoziation) gehabt, und das sei mir von „Unbefangenen" bestätigt worden.

Beurteilern, die persönlich der Psychoanalyse fernstehen, genügt eben immer wieder die blosse Möglichkeit, den Beobachtungen phantastische Deutungen unterzuschieben, um trotz unserer wiederholten Berichtigung und in Unkenntnis der Technik unserer Arbeit zu behaupten, wir täten also. Die Deutung ist die Leistung des Patienten und nicht die des Arztes.

Allerdings, wenn ich denselben für eine Mehrzahl von Menschen typischen Traum zum hundertsten Male vom Kranken in derselben Weise gedeutet, d. h. durch dieselben Assoziationen belegt finde, und wenn diese Beobachtungen sich ausserdem mit den Erfahrungen anderer Beobachter decken, dann bin ich allerdings berechtigt, einen Traum auch ohne Assoziationsarbeit des Träumers unmittelbar zu übersetzen. Genau so wie ein erfahrener Diagnostiker gewisse typische Krankheitserscheinungen auch ohne eingehende Untersuchung richtig erkennt, u. zw. richtiger, als der unerfahrene trotz mühevollen Nachsuchens. Der Unbefangene und der Unerfahrene dürften in solchen Fällen oftmals dieselben sein.

Wenn dem Herrn Referenten zum Schluss die Psychologie des „Entrüsteten" so gänzlich undurchschaut geblieben ist, wie es nach seinen Worten den Anschein hat, so wird er den Gerissenheiten der Hysterie und verwandter Zustände so wenig gerecht werden können, wie den Arbeiten der psychoanalytischen Schule. Das muss ich ihm erwidern, trotz aller herzlichen Dankbarkeit für den sachlichen Willen, uns von seinem Standpunkte aus gerecht zu werden.

Dr. J. Marcinowski.

## Bemerkungen zu dem offenen Brief des Herrn Dr. J. Marcinowski.

Wenn ich auch nicht so vermessen bin, zu glauben, die felsenfest gegründeten Ueberzeugungen, wie sie Marcinowski gleich den älteren Anhängern der Freud-Schule in sich trägt, im geringsten erschüttern zu können, so erscheint es mir doch Pflicht, die nachweisbaren Irrtümer, die seinem offenen Brief zugrunde liegen, vor der Oeffentlichkeit nicht unberichtigt zu lassen.

Zunächst muss ich mit Bestimmtheit Herrn M.s Annahme ablehnen, dass ich die flüchtigen Aeusserungen gelegentlich eines persönlichen Zusammentreffens irgendwie bei meiner Beurteilung verwertet habe. Vielmehr habe ich mich in streng wissenschaftlicher Zurückhaltung — wie auch meine Zitate beweisen — nur an das gehalten, was M. selbst im Buche der Oeffentlichkeit vorgelegt hatte, und ich würde es richtiger gefunden haben, wenn auch Herr M. sich auf den Inhalt meiner Publikation beschränkt hätte.

Auf die einzelnen Punkte der Entgegnung erwidere ich:

Dass die Freudsche Theorie auch auf nicht krankhafte Zustände angewandt wird, darüber bedurfte ich gewiss keiner Belehrung, da ich seit Jahren Freuds Lehren



kritisch bespreche und erst vor kurzem über das Freudsche Buch „Der Witz usw." andernorts referiert habe. Dass aber Marcinowski nur Patienten, und zwar Nervenleidende, in seinem Buch im Auge hatte, geht aus allen seinen Beispielen unbedingt hervor, und auch in seinem Vorwort spricht er ausdrücklich S. VI von den Erfahrungen an sich wie „an andern, d. h. Patienten". Aber hiervon abgesehen, muss ich nach wie vor behaupten, dass M.s Forderung, nur auf Grund der am eigenen Leibe erlebten „Affektänderungen" eine Theorie wissenschaftlich beurteilen zu dürfen, unhaltbar und utopisch ist. Denn erstens muss gerade der Psychologe einsehen, dass unser Urteil in wissenschaftlichen Fragen am wenigsten objektiv ist, so lange wir unter dem Einflusse von so tiefen Gefühlserlebnissen stehen, wie sie uns M. schildert und wie wir sie an seiner Umwandlung durch die Psychoanalyse beobachten. Zweitens ist es ein Missbrauch der Berufung auf die Erfahrung, durch den sich der moderne Naturwissenschaftler wirklich nicht schrecken zu lassen braucht, wenn Psychoanalytiker in diesem Punkte nicht anders als Spiritisten und Okkultisten immer wieder fordern, man müsse zunächst einmal unter Verzicht auf alle bisherigen wissenschaftlichen Einsichten alles das, was sie selbst an sich beobachtet und erfahren zu haben glauben, möge es auch der Logik noch so sehr zu widersprechen scheinen, selbst durchprobieren, bevor man zu einem Urteil berechtigt wäre. Nach M.s kategorischer Behauptung dürfte auch niemand über Gesundbeten und Hypnose sprechen, der ihre Affektwirkung nicht am eigenen Leibe erfahren hat. Der Versuch Marcinowskis, jeden Kritiker mit der Behauptung abzulehnen, dass in der Naturwissenschaft nur Beobachtung und die sog. Erfahrung Geltung habe, Deduktionen aber wertlos seien, ist, wie ihm jeder wissenschaftliche Philosoph oder Logiker sagen wird — und er kann es auch schon bei Helmholtz lesen —, völlig verfehlt: Menschliche Beobachtungen und Erlebnisse, wenn sie nicht durch die Prinzipien unseres Denkens ausgelesen, geordnet und logisch zusammengefügt werden, vermögen an und für sich weder zu einer Wissenschaft zu führen, noch enthalten sie isoliert eine Beweiskraft.

Leider kann ich auch darin dem Verfasser des offenen Briefes nicht Recht geben, dass ich gewisse Aeusserungen von Patienten mit seinen eigenen verwechselt und ihm fälschlich zur Last gelegt hätte. Ich habe vielmehr Aeusserungen von Kranken, wie ich sie in vielleicht viel schlimmerer Form als Anstaltspsychiater zu hören gewohnt war, von den Aeusserungen des Verfassers wohl getrennt und würde nie an ihrer Publikation Anstoss nehmen, wenn sie, wie auch hier, wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Meine Kritik in diesem Punkte traf also wirklich Marcinowski selbst; ich muss sie leider nach wie vor aufrecht erhalten und zweifle auch nicht hierin an der Zustimmung anderer Leser.

Das von M. als Beleg meiner angeblich irrtümlichen Auffassung hierin wiedergegebene Beispiel, die Aufklärung eines $3^1/_2$jährigen Kindes betreffend, konnte von mir nur mit kurzen Stichworten in meinem Referat gekennzeichnet werden. Um dem Leser selbst ein eigenes Urteil zu ermöglichen, wieweit M. selbst an von mir angegebenen Worten und Deutungen beteiligt war und wieweit nicht, zitiere ich wörtlich ein Beispiel für die Art dieser Aufklärung unter Vermerk meiner Weglassungen:

Es handelt sich um die Aufklärung eines $3^1/_2$jährigen, an nächtlichen Angstzuständen leidenden Mädchens, Kind einer an einer „schweren Angstneurose" leidenden Mutter. (S. 215.)

„Dasselbe Kind" (das vorher durch Psychoanalyse von seinen Mäuseträumen befreit worden war) „leistete sich einige Zeit später abermals einen Angsttraum von typisch sexualem Inhalt: „Der Portier ist zu mir hereingekommen. Er hatte eine rote Mütze auf und ein Messer in der Hand und machte immer Schnippel-Schnappel und Wickel-Wackel, hin und her. Dann hat er mich ausgezogen, bis ich ein kleines Nacketei war, und hat mit mir gespielt. Er hat mir einen Finger abgeschnitten und ganz fest gedrückt und einen grossen Finger dafür angesetzt. Das hat weh getan. Dann hat er mich gefangen und ganz nackend auf den Arm genommen und ins Messer gesetzt. Das hat aber sehr gekrabbelt, und das gefiel mir nicht, und ich habe geweint und Angst gehabt"." . . .



Die Aufklärung begann folgendermassen:

„Annele, du bist ein kleines Kamel! Du musst doch wissen, wenn man Märchen dichtet, dann ist alles anders wie in der wirklichen Welt. Ein Portier, na, was soll das nun sein? Das ist ein Mann, der an der Haustür steht und da immer hin und her geht. Du sagst: Wickel-Wackel macht. Nun ja, im Märchen sagt man Wickel-Wackel, wo grosse Menschen sagen, er geht hin und her, raus und rein.

„Du, Annele, du weisst doch, dass es Mädels und Jungens gibt? Jungens sehen doch ganz anders aus als Mädels, nicht? Und wenn Jungens sich aufs Töpfchen setzen und ein kleines Geschäftchen machen, da kommt das doch aus einem Glied heraus, das wie ein Finger ist. Du, das habe ich schon gehört, dass kleine Jungens gesagt haben: der Finger da unten, das sei ein kleines Männchen. Na, nun ist das furchtbar einfach, die Maus im Traum war doch auch nur so gross und war doch ein ganzer Prinz; nun, und da kann doch auch aus dem kleinen Männchen, das du von deinem Bruder her kennst, ein grosser Mann geworden sein, der Wickel-Wackel macht. Du, hör' mal, wenn man 'ne Hose auf und zu macht, so ist das ja schliesslich bald wie eine Tür und der Hosenmann ein Portier. Weisst du, warum ich glaube, dass das so ist? Weil du hinterher von dem Finger geträumt hast.

„Und nun muss ich dir mal was sagen: das ist sehr dumm von dir, dass du glaubst, es würde dir mal jemand einen Finger abschneiden ..." Es folgen weitere beruhigende Erklärungen ...

„Mutti hat dir schon selber gesagt: ich finde das gar nicht hübsch, wenn das Annele da unten hinfasst und Krabbel-Krabbel macht ... Der Mann mit dem roten Kopf und der Finger, der so dick wurde wie die grosse Maus, und die Maus und das Messer, das sind alles Märchen Kribbel-Krabbels, die darfst du meinetwegen alle lieb haben. Dabei ist gar nichts zu fürchten, denn das ist nichts Böses ..."

„Die Mutter hatte jeden Satz der hier steht, — so berichtet Marcinowski — noch eingehend mit dem Kinde besprochen und erstattet am andern Tag über das Ergebnis Bericht. U. a. erzählt sie von dem Kind: „Bei der Stelle: Jungens sehen anders aus als Mädchen", sagte sie: „Ja Jungens haben keine Haare und unten so'n komisches Ding hängen". Das habe ich ihr dann ganz natürlich erklärt und sie schien sehr befriedigt. Am meisten Verständnis hatte sie für die Sache mit dem Finger usw."

Den nach M. schwerwiegenden dritten Irrtum aufzuklären, den ich angeblich beging, muss ich mir hier ersparen. Ich verweise auf meine Kritiken an anderen Stellen dieser Zeitschrift, sowie auf die in dem jetzt erscheinenden Heft der Zeitschrift für Psychologie. Die eigene Ueberzeugung der Freudianer bei ihrem Verfahren, jede Beeinflussung ausgeschlossen zu haben, wird jeden, der das Wesen der unbewussten Suggestionen kennt, eher in der gegenteiligen Auffassung bestärken. Ich empfehle dem Leser im übrigen, die Traumdeutungsfiguren und den Bericht darüber selbst zu lesen.

Noch ein Wort schliesslich zum letzten Punkte des offenen Briefes. Gegenüber meiner durch wörtliche Anführung belegten Behauptung, dass M. sowohl die Heilung von Patienten, wie das Krankbleiben von Patienten als Beweis der Richtigkeit der Freudschen Theorien heranzog, hat er leider nur eine rein persönliche und somit um so weniger beweiskräftige Bemerkung vorzubringen vermocht, die ich von ihm nicht erwartet hätte, nämlich die Andeutung, dass ich ebensowenig die Arbeiten der Psychoanalytiker, wie Hysterie und verwandte Zustände zu verstehen imstande wäre.

Glücklicherweise hat es, längst bevor eine psychoanalytische Schule existierte, grundlegende Werke über Hysterie und verwandte Zustände gegeben, und nicht nur in eigener 10jähriger Aerzteschaft habe ich ohne Psychoanalyse hysterische und verwandte Zustände heilen sehen, sondern ich hatte auch das Glück, von solchen aus Marcinowskis Hand zu hören, längst bevor er „am eigenen Leibe" „den Zauberspruch der Analyse" (S. 182) erlebt hatte und ins Lager der Psychoanalytiker übergetreten war.

Dr. M. Levy-Suhl.





# Zwangsvorgänge und Wille.

Von Dr. **P. Hartenberg**, Paris.

Die Rolle, die dem Willen bei der Bildung der Zwangsvorgänge zukommt, ist eine noch sehr umstrittene Frage, über die unter Psychiatern und Psychologen durchaus keine Uebereinstimmung herrscht.

Nach den einen hat der Wille überhaupt nichts mit dem Zwangsvorgang zu tun. Dieser soll wesentlich eine Störung emotioneller Natur sein, die entsteht, sich entwickelt, heranreift unabhängig und ausserhalb jeder Willenstätigkeit. Nach anderen ist jedoch im Gegenteil die Schwäche des Willens verantwortlich für die krankhafte Herrschaft, die der Zwangsvorgang bei dem einen oder anderen Individuum annimmt. Denn wenn dieser Wille genügend mächtig wäre, würde er die fremde Idee beherrschen und vertreiben; darnach müssten die Zwangsvorgänge wesentlich die Folge einer Willenskrankheit sein.

Andere endlich mit einer mehr vermittelnden Auffassung nehmen an, dass Emotivität und Wille in gleicher Weise bei der Entstehung des Zwangsvorganges beteiligt sind, dass diese gleichzeitig einem Uebermass von Emotion und einem Fehlen des Willens zuzuschreiben ist.

Um dieses wichtige Problem, dessen praktischen therapeutischen Konsequenzen niemand entgehen kann, zu lösen, habe ich mich seit mehreren Jahren bemüht, möglichst genau bei den von dem Zwangsvorgang Beherrschten, die sich meiner Prüfung darboten, speziell die Rolle des Willens für die Bildung ihrer Zwangsvorgänge zu analysieren. Ich füge hinzu, dass ich es getan habe, indem ich den Regeln folgte, die ich selbst bei Gelegenheit meiner Hysteriestudien [1]) für diese psychopathologischen Analysen aufgestellt habe. Das heisst, ich beschränkte mich nicht auf die Beobachtung der Kranken während der kurzen Augenblicke, die ich mit ihnen zubringe und auf die Antworten, die ich auf meine Fragen erhalte. Ich dehnte vielmehr meine Untersuchungen auf ihr früheres inneres Leben aus, unterrichtete mich über ihr gewöhnliches Verhalten und ermittelte genau die Charaktere und Modalitäten ihrer willkürlichen Reaktionen.

So bin ich zu einer ziemlich genauen Anschauung darüber gekommen, die ich kurz auseinandersetzen will.

---

[1]) Hartenberg, L'Hystérie et les Hystériques. 1. Bd. Paris, Verlag F. Alcan. 1910, S. 19—23.





Zunächst scheint mir die Rolle der Emotion angeboren zu sein. Sie ist etwas Essentielles, unentbehrlich bei der Bildung jedes Zwangsvorganges. Ich muss das etwas spezieller ausführen, wie man es stets sollte, denn der Ausdruck Emotion ist nur ein allgemeiner Ausdruck ohne scharf umschriebene Bedeutung. Es handelt sich hier um die Angstemotion, die Emotion, die von der unbestimmten Unruhe bis zur Aengstlichkeit und bis zur akuten Angst mit allen ihren körperlichen Begleiterscheinungen reicht. Diese Angstemotion ist es, die das Wesen des Zwangsvorganges bildet, die der Idee, auf die sich dieser richtet, ihre Herrschaft und ihre Widerstandskraft gibt, die gleichzeitig die psychischen und die somatischen Störungen erzeugt, die bei dem vom Zwangsvorgang Beherrschten vorkommen. Die Angstemotion ist es, die der Zwangsvorstellung ihr Leben gibt. Unterdrückt man diese Emotion, so wird die Idee sofort indifferent, gleichgültig, wirkungslos, neutral; der Zwangsvorgang selbst schwindet. Ohne Angst gibt es keinen Zwangsvorgang, und die Psychopathologie zeigt, dass es unmöglich ist, einen Zwangsvorgang ohne das Bestehen der Angst zu verstehen. Man muss also zugeben, dass ein Zwangsvorgang nur durch das Auftreten der Angstemotion entsteht und sich festsetzt, und dass der Wille hierbei keine Rolle spielt.

Wenn nun aber der Zwangsvorgang gebildet ist, lastet die Idee auf dem Bewusstsein, stört das Seelenleben und beherrscht die Gedanken, während die Emotion die organischen Funktionen der Atmung, der Zirkulation, der Verdauung, der Sekretion, der Motilität usw. stört. Was geschieht nun? Bei dem Individuum, das durch dieses fremde und parasitäre Element irritiert, beunruhigt und verwirrt ist, entsteht nun die Abwehrreaktion, und diese ist eine willkürliche. Die ganze Persönlichkeit revoltiert gegen den inneren Feind, der sich ohne ihre Zustimmung erhoben hat, will das Aktionsmittel anwenden, das sie besitzt, um ihre Operationen auszuführen: dieses Mittel ist der Wille. Sobald sich der Zwangsvorgang aufgedrängt hat, bäumt sich der Wille dagegen auf, und zwischen den zwei Gegnern beginnt nun der Kampf.

Zwei Möglichkeiten bieten sich nun dar. Entweder ist das Individuum apathisch, indolent, schwach, ohne Kraft und ohne Beharrlichkeit. Unter diesen Umständen wird der Wille vollkommen unfähig sein, einen Kampf gegen den Zwangsvorgang zu unternehmen. Er wird kapitulieren, er wird den Hemmungen, den emotionellen Trieben sich fügen und nachgeben. Er wird zum Sklaven des Zwangsvorganges. Dies ist es, was ich bei den meisten schweren Zwangsvorgängen festgestellt habe, die ich beobachtet habe. Eine auf ihr früheres Leben sich erstreckende Untersuchung, die vorgenommen wurde, nachdem ich mir über ihre gewöhnlichen Willenseigenschaften Rechenschaft gegeben hatte, liess stets feststellen, dass es sich in Wirklichkeit um Abuliker handelte, sei es,



dass sie niemals einen energischen Willen besessen hatten, sei es, dass die Ursachen, die den Zwangsvorgang hervorgerufen hatten, seelische Erschütterungen, Aerger, verschiedene Krankheiten usw. gleichzeitig ihre Kraft und ihren Willen vermindert hatten.

Ein Beispiel. Ein Mann von achtundzwanzig Jahren wird von einer sonderbaren Zwangsvorstellung, betreffend die Herzen von Tieren, beherrscht, die auf der Fleischbank der Schlächtereien ausgelegt sind. Er denkt unaufhörlich daran. Auf der Strasse ist seine Aufmerksamkeit einzig auf die Schlächterläden gerichtet. Gleichzeitig sucht er sie und fürchtet sie. Wenn er eine Schlächterei bemerkt, ist es ihm unmöglich, nicht hinzulaufen, um dort die Herzen anzusehen. Wenn diese noch ganz sind, ist alles gut, dann ist er für einen Augenblick ruhig; aber wenn sie zerschnitten sind, wie es so oft vorkommt, empfindet er einen wirklichen Schmerz über diese Entweihung des Organes, das in seinen Augen im wahrsten Sinne des Wortes edel ist. Um dieses Bild auszulöschen, sucht er andere Herzen auf, die noch unversehrt sind, um sich zu beruhigen. Und indem er alle seine sonstige Beschäftigung aufgibt, läuft er die Strasse entlang, indem er andere Schlächtereien aufsucht. Wenn er keine Befriedigung gefunden hat, kann er die ganze Nacht nicht schlafen, und am folgenden Tag beginnt er von neuem aufs Geratewohl.

Dieser Mann ist ein konstitutioneller Astheniker, psychisch schwach, hat niemals Mut oder Willen gezeigt. Eine Anstrengung würde genügen, der Anziehungskraft zu widerstehen, die die Schlächtereien, die er bemerkt, auf ihn ausüben. Aber niemals ist er zu einer solchen Anstrengung fähig gewesen.

Ein weiteres Beispiel: Es handelt sich um einen Mann von 70 Jahren, der seit zwei Jahren von der abergläubischen Vorstellung der Ziffer 26 beherrscht wird. Verschiedene Fälle von Untreue hätten ihm gezeigt, dass diese Zahl 26 — zweimal 13 — für ihn verhängnisvoll wäre, und ein Traum habe ihm gesagt, dass diese Ziffer auch seinen Tod ihm anzeigen sollte. Er behauptet ferner, dass unaufhörlich diese Ziffer ihm vor die Augen tritt. Die Zahl von Droschken, von Omnibussen, von Waggons, die er sieht, enthalten, sagt er, diese Ziffer. Seine Wäsche kommt zurück von der Wäscherin mit dem Zeichen 26. Sein schlimmstes Unglück ist ihm in einem Hause passiert, das die Nummer 26 trug. Wenn er ein Buch zufällig öffnet, behauptet er, dass es am häufigsten die Seite 26 ist, die ihm erscheint. Kurz und gut: die Zahl 26 verfolgt ihn wie eine beständige Todesdrohung.

In seiner Unruhe und da er unbedingt von der Bedeutung an den Wert dieser Warnung gefesselt wird, bringt er Stunden hin, Bücher zu öffnen, die Nummern der Wagen oder der Omnibusse, die vorbeifahren, zu beobachten. Wenn dann die 26 kommt, ist er verzweifelt. Wenn es eine andere Zahl ist, ist er für eine Stunde beruhigt. Aber dann kommt die Unruhe von neuem, und er fängt wieder an. Ich habe versucht, von diesem Manne zu erreichen, dass er diesen vielfachen Versuchungen widersteht und auf sie verzichtet; ich war überzeugt, dass sich mit ihrer Unterbrechung die Zwangsvorstellung abschwächen würde. Er ist vollkommen unfähig gewesen, sich zu beherrschen. Selbst in meiner Wohnung, in meinem Sprechzimmer, vor meinen Augen konnte er sich nicht enthalten, mit Gewalt ein Buch zu ergreifen, das auf meinem Tische lag, es zu öffnen, um zu sehen, ob sich nicht die Zahl 26 darbieten würde.

Meine anamnestische Untersuchung über diesen Mann hat gezeigt, dass er stets ein sanfter, schwacher und passiver Charakter gewesen ist. Kürzlich hat er sich von einer Familie beherrschen lassen, die unter dem Scheine der Freundschaft versuchte, sich seines Erbes zu bemächtigen. Obwohl er gar keine Illusionen über ihre Gefühle und Absichten hatte, wäre er doch unfähig geblieben, sich dem zu entziehen, wenn

nicht ein Zornausbruch, der bei Gelegenheit einer Diskussion vorkam, ihm den augenblicklichen Anlass dafür gegeben hätte, zu entfliehen.

Ich berichte weiter das Beispiel von einer Frau, die von der Furchtvorstellung vor der Beschmutzung beherrscht wird. Unaufhörlich hat sie Furcht, sich auf der Strasse, im Wagen zu besudeln oder schmutzige Gegenstände anzufassen. Um sich zu reinigen, lässt sie ihre Kleider, sobald sie zurückgekehrt ist, gründlich säubern, nachher läuft sie, selbst die Hände zu waschen. Aber aus Furcht, die Hände nicht genügend gereinigt zu haben, beginnt sie dann diese Operation von neuem, unaufhörlich, indem sie Stunden hindurch ihre Hände abseift. Sie ist unfähig, sich vom Waschbecken zu entfernen, so dass ihre Haut buchstäblich entzündet und mit aufgesprungenen Schrunden bedeckt ist. Ich habe versucht, bei dieser Frau es zu erreichen, dass sie ihrem Trieb, sich zu waschen, widerstehe. Meine Mahnungen, meine Suggestionen, meine Ueberredungskünste haben nichts bewirkt; nur Gewalt hätte sie davon abhalten können.

Diese Frau war ehemals sehr energisch, sie hat in ihrem Leben Willensakte vollbracht und eine seltene Beharrlichkeit gezeigt. Aber infolge einer emotionellen Krise, in der sie seit zwei Jahren lebt, ist ihr Wille vollständig geschwunden, ebenso wie gleichzeitig ihre Zwangsvorstellung zugenommen hat. Gegenwärtig ist sie ebenso unfähig, einen Entschluss zu fassen oder eine schwierige Handlung auszuführen, wie mit dem Waschen der Hände aufzuhören.

Bei allen Individuen besteht also eine Zwangsvorstellung, die sich als Angstemotion entwickelt hat, und sie verstärkt sich infolge des unzureichenden Willens so, dass sie davon beherrscht werden.

* * *

In der zweiten Gruppe, die wir jetzt betrachten wollen, findet sich die Zwangsvorstellung bei Individuen mit festem und ausdauerndem Willen. Dann tritt dieser Wille in einen Kampf mit der Zwangsvorstellung, und oft siegt er. Ich will zwei Beispiele anführen.

Das erste betrifft einen Mann von 35 Jahren, der an der Zwangsvorstellung litt, stets sich zu schämen, wenn er auf die Toilette ging. Dieser Weg schien ihm erniedrigend, er errötete vor sich selbst, wenn er ihn ging und besonders fürchtete er sich ausserordentlich, dass man ihn auf diesem Weg bemerkte. Da er nun fürchtete, es könnte ihn, wenn er im Hause auf die Toilette ging, einer seiner Angehörigen oder seiner Dienstboten sehen, so hatte er sich daran gewöhnt, sein Bedürfnis entweder auf freiem Felde oder in Cafés oder auf Bahnhöfen zu befriedigen, wo er hoffen konnte, unbeobachtet zu sein. Trotzdem beschäftigte ihn diese Funktion lebhaft. Er dachte daran den ganzen Tag, er beunruhigte sich im voraus darüber, wie er am folgenden Tage sein Bedürfnis befriedigen würde.

Ich machte diesem Kranken begreiflich, dass es für ihn durchaus notwendig wäre, die Toilette seines eigenen Hauses zu benützen, selbst auf die Gefahr hin, dass er irgend jemand begegnete, und dass er um keinen Preis vor seiner Phobie kapitulieren, sondern sie beherrschen und überwinden müsse. Er hörte auf mich und befolgte meine Ratschläge. Und da im allgemeinen jeder über die Zwangsvorstellung durch den Willen davongetragene Sieg die erstere vermindert, den zweiten verstärkt, konnte er nach ungefähr einem Monat, wo er beharrlich meinen Ratschlägen folgte, normal handeln, und er hatte beim Gedanken an die Toilette nur noch ein leichtes Unruhegefühl.

Der zweite Fall zeigt noch deutlicher, was ein starker Wille einer Zwangsvorstellung gegenüber erreichen kann.

Ein 38jährig. Beamter aus der Provinz, den ich früher wegen einer Errötungsangst behandelt hatte, die geheilt wurde, wurde 10 Jahre später von der Zwangsvorstellung beherrscht, ein Kahlkopf zu werden. Obwohl er nur sehr wenige Haare verlor, empfand



er einen solchen Schrecken vor der Kahlköpfigkeit, dass seine Seele niemals ruhig wurde. Unaufhörlich prüfte er seinen Kopf, um den Zustand seiner Behaarung festzustellen und zu sehen, ob er nicht kahlköpfig würde. In jedem Kleidungsstück hatte er einen Taschenspiegel, mit dem er sich heimlich, wohl hundertmal am Tage, unter allen möglichen Umständen betrachtete. Vor jedem Spiegel blieb er stehen, um sich gewissenhaft zu studieren. Natürlich nahm er auch Zuflucht zu verschiedenen Heilmitteln. Zuerst zu allen möglichen Wachsmitteln gegen die Kahlköpfigkeit. Dann benutzte er eine Perücke und dgl. mehr. Diese Versuche führten aber zu keinem Resultat. Gereizt gegen sich selbst, im höchsten Grade aufgebracht gegen diese stumpfsinnige Zwangsvorstellung entschloss er sich, sich durch den Willen zu heilen. Ueberzeugt davon, dass, je weniger er seinen Kopf betrachtete, um so weniger er daran denken und sich beunruhigen würde, und dass die volle Unterdrückung jeder Prüfung die Zwangsvorstellung, allmählich schwinden lassen würde, sprach er gegen sich selbst das Urteil, er wolle sich niemals mehr in einem Spiegel anschauen. Alle seine Taschenspiegel warf er weg, die seines Ankleidezimmers wurden entfernt. Beim Friseur hielt er eine Zeitung vor das Gesicht, um sich nicht mehr im Spiegel zu sehen. Wenn er einen Spiegel sah, wendete er stets den Kopf. Als er über diese Anfechtungen den Sieg davongetragen hatte, unterwarf er sich noch schwierigeren Willensübungen. Er zwang sich, ganze Stunden vor einem Spiegel zu bleiben, dort zu lesen oder zu arbeiten, ohne sich jemals anzusehen. Niemals gab er der Versuchung nach. Der Kampf dauerte ein ganzes Jahr, während dessen er niemals mehr sein Gesicht anschaute. Am Ende dieses Jahres war die Zwangsvorstellung geschwunden. Die Kahlköpfigkeit war ihm gleichgültig, er fühlte sich geheilt.

Wie diese Beispiele deutlich zeigen, kann ein fester Wille, der beständig zur Geltung gebracht wird, eine Zwangsvorstellung unterdrücken und besiegen.

Unglücklicherweise sind nicht alle Zwangsvorstellungen der Ueberwindung durch den Zwang des Willens zugänglich. Das Gebiet des Willens ist beschränkt. Er besteht schliesslich nur darin, dass wir die Macht haben, auf unsere willkürliche Muskulatur zu wirken, unsere Aufmerksamkeit auf einen Gedanken oder eine Handlung zu richten. Wenn es sich also darum handelt, einem Triebe zu widerstehen, eine Hemmung zu besiegen, dann wird der hinreichend kräftige Wille gewonnenes Spiel haben. Aber im Gegensatz dazu gibt es ein grosses Gebiet, das der Kontrolle des Willens entzogen ist. Es ist das der Emotionen, der visceralen Funktionen, der Sekretionen usw. Hier muss der Wille auf die Herrschaft verzichten. Nun können aber auch diese Erscheinungen Gegenstand eines Zwangsvorganges sein, dies ist z. B. beim emotionellen Erröten der Fall. Es hat keinen Zweck, nicht erröten zu wollen. Man kann dem nicht entgehen, da der emotionelle Reflex des Errötens der Herrschaft des Willens entzogen ist. Dies ist der Fall bei der emotionellen Impotenz, die nichts anderes ist als die Zwangsfurcht vor dem Fehlen der Erektion. Im Augenblick der sexuellen Beziehungen mag man, wenn die Angst kommt, dass die Erektion ausbleibt, diese wollen. Je mehr man das will, um so weniger kommt sie. Dies ist auch der Fall bei der Angst (Trac) der Künstler, die die Kehle zusammenschnürt, den Mund trocken macht, ein Erstickungsgefühl verursacht, Zittern herbeiführt usw. Keine Anstrengung kann es hindern, dass diese Störungen auftreten.



Es gibt also ein Gebiet, wo die Herrschaft des Willens vollständig ausgeschlossen ist. Man darf hier auch nicht auf eine Erziehung des Willens rechnen, um den Zwangsvorgang zu beherrschen. Hier muss man zu anderen therapeutischen Mitteln greifen. Aber in diesen Tatsachen finden wir einen vollkommen schlüssigen Beweis, dass die Willenskrankheit, die Abulie, nicht die Grundlage des Zwangsvorganges ist.

* * *

Als Ergebnis können wir schliesslich sagen, dass der Zwangsvorgang im wesentlichen eine Störung emotioneller Natur ist, die auf der Angstemotion beruht. Ohne Angst gibt es keinen Zwangsvorgang, und es ist unmöglich, einen Zwangsvorgang, bei dem die Angst ausgeschlossen ist, zu begreifen. Die Angst ist es, die allein den Zwangsvorgang schafft, und die Unzulänglichkeit des Willens hat mit der Psychogenese nichts zu tun.

Aber wenn einmal der Zwangsvorgang ausgebildet und von dem Kranken in genügender Weise festgestellt und ihm bewusst ist, dann können drei Fälle vorliegen. Entweder ist der Patient ein Abuliker ohne Energie, ohne Beharrlichkeit, unfähig gegen die Triebe oder die Hemmungen seines Zwangsvorganges anzukämpfen. Dann besteht der Zwangsvorgang weiter, weil er nicht bekämpft wird.

Oder der Zwangsvorgang hat eine emotionelle, viszerale Reaktion zum Gegenstand, die dem Einfluss des Willens überhaupt entzogen ist. Dann besteht der Zwangsvorgang weiter, weil man selbst mit einem starken Willen ihn nicht bekämpfen kann.

Oder es kann endlich der Zwangsvorgang durch den Willen bekämpft werden. Der Wille beherrscht den Vorgang wirksam. Das ist der Triumph der psychischen Autotherapie.

Nur in einer begrenzten Zahl von Fällen also spielt der Wille eine Rolle bei dem Zwangsvorgang. Niemals hat er etwas mit seiner Genese zu tun, sondern nur mit seinem Bestehenbleiben, und in keinem Fall kann man den Zwangsvorgang als eine primäre Krankheit des Willens betrachten.

---

## Sexo-ästhetische Inversion.

Von Dr. **Havelock Ellis,** London.

Unter „sexueller Inversion“ verstehen wir ausschliesslich eine auf der Grundlage einer angeborenen Konstitution auftretende Abänderung der sexuellen Triebe, wobei sich der Trieb auf Personen desselben Geschlechtes richtet, während alle anderen Triebe und Neigungen die des Geschlechtes bleiben können, dem die Person anatomisch angehört. Es



gibt jedoch eine weitere Art von Inversion, die einerseits viel mehr umfassen kann als die Richtung des Geschlechtstriebes, andererseits diese nicht einzuschliessen braucht. Es ist dies jene Inversion, bei der die Neigungen und Triebe einer Person so geändert sind, dass sie, wenn sie ein Mann ist, die Charakterzüge des Weibes annimmt, ja sogar in übertriebener Form zum Ausdruck bringt. Sie empfindet eine Lust darin, weibliche Eigenschaften zu zeigen und besonders Befriedigung darin, sich wie ein Weib zu kleiden und wie ein solches aufzutreten. Jedoch ist bei dieser Perversion normale geschlechtliche Neigung vorhanden, wenn sich auch in manchen Fällen die allgemeine Inversion stufenweise auf die sexuellen Triebe ausdehnen kann.

Der erste [1]) genau beschriebene Fall, der diesen Zustand entwickelte und typisch schilderte, war der eines Arztes, der 1890 eine Schilderung seines Falles an Krafft-Ebing sandte. Er war verheiratet und hatte keine Neigung zum eigenen Geschlecht, aber seine Gefühle waren weiblicher Natur, und er fühlte sich selbst wie ein Weib. Er war auch in seinem Aeusseren etwas weibisch, doch lagen keine eigentlichen Wahnvorstellungen vor. Krafft-Ebing veröffentlichte den Fall in seiner Psychopathia sexualis und beschrieb ihn als eine Uebergangsstufe zur Metamorphosis sexualis paranoica, d. h. als eine Uebergangsstufe zur Geisteskrankheit. Diese Betrachtung des Falles kann jedoch nicht mehr als richtig anerkannt werden. Wenn ein abnormer, aber doch noch in der Breite der Geistesgesundheit liegender Fall Beziehungen zu einer Geisteskrankheit hat, ohne diese zu erreichen, so mag jene Einordnung dem Psychiater nahe liegen, aber es liegt hier eine Uebertreibung des Standpunktes des Pathologen vor. Der Fall selbst kann jedoch wahrscheinlich als der typischste und vollkommenste, den wir kennen, angesehen werden.

Ich habe Fälle dieser psychischen Anomalie schon seit einigen Jahren kennen gelernt, aber geschwankt, wo ich sie einreihen sollte. Sie schienen mir eine Kombination von Feminismus und Fetischismus zu sein, aber eine solche Einordnung befriedigte nicht, obwohl Krafft-Ebings Irrtum dabei vermieden wurde. In Wirklichkeit liegt in diesen Fällen kein wahrer Fetischismus vor. Die Kleidung an sich wirkt nicht erotisch, nicht einmal dann, wenn eine andere Person sie trägt. Vorbedingung für die erotische Wirkung ist vielmehr, dass die Person

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, dass Westphal bereits 1868 einen typischen Fall dieser Art in der Berliner Med. Psycholog. Gesellschaft vorgestellt und im Archiv für Psychiatrie 1870 veröffentlicht hat. Es handelte sich um einen 27jährigen Mann, der in Frauenkleidern verhaftet wurde und sehr häufig Frauenkleider und andere zur weiblichen Toilette gehörige Gegenstände gestohlen hatte. Von Kindheit auf hatte er einen Drang zum Anlegen von Frauenkleidern. Homosexualität bestand nach Westphal bei ihm nicht. Ich selbst habe bereits in der 1. Auflage meines Buches: „Die Konträre Sexualempfindung“, Berlin 1891, gerade auf diesen Fall Westphals hingewiesen. Albert Moll.



selbst die Kleidung trägt. In einigen Fällen aber spielt sie überhaupt nur eine geringe oder gar keine Rolle.

In den letzten Jahren ist diese Anomalie von Hirschfeld in seinem selbständigen Werke, Die Transvestiten[1]), beleuchtet worden. Hirschfeld betont hauptsächlich die Neigung, die Kleidung des anderen Geschlechtes zu tragen, aber die Fälle, die er mitteilt, gehören offenbar zu derselben Gruppe, wie die, die ich kennen gelernt habe. Hirschfeld schildert die Einzelheiten an einigen Beispielen. Er erörterte sie eingehend und zeigte, dass in den meisten Fällen keine sexuelle Inversion besteht.

Stekel meint in einer interessanten Besprechung von Hirschfelds Buch (Zentralblatt für Psychoanalyse I, 1 und 2), dass Hirschfeld die Neigung zur Homosexualität unterschätze. Hier mögen Meinungsverschiedenheiten herrschen, uns aber scheint es sicher, dass in diesen Fällen die Homosexualität selten und gewöhnlich nur sekundär ist.

Hirschfeld förderte unsere Kenntnisse dieser Anomalie erheblich, indem er die Fälle genau beschrieb und dabei die Auffassung vertrat, dass die Anomalie eher eine einfache, als eine zusammengesetzte Perversion sei und nachwies, dass die spezifische sexuelle Perversion hier eine geringe Rolle spiele, als dass man sie ernstlich berücksichtigen müsste. Es ist jedoch bedenklich, Hirschfelds Ausdruck Transvestitismus anzunehmen, da er nicht nur an sich unbefriedigend ist (selbst vom germanistisch-linguistischen Standpunkt aus), sondern auch deshalb, weil er ausschliesslich die Inversion der Neigungen in der Bekleidungsfrage betrifft und mit Unrecht das Phänomen einschränkt, mit dem wir es hier zu tun haben. Auch Näcke[2]), der gleichfalls den Ausdruck Transvestitismus verwirft und Hirschfelds Untertitel: Erotischer Verkleidungstrieb vorzieht, hat vorgeschlagen, den Zustand als Verkleidungssucht zu bezeichnen. Hirschfeld selbst scheint jetzt geneigt, diesen Namen vorzuziehen, denn er hat ihn in dem Titel einiger späteren Veröffentlichungen gebraucht[3]), wo er neben weiteren Fällen viel ethnographisches und historisches Material über diesen Gegenstand und ausserdem viele interessante Illustrationen veröffentlichte. Ich gestehe jedoch, dass diese Bezeichnung, insoweit sie eine Maskierung andeutet, mir noch unbefriedigender als die andere zu sein scheint.

[1]) Magnus Hirschfeld: Die Transvestiten. Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb. 1910. — [2]) „Zum Kapitel der Transvestiten", Archiv für Kriminalanthropologie. XLVII, 1912, S. 237. — [3]) Hirschfeld und Max Tilke: Der erotische Verkleidungstrieb (Die Transvestiten) 1912; Hirschfeld und Burchard: Zur Kasuistik des Verkleidungstriebes, Aerztliche Sachverständigen-Zeitung Nr. 23 und 24, 1912. Hirschfeld hat anfangs wegen der Nomenklatur dieses Zustandes geschwankt. In dem Buche, Die Transvestiten, erörtert er S. 300 diese Frage. Er verwarf den Ausdruck Sexuelle Metamorphose, gab aber zu, dass Transvestitismus keineswegs den Inhalt der Perversion erschöpft.



Mein Haupteinwurf ist der, dass sie psychologisch durchaus ungenau ist. Die Person, die die Anomalie hat, will durch Anlegung der Kleidung des entgegengesetzten Geschlechtes ihr Inneres weit eher enthüllen. Nur in dieser Kleidung fühlt sie sich in Wirklichkeit als sich selbst. Diese Kleidung sagt ihr zu, in ihr fühlt sie sich heimisch, in ihr fühlt sie sich nicht verkleidet, sondern von der Verkleidung befreit.

Ich schlage deshalb, wenn auch vielleicht nur provisorisch, einen Ausdruck vor, den mir ein geistig hochstehender, diesen Zustand deutlich zeigender Herr nahelegte, nämlich den Ausdruck Aesthetische Inversion oder genauer Sexo-ästhetische Inversion [1]).

Vor einigen Jahren ertrank ein Mann an der Küste von Cornwall. Als man die Leiche auffand, war sie in Frauenkleider gehüllt, die Hände zusammengebunden. Unter den Gegenständen des Mannes wurden im Hotel, wo er wohnte, zahlreiche Kunstmittel für weibliche Toilette und Frauenkleider gefunden. Er war Jurist, war in der Nähe von London als Rechtsanwalt tätig gewesen und wurde von seinen Bekannten als ein normaler Mann mit ruhigen Gewohnheiten betrachtet. Es war kein Anhaltspunkt dafür vorhanden, dass sein Tod gewaltsam herbeigeführt war. Offenbar hatte er vom Standpunkt eines ästhetisch Invertierten (scheinbar mit masochistischen Neigungen) die lustreichste Todesart gesucht.

Ein solcher Fall zeigt einige der Eigentümlichkeiten der ästhetischen Inversion. Er kommt mit Vorliebe bei gebildeten, kultivierten, sensitiven und zurückhaltenden Personen vor. Meistens wird der Zustand vor den Freunden und Bekannten, selbst vor den nächsten Familienangehörigen, verheimlicht. Zuweilen sind Zeichen vorhanden, die an Masochismus oder passive Algolagnie erinnern. Es handelt sich dabei um eine Form von erotischem Symbolismus, die, wenn sie auch im weiteren Sinne des Wortes unter die Inversion fällt, doch Aehnlichkeit mit erotischem Fetischismus hat und bei Leuten vorkommt, die zum Fetischismus neigen. In einigen seiner Züge ähnelt die Erscheinung auch der Art von Autoerotismus, die man Narzismus oder erotische

[1]) Ich gebe zu, dass der Name nicht vollständig befriedigt. Sexo-ästhetische Inversion bezeichnet die Sache recht gut, lässt aber den Einwand zu, dass der Ausdruck aus Griechisch und Lateinisch zusammengesetzt ist. — Aesthetische sexuelle Inversion kann zu Missverständnissen führen, da der Ausdruck scheinbar mit ästhetischer Homosexualität gleichbedeutend sein könnte. Die Person mit der Anomalie, die mir den Ausdruck sexo-ästhetische Inversion nahelegte, schlug auch den Ausdruck Psychischer Hermaphroditismus vor. Aber dies ist nicht ganz genau. Alle diese Leute sind sich gewöhnlich nicht bewusst, die psychische Disposition beider Geschlechter zu besitzen, sondern sie empfinden nur die eines und zwar des entgegengesetzten Geschlechts. Hirschfeld bedauert, dass man nicht die Schwierigkeit lösen kann, indem man den Namen einer gut bekannten Person wählt, die diesem Zustand unterworfen war, wie es bei den Ausdrücken Sadismus und Masochismus geschah. Jedoch sei das deshalb unmöglich, weil keine hierher gehörige Person genügend bekannt ist. Indessen scheint es mir, dass man den Ausdruck Deonismus wählen könnte nach dem wohlbekannten Chevalier D'Eon, der diesen Trieb in ausgesprochener Form gezeigt hat.



Selbstbewunderung nennt. Die ästhetische Inversion kann jedoch nicht mit dem Fetischismus oder auch nur mit dem Narzismus indentifiziert werden. Das Individuum ist in Wirklichkeit weder in einen Fetisch noch in sich selbst verliebt.

Die genaue Natur der ästhetischen Inversion kann nur durch Mitteilung erläuternder Beispiele aufgeklärt werden. Es gibt wenigstens zwei Typen solcher Fälle: einen, der der gewöhnlichste ist, wo die Inversion hauptsächlich auf die Kleidung beschränkt ist, und einen anderen, der weniger häufig, aber vollständiger ist, wo die Aenderung der Bekleidung als etwas verhältnismässig Gleichgültiges betrachtet wird, das Individuum sich jedoch mit seinen physischen und psychischen Zügen, die an das entgegengesetzte Geschlecht erinnern, so identifiziert, dass es sich wirklich diesem Geschlecht zugehörig fühlt, obwohl es über seine anatomische Bildung keine Wahnvorstellungen hat.

Bevor ich einen vollentwickelten Fall von jedem Typus bringe, mag es zum Verständnis der Anomalie beitragen, wenn wir einige Zwischenstufen zwischen ästhetischer Inversion und normalem sexuellen Verhalten betrachten.

Es gibt viele Abstufungen in der Ausdehnung der ästhetischen Inversion. Es kommt sogar vor, dass sie sich nur in den Träumen einer im wachen Zustand absolut normalen Person findet, die nicht die geringste Neigung zu irgend einer Art von Inversion zeigt. Ich will zuerst einen hierher gehörigen deutlich ausgeprägten Fall schildern.

Es handelt sich um eine Frau aus Wales, 29 Jahre alt, seit 2 Jahren verheiratet. Obwohl keine starke Muskelentwicklung besteht, ist sie doch ganz gesund, vollkommen normal, gross und elastisch, von guter Gesichtsfarbe und mit gutem Haarwuchs; sie liebt das Schwimmen und das Landleben, wenn sie auch gezwungen ist, in der Stadt zu leben. Sie ist von etwas erregbarem Temperament, frisch, lebhaft, geistig hochentwickelt. Sie ist ein Typus, wie man ihn gar nicht selten bei ihren Landsleuten findet. Ihre geistige Entwicklung steht sehr hoch, und sie erwirbt sich ihren Lebensunterhalt durch schriftstellerische Arbeiten. Ihre Neigungen und Gefühle sind weiblich, sie besitzt Anziehungskraft für Männer und sie selbst fühlt sich zu ihnen hingezogen. Niemals zu irgend einer Zeit des Lebens hat sie homosexuelle Triebe gehabt, und sie betrachtet solche Dinge mit Horror. Sie hat nie masturbiert oder an den Genitalien gespielt. Bis zur Verheiratung im Alter von 27 Jahren hat sie keine sexuellen Erfahrungen gehabt, weder autoerotische noch andere, mit Ausnahme der Träume.

Vom Beginn des sexuellen Lebens ab, im Alter von 12 Jahren, hat sie erotische Träume gehabt, die gewöhnlich — wie ein Tagebuch, das sie lange geführt hat, zeigt — zwei oder drei Nächte vor der monatlichen Periode auftreten, die gewöhnlich sehr leicht verläuft; mitunter kommt auch eine Periode vor, der der Traum nicht vorausgeht. Diese Träume begleitete vollständige sexuelle Befriedigung, und sie wacht auf, wie sie sagt: „erschauernd von den Sensationen, und ich habe versucht, sie dadurch zu verlängern, dass ich mich auf mein Gesicht auflegte, aber in einigen Minuten sind sie verschwunden."

Die Träume haben jedoch die besondere Eigenart, dass sie, wenn sie träumt, sich im Traume einbildet, ein junger Mann von ungefähr 23 Jahren zu sein, der einem jungen Mädchen den Hof macht. Sie hat niemals einen normalen erotischen Traum einen Mann betreffend gehabt, obwohl sie zuweilen von Küssen geträumt, die auch in Wirklichkeit vorgekommen waren. Tatsächlich träumt sie in allen ihren sehr lebhaften Träumen



selbst wenn diese keinen erotischen Charakter haben, von sich selbst in dieser männlichen Form. (Sie macht nur eine Ausnahme betreffend einen Alptraum, dem sie gelegentlich zugänglich ist, und in dem sie ihre eigene weibliche Persönlichkeit behält und von Zimmer zu Zimmer von einem ekelhaften Weib verfolgt wird.)

„In diesen Träumen," schreibt sie, „fühle ich mich in der Rolle des Mannes. In einem oder zweien dieser Träume habe ich mich berührt und ich fand das verschieden von dem der Frau. Einmal sah ich mich in einem Spiegel und erkannte das Gesicht wie ein schon lange vergessenes[1]). Ich selbst glaube, dass ich einmal ein Junge gewesen sein muss. Wenn ich von einem Mädchen träume, hat dieses stets denselben Typus, doch habe ich nur ungefähr fünfmal das Mädchen im Traum gesehen und nicht ganz deutlich. Ich fühle das Mädchen ganz deutlich mit weicher Haut und sehr vollbrüstig. Das einzige Mal, wo ich es klar genug sah, um mich zu erinnern, hatte es dunkles Haar und helle Hautfarbe, wie ich selbst, aber nicht meine Figur. Sie war klein und dick und hatte ein zauberhaftes Gewand an, eine Art türkisches Gewand mit einem scharlachroten Jackett und goldenen Juwelen; weissen Hosen und eine enganschliessende scharlachrote Mütze auf ihrem langen Haar. Das Kostüm muss ich einem Gemälde entnommen haben, obwohl ich mich des letzteren nicht erinnern kann. All dies hat mit meinem wirklichen Leben nichts zu tun, und selten kommt im wachen Zustande ein solcher Gedanke."

Einige Auszüge aus dem Tagebuch der Frau nach der Verheiratung mögen das Vorkommen der Träume und ihre Natur erläutern.

21. Sept. (Sonnabend). Ich hatte letzte Nacht folgenden Traum: Ich hatte ein starkes Gefühl, konnte aber mein Mädchen nicht sehen.

24. Sept. Monatliche Periode.

20. Okt. (Sonntag). Mein Mädchen kam. Ich sah es in dem scharlachroten und weissen Kostüm liegen. Es war sehr süss, und ich liebte es; ausserdem hatte ich ein starkes Berührungsgefühl, als ich erwachte. Ich küsste das Mädchen sehr viel auf die Brust. Ich hatte das Gefühl, dass dort noch ein jüngeres Mädchen war, ziemlich nahe dem, das ich nehmen sollte, aber ich hielt mich an mein eigenes Mädchen, weil es so hübsch war und mich auch stets so gut leiden konnte.

22. Okt. Monatliche Periode.

12. Nov. Traum mit einem Mädchen. Ich konnte es nicht sehen.

18. Nov. Monatliche Periode.

13. Dez. Traum von der Violine. In diesem Traume war ich so deutlich ein junger Mann, dass er ein Teil des anderen Traumes sein könnte, obwohl ich durchaus kein Mädchen fühlte. Wir waren als eine Touristengruppe, soweit ich mich erinnere, in einem bestimmten Hotel in Wales im Kaffeezimmer. Dort befindet sich ein grosser Spiegel über dem Kaminsims. Ich sah mich in einem grauen Kleid aus Halbtuch und mit einer grauen Mütze. Mein Haar war so dunkel wie gewöhnlich, und ich hatte meine gewöhnliche Grösse, die aber bei mir als Mann geringer erschien. Ich sah mich deutlicher als die anderen Männer und Mädchen, ich weiss nicht, wer da war. Ich fühlte mich durch eines der Mädchen angezogen, obwohl es nur eines aus einer grossen Menge war; ich bemerkte das Mädchen ganz deutlich, die Liebe des jungen Mannes in mir war nicht dieselbe wie mein Gefühl als Weib während meines ganzen Lebens. Ich erinnerte mich später lebhaft daran. Ich fühlte, dass ich mich dieses Mädchens annahm, aber ich sah es nicht. Wir warteten auf den Tee. Es war ein Violinkasten auf einem Tisch an dem andern Ende des Zimmers. Jeder wusste, es war etwas Entsetzliches, und die Mädchen waren erschreckt. Dann hob sich der Deckel des Violinkastens ohne berührt zu werden und alle gerieten in einen Zustand des Entsetzens. Ich (der junge Mann) hatte ein Gefühl, dass ich auf dem Kaminteppich, den Rücken zum Spiegel gewendet, stehen musste. Ich sah meine eigene Schulter und die

[1]) Dieses paramnestische Gefühl ist (wie ich in The World of Dreams betont habe), etwas ganz Gewöhnliches im Träumen, es bezieht sich sogar auf die unbedeutendsten Einzelheiten.



Rückseite meines Kopfes im Spiegel. (Ich weiss aber nicht, wie ich das bewerkstelligte.) Ich hielt meine linke Hand, wie wenn ich spielte (ich habe niemals Violine gelernt) und wartete. Ich fühlte, dass das Mädchen auf mich schaute, und ich war traurig, dass es so erschreckt war. Dann flog die Violine plötzlich wie ein Vogel durch die Luft von dem andern Ende des Kaffeezimmers, kam direkt auf mich zu und schob sich unter mein Kinn in die richtige Lage zum Spielen. Ich hielt meinen andern Arm abwärts an meiner Seite, und die ekelhafte Violine spielte ein Lied, wie wenn irgend ein anderer den Bogen führte, aber es war gar kein Bogen und auch kein Mensch da. Sie spielte dasselbe Lied zweimal durch und dann fiel sie aus meiner Hand. Ich wendete mich zu dem Mädchen als ich erwachte. Es war ein aussergewöhnlich lebhafter Traum. Ich selbst, das Zimmer und die Violine waren ebenso deutlich wie im wirklichen Leben. Mein Gefühl für das Mädchen war sehr stark, nur die andern Leute bildeten einen unklaren Haufen.

15. Dez. Monatliche Periode. Ich hatte eine ziemlich schlechte Zeit.

23. Februar, folgender Traum: Ich sah ihre Schultern, ihre Brust und ihr Gesicht. Sie hielt mich fest mit ihrer Hand herunter und stiess mich dabei. Ich erwachte mit Schmerz. Dieser Schmerz lastete in hohem Grade auf mir, und zwar empfand ich ihn in der Lendengegend wie einen akuten Krampf. Ich berührte mich nicht, beide Arme lagen um meinen Gatten, der schlief. In ungefähr fünf Minuten schwand dieser Schmerz. Vor dem Frühstück kam die monatliche Periode, die Zeit verlief gut.

Diese erotischen Traumerlebnisse hatten in den Augen der Dame infolge der Umstände, die ihrer Heirat folgten, zuletzt eine gewisse Bedeutung gewonnen. Sie liebte ihren Mann sehr, aber die erwarteten Erregungen beim Verkehr blieben aus. Das Gefühl beim ehelichen Verkehr, obwohl angenehm, soweit es überhaupt bestand, konnte nicht mit dem in den Träumen verglichen werden. Der Gatte, der vor der Ehe ohne Erfahrung gewesen war, kannte das sexuelle Leben der Frauen nicht und wusste nichts von der Liebeskunst. Es war ihm nicht nur nicht gelungen, seines Weibes erotische Emotionen zu erregen, er wusste nicht einmal, dass sie geweckt werden mussten, und dass noch etwas anderes als die blosse Einführung des Gliedes und die Ejakulation erwartet wurden. Nachdem sie Rat gesucht hatte, führte sie schnell das aus, was fehlte. Sie nahm die Sache selbst in die Hand, unterrichtete ihren Gatten, der willig folgte und nach dem letzten Bericht wurde der geschlechtliche eheliche Verkehr recht bald, wenn auch nicht ganz, so doch fast ebenso befriedigend wie die Traumerlebnisse.

In diesen Traumerlebnissen sehen wir die ästhetische Inversion bis zu solcher Höhe ausgebildet, wie sie im wirklichen Leben nur bei einer Geisteskrankheit möglich ist. Wir sehen ein Individuum, das nicht homosexuell, sondern heterosexuell ist. Der interessante Punkt in diesen Träumen ist die anscheinend vollkommene Trennung vom wirklichen Leben. Es leuchtet wohl ein, dass die Person selbst den Ursprung des systematischen Wahnes, den sie in ihrem Traumleben zeigt, nicht erklären konnte. Sie war in ihrem Bericht offenbar ängstlich darauf bedacht, nur nichts zu verheimlichen, wenn es auch trivial wäre. Ihr Motiv für die Führung eines Tagebuches über die Träume war der Wunsch, den Sinn der Träume zu entdecken. Es ist möglich, dass eine



genauere, psychologische Forschung einen Schlüssel für die erste Bildung des Traumsystems gegeben hätte. Aber dies war nicht möglich. Als sie sah, wie schwierig die Beantwortung der Frage war, derentwegen sie Rat suchte, kam sie mir aus den Augen.

Soweit wir über den Mechanismus des Traumsystems nach den zur Verfügung stehenden Merkmalen urteilen können, kann es scheinen, dass er durch die sexuellen infantilen Träume herbeigeführt werde, die dem Alter entsprechen, in dem das Traumsystem entstand. Die aggressive Tendenz, die homosexuelle Neigung sowie die zum Narzissmus, die zur Pubertätsentwicklung oder zu einer noch früheren Periode gehören, treten in diesem Traumsystem klar hervor. Mit Beziehung auf den Narzissmus bemerkt die Person, dass ihr Traummädchen, wenn es gesehen wurde, nicht in allen Beziehungen ihrem eigenen wachen Ich entsprach, aber die charakteristischsten Eigenschaften des Traummädchens waren sicher die, die die Träumerin in wachem Zustand am meisten bei sich selbst schätzt. Die Transformation des Geschlechtes bleibt noch zu erklären. Es könnte scheinen, dass sie eine Erfindung des Unterbewusstseins war, wobei die Neigung zur Aggression, zur Homosexualität und zum Narzissmus freies Spiel haben mögen. Man möge sich aber auch erinnern, dass der Wunsch, ein Knabe zu sein, in Wirklichkeit bei jungen Mädchen, selbst bei Mädchen von ganz weiblicher Konstitution, etwas Gewöhnliches ist[1]).

Diese ästhetische heterosexuelle Inversion im Traumleben ist nach ihrer ganzen Natur eine Erscheinung, die im gesunden, wachen Leben nicht vorkommen kann. Wenn wir uns nun zum wachen Leben wenden, müssen wir einen anderen Ausgangspunkt nehmen. Meines Erachtens ist der nächste Fall, den ich anführe, die teilweise Annäherung an die ästhetische Inversion.

J. G., 35 Jahre alt, verheiratet. Vater nervös-störrische Natur, sehr schnell Launen unterworfen; Anfälle von Wut werden schnell und leicht erzeugt, aber ebenso leicht überwunden. Die Mutter von ziemlich phlegmatischem Typus. Die beiden Brüder und eine Schwester scheinen normal gewesen zu sein; eine Schwester sehr religiös.

Als Kind war er schnell Stimmungen unterworfen, aber er beherrschte Neigungen und Abneigungen sehr stark. Er glaubte, dass man ihn mitleidslos, nur um ihn in Wut zu bringen, quälte, wenn man ihn so häufig durch Schläge strafte. Im Alter von 7 Jahren wurde er sehr befreundet mit einem kleinen Mädchen, dem Kind eines Nachbars, und es machte ihm Vergnügen, das Mädchen zu liebkosen und zu küssen. Sie trafen sich stets im geheimen, und taten das, bis ein Kindermädchen es entdeckte und seine Mutter benachrichtigte, dass er sehr frühreif wäre. Er wurde bestraft, wusste nicht weshalb, kam aber zu dem Schlusse, dass Küssen und Mädchen etwas Schlechtes

[1]) Maeder („Ueber zwei Frauentypen", Zentralblatt für Psychoanalyse I, 12, 1911) schreibt dem, was er den Klitoristypus der Frau nennt, eine Neigung zu, in der Pubertät zu wünschen, ein Junge zu sein und Traumphantasien zu haben, in denen sie den männlichen Teil besonders in sexueller Beziehung spielt. Der eben geschilderte Fall entspricht jedoch Maeders Klitoristypus der Frau nur in sehr geringer Ausdehnung.



seien. Es wurde ihm aus irgend welchen unbekannten Gründen nicht erlaubt, mit Kindern seines Alters zu spielen. Er glaubt aber, dass seine Mutter dachte, er könnte selbst durch den unschuldigen, dabei entstehenden Verkehr befleckt werden. Man überliess ihn sehr viel sich selbst, und da er ein aufgeweckter Knabe war, lernte er bald lesen. Wenn er nicht in der Schule war, verbrachte er die Tage damit, über manchen Büchern, die nicht für Kinder geschrieben waren, in der Bibliothek zu brüten. So las er Uebersetzungen von Maupassant, Balzac usw. Sein besonderer Liebling war der Heptameron, von dem er eine gut illustrierte und nicht kastrierte Ausgabe las. Er lernte französisch und im Alter von 11 Jahren konnte er es gut lesen So wurde er auch fähig, in anderen Werken zu schmökern, die ihm bisher verschlossen waren. Er liebte es auch mit Werkzeugen zu hantieren und konstruierte mehrere ziemlich sinnreiche Mechanismen. Die Lust hierzu suchten ihm seine Eltern zu nehmen. Er begann nun nebelhafte Vorstellungen von geschlechtlichen Dingen zu gewinnen. Auf Grund einer von ihm gestellten Frage über den Unterschied zwischen einem Knaben und einem Mädchen wurde er nun zur Schule geschickt. Offenbar trafen seine Eltern eine weise Wahl, da der Lehrer ein freundlicher, väterlicher Arzt mittleren Alters war, der, wie es schien, die Arbeit der kindlichen Seele verstand, und dem Knaben viele Dinge erklärte, die er als schmutzig anzusehen begonnen hatte. Zu seinem Unglück starb der Lehrer, nachdem er die Schule nur während zweier Kurse geleitet hatte.

G. war jetzt 13 Jahre alt, und die Pubertät begann sich anzukündigen. Er war sehr trübsinnig und verzagt und hatte Selbstmordgedanken. In dieser Zeit begann er zu masturbieren. Er kam dazu nicht durch die Verführung, sondern von selbst, und er fühlte sich dadurch jetzt viel besser. Er sehnte sich sehr danach, ein Mädchenkleid zu sehen, und zwar besonders, als er ohne Zeremonien aus seiner Schwester Zimmer während sie mit ihrer Toilette beschäftigt war, herausgeworfen wurde. Als er ein oder zwei Dienstmädchen gebeten hatte, dass sie ihm gestatten möchten, sie beim Ankleiden zu sehen, hatten sie gelacht, ihn einen schlechten Jungen genannt und ihm gedroht, sie würden es seinem Vater sagen.

Eines Abends wurde er allein zu Hause gelassen, die übrigen Mitglieder der Familie waren ins Theater gegangen. Zufällig brauchte er für irgend einen Zweck eine Nadel. Er ging die Treppe hinauf und trat beim Suchen danach in die Nähstube ein. Das in Frage stehende Zimmer war mit Winkeln versehen, und als er sich bei einer Ecke umdrehte, erstaunte er über das, was er sah. Vor dem grossen Spiegel stand das Hausmädchen seiner Mutter und war mit dem Zuschnüren ihres Korsetts beschäftigt. Sie war nur wenig bekleidet, und sie kam ihm wie eine liebliche Vision vor. Da er anscheinend nicht bemerkt wurde, blieb er stehen und schaute fasziniert hin. Als sie endlich mit dem Schnüren fertig war, band sie die Schnüre zu, und dann walzte sie im Zimmer herum, die Hände auf den Hüften, wobei sie schliesslich ihn mit scheinbar grosser Ueberraschung entdeckte. „Oh, Herr Jean, Sie sind ein unartiger Junge!“ Und als sie ihn dann betrachtete, fragte sie ihn: „Wie alt sind Sie?“ Auf seine Antwort, dass er 13 Jahre alt sei, erwiderte sie: „Gut, wenn Sie so wie ein französischer Knabe sind, sind Sie ja alt genug.“ Sie küsste ihn leidenschaftlich, legte einen Arm um seine Taille und forderte ihn auf, sich auf das Ruhesofa zu legen, auf das sie sich selbst nun hinwarf, worauf sie ihn in die Geheimnisse des Beischlafs einweihte. Er hatte keine Ejakulation, noch empfand er ein solches Vergnügen dabei wie bei der Masturbation. Da bei ihm die Erektion noch fortbestand, führte sie die Fellatio aus und schickte ihn dann weg. Dieses Mädchen verfolgte den Knaben im nächsten Jahr, kleidete ihn wiederholt in Mädchenkleider einschliesslich einem eng geschnürten Korsett und kohabitierte mit ihm. Er beobachtete, dass das Vergnügen für ihn in diesen Fällen stark vermehrt war. Diese Liaison wurde schliesslich entdeckt, und man schickte ihn in eine Militärschule. Mit 19 Jahren kam er zur Universität; bei vielen Gelegenheiten besuchte er nun Prostituierte, aber niemals führte er mit Erfolg den Koitus aus, da die Erektion nicht eintrat. Die Masturbation wurde fortgesetzt. Er bestand die Prüfungen mit Auszeichnung und ging nach der Graduierung ins Ausland.

Als er auf dem Dampfer war, wurde eine Liebhaber-Theatervorstellung veran-



staltet, und ihn wählte man dazu aus, ein burleskes altes Mädchen zu spielen. Als er sich zu diesem Zwecke ankleidete, bemerkte er, dass er eine starke Erektion bekam, als er sich in das Korsett einschnürte. Diese Tatsache erzeugte eine Reihe von Gedanken. Als er in London ankam, kaufte er so schnell als möglich ein Korsett, und mit ihm unter dem Arm begab er sich sofort zu einem Spaziergang nach Piccadilly. Er machte sehr bald die Bekanntschaft einer reizenden Demimondaine und begleitete sie in ihre Wohnung, wo er beim Auskleiden, und als sie ihn stark schnürte, mit Vergnügen fand, dass seine Vermutung richtig war und dass eine starke Erektion folgte. Mehrere Male koitierte er mit ihr, und er entdeckte dabei, dass Erektion bei ihm auch eintrat, wenn er dem Mädchen das Korsett zuschnürte. Da er sehr sinnlich war, schloss er sich mehr und mehr Prostituierten an. Er blieb über ein Jahr fort. Bei seiner Rückkehr traf er eine reizende junge Dame, in die er sich verliebte, und die er schliesslich heiratete. Er erzählte ihr erst nach der Verheiratung von seinen Perversionen. Er gestand ihr seine Unfähigkeit, die Ehe ohne den Korsettreiz zu vollziehen. Sie gab seinen Bitten nach und schnürte ihn in ein Korsett. Auf seine dringende Bitte schnürte sie sich auch selbst eng in ein Korsett, indem sie eine Taille von 26 Zoll ihm zu Gefallen in ein Korsett von 18 Zoll einzwängte. Er koitierte mit ihr nie, ausser wenn sie ein Korsett trug, das er ihr zugeschnürt hatte, oder wenn er selbst eins trug. In den letzten Jahren haben beide ein solches getragen. Er war unersättlich in seinen sexuellen Wünschen. Drei Jahre hindurch führte er den Koitus zweimal täglich aus ausser in der Zeit, wo seine Frau menstruierte. Bei der Unterhaltung mit verschiedenen verheirateten Frauen seiner Bekanntschaft erfuhr sie genügend, um festzustellen, dass ihres Gatten sexuelles Leben ganz sonderbar war. Sie befragte einen Arzt über ihn, und endlich überredete sie ihren Gatten, ebenfalls einen Arzt um Rat zu fragen. Er wollte sich aber einer physischen Untersuchung nicht unterziehen, obwohl er äusserlich durchaus nicht effeminiert war; er war wohl gebaut und anscheinend muskulös. Er hatte ein neuropathisches Auge, und es bestand auch ein leichtes Zittern in den Händen und Fingern. Er fragte, ob irgend etwas geschehen könnte, ihn geschlechtlich normal zu machen. Man riet ihm zur Hypnose, aber er gestattete kein Experiment. Später liess sich seine Frau von ihm scheiden.

Dieser Fall kann ruhig zum Korsettfetischismus gerechnet werden. Er zeichnet sich aber dadurch aus, dass er sich der ästhetischen Inversion nähert, dass der Mann sich nicht nur bei der Frau, die er liebt, zum Korsett hingezogen fühlt, sondern dass er es als etwas Wesentliches fühlt, selbst ein Korsett tragen zu müssen. In dieser Ausdehnung charakterisiert die Kleidung seinen psychischen Zustand [1]).

Der nächste Fall ist ein gut entwickeltes Beispiel von Verkleidungstrieb oder Transvestitismus, wie ihn Hirschfeld versteht. Die Person wusste nichts von Hirschfelds Buch, das erst einige Jahre später veröffentlicht wurde und glaubte, wie viele Personen mit psychosexuellen Anomalien, selbst der gewöhnlichsten Art, dass sie die einzige

[1]) Die Tatsache, dass Fetischismus in einigen Fällen wirklich einen Uebergang zur ästhetischen Inversion oder ein Anfangsstadium davon bildet, ist durch verschiedene Fälle, die veröffentlicht worden sind, klar geworden. So in einem wohlentwickelten Fall von Fuss- und Korsettfetischismus bei einem 22jährigen Studenten, den K. Abraham studierte (Jahrbuch für Psychoanalytische Forschungen, 1912, S. 557 ff.), wo ein Knabe eine Frau zu sein wünschte, aber nicht um die sexuellen Funktionen einer Frau auszuüben, sondern nur um sich als Weib zu kleiden. In einem sehr vollständig entwickelten Fall, den Hirschfeld und Burchard studierten (Aerztliche Sachverständigen-Zeitung, 1912, Nr. 23 u. 24) handelte es sich um einen wohlausgebildeten Schuhfetischismus, der der Entwicklung der ästhetischen Inversion vorausging und zu ihr hingeleitet zu haben scheint.



von dieser Art wäre[1]). Man findet jedoch in Hirschfelds Buch viele ganz ähnliche Fälle.

A. T., 80 Jahre alt, Künstler. Es ist der letzte aus einer alten Familie. Seine Eltern und anderen Verwandten sind, soviel er weiss, normal gewesen. Er selbst wird von seinen Freunden als ein gewöhnlicher gesunder Mann betrachtet, und keiner von ihnen hat Verdacht, dass er nicht normal sei. Indessen sagt er: „Jeder Nerv in meinem Körper scheint es auszuschreien, dass ich trotz meiner äusserlich männlichen Formen in Wirklichkeit weiblich bin, und ich sehne mich nach weiblicher Kleidung, nach weiblicher Gestalt, nach weiblichen Vergnügungen und weiblicher sexueller Befriedigung."

„Meine sexuellen Gefühle begannen", so schreibt er, „soweit ich mich erinnern kann, ausserordentlich früh. Mit ungefähr 4 Jahren entdeckte ich, ich weiss selbst nicht wie, dass das Anfassen meines Gliedes ein angenehmes Gefühl und eine Erektion erzeugte, und dass ich nach kurzer Manipulierung daran einen Gefühlsspasmus hervorbringen konnte, der noch genussreicher war. So ergab ich mich, lange bevor ich sonst etwas über das Geschlecht wusste, leidenschaftlich dieser Art Lust, obwohl ich es mit einer Art von instinktivem Gefühl, dass es „unartig" war, sorgfältig verbarg. Später entdeckte ich, dass es sehr angenehm war, teilweise oder ganz nackend zu sein, und in diesem Zustand, meine blossen Schenkel oder meinen blossen Körper in Berührung mit allen Arten von leblosen Gegenständen zu bringen. Ich erinnere mich, dass ich als kleiner Junge in Kinderröckchen, die ich, nach meiner Erinnerung, bis zum Alter von 7 oder 8 Jahren trug, meine Unterhosen herabstreifte, um nackend mit meinen Schenkeln zu gehen, und dass ich zwischen sie alle Arten von Dingen, wie Kissen, Flaschen, Zinngefässe oder die Tischbeine presste, was dann stets eine Erektion und ein ähnliches Vergnügen verursachte, das, wie ich durch das Bekenntnis einer Frau hörte, sie erfahren hatte, als sie ähnliche Dinge zwischen ihre Beine klemmte. Noch schöner war es, wenn ich mich ganz entblösste, mich dann auf dem Boden oder im Bett herumwälzte und dabei meine Brüste oder meine Schenkel kitzelte, wobei ich die eintretende wollustbetonte Erektion des Gliedes geniessen konnte. Ich hatte noch kein Wissen über das andere Geschlecht, und ich tat, wie schon gesagt, diese Dinge stets wenn ich allein war, obwohl ich im allgemeinen mehr Vergnügen empfand, wenn ich es an solchen Orten tat, wo zu anderen Zeiten auch andere Leute waren. Infolgedessen zog ich es vor (wenn ich allein zu Hause war), mich im Wohnzimmer statt in meinem Schlafzimmer zu entblössen, wo ich es doch ohne Gefahr tun konnte, und ich rannte dann gern durch das ganze Haus ganz nackend treppauf, treppab. Diese Vorliebe für das Nackte und das Zurschaustellen hat bei mir zugenommen und hat mich dazu getrieben, allerlei merkwürdige Dinge zu treiben. Ich tat das an allerlei Plätzen, innerhalb wie ausserhalb des Hauses, wobei ich oft stark Gefahr lief, entdeckt zu werden, was jedoch den Reiz und das Pikante meiner Handlungen nur zu vermehren schien.

Während ich mit dieser Neigung für Nacktheit und Entblössung zum Knaben aufwuchs und der Gewohnheit der Selbstbefleckung beständig nachgab und ausserdem als Kind sehr verwöhnt wurde, wurde ich zu meinem Schrecken in sehr vielen Richtungen ein Weichling, weibisch und mädchenhaft in meinen Gefühlen und Gewohnheiten. Trotzdem entwickelte sich nach einiger Zeit eine grosse Vorliebe und Bewunderung für das andere Geschlecht; ich hatte viele kleine Herzensangelegenheiten und Jugendliebeleien, obwohl ich lange Zeit die Personen meiner Neigungen nur sehr wenig mit meinen sonderbaren sexuellen Wünschen in Zusammenhang brachte. Obwohl ich, wie man sieht, in manchen Beziehungen schon sehr heruntergekommen war,

[1]) Ich will hier wiederholen, was ich schon früher oft betont habe: dass kein Grund zur Annahme vorliegt, dass sexuelle Perversionen durch Lesen von Büchern über sie erworben werden. Es ist zwar vollkommen richtig, dass die Lektüre darüber die Person etwas anreizt, die Perversionen zu erkennen. Aber das ist etwas ganz anderes. Nur in seltenen, schon hochgradig abnormen Fällen, kann eine erworbene Perversion auf diese Weise künstlich entwickelt werden. Selbst in diesen Fällen aber haben wir es möglicherweise mit einem retardierten, kongenitalen Zustand zu tun.

war ich gerade in anderen sehr unschuldig, und ich muss 14 oder 15 Jahre alt gewesen sein, bevor ich mir allmählich die Beziehungen der Geschlechter vergegenwärtigte und meine Neigungen mit dem Geschlechte meiner Liebesziele in Zusammenhang brachte. Dies trat jedoch sehr deutlich zur normalen Zeit ein, obwohl ich sonderbarerweise, je mehr ich physisch für das andere Geschlecht Liebe zu empfinden begann, um so schamhafter in seiner wirklichen Gegenwart wurde. Obwohl ich mit 16 Jahren kaum fähig war, zu einem von mir bewunderten Mädchen zu sprechen, stellte ich mir doch, indem ich einer überaus fruchtbaren Einbildungskraft folgte, im Geheimen vor, dass ich mit ihr alle Arten von Liebes- und Wollustabenteuern verlebte, dass ich alle Arten von Erzählungen zu Papier brachte, in denen wir die gegenseitige Entblössung unserer Personen und die zügellosen Liebkosungen aller Art schilderten.

Ungefähr in dieser Zeit begannen sich auch die künstlerischen Neigungen zu entwickeln, die meinen Beruf bestimmt und auch einen sehr starken sexuellen Einfluss ausgeübt haben. Ich begann z. B. das grösste Vergnügen an Bildern von Göttinnen zu empfinden und wünschte alles, was ich konnte, zu nehmen, um sie für mein Schlafzimmer zu besitzen und ihnen einen „Gottesdienst" zu widmen, wie ich es nannte, indem ich mich vor ihnen bis zur Nacktheit entkleidete und an meinem erigierten und erregten Geschlechtsorgan manipulierte, bis die Wollusthöhe eintrat, was ich ein Opfer für meine Göttin nannte. Ich begann auch das grösste Vergnügen an den Einzelheiten und beim Anblick der weiblichen Kleidung, besonders der hübschen Unterkleider zu empfinden. Ich spähte stets darnach aus, einen zufälligen Blick auf sie zu tun, zu dem besonders kurz gekleidete Mädchen oder Frauen Gelegenheit gaben, um mir dadurch meiner Gier entsprechend, einen Lustreiz zu schaffen. So stark wurde diese Gier, dass ich fast immer etwas tun wollte, um ein Mädchen oder eine Frau in einem Zustande zu sehen, wo sie sich entblössten oder entkleideten, da ich den Anblick ihrer Kleidung ebenso liebte, wie den ihrer Glieder oder ihres Körpers. Vielen jungen Mädchen mit besonders kurzen Kleidern folgte ich meilenweit, um ihre wohlgestalteten Beine zu sehen und gelegentlich einen reizvollen Blick auf ihre schönen Unterkleider zu geniessen. Als ich während eines Sommers an der See war, ging ich fast täglich einige Felsenstufen hinter einer Mädchenschule einher, nur um den Anblick ihrer Kleider zu geniessen und meine Augen an den Einzelheiten ihrer hübschen Unterbeinkleider und Unterröcke zu erfreuen. Meine dauernde Gegenwart und mein Zweck wurden, wie ich fast sicher glaube, von einem oder zwei kleinen koketten Mädchen bemerkt; denn ein- oder zweimal bemerkte ich, dass die Unterbeinkleider nach oben gebracht und die Unterröcke zusammengeschürzt waren, so dass man die Strumpfbänder und sogar die entblössten Oberschenkel über ihnen sah.

Dann kam, etwas später natürlich, der nächste Schritt in meiner Entwicklung. Als ich eines Tages nackend in meiner Schwester Schlafzimmer war, das einen grossen Spiegel enthielt, in dem ich den Anblick meines nackten Körpers und meiner Schenkel genoss, stiess ich auf eine Menge ihrer hübsch garnierten Unterkleider, und es ergriff mich der Wunsch, sie anzulegen. Ich tat es, und von diesem Augenblick an datiere ich das, was ich als meine Geschlechtsverwandlung bezeichne. Ich kann das Vergnügen nicht beschreiben, das ich fühlte, als ich mich so zum erstenmal in weibliche Gewänder kleidete. Es war köstlich, entzückend, berauschend und übertraf bei weitem alles, was ich vorher erfahren hatte. Als ich nach einigen Schwierigkeiten vollständig als ein Mädchen angezogen war und ich mich vor den Spiegel stellte, da war es geradezu eine Offenbarung. Ich fühlte, dass ich hier endlich das war, wonach ich mich gesehnt hatte. Jetzt bestand auch meine Schüchternheit nicht länger. Hier war vor mir ein hübsches Mädchen, das ich auf jeder Stufe der Bekleidung und Entkleidung sehen konnte, das ich in jede von mir gewünschte Stellung bringen konnte, die mir ihren Körper, ihre Glieder oder ihre Unterkleidung zeigen sollte. Ich konnte alle meine früheren Lustgefühle des Nackendseins und des Zurschaustellens erfahren, und zwar gleichzeitig als ein Mädchen in demselben Zustand. Ich war beides, Knabe und Mädchen zugleich, seit dieser Zeit bin ich niemals mehr ganz und gar eine männliche Person gewesen, und heute bin ich tatsächlich mehr weiblich als männlich, trotz der vorhandenen physischen Charaktere, die dem entgegenstehen. Bei diesen Gefühlen ist es kein Wunder, dass das neue Vergnügen eine positive Leidenschaft für mich





wurde, der nachzugehen ich keine Gelegenheit verlor, indem ich im geheimen mir weibliche Kleidungsstücke bei jeder nur möglichen Gelegenheit borgte, um die köstlichen Gefühle zu geniessen, die mir ihr Tragen verursachte. Die Frauenzeitungen gewannen für mich das grösste Interesse, und ich stierte auf ihre Bilder mit den süssen Hemden, den herrlichen Unterbeinkleidern und den bezaubernden Korsetts, und allmählich begann ich auf diesem Wege mir eine Sammlung solcher Dinge zu meinem Gebrauche anzuschaffen. Bis zu einem solchen Gipfel der Raffiniertheit habe ich diese Leidenschaft, mich weiblich zu kleiden, getrieben, dass ich vollständige Kostüme verschiedener Art habe. Ich kann in voller Gesellschaftstoilette erscheinen, mit entblössten Armen, entblösstem Nacken und Hals, mit nackten Schultern und nackter Brust; als Tänzerin habe ich ellenlange Spitzenunterröcke, als junges Mädchen kurze Kleider, so dass die schönen gekräuselten Unterbeinkleider hervortreten, als Kind trage ich Socken statt Strümpfe, so dass man die reizvoll entblössten Beine sieht. Jedes einzelne Kostüm gibt mir eine besondere Art von Vergnügen, da ich die Kostüme unter neuen Bedingungen oder an neuen Plätzen trage. Oder ich nehme irgend eine neue Art von lustvoller Stellung zur Abwechslung ein. Wenn ich auf dem Lande bin, gehe ich z. B. als ein junges Mädchen mit kurzen Kleidern zu Bett. Als sich dann alle zurückgezogen hatten, ging ich die Treppen herunter und ging so gekleidet in den Garten. Ich wandelte im Mondlicht herum, indem ich meine entzückenden Spitzenunterröcke aufschürzte, um noch mehr meine hübschen Beine und meine gekräuselten Unterbeinkleider zu zeigen, da es mir das köstlichste Vergnügen verursacht, wenn ich mir selbst vorstelle, dass ich ein junges Mädchen bin, das sich so verhält.

Ich bin bei Nacht eine Dorfgasse in voller Gesellschaftstoilette heruntergegangen, in der Nacktheit meines Halses und der Arme und der vollständigen Enthüllung meines nackten Busens, schwelgend und glücklich durch das Gefühl, dass das Wogen und Rauschen der Spitzen meiner Unterröcke um meine mit seidenen Strümpfen bekleideten Knöchel mir beim Gehen bereitete.

Ich habe mich auch entkleidet und angezogen, als ich als ein Mädchen im Eisenbahnzuge eine lange Fahrt machte, während der Zug nicht hielt, und ich hatte durch die gefährliche Lage das herrlichste Vergnügen.

Vielleicht meine absolut gefährlichste Tat in dieser Richtung war jedoch jene, als ich spät in der Nacht in den Garten eines Londoner Platzes aus einem der anliegenden Häuser ging. Ich trug eine bezaubernde Mischung von Gesellschaftstoilette und Mädchenkleid mit einem ärmellosen Schnürleibchen, das unten so kurz als möglich war, und mit möglichst kurzen Röcken und Unterröcken. Entzückend war die Nacktheit meiner Brust, und die teilweise Entblössung meiner Oberschenkel über den oberen Teilen meiner mit einem Strumpfband festgehaltenen durchbrochenen Seidenstrümpfe war ausserordentlich reizvoll und kontrastierte herrlich mit der Zusammenschnürung meines Körpers in meinem enggeschnürten Korsett. Ich hatte einen langen Mantel übergeworfen, den ich abnahm, als ich den Garten erreicht hatte, und so zeigte ich mich, wie ein junges Mädchen gekleidet und, als ein weibliches Wesen, halb nackend und fast toll vor Erregung und Vergnügen. Ich wandelte herum, bewegte meine Spitzenunterröcke hin und her. Ich setzte mich und zeigte dann meine Beine und Unterbeinkleider noch mehr. Ich zog mein Schnürleibchen tiefer herunter, um meinen schwellenden Busen noch mehr zu entblössen. Wild vor Wollust legte ich ein Kleidungsstück nach dem andern ab. Fortwährend nahm ich neue ungewöhnliche Stellungen in jedem Stadium der Entkleidung ein, und endlich warf ich alles auf die Erde, mich selbst nackend darauf und so lag ich toll, mein ausserordentlich erigiertes Organ reibend, bis ich einen Erguss hatte, der reichlicher denn je in meinem bisherigen Leben war. Dies ist der Zustand, bis zu dem mich meine tolle Leidenschaft für weibliche Kleidung zu gewissen Zeiten getrieben hat.

Was ich berichtet habe, bezieht sich auf die frühere Entwicklung meines Zustandes; bis dahin ging ich allein und einsam meinen Verirrungen nach. Das blieb aber nicht so. Nach einiger Zeit lernte ich eine Witwe mit hübschem Gesicht und hübscher Figur kennen, für die ich, obschon sie bedeutend älter war als ich, eine grosse Bewunderung empfand, die sie dankbar entgegennahm. Ich weiss nicht, was sie in mir gesehen haben kann, vielleicht hat sie, — die von einem heissen, wenn nicht



geradezu lüsternen Temperament war — sofort geahnt, dass mein Temperament dasselbe sei; jedenfalls reifte die Sache sehr schnell, und unter ihrer Aufmunterung und geschickten Behandlung wurde ich sehr bald nicht nur ihr Bewunderer, sondern auch der absolute Sklave ihrer Leidenschaften. Als ich einmal ermuntert war, wurde ich sehr kühn, und sicherlich begann **ich** mit den ersten Vertraulichkeiten; aber sie überzeugte mich bald, dass ich nur ein Neuling in der Wollust war und lehrte mich mehr, als ich früher gekannt oder vermutet hätte. Das Geständnis, dass ich dem Seelenzustand nach ein halbes Weib sei, hatte sie bald von mir erlangt, und mein Zustand schien sie wie ein neues Spielzeug zu belustigen; denn sie gewährte mir jede Förderung und jede Unterstützung darin. So bereitete es ihr ein Vergnügen, mir ihre eigenen Kleider anzuziehen. Sie hatte sogar einige Stücke für mich besonders gemacht, z. B. Korsetts mit einer eigenen Verbesserung der Büste, damit ich die Figur einer Frau hätte, und sie liebte es, mich darin einzuzwängen, bis ich in der Mitte fast in zwei Teile geschnitten war und eine sonderbare Mischung von Lust und Schmerz empfand. Sie selbst liebte in ausgesprochener Weise, ihr Korsett zu schnüren und hatte gleiche Gefühle wie ich, wenn ich sie in ähnlicher Weise fest schnürte. Sie liebte das Gefühl, ich den Anblick ihrer vollen festen Brüste, die nach oben und aussen gedrängt wurden, bis die erigierten Warzen aus ihren eleganten Korsetts hervorstanden. Dann küsste und liebkoste ich diese sensitiven Teile ihres schönen Körpers, was ich gern tat und was sie gern hatte. Bei dieser Gelegenheit will ich einschalten, dass ein weiteres meiner weiblichen Charakteristika das ist, dass meine eigenen Brüste auch diese ausserordentliche Empfindlichkeit besitzen, und dass ich sie, wenn sie aus meinem eng geschnürten Korsett oder aus meinem tief ausgeschnittenen Gesellschaftskleid hervorragen, gern küssen oder liebkosen lasse. Als ich mich vor einiger Zeit danach sehnte, wirkliche weibliche Eigenschaften zu haben, versuchte ich, mit einem annoncierten Präparat für Verbesserung der Büste meine Brüste zu weiblicher Ausdehnung zu entwickeln. Aber es gelang mir nicht. Wenn ich wie eine Frau gekleidet bin und mein Busen entblösst ist, wünsche ich in der Tat ernstlich, wirkliche Brüste zu haben. Meine Freundin war jedoch in Liebkosungen, Küssen und Kitzelreizen wohl erfahren. Bald war ich dabei aktiv, bald passiv. Besonders liebte ich solche Reize an einer Stelle, wo ich ausgesprochen weibliches Empfinden habe, nämlich an der Innenseite meiner Oberschenkel. Hier ist das Gefühl der spitzenbesetzten, sehr kurzen Unterbeinkleider etwas angenehmes, die Berührung oder das Kitzeln durch die weiblichen Hände oder Lippen aber geradezu köstlich.

In kleinen Tricks wie diesen, in gegenseitigen Manipulationen und Reizungen an unseren Genitalorganen brachten wir den grössten Teil unserer Zeit hin, sie entweder nackend, zu ihrem eigenen Vergnügen, oder halb angezogen, um mir die Freude zu machen, ihre Unterkleider zu sehen und zu fühlen; ich gewöhnlich in irgend einer Art weiblicher Kleidung. Manchmal liessen mich das Vergnügen an dieser, mein Gefühl, zurzeit weiblich zu sein, der Umstand, dass ich mich vollkommen vor meiner Herrin zeigte, ihre Liebkosungen und ihre Lüsternheit durch den ausserordentlichen Wollustreiz fast ohnmächtig werden. Zu anderen Zeiten herrschte wieder meine Männlichkeit vor, und das Zusammensein endete mit dem Geschlechtsverkehr; aber ich gestehe ganz offen, dass wenn dieser nicht in irgend einer besonderen Art oder Stellung ausgeführt wurde, ich nicht soviel Genuss davon hatte, als wenn wir uns in der Illusion befanden, ich sei weiblich. Dies ging zuweilen soweit, dass sie sich als Mann kleidete und dann eine Verführungsszene mit mir, der ich das Weib war, spielte. Ich füge hinzu, dass sonderbarerweise ebenso wie ich es liebe, durch enge Schnürung mich vollkommen in ein Weib verwandelt zu fühlen und so meine herrlichsten Empfindungen zu haben, sie ebenso während des intimen Verkehrs die enge Schnürung liebte, da dies ihr Vergnügen ausserordentlich steigerte.

Diese Liebesaffäre liegt nun schon eine zeitlang zurück, aber ich habe seitdem andere mehr oder weniger ähnliche gehabt, einige mit jüngeren Frauen und Mädchen, die froh waren, einen männlichen Bewunderer zu finden, der zügellos unzüchtige Liebkosungen pflegte, ohne dabei stets den wirklichen Beischlaf zu erstreben. Zuweilen überwogen dabei meine männlichen, zuweilen meine weiblichen Wünsche; die letzteren haben aber stets zugenommen, und ich glaube jetzt fast die als wirkliche sexuelle In-



version beschriebene Stufe erreicht zu haben. Wenn ich als ein Weib gekleidet bin, dann bin ich ein Weib mit allen weiblichen Gefühlen und weiblichem Sehnen. Die Kleidung gewährt mir dabei dasselbe hohe Vergnügen wie früher. In lieblicher, weiblicher Kleidung sich zu befinden, so dass alle nur irgend möglichen Einzelheiten dabei eine lustvolle Wirkung bezwecken, sich so dem lüsternen Blick einer hübschen, ähnlich gekleideten Frau auszusetzen, von ihr erotische wollüstige Liebkosungen zu empfangen oder sich in besonderen Stellungen vor dem Spiegel vor sich selbst zu zeigen, oder auch halb nackend, halb weiblich gekleidet in einem wollüstigen Traume dazuliegen, — dies ist für mich die absolute Höhe des sexuellen Genusses.

Zeitweise sehne ich mich jedoch, wenn ich bis zur höchsten Stufe weiblichen Sehnens erregt bin, nach einem männlichen statt nach einem weiblichen Liebhaber. Als Mädchen gekleidet scheine ich wirklich ein solches zu werden. Meine Füsse sind in Schuhen mit hohen Absätzen, meine Beine, die genau wie die eines Mädchens aussehen, in schwarzseidenen, durchbrochenen Strümpfen; die Einschnürung meiner Strumpfbänder fühle ich, und meine gekräuselten Unterbeinkleider bewirken ein Kitzeln, auf dem Körper trage ich ein feines, prachtvolles Hemd, mein schönes Korsett ist bis zum äussersten geschnürt, meine Unterrockspitzen rauschen um meine Knöchel, mein Hals und meine Arme sind entblösst, meine Brust und meine Schultern treten nackt aus den Chiffons eines tief ausgeschnittenen Schnürleibchens hervor. So sehe ich wie eine Frau aus, ich fühle wie eine solche und scheine einen Mann zu wünschen, dem ich die Reize meiner Person und meiner Kleidung zeige, der mich küsst und liebkost, während ich mich selbst ihm in, ich weiss nicht, welcher tollen Orgie von wollüstiger und sinnlicher Begierde hingebe. Ich habe solches in Wirklichkeit noch nicht getan und würde es wohl nicht tun, selbst wenn ein Mann mir dabei zur Verfügung stände. Aber wenn ich in ruhigeren Momenten über die starke Verdorbenheit, die sich in solchen Wünschen zeigt, nachdenke und feststelle, wie tief ich schon gesunken bin, indem ich meinen seltsamen Gefühlen nachgebe, statt sie zu unterdrücken, dann weiss ich, dass ich weit genug gegangen bin, und dass es höchste Zeit ist, jetzt Halt zu machen und mich einer Behandlung zu unterziehen. Ich glaube, dass wenn mir der richtige Weg zur Behandlung gezeigt wird, ich genügend Stärke besitze, ihm zu folgen. Nicht in dem Sinne, dass mir das leicht sein würde; aber derselbe Geist, der mich dazu gebracht hat, um jeden Preis Befriedigung zu suchen, kann mir auch dazu dienen, auf die Ausführung zu verzichten.

Ich kann sagen, dass mein Feminismus fast ganz seelischer Natur ist; physisch bin ich in allem, was Körperbau, Wachstum, Verteilung des Haares, Geschlechtsorgane, Stimme usw. betrifft, ganz und gar ein normaler Mann. Wohl habe ich ziemlich kleine und wohlgeformte Hände und Füsse, und meine Beine sind, wenn man sie in zarten Strümpfen sieht, in Form und Aussehen überraschend weiblich. Ich hasse auch, mein Haar zu schneiden. Aber abgesehen von diesen Dingen habe ich kein ausgesprochenes körperliches weibliches Charakteristikum, obwohl ich mich oft in höchstem Grade danach sehne, die Form und Bildung weiblicher Brüste zu haben. Besonders ist dies der Fall, wenn ich die Entblössung meiner Brust in einem tief ausgeschnittenen Korsett geniesse. Weiblich ist schon die hochgradige Sensibilität dieser Teile; sie zeigt sich sehr deutlich, wenn man sie küsst und liebkost, was meine Freundin reichlich tat, die mich übrigens auch oft dazu brachte, — ich tat es keineswegs ungern — ihre eigenen, sehr feinen, wohlentwickelten Brüste wieder zu küssen und zu liebkosen. Meine sonstigen weiblichen Eigenschaften sind, wie ich schon gesagt habe, hauptsächlich seelischer Natur; sie beginnen mit dem Wunsch und der starken Sehnsucht, ein Weib zu sein, wozu dann unter gewissen Bedingungen die Fähigkeit kommt, mich in der Phantasie mir selbst als Weib vorzustellen; dann kommt hinzu das ausserordentliche Vergnügen beim Tragen weiblicher Kleidung, die Liebe und die ausserordentliche Lust für alle hierher gehörigen Kleinigkeiten, Parfüms, Schmuck, Ringe, Halsband, Armbänder und allerlei andere hierher gehörige Sachen. Letzteres ist wahrscheinlich nur ein Teil des künstlerischen Geschmackes, der mich alles Rohe und Hässliche hassen, das Schöne und Elegante lieben lässt. Als Künstler geniesse ich jedes Vergnügen mit meinen Augen, und ich vermute, dass dies in meine Sexualität hinüberspielt, so dass ich natürlich beim Sehen einer hübschen, ganz nackten Frau oder einer solchen, die



ihre Reize und ihre hübsche Kleidung zusammen in irgend welcher wollüstigen oder reizenden Stellung entfaltet, Genuss finde.

Dass die Reize der Unterkleidung selbst mächtiger auf mich wirken als die der Frau selbst, ist wahrscheinlich dem Umstande zuzuschreiben, dass wenn ich die Unterkleidung selbst trage, dies in gewisser Ausdehnung dazu beiträgt, mein Sehnen, wirklich ein Weib zu sein, zu erfüllen und so gleichzeitig mein „Feminismus" und mein „erotischer Fetischismus" befriedigt wird.

Abgesehen hiervon bleibt jedoch noch mein ausserordentliches Vergnügen an der Nacktheit und an dem Sichzeigen übrig. Dies ist eine Sache des Fühlens ebenso wie des Sehens. Denn wenn beispielsweise mein Nacken und meine Schultern Arme und Brust durch den tiefen Ausschnitt eines Korsetts entblösst sind, oder wenn die Bekleidung mit kurzen Mädchenunterröcken und -Unterbeinkleidern über meinen Socken oder Strümpfen einen Teil der Beine oder Oberschenkel nackt lässt, dann geniesse ich das Gefühl der Nacktheit und des Zurschaustellens ebenso wie das Sehen davon im Spiegel. Dasselbe ist der Fall, wenn sich ein hübsches Mädchen in ähnlicher Weise zeigt.

Dieses überaus köstliche Gefühl steigert sich ausserordentlich an meiner Brust, wenn ich besonders eng in ein Korsett eingeschnürt bin und an meinen Beinen, besonders den Oberschenkeln, wenn ich sehr enge Strumpfbänder trage oder die Bänder meiner gekräuselten Unterbeinkleider ganz eng meine Oberschenkel umschliessen. Es ist reizvoller, dann halb nackend ausserhalb der Wohnung zu sein als in ihr, und besonders reizvoll ist dieser Zustand, wenn eine Frau anwesend ist, mich betrachtet und die entblössten Teile so liebkost, wie ich es ersehne und als Lust empfinde. Gleichzeitig als Frau gekleidet zu sein und sich den Blicken einer Frau auszusetzen, während sie selbst ähnlich entkleidet ist und sich zeigt, ist für mich die absolute Höhe des erotischen Vergnügens gewesen, bis mich kürzlich plötzlich das Verlangen beherrschte, mich unter den geschilderten Umständen lieber einem Manne hinzugeben als einer Frau. Es ist jetzt soweit gekommen, dass die Sache ein Ende haben muss, oder es tritt eine Steigerung ein, die geradezu als Entehrung betrachtet werden müsste. Ich hoffe aber, dass ich die notwendige Willenskraft besitze, jetzt Schluss zu machen.

Ich wäre wohl fähig, die männliche Seite meines stark erotischen Temperaments etwas auszubilden. Aber ich fürchte, dass jede Art von sexuellen Beziehungen zu Frauen den gegenwärtigen Zustand festhält, da mein Feminismus und mein erotischer Fetischismus so vollständig ein Teil meines allgemeinen sexuellen Fühlens sind. Ich könnte nicht eine Frau sich entkleiden sehen, ohne sofort toll danach zu sein, ihre Unterkleider anzulegen und wiederum das köstlich schöne Gefühl zu geniessen, dass ich selbst ein Weib sei. So stark ist dieser erotische Fetischismus geworden, dass ich mich von einem Schaufenster mit Unterkleidern oder mit Korsetts kaum losreissen kann. Ebenso macht mich der Anblick der zufällig gezeigten Beine eines Mädchens oder einer Frau, der Unterröcke oder Unterbeinkleider zuweilen vor Vergnügen fast toll.

Gekleidet in weibliche Unterkleidung mit Korsett und durch die Schnürung fast am Atmen verhindert, tief ausgeschnitten und mit kurzen Unterröcken, im Bewusstsein meiner dem Anblick preisgegebenen Beine, meiner mit hohen Absätzen versehenen Schuhe und meiner engen Strumpfbänder, mit meinen rauschenden Spitzenunterröcken und den Spitzenunterbeinkleidern um meine Oberschenkel, mit meinen nackten wogenden Brüsten und mit dem langen Haar, das von meiner Perrücke über meinen entblössten Nacken und die Schultern herabfliesst, will ich mich schamlos vor einer schönen Frau zeigen, die sich in einer ähnlichen Lage wie ich befindet. Dann komme ich in einen Zustand, wo ich vollkommen berauscht bin von der ausgesprochenen Weiblichkeit meiner Gefühle. Ich fühle aber, dass die weitere Entwicklung, die dahin geht, einen Mann als Liebhaber zu haben, wirklicher Wahnsinn wäre, und so muss ich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln dem widerstehen.

Dieser Fall bietet ein weiteres Stadium des Zustandes, der sich schon in den vorigen Fällen zeigte. Er ist jedoch nicht in dieselbe Gruppe zu rechnen. Beide Personen interessieren sich deutlich für weib-



liche Kleidung, beide messen dem Korsett Wichtigkeit bei, und beide wünschen selbst Korsetts zu tragen, um vollständige sexuelle Befriedigung zu erlangen. Aber J. G. geht also niemals weiter, er trägt keine weitere weibliche Kleidung und zeigt kein sicheres Zeichen anderer femininer Neigungen oder einer bewussten Identifikation mit dem psychischen Zustand des Weibes. Er kann als ein Korsettfettischist bezeichtet werden. A. T. ist weniger und mehr als ein Fetischist. Er ist nicht durch ein einzelnes weibliches Kleidungsstück fasziniert; die Kleidungsstücke haben nur dann eine hohe Anziehungskraft für ihn, wenn er sie selbst trägt. Sie sind nicht in Wirklichkeit Fetische, sie sind einfach die äusseren Symbole des inneren seelischen Zustandes. Die wirklich wesentliche Tatsache bei A. T. ist die, dass er selbst den weiblichen Zustand erlebt, dass seine Neigungen eine feminine Inversion erfahren haben, und dass er wie eine Frau fühlt. Des A. T. Stellung zur sexuellen Inversion ist instinktartig und wahrscheinlich für diese Anomalie typisch. Je mehr im Laufe der Zeit die Identifizierung seiner Gefühle mit den Neigungen der Frauen hervortrat, um so mehr fühlte er auch, dass die Beachtung durch einen Mann notwendig ist, um vollständig seine feminine Haltung zu verwirklichen. Aber es ist dies nur ein Gefühl der Phantasie und erst später und sekundär entwickelt. In Wirklichkeit hat er nicht die geringste sexuelle Neigung zu einem Manne; er empfindet einen starken Abscheu vor homosexuellen Beziehungen. Es scheint in hohem Grade unwahrscheinlich, dass er je ein sexuell Invertierter werden wird.

In dem nächsten Falle, der einen Mann von ganz verschiedenem intellektuellen, emotionellen und moralischen Typus zeigt, sehen wir meiner Meinung nach den tiefsten und vollkommensten Grad der sexoästhetischen Inversion.

R. M., 66 Jahre alt, Gelehrter und Mann der Wissenschaft.

„Mein Vater stammte aus einer gesunden, kinderreichen und langlebigen Farmerfamilie und hatte noch sieben Geschwister. Meine Mutter stammte aus einer Kaufmannsfamilie, in der eine schwere Form von Hysterie herrschte, die sich zwar nur bei einigen Mitgliedern zeigte, sich aber wenigstens fünf oder sechs Generationen hindurch verfolgen liess. Meine Mutter hatte übrigens noch acht Geschwister, von denen ein Sohn und vier Töchter bis zur Verheiratung lebten und Kinder zeugten. Von den anderen starb eine Tochter unverheiratet mit 24 Jahren, ein Knabe und ein Mädchen im Kindesalter.

Meine Mutter und eine von ihren Schwestern heirateten in demselben Jahre, erstere war 31, letztere 35 Jahre alt. Während aber der Gatte der Schwester nur ein Jahr älter war als diese, war meine Mutter, die meines Vaters zweite Frau war, 16 Jahre jünger als mein Vater; ungefähr zwei Jahre nach der Verheiratung wurden die ältesten Kinder geboren.

Die Schwester, die ihr ganzes Trachten darauf gerichtet hatte, Knaben zu gebären, hatte sechs Kinder, von denen die beiden ältesten und das jüngste Mädchen waren: die anderen zwei Knaben und ein Mädchen starben im Kindesalter. Meine Mutter, die durchaus Mädchen haben wollte, hatte fünf Söhne, die alle am Leben sind, und deren ältester ich bin.



Im Alter von sechs Monaten wurde ich durch einen Eisenbahnzug erschreckt, der bei dem Fenster des Zuges vorbeikam, an das ich gehalten wurde. Ich wurde so krank, dass man an meinem Leben verzweifelte; ich litt viel an Krämpfen und konnte erst mit zwei Jahren gehen. Meine Erinnerungen reichen deutlich und zusammenhängend bis in das Alter von $3^1/_2$ Jahren zurück, wo wir uns an der See aufhielten. Weiter zurück habe ich nur vereinzelte und zusammenhanglose Erinnerungen.

Wir wurden in grosser Abgeschlossenheit auferzogen; meine Mutter hatte nämlich neben anderen Ketzereien ein Vorurteil gegen Schulen, und man erlaubte uns nur selten, mit anderen Kindern zu sprechen. Jedoch kamen öfter ältere Vettern ins Haus, unterhielten mich und lasen mit mir; besonders war unter ihnen ein zartfühlender Knabe, der sechs Jahre älter war als ich, und dessen Mutter tot war. Er verlebte mit uns den grössten Teil meiner Kindheit und war zu mir wie ein älterer Bruder.

Wenigstens bis zum Alter von acht oder neun Jahren litt ich an heftigen Anfällen von hysterischem Schreien, die zuweilen durch eine blosse Kleinigkeit herbeigeführt wurden. Ich wurde allein in ein Zimmer gebracht, bis der Anfall vorüberging. Die Anfälle bezeichnete man als „Launen".

Die ersten Bücher, die mir nach meiner Erinnerung vorgelesen wurden, waren „Sandford and Merton" usw. Ich nahm den Inhalt als Wirklichkeit, und als ich etwa fünf oder sechs Jahre alt war, rannte ich bei jedem Klingeln zur Tür, um zwei Knaben aus einem dieser Bücher zu treffen, von denen ich erwartete, dass sie uns einen Besuch machen würden. In dieser Zeit war ich sehr furchtsam und konnte Geschichten wie „Jack the Giant Killer" nicht anhören. Ich erinnere mich daran, dass ich einmal meinen jüngeren Bruder heiraten wollte, weil ich keine andere Person wusste.

Als ich im Alter von sieben oder acht Jahren lesen konnte, las ich alles, was mir interessant schien und was ich erhalten konnte. Abgesehen von wenigen, meist harmlosen Büchern, die, da sie nur für Aeltere wären, verwahrt wurden, wurde ich nicht beaufsichtigt. Popes Uebersetzung der Ilias und die Swiss Family Robinson waren lange meine Lieblingsbücher. Ich begann jetzt, mich mit meinen Lieblingshelden zu identifizieren und legte Wert darauf, mit ihren Namen genannt zu werden, die ich, der Laune entsprechend, von Zeit zu Zeit wechselte. So war ich lange Zeit Herkules, dann Fritz aus der Swiss Family Robinson, Basil aus den Boy Hunters von Mayne Reid. Aber stets war ich der älteste der Knaben, die eine Rolle spielten.

Niemals identifizierte ich mich mit einem Mädchen, eine solche Idee wäre mir, wenigstens bis zum Alter von neun oder zehn Jahren, geradezu schrecklich gewesen. Aber ich glaube, ich war ebenso fähig, mit den Mädchen in den Jugenderzählungen zu sympathisieren wie mit den Knaben.

Gelegentlich war ich etwas sentimental. Einen starken Eindruck machten auf mich im Homer die Verse, die sich auf Pasithea beziehen und auch die Anspielung auf die Schönheit der anglo-saxonischen Frauen in Dickens Childs History of England. Ich war sehr empfänglich für Suggestion. Einmal dachte ich, ich müsste in alttestamentarischer Weise ein Opfer bringen, und ich neigte ernstlich dazu, meine Armbrust zu verbrennen, nicht meinen Schiessbogen, den ich nicht so gut hätte entbehren können.

Ich erinnere mich, dass ich dachte, das Abschneiden der Vorhaut bedeute etwas Aehnliches wie die Skalpierung der Stirn, und wenn ich einen Juden traf, überraschte es mich, keine Narbe zu sehen.

Stets war ich bedacht, neue, besonders physikalische Versuche zu machen. Ich war wohl nicht älter als fünf oder sechs Jahre, als meine Mutter mir einmal erzählte, dass sie Seifenkügelchen während meiner Krankheit gebraucht hätte. Unmittelbar darauf bestand ich auf der Anwendung eines solchen.

Ich war auch neugierig darauf, zu wissen, was man fühlt, wenn man in der Schlacht verwundet, wenn man gefoltert oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt wird. Dies ist eine Art von Masochismus, die bei jungen Knaben nicht ungewöhnlich ist; aber in der einen oder anderen Form bestand sie fast dauernd bei mir. Ich fühlte sie sogar, wenn ein Zahn hervorbrach, und doch bin ich gegen Schmerz sehr empfindlich.

Von sexuellen Dingen habe ich nichts in Erinnerung, ausgenommen, dass ein- oder zweimal die Hoden in das Abdomen glitten und deren Zurückbringen mir be-



trächtlichen Schmerz und Unruhe verursachte. Man erzählte uns, „der Doktor habe uns gebracht". Ich war traurig, dass er uns nicht behalten hatte, denn das Entbehren genügenden Verkehrs und die Stumpfheit unseres Lebens machten mich sehr unglücklich. Wie die meisten Kinder, dachte ich, als ich eine allgemeine weitere Vorstellung gewann, dass die kleinen Kinder durch den Nabel kämen, oder dass der Nabel etwas mit dem Koitus zu tun hätte. Und wenn ich an das Skrotum überhaupt dachte, so nahm ich an, es enthielte Urin. Zu den Dingen, die Eltern Kleinigkeiten erscheinen, den Kindern aber oft schreckliches Leid verursachen, gehörte der Umstand, dass wir so lange in Kinder- statt Knabenkleidern gehalten wurden, dass wir uns tatsächlich schämten, darin gesehen zu werden. Zaubermärchen waren verpönt, aber ich erfand die Idee von einer befiederten Kleidung selbst, bevor ich von ihr hörte.

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, lernte ich schwimmen; der Anblick der männlichen Schamhaare, die ich vorher nicht gesehen hatte, widerte mich sehr an. Ich liebe auch nicht das Haar im Gesicht und auf dem Körper, und selbst die Erwähnung eines Bartes oder eines Schnurrbartes in einem Buch ist mir unangenehm, obwohl ich selbst einen Bart trage, um die Unbequemlichkeit des Rasierens zu ersparen. Ein Jahr später waren wir an der See, und ich sah meiner Mutter Brust zum erstenmal vollständig. Es verursachte mir ein ähnliches abstossendes Gefühl, das einige Jahre andauerte, wenn ich zufällig eines Weibes Brust sah. (Als ich jünger war hatte ich natürlich Säuglinge an der Brust gesehen, ich hatte aber darauf nicht weiter geachtet.) Mein Gefühl für Männer war fort, als ich regelmässig zu baden begann. Badehosen für Männer wurden im allgemeinen erst im Jahre 1860 oder etwas später eingeführt.

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, war ich, wenn ich schnell rannte, infolge eines starken Bedürfnisses, Wasser zu lassen, zuweilen gezwungen, stehen zu bleiben. Das Bedürfnis schwand, wenn ich es wirklich zu befriedigen versuchte.

Ich wurde vom Alter von acht Jahren an als Teetotaller aufgezogen, und obwohl ich nach acht oder zehn Jahren die volle Abstinenz aufgab, pflegte ich doch niemals im Laufe des Tages mehr als ein Glas mit Wasser verdünnten oder reinen Wein zu nehmen.

Im Alter von zwölf Jahren begann ich, mich für den Geschlechtsunterschied zu interessieren, obwohl ich davon vor der Verheiratung keine klare Vorstellung bekam. Damals lernte ich die orientalische Erzählung von dem Prinzen kennen, der dadurch, dass er von einer Zauberquelle trank, in eine Frau verwandelt wurde. Ob es durch diese Erzählung geschah oder unabhängig davon, dessen bin ich nicht ganz sicher — aber es trat bei mir der Gedanke auf, wie schön es wäre, für eine gewisse Zeit in ein Mädchen verwandelt zu werden und zu sehen, wie das wäre. Allmählich ging aus dieser Idee das Bedauern hervor, dass ich nicht als Mädchen geboren war, ohne dass damit der Wunsch, die Stelle einer bestimmten Frau einzunehmen, vorhanden war. Gleichzeitig hatte ich, wie schon vorher einige Jahre hindurch, eine fast unwiderstehliche Sehnsucht nach einem Leben von Reisen und Abenteuern, eine Sehnsucht, die ich nur in sehr mässigen Grenzen zu befriedigen Gelegenheit hatte; abgesehen davon war ich ganz ungeeignet dazu, und der Wunsch, ein Mädchen zu sein und ein solches Leben zu führen, passten gar nicht zueinander.

Als ich zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren war, streifte ich gelegentlich die Vorhaut zurück, um die Glans zu betrachten und hatte dabei zweimal Samenerguss. Ich wusste nicht, was das bedeutete und verfiel etwa in meinem fünfzehnten Lebensjahr in die Masturbation. Als ich in dieser Zeit Rees' Enzyklopädia las, stiess ich auf einen Artikel über dies Thema, und da es mich über das, was ich tat, belehrte, kämpfte ich gegen den Trieb so viel als möglich an und gab ihm niemals übermässig nach. Da die Inversion damals schon begonnen hatte, kann sie nicht ernstlich durch die Masturbation beeinflusst worden sein.

Im folgenden Jahr hatte ich zum erstenmal eine vorübergehende Neigung zu einer Spielgenossin; aber darüber ging es nicht hinaus.

In dieser Zeit war der Wunsch, ein Mädchen zu sein, nicht sehr stark, aber er bestand noch und wurde, wie meistens schon vorher, von dem Wunsche, ein Kind zu haben, begleitet. Ausserdem waren meine sexuellen Gedanken nicht auf die Heirat

beschränkt, sondern es kamen Grübeleien über Abnormitäten, z. B. Hermaphroditismus und Kastration hinzu. Letztere schien mir niemals unnatürlich oder abstossend, sondern nur ein merkwürdiges und vielleicht interessantes Experiment zu sein. Nach dem Tode meiner Frau würde ich mich der Kastration unterzogen haben, wenn ich sie ohne Entdeckung hätte ausführen können. Hammond erwähnt den Fall eines Mannes, der sich kastrieren lassen wollte, um dem Weibe mehr ähnlich zu werden. Ein solches Gefühl ist mir vollständig verständlich. Nach dem Tode meiner Frau schlief ich oft so, dass ich die Genitalorgane zwischen meinen Schenkeln nach hinten aufgebunden hatte, so dass man sie von vorn nicht sah und nicht erreichen konnte. Ich habe sehr selten erotische Träume gehabt, und es hat mich überrascht, dass ich sehr selten von mir als einem Weibe träumte. Als ich ungefähr neunzehn Jahre alt war, verliebte ich mich zum erstenmal ernstlich in ein ganz junges Mädchen. Zwei Tage genoss ich ein wahnsinniges Glück, das nur auf der Idee beruhte, wirklich verliebt zu sein; so war es niemals vorher oder nachher der Fall. Aber meine Mutter war dagegen, und ich fand, dass das Mädchen viel jünger war, als ich dachte. So erlosch das Gefühl allmählich, ohne dass ich je ein Wort von Liebe zu dem Mädchen gesprochen hätte.

Die „Launen“ hatten aufgehört, als ich ungefähr zehn oder elf Jahre alt war; aber ich war heftigen Wutanfällen, wenn ich stark erregt wurde, ausgesetzt, und dies machte mich zuweilen einen oder zwei Tage krank. Es gelang mir, dieses Gefühl zu überwinden, aber auf Kosten des „gerechten Unwillens“ und der Fähigkeit, für mich selbst einzutreten, was zum Schutz meiner eigenen Zufriedenheit und meiner Rechte in der Welt durchaus notwendig war. Mit genügend Sympathie und genügend Scharfsinn ausgestattet, einen Streit von beiden Seiten aus zu betrachten, lasse ich mir in zweifelhaften Fällen leicht etwas weismachen, sei es durch Schmeicheleien, sei es durch Ueberschreien, und schrecke oft davor zurück, meine Haut zu Markte zu tragen, wenn es auch meine klare Pflicht wäre; aus Furcht, ich könnte dabei meinen Gegner in unfeiner Weise verletzen. Infolgedessen ist es leicht, mich schwer zu täuschen, und ich werde selbst gegen meinen Willen in eine Handlungsweise hineingeredet, von der ich weiss, dass sie meinen Interessen widerspricht. Oft fällt mir bei solcher Gelegenheit nicht das ein, was ich unter diesen Umständen sagen oder tun sollte, und ich bin dann ganz unfähig, einem plötzlichen und unerwarteten Angriff oder einer Frontänderung standzuhalten. Ich mache mir selbst darüber nachher Vorwürfe, denn wenn es zu spät ist, sehe ich deutlich, was ich hätte sagen und tun sollen. Diese Schwäche ist die schmerzlichste, vielleicht die einzig wirklich schmerzliche Begleiterscheinung meiner Inversion; möglicherweise hat sie aber gar keinen Zusammenhang mit ihr.

Als ich ungefähr zwanzig Jahre alt war, traf ich eine junge Ausländerin in dem Hause einiger Freunde, bei denen sie zu Besuch war. Sie war ein hübsches, lebhaftes Mädchen mit heller Gesichtsfarbe und dunklem Haar, was ich stets vorgezogen habe, und wir wurden bald gute Freunde, wie wenn wir uns das ganze Leben gekannt hätten, während wir doch eben erst als Fremde und Ausländer miteinander zusammentrafen. Ich glaube, ich zog sie ebenso an, wie sie mich, und niemals kam ein unfreundliches Wort zwischen uns vor. Obwohl wir kurz darauf heirateten, waren wir niemals glücklich, wenn wir auch nur eine Stunde getrennt waren, und wenn wir zusammen irgendwo weggehen konnten, erschien uns das wie neue Flitterwochen. Sie gebar einen Sohn und starb, als wir fast dreissig Jahre miteinander verheiratet waren. Wir waren in dieser Zeit durchaus nicht frei von gelegentlichen ernsten Sorgen, aber zwischen uns selbst war alles ein Idyll.

„Wir hatten beide gedacht, dass wenn wir uns das erstemal entkleidet sehen würden, dies abstossend sein würde, aber keiner von uns hatte ein solches Gefühl. Statt dessen beneidete ich sie, so sehr ich sie auch liebte, und die angeborene und instinktive Sehnsucht, selbst ein Weib zu sein, wurde dauernd viel stärker. Nichts würde mir lieber gewesen sein, als wenn wir beide aus dem Schlafe so erwacht wären, dass der eine, wenigstens eine Zeitlang, in dem Körper des anderen war.

„Wenn es auch unnatürlich erscheinen mag, so verursachte mir doch nach der Geburt unseres Sohnes der Gedanke, dass ich selbst das Gebären nicht durchmachen konnte, ja nicht einmal mit meinem Weibe zu dieser Zeit zusammen sein durfte, das schwerste Leid, das ich jemals in meinem Leben fühlte. Viele Monate hindurch



konnte ich es nicht überwinden. Bei solchen Gelegenheiten sympathisiere ich stets sehr stark mit den seelischen Leiden des Ehemannes, nicht mit den physischen Leiden des Weibes.

„Ein oder zwei Jahre später litt ich an einer Hernie auf beiden Seiten; die auf der rechten Seite nannte der Arzt einen Leistenbruch; dieser hat mir seitdem stets mehr oder weniger Störungen verursacht. Die linke Hernie nannte er eine direkte; von Anfang an habe ich kaum etwas von ihr gefühlt. Er sagte mir, dass nur selten zwei verschiedene Formen auf beiden Seiten vorkämen; eine Ursache weiss ich nicht, die rechte Seite wurde einige Wochen oder Monate vor der linken befallen.

„Hier will ich einschalten, dass bei mir eine leichte Neigung zu wirklichem Hermaphroditismus besteht, indem die rechte Seite männlicher ist als die linke. Rechts ist der Bart bedeutend stärker, und obwohl ich nur wenige Haare auf der Brust und auf dem Körper im allgemeinen habe, so sind doch die wenigen auf der rechten Seite der Medianlinie reicher vorhanden. Die rechte Brust ist etwas kleiner und weniger hart als die linke. Die Form des Beckens scheint auf beiden Seiten gleich männlich zu sein.

„Andererseits ist das rechte Auge viel schwächer als das linke, es war niemals, selbst in der besten Zeit, stark genug zum Lesen, und gegenwärtig erreicht es kaum Nr. 2 der Probeschrift, während das linke Auge 5 oder 6 erreicht und noch stark genug ist, kurze Zeit guten Druck bei gutem Licht ohne Glas zu lesen. Meine Augen sind jedoch zu empfindlich, um sie zur Prüfung mit Licht offen zu halten.

„Ich vergass zu sagen, dass ich als Kind durch eine Empfindung, wie wenn etwas in mein Auge käme, sehr gestört wurde, eine Schwäche, die ich von meiner Mutter geerbt habe; ich sah beständig Nebel vor den Augen, hatte aber keine weiteren Sinnestäuschungen. Ich füge hinzu, dass ich niemals pfeifen konnte, und obwohl die Uvula, als ich etwa 26 Jahre alt war, operiert wurde, hat dies doch meines Wissens nicht bewirkt, dass die beständigen Kitzelbeschwerden aufhörten, an denen ich einige Jahre gelitten hatte. Ich habe niemals die geringste Neigung zum Rauchen gehabt.

„Nach dem Tode meiner Frau fühlte ich ihre Gegenwart bei mir einige Jahre. Aber allmählich schien dies zu schwinden. Da ich die Sympathie einer Frau ebenso wie eines seelenverwandten Genossen in hohem Grade nötig hatte (ich scheine Frauen weit besser zu verstehen als Männer und mit ihnen auch besser zu sympathisieren), so erwog ich ernstlich die Möglichkeit einer zweiten Heirat. Aber endlich gab ich doch die Idee auf. Die junge Dame, die seit dem Tode meiner Frau am meisten anziehend für mich war, hat kürzlich geheiratet; ich fühle keine Eifersucht ihr oder ihrem Gatten gegenüber, ich fühle vielmehr, dass ich am liebsten ihre Tochter sein sollte. Jedenfalls hoffe ich, dass meine Frau entweder mein Liebhaber oder meine Schwester in einem anderen Leben sein wird, je nach dem ob sie ein Mann oder eine Frau ist.

„Als ich ungefähr 57 Jahre alt war, wurde ich in hohem Grade durch einige unwürdige Personen, die mir sehr verpflichtet waren, gekränkt und verletzt. Ich litt noch lange Zeit danach seelisch sehr stark. Ob damit zusammenhing, was ich jetzt berichte, weiss ich nicht; aber zwei Jahre nach jenen Vorgängen schien etwas, was einer Aenderung der sexuellen Polarität ähnelte, in mir einzutreten. Ich fühlte wie eine Frau, die von ihrem eigenem Geschlecht geboren war, und es entstand das leidenschaftlichste Sehnen danach, ein Weib zu sein. Ich konnte kein hübsches Mädchen sehen, ohne es um seine Schönheit und sein Weibtum zu beneiden, und ich würde freudig mit fast jeder Frau von 15 bis zu 45 Jahren getauscht haben, die nur irgendwie für mich Anziehungskraft besass.

„Diese Gefühle scheinen die Brüste gereizt zu haben, die vorher ebenso flach waren wie die eines Kindes. Denn jetzt begannen sie sich, zwar sehr langsam, aber doch stetig zu vergrössern, und zuweilen scheinen sie sich fast von Tag zu Tag zu verändern. Zuerst konnte man unter der Brustwarze nichts als einen einzelnen, kleinen, harten Knoten in der ungefähren Grösse einer Erbse fühlen. Dieser wurde allmählich grösser und schien auch breiter zu werden und die scharfe Abgrenzung einzubüssen. Es folgte eine Verdickung zuerst unterhalb, dann oberhalb der Brustwarzen, die mit einem Strange (zuerst kaum dicker als ein Draht) etwas unter der Achselhöhle zusammenhing. Zuletzt war eine Verdickung in der Tiefe unter den Brustwarzen vor-



handen. Dann verhärtete und verdickte sich die ganze Peripherie beider Brüste, und bevor dieser Prozess (nach vielleicht drei oder vier Jahren) vollendet war, begannen die Brüste etwas nach vorn herauszutreten; die langsame Vergrösserung dauert noch an.

„Das Wachstum der Brüste war gelegentlich von einem Kitzelgefühl an den Stellen begleitet, die sich zu verbreitern im Begriff waren. Auch ein Gefühl von Klopfen und ein solches von Aufblähung konnte oft durch eine willkürliche Kontraktion der Muskeln herbeigeführt werden. Mit der Entwicklung der Brüste trat keine Atrophie der männlichen Organe ein, was zuweilen bei den Folgen einer Kopfverletzung der Fall ist. (Ich erinnere mich, dass ich neun oder zehn Jahre alt einmal auf dem Eise auf meinen Hinterkopf recht unglücklich fiel, aber ich nehme nicht an, dass dies irgend eine Wirkung auf meine Konstitution gehabt hat). Diese Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf die linke Brust, die stets etwas breiter war. Es besteht auch eine leichte entsprechende Sensation auf der rechten Seite, aber die rechte Brust vergrössert sich nur langsam und wahrscheinlich nur auf dem Wege der Sympathie. Die Brustwarzen selbst haben sich kaum vergrössert, und es bestehen keine Zeichen von irgend welcher Flüssigkeitsabsonderung.

„Das gegenwärtige, an das Weib erinnernde Gefühl in den Brüsten ist von einem sonderbaren Gefühl stark vermehrten physischen Behagens und Wohlseins begleitet. Wenn ich Gelegenheit dazu hätte, würde ich versuchen, Frauenkleider anzulegen, besonders ein Korsett, und ein Kind an meine Brust zu legen, um zu sehen, ob es Milch daraus saugen kann. Der Gipfelpunkt des physischen menschlichen Glückes scheint mir oft im Säugen eines gesunden Kindes durch eine Frau zu bestehen. Mit dem Wachstum der Brüste hat die peinlich heftige Sehnsucht nach dem Weibtum etwas abgenommen.

„Der Frauenkörper scheint mir weit schöner und interessanter und sogar viel natürlicher zu sein als der eines Mannes, und gern würde ich die physischen Nachteile in Kauf nehmen, wenn ich die Freude hätte, in einem weiblichen Körper zu leben. Die männlichen Organe scheinen mir hässlich, unpassend und fast unnatürlich. Ich liebe Kinder, und vielleicht ähnelt mein Gefühl ihnen gegenüber dem der Frau. Ich würde es vorziehen, eine Frau zu sein, um gänzlich das Leben einer solchen zu führen.

„Alle meine Brüder sind mehr oder weniger kahlköpfig; obwohl ich der älteste bin, ist indessen mein Haar für mein Alter noch sehr gut, nur vorn an der Stirn wird es etwas dünner. Ich füge hinzu, dass ich nichts Intuitives habe, kein Beurteiler von Charakteren und mit meinen Händen ungeschickt bin.

„Mich zieht eine schöne Frau noch immer sehr an, aber mein instinktives Gefühl gegen sie ist immer mehr das des Neides als das der Sehnsucht oder Eifersucht. Die Stärke meines Neides entspricht stets der meiner Liebe und meiner Bewunderung für sie. Jedoch gibt es viele vortreffliche Frauen, für die ich aufrichtige Verehrung, ja Zuneigung fühle; aber sie sind nach keiner Richtung für mich physisch anziehend, und ihnen gegenüber fühle ich weder ein Verlangen noch Neid.

„Glücklicherweise war ich niemals in schlechte Gesellschaft geraten. Ich war zu scheu und zu wohlerzogen, um in schlechte Gewohnheiten zu verfallen, obwohl ich es wohl doch getan hätte, wenn mich schlechte Kameraden dazu verführt hätten. Vielleicht waren auch meine physischen Leidenschaften durch die Neigung zur Inversion geschwächt.

„Meine Frau und ich pflegten zuweilen unsere Kleider zu tauschen, obwohl die ihrigen viel zu klein für mich waren. Aber ich habe meines Wissens keine besondere Neigung für Frauenkleider oder für die Beschäftigung der Frau.

„Geistig hochstehende Frauen mit einiger Charakterstärke reizen mich am meisten, vielleicht weil sie ein Gegenstück zu meinem eigenen schwachen und leicht beeinflussbaren Charakter darstellen. Gewöhnlich üben schwache, zarte, „weibliche Frauen" auf mich keine Anziehungskraft aus.

„Was mich selbst anlangt, so empfinde ich nicht, dass das doppelte Geschlecht ein Uebel ist (abgesehen von der Charakterschwäche, die vielleicht damit zusammenhängt), sondern es scheint mir eher einen Vorteil zu bieten, indem es meine Sympathien



erweitert. Ich glaube nicht, dass ein Geschlecht das andere verstehen kann, ohne dass beide Geschlechter in genügendem Verhältnis vermischt sind, um ein wirkliches Mitfühlen zu bewirken. Ich halte es für das Wahrscheinlichste, dass die Geschlechter stets mehr oder weniger in verschiedenen Verhältnissen in jedem Mann und in jeder Frau verbunden sind, wenn auch das eine oder andere vorwiegt.

„Die eigentümliche psychische Affektion, die ich beschrieben habe, kann ästhetische Inversion genannt werden. Sie ist selten als solche anerkannt worden. Aber es scheint doch, dass verschiedene bekannte Schriftsteller auf sie angespielt oder sie gehabt haben, z. B. Renan, William Spenser, Moore und Rosetti. Wir haben auch gehört, dass J. Addington Symonds (in dessen Werken nachzusehen ich noch nicht Gelegenheit hatte) und der verstorbene Dr. Gladstone ebenfalls von ihr betroffen waren.

„Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Inversion dadurch, dass, wenigstens in den meisten Fällen, Männer keinen Reiz auf die ästhetisch Invertierten ausüben, dies vielmehr nur durch Frauen geschieht. Soviel ich weiss, besteht in unserer Familie kein Fall von irgend etwas, was einer Inversion ähnelt.

„Die ästhetisch Invertierten sind im allgemeinen irgend einer Frau auf das zärtlichste ergeben und lieben und ehren sie so sehr, dass sie so fühlen, wie wenn sie selbst Frauen wären, die aus ihrem eigenen Geschlecht geboren sind und natürlich in einer Art von unbequemem Exil leben.

„Ich habe den vorhergehenden Bericht in voller Aufrichtigkeit geschrieben. Der Zustand ist keine blosse Laune, sondern er hat fast während meines ganzen, wohl recht langen Lebens bestanden und sogar an Stärke zugenommen".

Dieser Bericht, den ein Gelehrter mit hochentwickelter wissenschaftlicher Beobachtungsfähigkeit niedergeschrieben hat, kam einige Jahre vor des Schreibers Tode in meine Hände. Kurz bevor dieser eintrat, gab ich das Schriftstück zu einer endgültigen Revision zurück, die nur in unwesentlichen Veränderungen stattfand. Während dieser Zeit korrespondierte ich oft mit R. M., sowohl über den Gegenstand seiner Anomalie, wie über andere Gegenstände. Durch verschiedene Umstände hatte ich nur einmal Gelegenheit, mit ihm zusammenzukommen. Der persönliche Eindruck entsprach dem, den ich durch seine Briefe und seinen Bericht empfangen hatte. Aeusserlich zeigte sich keine Andeutung von Feminismus, aber es bestanden in hohem Grade Zeichen einer furchtsamen, zurückhaltenden, sensitiven Natur, die man zuweilen bei Männern der Wissenschaft antrifft, und die sich leicht mit erotischen Neigungen verbindet.

Abgesehen von dem Mangel an Entschlussfähigkeit, über die er selbst klagte, und von einigen nervösen Muskelticks, zeigte sich nichts Abnormes. Ob eine sorgfältigere Untersuchung stärkere Abweichungen gezeigt hätte, mag zweifelhaft sein. R. M. hatte häufig eine physische Untersuchung gewünscht und es war zu diesem Zweck schon eine Verabredung getroffen worden. Seine plötzliche Erkrankung an einer akuten Nephritis, die einer mehr chronischen Form folgte und sehr schnell den Tod herbeiführte, verhinderte den Plan. Es ist aber unwahrscheinlich, dass die Untersuchung etwas Wesentliches gezeigt hätte. Ein gewisser Grad von Gynäkomastie, wie er ihn darbot, ist nichts allzu Ungewöhnliches. Von einem Wahngebilde war absolut nichts bei R. M. vorhan-



den, weder in seiner Betrachtung der Anomalie, noch in seinem allgemeinen psychischen Zustande. Das äusserste, was man sagen kann, ist, dass er zu dem Verdacht neigte, irgendwelche winzige physische Anomalie zeige weibliche oder hermaphrodisische Bildung an, während sie in Wirklichkeit höchstwahrscheinlich nach dieser Richtung bedeutungslos war. Aber er war bestrebt, diese Frage dem Urteil derer zu unterbreiten, die in diesen Fragen kompetenter sind als er selbst. Wir sehen hier das, was ein Freudianer einen Komplex nennen würde, aber kein paranoisches Wahngebilde.

Das Bild des R. M. scheint mir die sexo-ästhetische Inversion in ihrer vollendeten Form zu sein. Es zeigt, wie wenig der Ausdruck „Transvestitismus" befriedigt. Betrachten wir die einzelnen Elemente des Zustandes, so war der Wunsch nach dem Kleidertausch vorhanden; aber nur so schwach und unwesentlich, dass er vernachlässigt werden kann. Für diesen intelligenten, mit tiefem Gefühl begabten Mann ist die Kleidung nie der Gegenstand grossen Interesses gewesen, und infolgedessen war kein Boden vorhanden, indem ein ausgesprochener Trieb zum Kleidertausch hätte Wurzel fassen können. Die Inversion betraf die affektive und emotionelle Sphäre, und diese ist so gross, dass das Symptom der Kleidungsänderung unwesentlich ist. Es handelt sich eben um einen Mann von hoher intellektueller Kultur und ausnahmsweise starkem Gefühlsleben mit ausgesprochen weiblicher Affektabilität. Wir haben es mit einem Falle von ästhetischer Inversion in ihrer vollendetsten und typischsten Form zu tun, es scheint ein Fall von höchstentwickelter Form zu sein.

Wenn wir versuchen, die mitgeteilten Fälle zu klassifizieren oder zu erklären, so ist das nicht leicht. Wir können wohl behaupten, dass sie die allgemeine Bisexualität illustrieren, die jetzt viele Anhänger hat. Wir sehen, dass R. M. dies empfand, und es ist das auch von Naecke vor kurzem betont worden. Wenn wir aber weitergehen, um diese Fälle von sexo-ästhetischer Inversion der gewöhnlichen sexuellen Inversion anzureihen, die man gewöhnlich am leichtesten durch eben diese organische Bisexualität glaubt erklären zu können, dann treffen wir auf Schwierigkeiten. Man könnte dazu neigen, die ästhetische Inversion als leichteren Grad einer sexuellen Zwischenstufe zu betrachten, deren am meisten entwickeltes Stadium wir bei der sexuellen Inversion finden. Aber eine kleine Betrachtung zeigt, dass dies kaum richtig ist. In der eigentlichen Sphäre des Geschlechtstriebes zeigt die ästhetische Inversion, wenn überhaupt, so doch nur wenig von einer Annäherung an das entgegengesetzte Geschlecht. In dem sonstigen psychischen Verhalten, das viel umfangreicher ist als die sexuelle Sphäre, geht die ästhetische Inversion weit über die häufigsten Symptome der sexuellen Inversion hinaus. Die beiden Zustände sind nicht genau koordiniert; sie können



eher als zwei ungleiche allotropische Modifikationen einer sexuellen Zwischenstufe betrachtet werden. Wenn die sexuelle Inversion bei der ästhetischen Inversion auftritt, scheint sie nur eine sekundäre Folge der ästhetischen Inversion, des psychischen Zustandes zu sein. Wenn die ästhetische Inversion bei der sexuellen Inversion erscheint, ist sie vielleicht nur eine sekundäre Folge des sexuell invertierten psychischen Zustandes [1]).

So scheint es, dass auf einer gemeinsamen Grundlage zwei organische Zustände auftreten, die verschieden sind, die nicht leicht miteinander verschmelzen und die sich sogar schlecht miteinander vertragen. Ein grosser Teil, vielleicht die Majorität der sexuell Invertierten, hat keine deutlich ausgeprägten femininen Züge, und selbst wo dies der Fall ist, wünschen sie sie nicht selten zu verbergen. Die Mehrzahl, vielleicht fast alle unter den sexuell-ästhetisch Invertierten, haben nicht nur keine Neigung zur sexuellen Inversion, sondern sie fühlen eine tiefe Abneigung gegen diese Anomalie. In den zwei Uebergangsfällen, über die ich hier berichtet habe, kam die sexuelle Inversion nicht einmal in Frage. In den zwei ausgesprochenen Fällen kam sie nur in Frage, um mit Horror zurückgewiesen zu werden. Bei A. T. ist allerdings kürzlich die Empfindung aufgetreten, dass die sexuellen Erfahrungen einer Frau für die vollständige Befriedigung seines Gefühlszustandes nötig seien. Dies ist jedoch offenbar eine sekundäre Entwicklung seiner ästhetischen Inversion, und zwar eine solche, die die Person mit Schrecken wahrnimmt. Er ist tatsächlich auch nicht im geringsten Grade zu einer Person seines Geschlechts sexuell hingezogen. Die Idee ist nur eine Idee, und obwohl sie möglicherweise zu einer Zwangsidee werden kann, scheint es doch in hohem Grade unwahrscheinlich, dass sie je in die Praxis übergeführt werden wird. In dem Falle von R. M. ist, obwohl hier die ästhetische Inversion überaus weit geht, niemals auch nur in der Phantasie irgend eine homosexuelle Anwandlung dagewesen. Als er den Ausdruck ästhetische Inversion erdacht hatte, war er selbst geneigt, ihn zugunsten von „Psychischer Hermaphroditismus“ aufzugeben, und zwar deshalb, weil das Wort Inversion einen Zusammenhang mit der Homosexualität vermuten lassen könnte, die er als etwas Ekelhaftes betrachtet.

Psychologisch gesprochen scheint es mir, dass wir die sexo-ästhetische Inversion in Wirklichkeit als eine Modifikation der normalen Heterosexualität betrachten müssen. Sie ist eine Modifikation, in der einige normale Konstituentien des Geschlechtstriebes in den Hintergrund getreten sind, während andere ebenso normale Konstituentien übertrieben werden. Welches sind nun diese zwei Reihen von Konstituentien?

[1]) Raffalovich (Uranisme et Unisexualité, S. 93) bemerkt, dass man von der moralischen Inferiorität, der Oberflächlichkeit und der Schamlosigkeit der effeminierten Gruppe sexuell Invertierter in Erstaunen gesetzt wird. Wir finden im allgemeinen das Umgekehrte der Charakteristika bei typisch sexo-ästhetisch Invertierten.



Bei der normalen Bewerbung muss der männliche Teil zwei Triebe haben, die bei oberflächlicher Betrachtung Antagonisten zu sein scheinen. Einerseits muss er kraftvoll und kampflustig sein, er muss das Objekt der Liebe überwinden und besitzen. Andererseits muss er abwarten und mitfühlen. Er muss in die Gefühle der Geliebten eintreten und sich sogar ihrem Willen unterwerfen. Der Liebhaber muss gleichzeitig ein entschlossener Eroberer und ein unterwürfiger Sklave sein. Er muss sowohl seiner Herrin Zurückhaltung entgegenstellen und sich andererseits mit ihren Wünschen identifizieren. Dieses doppelte Verhalten beruht auf den biologischen Bedingungen der Bewerbung.

Bei der Bewerbung des zivilisierten Menschen besteht die Neigung, die aggressive Komponente des Geschlechtstriebes zurückzudrängen, die zweite, das Mitfühlen, stärker zu betonen. Diese Neigung wurde vor einigen Jahren zuerst von Colin Scott als das sekundäre Bewerbungsgesetz beschrieben, durch das der weibliche Teil, der schon auf die Erregung des männlichen Teils achtet, nun noch eine Aktivität hinzufügt, während der männliche Teil relativ passiv ist und auf den psychischen und körperlichen Zustand des weiblichen Teils achtet. Diese psychische Radiation und Entwicklung der Vorstellungskraft wird, wie Colin Scott betont, durch die Einschränkungen begünstigt, zu denen die Zivilisation führt und die mit ihr vorhandene umfangreichere psychische Leistungsfähigkeit [1]).

Diese sekundäre Komponente des Geschlechtstriebes, das Element von Sympathie und Identifikation kann, wie Colin Scott erkannt zu haben scheint, mit einem ästhetischen Zustand zusammenhängen. Es ist der Mühe wert, den Zusammenhang zu betonen; denn er kann noch schärfer, als ich bisher gezeigt habe, die Anwendung des Namens

---

[1]) Colin Scott, "Sex and Art", American Journal of Psychology, VII, 2. Es sei bemerkt, dass Dr. Sabrina Spielrein (Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen IV, 1912, S. 483) unabhängig Colin Scotts Ansicht von der primären Natur dieser psychischen Tätigkeit bei Frauen bestätigt: „Bei jeder Liebe muss man zwei Vorstellungsrichtungen unterscheiden: die eine — wie man liebt, und die andere — wie man geliebt wird. Bei der ersten Richtung ist man selbst Subjekt und liebt das nach aussen projizierte Objekt, bei der zweiten ist man in den Geliebten verwandelt und liebt sich, als sein Objekt. Beim Manne, welcher die aktive Aufgabe hat, das Weib zu erobern, herrschen die Subjektvorstellungen vor, bei der Frau hingegen, welche den Mann zu verlocken hat, gewinnen auch normaliter die rückläufigen Vorstellungen die Oberhand. Damit hängt die bekannte weibliche Koketterie zusammen; die Frau denkt, wie sie ihm gefallen wird, damit hängt auch die stärkere Homosexualität und Autoerotik der Frau zusammen; in ihren Geliebten verwandelt, muss sich die Frau bis zu einem gewissen Grad männlich fühlen, als Objekt des Mannes kann sie sich selbst oder ein anderes Mädchen lieben, welches ihre Wunschpersönlichkeit ist, i. e. so ist, wie die Liebende sich selbst sehen möchte, natürlich immer schön. Einmal traf ich eine Kollegin in grosser Entrüstung über einer Reihe von ihr beschriebener Briefkuverts; an keinem gelang ihr die schöne Schrift, die sie am ersten Kuvert vollbrachte. Die Schrift war mir bekannt. Auf meine Frage, was die gewünschte Schrift ihr sage, fiel ihr plötzlich ganz richtig ein, ihr Geliebter schreibe so. Das Bedürfnis nach Identifikation mit dem Geliebten war demnach so gross, dass sie sich nur als ihn dulden konnte."



ästhetische Inversion für einen Zustand begründen, der, wie der Leser wohl jetzt versteht, als eine abnorme und vielleicht pathologische Uebertreibung der sekundären Komponente des normalen heterosexuellen Triebes betrachtet werden muss.

Die Philosophen, die sich mit der Aesthetik beschäftigen, haben oft eine Neigung gezeigt, eine subjektive Identifizierung mit dem schönen Objekt als den Schlüssel für die ästhetische Emotion zu betrachten. Sie meinen, dass wir in der Einbildung die Schönheit nachahmen, die wir sehen und uns mitfühlend in sie versetzen. Unsere Emotionen zeigen diesen Rythmus. Lotze und R. Vischer haben auf solcher Richtlinie die ästhetische Lehre vom inneren Miterleben ausgearbeitet. Kürzlich hat Karl Groos geschlossen, dass das Spiel der inneren Nachahmung, das innere Miterleben, das zentrale Phänomen des ästhetischen Genusses ist[1]). Lipps wiederum erläutert vortrefflich die Nachahmung und das, was er Einfühlung nennt, die er zur Erklärung der ästhetischen Emotion benutzt[2]). Er hat sehr sorgsam eine Lehre ausgearbeitet. Es ist interessant, von unserem Gesichtspunkt aus zu betonen, dass während Lipps Nachahmung und Einfühlung im allgemeinen in dem ästhetischen Gefühl zusammentreten lässt, er, wo das Geschlecht in Frage kommt, Halt macht und erklärt, dass wir hier einen Unterschied machen müssen. Wir können nicht, so sagt er, den Einfluss von des Weibes Schönheit durch Nachahmung erklären, denn ein Mann wünscht z. B. nicht, eines Weibes Brüste zu haben. Trotzdem glaubt er, dass alle schönen Formen ihre Schönheit der Einfühlung verdanken, das habe aber nichts mit dem Geschlechtstrieb zu tun, für den die spezifische Form des entgegengesetzten Geschlechts Gegenstand einer möglicherweise tatsächlichen Beziehung ist. Der ästhetische Genuss an der Gestalt der Frau zeigt also klar, so schliesst Lipps, dass der Begriff der Einfühlung verschieden ist von dem der Nachahmung[3]).

Hier können wir noch einen tieferen Grund wahrnehmen als bisher, weshalb ich die psychologische Anomalie, mit der wir es hier zu tun haben, als ästhetische Inversion beschreibe. Der mit der Anomalie Behaftete erlebt nicht nur eine Inversion allgemeiner, zur sexuellen Sphäre gehörender Neigungen, er hat in Wirklichkeit einen spezifisch ästhetisch emotionellen Zustand in dieser Sphäre erreicht. In seiner Bewunderung der Geliebten ist er nicht zufrieden, sich auf das normale Element der

[1]) K. Groos, Der ästhetische Genuss, 1902, z. B. Kap. V. — [2]) T. Lipps, Der ästhetische Genuss in der bildenden Kunst, 1906, Kap. I. — [3]) T. Lipps, Grundlegung der Aesthetik, 1903 I. S. 147. Es sei bemerkt, dass Lipps die ästhetische Emotion von der sexuellen Emotion ganz und gar trennt. Nach Groos (a. a. O. S. 248) müssen wir zu dem Schlusse kommen, dass der künstlerische Genuss an ausgesprochen sinnlichen Situationen zur ästhetischen Sphäre gehört. Lipps (a. a. O. S. 148) denkt, dass es ein Zeichen von Dekadenz ist, den Geschlechtstrieb in der Aesthetik anzusprechen.

**Einfühlung** zu beschränken, er erlebt den ganzen ästhetischen Vorgang, indem er auch den Nachahmungstrieb durchmacht. Er vollendet eine vollständige emotionelle Identifizierung, die sexuell abnorm, aber ästhetisch korrekt ist [1]).

Physisch macht sich anscheinend dieses sekundäre und ästhetische Element des Geschlechtstriebes in der Form der ästhetischen Inversion bei den Männern bemerkbar, wo das primäre und mehr „männliche" Element des Geschlechtstriebes fehlt. In einigen, obwohl nicht in allen Fällen ist ein Mangel an physischer Kraft vorhanden. Zuweilen ist frühzeitig übermässige Masturbation ausgeübt worden, die zu einer Verminderung der Vitalität führte. In dem Falle von A. T. finden wir eine vorzeitige autoerotische Sexualität, die wahrscheinlich ein wichtiger Faktor für die Entwicklung der ästhetischen Inversion war. In dem recht vollständigen Falle von R. M. war ein hochsensitives Temperament durch einen Mangel an Selbstgefühl markiert, eine Unfähigkeit, in einem Konflikt seines Ichs mit anderen seinen Mann zu stehen, eine übertriebene Suggestibilität, die ihm eine Quelle steter Besorgnisse war. In den meisten Fällen von ästhetischer Inversion scheint die Intensität des Geschlechtstriebes im ganzen etwas unter dem Durchschnitt zu stehen. Aber in jedem Fall ist er sicherlich unharmonisch, atrophisch auf der einen, hypertrophisch auf der anderen Seite [2]).

Es liegt nahe, anzunehmen, dass nach der physischen Richtung die Disharmonie mit einem Mangel an Gleichgewicht der inneren Sekretion vergesellschaftet ist, und dass gewisse Hormone, die notwendig sind, den voll entwickelten, normalen Geschlechtstrieb zu wecken, fehlen, wenn nicht etwa andere in grosser Menge vorhanden sind. Die neuere Forschung neigt dazu, den wechselseitigen Einflüssen der inneren Sekretion grosse Wichtigkeit beizumessen, und es genügt nicht mehr, die innere Sekretion der Hoden und Eierstöcke als die einzigen Hormone zu betrachten, die auf die sexuelle Entwicklung wirken. So ist eine Hyperplasie der Nebennieren oder auch eine Neubildung an ihnen gefunden worden, die die primären und sekundären weiblichen Charaktere nicht nur bei der weiblichen Person, sondern auch bei der männlichen

---

[1]) **Näcke** bemerkt, dass der Transvestitismus speziell bei Künstlern oder bei Männern der Literatur vorzukommen scheint. Es ist vielleicht bezeichnend, dass von den beiden vollständig entwickelten Fällen, die ich habe bringen können, der eine ein Künstler, der andere ein Mann aus der Literatur ist. — [2]) **Kiernan** hat betont, dass Feminismus und verwandte Zustände einer Entwicklungshemmung zuzuschreiben sind. So scheint die ästhetische Inversion psychisch einige Aehnlichkeit mit dem, was wir beim Eunuchoidismus finden, zu haben. Physisch ist Eunuchoidismus eine angeborene oder pathologisch erworbene Annäherung an den künstlich erworbenen Zustand des Eunuchen. Der Geschlechtstrieb bleibt gewöhnlich normal in der Richtung, obwohl er geschwächt ist und ganz fehlen kann. (B. **Onuf**, „A Study of Eunuchoidismus in its various aspects". American Journal of Dermatology, Nov. 1912.) Einige der psychischen Charakteristika des sexo-ästhetisch Invertierten haben, wie bemerkt sei, Aehnlichkeit mit solchen, die man gewöhnlich bei Individuen mit Eunuchoidismus findet.







vermehrt, und Hyperplasie der Nebennieren ist auch bei einigen Fällen von Pseudo-Hermaphroditismus gefunden worden[1]). Es ist jetzt anerkannt, dass die Charaktere eines Geschlechts in dem anderen latent vorhanden sein müssen[2]), und so haben wir ein Feld, wo die verschiedenen inneren Sekretionen ihre reizenden und hemmenden Eigenschaften entfalten können. Es ist möglich, dass wir auf diesem Wege fähig sein werden, die verschiedenen und unkoordinierten Formen der sexuellen Zwischenstufen zu erklären; ein weiblicher Einschlag beim männlichen Individuum kann, wie Hirschfeld bemerkt, so wirken, dass in einem Falle Hermaphroditismus erscheint, in einem zweiten Gynäkomastie, in einem dritten die sexuelle Inversion, in einem vierten die dem Geschlechte entgegengesetzte Kleidung[3]).

Wie dies auch sein mag, gegenwärtig kann man nur eine Vermutung betreffend die Richtung, in der die physiologische Basis der sexo-ästhetischen Inversion gefunden werden kann, wagen. Es ist ziemlich schwierig, diese Anomalie psychologisch voll aufzuklären, soweit sie Beziehungen zu anderen mehr oder weniger verwandten physischen Anomalien hat. Ich habe versucht, es zu tun, so gut ich kann und so weit unsere gegenwärtige Kenntnis reicht.

---

# Glossen zur Psychoanalyse.

Von Dr. I. **Marcinowski**, Sanatorium Haus Sielbeck a. Uklei.

## I. Betrachtungen über den Willen zur Krankheit.

Meinen Zeilen schicke ich zunächst die Auflösung eines eigenartigen Zwangszeremoniells voraus, weil der Fall in mancher Hinsicht beweisend für das ist, was ich vom Willen zur Krankheit und vom Widerstreben gegen das ersehnte Genesen zu sagen habe. Es liegt mir daran, den Krankheitszustand, den wir Psychoneurose nennen, aufs neue in seinem Lustcharakter zu zeigen und ausserdem die Behauptung zu erhärten, dass die ganze Neurose im Grunde genommen einer Art Ersatzonanie entspricht.

### Die Auflösung eines eigenartigen Zwangszeremoniells.

Der junge Student, um den es sich handelte, wurde arbeitsunfähig, weil er abends beim Schlafengehen, und vor allen Dingen bei der Morgentoilette stundenlang Zeit brauchte, um ein umständliches Zwangszeremoniell zu erledigen. Es war im

[1]) Ernest Glynn, „The Adrenal Cortex", Quarterly Journal of Medicine, Januar 1912. — [2]) Swale Vincent, Internal Secretion, 1912 S. 75. — [3]) Hirschfeld (a. a. O. S. 301). Es mag hinzugefügt werden, dass das Unterabteilungen und Kombinierungen dieser Zwischenstände sind.

Grunde genommen einfach und bestand zunächst nur darin, dass er alles und jedes, jeden Handgriff usw. ganz besonders genau und ordentlich machen musste, mit den üblichen Wiederholungen, falls er nicht ganz bei der Sache gewesen war, denn beim Beten und Zaubern muss man auch innerlich dabei sein, eine blosse mechanische Absolvierung hat keinen inneren Wert. — In Zweifelsfällen wurde deshalb die ganze Prozedur noch einmal vorgenommen.

In der Regel galt übrigens das Gesetz, alles dreimal zu machen, jeden einzelnen Handgriff gewissermassen mit drei Anläufen zu vollbringen. Ich durfte den Kranken bei der Toilette beobachten, und da fiel es denn auf, dass er ausser dieser unglaublich in die Länge gezogenen Prozedur noch eine Fülle der wunderlichsten Bewegungen und Gliederverrenkungen vornahm, die alle darauf hinauslaufen sollten, dass er weder selbst noch mit einem Kleidungsstück irgendwo anstiesse und es dadurch beschmutze. Welche Summe von Schwierigkeiten sich da z. B. auf einem engen Klosett ergaben, wenn man bedenkt, dass er sich zum Stuhlgang auch des Rockes und der Weste und der Hosenträger zu entledigen pflegte, wird klar machen, warum er auch zu diesem Akt oft Stunden verbrauchte.

Die wichtigste Komplikation war indessen, dass er zu gleicher Zeit darauf acht geben musste, dass ihm keine „Puhs" entflöhen, — man beachte die völlig kindliche Bezeichnung für Blähungen, — denn das Fürchterlichste, was ihm passieren könne, wäre, dass bei dieser Gelegenheit etwas feuchter Darminhalt mit herauskommen könne, der dann die Wäsche beschmutze. Davor lebte er in einer ständigen namenlosen Angst, und daher stammten denn auch die eigentümlichen Gliederverrenkungen beim Aus- und Ankleiden, denn das brachte eine Menge Bewegungen mit sich, die einem Entgleiten von „Puhs" entschieden Vorschub leisteten. Er bezeichnet dieses ganze Zwangszeremoniell als „ekelhaft und widerwärtig", dieselben Ausdrücke, die er für eine vorausgehende Periode onanistischer Betätigung anwendet, für die das Zwangszeremoniell eine Ablösung, also wohl einen Ersatz darstellt.

Wir erfahren von ihm, dass er die Onanie in der Weise betrieben habe, dass er die Vorlust ins Unendliche zu verlängern trachtete; immer habe er kurz vor dem Samenerguss aufgehört und gewartet, bis die Erregung wieder abgeklungen sei, um möglichst lange onanieren zu können. Es leuchtete ihm ohne weiteres ein, dass dieses in die Länge gezogene Zwangszeremoniell sehr wohl in seinem Typus damit zu vergleichen sei, also auch darin als ein symbolischer Onanieersatz aufzufassen wäre. Wir werden gleich sehen, wie völlig berechtigt diese Annahme war.

Wir erfahren ferner, dass es ihm als Kind eine hohe Lust war, sich getragene Wäsche seiner Mutter, Unterhosen und Unterröcke, zu verschaffen und in ihnen zu onanieren.

Als ich ihn bei der Toilette beobachtete, fiel besonders auf, dass er sehr lange Zeit darauf verwandte, um sein Nachthemd nach einem ganz bestimmten System, in dem die Dreizahl[1]) auch wieder ihre Rolle spielte, auf Flecken hin zu untersuchen, auch an Stellen, die mit der Aftergegend gar nicht in Berührung kommen konnten. Es kam ihm eben überall darauf an, dass alles „absolut rein und ordentlich" sei, wenn man es fände, „auch wenn er aus dem Zimmer ginge, müsse alles ordentlich darin sein."

Nachdem ich das Zutrauen des Patienten gewonnen hatte, erzählte er mir bald von erotischen Phantasien, die er während des Onanierens gehabt habe. Auch brachte er Träume, in denen er stets bei unverhüllter Erotik die Frau auf dem Bauche liegend träumte und phantasierte, dass er sie von hinten her begattete, während er übrigens in den beiden Malen, wo er tatsächlich zum Beischlaf gelangt war, normale Lust in normaler Lage empfunden zu haben angibt.

---

[1]) Zur Psychologie der Dreizahl lieferte der Patient später eine sehr bezeichnende Erklärung: er schriebe die 3 nämlich in Gedanken immer so: ∂3 und nicht wie gewöhnlich. Das Bild sei wohl ohne weiteres verständlich als Glied mit den beiden Hoden. Er spiele also unter dem Symbol der Drei eigentlich fortwährend mit den Genitalien. Daher sage er auch niemals 3 × 5 sondern immer 5 × 3, und die Neun sei ihm nicht an sich wertvoll sondern nur, weil sie eben 3 × 3 ist.



Also, eine ausgesprochene Analerotik war vorhanden, und die Furcht vor feuchten „Pubs“ war verdrängter Erotik verdächtig. Ich sprach infolgedessen die Vermutung aus, dass sich hinter diesem auffallenden Sauberkeitsbedürfnis wohl ein überkompensierter Hang zum Gegenteil verbergen müsse, und dass er ruhig und scheulos darüber sprechen möge, denn es handle sich augenscheinlich ja nicht um realen Schmutz, sondern wie beim Pontius Pilatus nur um eine gedachte Befleckung ideeller Art, die hier wie in einer Scharade zur sinnfälligen Darstellung durch etwas Konkretes gelange.

Das leuchtete ihm sehr ein. Er sei immer ein Schweindel gewesen, seine Brüder übrigens auch: deswegen habe ihnen ihr Vater je nach ihren Eigenschaften die Spitznamen: „Graf Pinkelflink“, Graf Blühmchen“ [1]) und „Baron von Stinkewitz“ gegeben. Letzteres galt ihm und seiner bewusst erotisch betonten Vorliebe für Darmgase [2]).

Er habe dieselben vor allem unter der Bettdecke produziert und sei dann darunter gekrochen und habe sie mit Wonne aufgerochen. Dabei wisse er sehr früh, dass er dabei Erektionen bekommen habe. Wir werden später erfahren, was noch hinzukommt. Ich erwähne hier nur das, was er zunächst gesagt hat. In seinen sonstigen Phantasien kommt die „Schweinerei“ noch stärker zum Ausdruck. Er behandelt da die Frauen wie „wilde Tiere“, sperrt sie in den Stall und findet sie eigentlich erst geniessbar, wenn sie sich wochenlang in ihrem eigenen Urin und Kot herumsielen mussten.

Diese Phantasie hat einen realen Hintergrund, sie führt auf einen Besuch des kleinen Knaben bei seinem Onkel zurück, der Landwirt war, und bei dem der Schweinestall im Mittelpunkt aller, dem Stadtkinde fremden Anziehungskräfte stand.

Ich übergehe nun eine Reihe von technischen Einzelheiten in den Feststellungen, weil sie zunächst nichts Neues, sondern nur Bestätigungen in grosser Breite brachten. Dann blieb der Patient auf einmal stundenlang im Bett liegen und wollte nicht mehr aufstehen. Dabei war ihm eigentlich sehr wohl und behaglich, und ich traf ihn in durchaus zugänglicher und gemütlicher Stimmung an. Das Bett sei ihm ein Aufenthalt, wo er sich „geborgen und sicher“ fühle, „ohne Angst“ sei, „wie in der Mutter Schoss“. Es war ihm also gewissermassen ein Ersatz für die Mutter, zu der er ausserdem noch „warm“ assoziierte und sich an den häufigen Aufenthalt in dem Bett der Mutter erinnerte.

Ausserdem spielt er mit diesem Verhalten den kleinen Knaben, oder sagen wir richtiger, das ganz kleine Kind, das noch tagüber im Bett liegt und sich vollmacht, wie die kleinen Schweinchen im Stall. Diese Vergleiche leuchteten ihm sehr ein, und er brachte dazu zwei Träume, die er von frühester Jugend an sehr häufig gehabt haben wollte, und zwar brachte er sie ohne besondere Aufforderung an dieser Stelle der Analyse als anscheinend zusammenhanglose Einfälle vor.

Der eine lautete dahin: Er pflege sich im Traum bäuchlings über das Treppengeländer des Elternhauses zu legen und mit dem Kopf nach dem Schacht zu mit rasender Geschwindigkeit auf dem Geländer herunter zu rutschen und flöge dann gleich zur Haustüre hinaus und befände sich dann draussen. Das sei sehr schön. In Wirklichkeit habe das Treppengeländer allerdings Pflöcke; die Treppen liefen auf allen vier Seiten mit abgerundeten Ecken um den grossen Schacht herum, der später für einen Aufzug benutzt wurde.

Dann träume er noch zweitens sehr häufig, dass ihn ein wilder Mann mit einem grossen Knüttel verfolge, und dann laufe er was er könne davon, aber er käme nie vom Fleck.

---

[1]) Wegen der Flecke in den Hosen. Wir sehen, die bilderreiche Analerotik war in der Familie traditionell, soll übrigens mindestens noch zwei weitere Generationen hinaufgereicht haben. — [2]) Die übertriebene Sauberkeit und Gigerlhaftigkeit gewisser Menschen scheint für die kindliche Psyche übrigens sehr leicht als „Flucht ins Gegenteil“ durchschaubar zu sein (vgl. Mut zu sich selbst, Kapitel VII, S. 113 ff.). Wir pflegten im Kadettenkorps solche Leute als „scheissfein“ zu bezeichnen und hegten die Befürchtung, dass sie schliesslich selbst zum „kacken“ zu fein werden könnten. Man entschuldige den Originalausdruck bei diesem Beitrag zur Analerotik, aber eine Umschreibung würde ihn wertlos machen. Der Patient kennt diese Ausdrücke auch aus dem Munde seines Vaters. —



Diese Träume mit ihrem sogenannten typischen Gepräge machen in der Analyse häufig grosse Schwierigkeiten, weil die grobsinnlichen Symbole vom Patienten nicht erkannt werden. Das hat seinen Grund wahrscheinlich darin, dass die sogenannten typischen Symbole zum Instinktbesitz geworden sind und nicht mehr der persönlichen dichtenden Leistung des Träumers entspringen. Sie sind abgeschliffene Redensarten geworden, die nur noch der Sprachforscher, nicht aber der Sprecher auf ihren Inhalt hin zu untersuchen vermag. Dem widerspricht allerdings, dass diese Symbole im Sprachgebrauch niederer Volksschichten und von Völkern einer niederen Zivilisationsstufe voll bewusst verwendet werden, wie es ja auch die folkloristischen Studien unserer Zeit bezeugen [1]). Hier war es auffallend, dass der Kranke, übrigens ohne jede Kenntnis der analytischen Literatur oder Auffassungsweise, beide Träume sofort klar las, obwohl er sie seit vielen Jahren unerkannt im Kopfe trug.

Zu dem ersten fragte ich ihn: „Kennen Sie irgend eine ähnliche Situation, auf die Sie mit dem Traumbild anspielen könnten?" Und prompt antwortete er: „Ja. Als ich sagte, ‚mit dem Kopf nach der Oeffnung zu', fiel mir sofort die Lektüre in einem Naturheilbuch ein, wo ich von dem Geburtsvorgang gelesen hatte. Der Traum wird also wohl meine Geburt aus dem Mutterleibe heraus bedeuten."

Ich muss gestehen, so einfach hat mir noch kein Patient die Lösung fast ungefragt an den Kopf geworfen. Wir werden wiederum bald sehen, wie seine Phantasie das Hausinnere und die Türöffnung tatsächlich überall dem Mutterleibe und dem Geschlechtsausgang, bzw. -Eingang gleichsetzt.

Zu dem zweiten Traum assoziierte er ebenso verblüffend zu Knotenstock ein männliches erigiertes Glied, nachdem ich ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, dass in dieser Weise doch eigentlich nur Mädchen und nicht Jünglinge verfolgt zu werden pflegten. Das „nicht vom Platz kommen können" begriff er ohne weiteres als ein nicht vom Platz kommen wollen. Kleine Mädchen pflegen bei solchen Gelegenheiten ja nur so zu tun, als ob sie davonlaufen wollten, meinen es aber in der Regel nicht ernst damit. Sie kommen für gewöhnlich leider Gottseidank nicht vom Fleck — dies der innere Wunschmechanismus aller Behinderungsträume.

Nun erzählte er mir, dass in seinem Verhältnis zur Mutter — was übrigens von der bestätigt wird — ein plötzlicher Umschwung eintrat, als er, der lange Jahre im kindlichsten Glauben an Klapperstorch und Engelchen gelebt hatte, auf einmal geschlechtlich aufgeklärt wurde (ca. 16 Jahre alt). Seine „innig geliebte Mutter" wurde ihm dadurch auf einmal ein „beschmutztes Weib", ein Geschlechtsobjekt. Auf die unmittelbare Frage, ob sich seine erotischen Phantasien auch mit der Mutter beschäftigt haben, (durch die Geschichte mit deren Unterröcken und Hosen war ich dazu vollberechtigt) antwortete er rasch und scharf: „Nein, niemals." Dieses auffallende affektbetonte und dadurch verdächtige „nein" verwandelte sich aber sehr bald bei näherem Zusehen in die Tatsache, dass ihm der Wunsch, er möchte die Mutter begatten, zwar sehr oft gekommen sei, er habe ihn aber als „ekelhaft und unmöglich" sofort zurückgedrängt und durch die Phantasievorstellung von anderen Frauen ersetzt. Vor allem habe er „seine Pensionsmutter, die sog. Vizemutter", zu diesem Zwecke benutzt und sie in der Phantasie „geradezu zu einem Schwein" gemacht. Seine Phantasien von der groben tierischen Beschmutzung zu diesem Zweck galten also statt dem Mutterersatz eigentlich der Mutter selbst. Da er das zugibt, dürfte er in Gedanken doch wohl weiter gegangen sein, als er zunächst hat wahr haben wollen.

Nun ergibt sich folgende Situation aus dem bisherigen. Er flüchtet aus der Wirklichkeit in das „warme" Bett, das ihm die Mutter bedeutet. Ueberhaupt bedeuten ihm alle Hüllen, auch der Anzug, kurz alles, was ihn umgibt, etwas Mütterliches, daher auch der Raum, das Zimmer, das Haus. Alle haben etwas ihn Bergendes, wie der Mutterleib. Dort lebt er in seinen unsauberen Phantasien, dem Onanieersatz, träumt sich in die früheste Kinderzeit, ja eigentlich in den Mutterleib selbst zurück, und wenn er ihn verlässt, also z. B. beim Aufstehen, so muss er sorgsam alle Spuren seines phantastischen Aufenthaltes verwischen und alles daraufhin prüfen, ob es auch ganz rein und ordentlich ist. Auch an seinem ganzen Körper, an seinem ganzen An-

[1]) Kraus. Anthropophyteia.





zug muss er dafür sorgen. Besonders das Hemd wird mit ganz schwierigem System zwischen die Schenkel eingefaltet, und alle Knöpfe müssen ganz sicher geschlossen sein, denn es wäre sehr peinlich, wenn ihn eine „alte Dame" daraufhin ansprechen würde — ausgerechnet eine „alte Dame!"

Mittlerweile war ihm die Auffassung in Fleisch und Blut übergegangen, dass seine Furcht vor dem Schmutz keiner realen, sondern nur einer ideellen Beschmutzung galt. Darauf glaubte er am anderen Tage eine neue Auslegung seiner Befürchtung gefunden zu haben, und er meinte, sein ganzes Sinnen und Trachten wäre darauf gerichtet gewesen, dass er seine Mutter nicht „innerlich beschmutze". Mit diesen Worten glaubte er, das Reale daran abgeleugnet zu haben. Aber gerade dieser Ausdruck wurde sofort zur Falle, in der er sich fing; denn es handelte sich ja tatsächlich bei seinen Zwangsspielereien um eine Phantasie, von der inneren Beschmutzung der Mutter, die zu gleicher Zeit eine reale wie auch eine ideelle, moralische war.

Die reale Beschmutzung entsprach dem Leben im Mutterleibe. Ausserdem hatte der Kranke von mir erfahren, dass Zwangszeremonien eine Analogie zu abergläubischen Zauber-Riten seien, bei denen Reinigungszeremonien bekanntlich eine grosse Rolle spielen. Es fiel ihm nun nicht schwer, seine Zwangshandlungen als Massnahmen zu erkennen, die er einer eventuellen Rache seitens dämonischer Mächte vorbeugend gegenüber stellte. Zunächst sah es allerdings immer so aus, als wolle er diese täuschen und eine Reinlichkeit erweisen, die eigentlich nicht bestand. Wenn man aber genauer zuschaute, so handelte es sich dabei auch um einen selbstauferlegten Fluch, um ein entsühnendes Zeremoniell, dem das Bewusstsein der Gedankensünde, „die Mutter innerlich beschmutzt zu haben" oder beschmutzen zu wollen, als Voraussetzung zugrunde lag. Als rächende Mächte fliessen ihm in diesen Anschauungen Gott und der gefürchtete Vater, zu dem er in typisch feindseliger Oedipuseinstellung gelebt hatte, in eins zusammen. Vor seinem Vater also und dem lieben Gott wollte er rein dastehen. —

Als Knabe hatte er sich viel mit dem Gedanken befasst, wie das Leben des neugeborenen Kindes im Mutterleibe gewesen sei. Dort habe er Urin und Kot im Inneren der Mutter abgesetzt, genau wie die Schweinchen im Stall, und wir erkennen unschwer, wie sich nun die Besudelung mit diesen Dingen für ihn mit einer Situation höchsten erotischen Reizes verankerte. Dieser war ihm der Aufenthalt in den Geschlechtsteilen der Mutter, und die Besudelung dabei eine unvermeidliche Begleiterscheinung. Dazu kommt, dass ihm sowohl die Urin- wie die Kotentleerungen ein Ersatz oder richtiger, in Ermangelung eines Besseren, eine Stellvertretung des Samenergusses bedeutete. Auch diese typische Erscheinung war ihm bewusst geläufig. Er begründet diese Tatsache, die mich in Verwunderung setzte, mit dem Hinweis auf die ausgesprochene Entleerungslust, die er kannte.

Am Tage darauf brachte der Patient ganz spontan folgende Ueberlegung: „Also wenn ich im Bett bin, bin ich im Mutterschoss geborgen und sicher. Unter der Bettdecke bin ich wie in der Gebärmutter und dort benehme ich mich als Schweindel. Wenn ich aufstehe, prüfe ich alles genau und ziehe mich so sauber an, dass ich ganz rein dastehe und mir auch der liebe Gott (Vater) nicht ansehen kann, wo ich nun eigentlich herkomme. Der verdrängte Wunsch, die Mutter zu begatten — und unter Begattung verstehe ich ja die innere Beschmutzung durch Darmentleerungen — hat sich mir in die Angst vor dem Entweichen eines feuchten „Puhs" verwandelt."

„Nun ist mir aber auch das ganze Zimmer der Mutterleib, und die Türe, wie in dem Traum von der Geburt, ist ihre Geschlechtsöffnung. Dazu will ich Ihnen noch meinen Traum von heute nacht erzählen. Der macht das ganze klar, auch warum ich das Zimmer hinter mir in Ordnung lassen muss, nämlich das Innere meiner Mutter. Wenn ich erst draussen bin, dann bin ich ja auch ganz ruhig und vergnügt und durchaus nicht mehr krank, wie Sie wissen."

Das stimmt, wenn das Zwangszeremoniell erledigt ist, dann ist der Mann ein vergnügter, ausgelassener Bursch, und nur selten denkt er dann an die Notwendigkeit, auf den „dunklen Punkt in seinem Allerwertesten" acht zu geben.

Der Traum war ein Pollutionstraum und lautete folgendermassen: „Ich träumte, ich stände ganz nackend auf, und ginge auf den Korridor hinaus. Da war ich bange,

dass mich das Dienstmädchen treffen könne und ich ging rasch wieder durch die Tür zurück. Gerade wie ich bei diesem hin und her durch die Tür komme und daran streife — Sie wissen doch, Dr., die Tür bedeutet für mich den Geschlechtseingang — da kriege ich, eine wahre Sündflut (!) von einem Samenerguss, packe noch einmal schnell zu und kriege die ganze Geschichte in die Hand. Wie ich nachsehe, ist es nicht wie sonst, sondern wie lauter kleine Graupen. — Was ich mir dabei denke? — Ich denke an weiblichen Samen dabei, an kleine Eierchen." —

Nun schien es mir an der Zeit, seine weiblichen Komponente anzupacken, die hier so deutlich zutage trat, und ich erinnerte ihn an den Traum von dem männlichen Verfolger und sprach die Vermutung aus, dass wohl davon in Ermangelung eines Besseren sein Gedanke herrühre, den After als Geschlechtsteil zu betrachten. Das gab er sofort zu und erzählte: „Ja, ja, das stimmt, denn wenn ich unter die Bettdecke gekrochen bin, um die Gase aufzuriechen, dann war ich eigentlich kein Schwein, sondern ich kam mir richtig wie eine Sau vor, und dass dann der Eber dazu käme, und mich begattete." — Wir sehen, das Erlebnis mit dem Schweinestall trug noch weitere, reiche Früchte.

Hier erlaubte ich mir die Frage nach seinem und seines Vaters Vornamen, die mir auf einmal eine merkwürdige Bedeutung zu gewinnen schienen. Nun, er hiess Eber-hard und sein Vater Rein-hold. Kann man eine Zwangsneurose schöner aufbauen als auf diesen beiden Pfeilern? — Die Verbindungsbrücke über den alten Reinhold ergibt nun eine Fülle von Beziehungen, die den erdachten Koitus unter der Bettdecke nunmehr im Lichte eines elterlichen Beischlafes erscheinen lassen, in dem der Junge, in den Geschlechtsteilen der Mutter hausend, dem väterlichen Knüppelstock gegenüber gleichsam mitgeniessend zur Sau wird. Zugleich ist er der mütterlichen Sau gegenüber durch seinen Namen der Eber, gleichsam der kleine Vater.

So kennzeichnet sich das Ganze mit seinen verwirrend verdichteten Rollen als jene typische Mischung von Mutterleibsphantasie und Elternkoitus, die wir so häufig bei unseren Kranken finden. Die Zwiegeschlechtlichkeit markiert sich dann auch in seinem zugleich männlich und zugleich weiblichen Samenerguss an den Pforten der mütterlichen Geschlechtsteile.

Er erinnert sich dann auch durchaus mädchenhafter Phantasien, wie er sich mit den Wäschestücken der Mutter bekleidet vor den Spiegel begeben habe und sich die Brüste üppig ausstopfte. Er habe sich dabei durchaus „als Mädchen gedacht, gefühlt und gewollt". Darum sei ihm auch der Anus ein weibliches Geschlechtsorgan, das in der Erregung feucht werde.

Seine geschlechtliche Erregung — das ist wichtig und bezeichnend für das ganze Zeremoniell mit den feuchten Blähungen — markiert sich sogar grundsätzlich in dieser analen Form. So konnte er z. B. von einem Ausflug nach Kiel nicht zurückkehren, weil er fürchtete (wünschte, und deshalb damit rechnete), dass ihn die Begleitung eines jungen Mädchens erregen würde, und dass er dann als Ausdruck dieser Erregung während der Eisenbahnfahrt zu Stuhl gehen müssen werde. Die Angst davor hielt ihn zurück und er liess das junge Mädchen allein nach Hause fahren.

Er entsann sich übrigens ganz deutlich, dass ihm schon als Kind genau wie jetzt, der Moment der Stuhlentleerung ein ausgesprochen lustbetonter war, genau wie „bei seinem alten Herrn", von dem er das gleiche nach seinen Redensarten annehmen müsse. Wichtig für das Zustandekommen der Analerotik ist auch in diesem Falle wieder die Tatsache, dass der Knabe in der allerfrühesten Jugend an hartnäckigen Darmkatarrhen, wie so viele seiner Schicksalsgenossen, gelitten hat. Diese Erkrankung wich erst der Ernährung durch Ziegenmilch, und soll zu sehr häufiger und eingehender Pflege der Analgegend seitens der Mutter geführt haben. Auch im späteren Leben ist aus dieser Periode ein andauerndes Interesse für die Stuhlentleerungen seitens der ja nicht mit Unrecht besorgten Mutter an der Tagesordnung geblieben. —

Sein gesamtes Zwangszeremoniell verstand er nun unter dem Gesichtspunkt eines gehandelten Traumes, dessen Inhalt er jahrelang genau so kritiklos gegenübergestanden hatte, wie man den eigentlichen Traumbildern gegenüber zu stehen pflegt (vgl. Mut zu sich selbst, Kap. X, 7, S. 256).



Er gab dann an, dass er früher genachtwandelt sei und häufig so lebhaft geträumt habe, dass er sich schwer wieder beim Erwachen in die Wirklichkeit zurückgefunden habe. Die symbolischen Bilder, die man sonst für seine verdrängten Inzestwünsche nur *träumt*, hat er nun in die *Handlung* einer Charade[1]) verwandelt, die sein Leben ausfüllt und zwar in Gestalt einer Selbstbefriedigung, die er gleich seiner Onanie in die Länge zieht. Hier also spielt er mimisch darstellend einen sogenannten Mutterleibtraum mit dazu gehörendem väterlichen Geschlechtsakt. —

Wenn wir das Ganze kurz zusammenfassen, so liegen die Verhältnisse hier also folgendermassen: Der junge Mensch flüchtete aus der lieblosen Wirklichkeit in die lustbetonte Situation des völligen Eingehens in seine Mutter. Dort fröhnte er unter Benützung seines Modells vom Schweinestall einer langen Vorlust, hielt den der infantilen Lage entsprechenden Geschlechtserguss (feuchter Darminhalt, der explosionsartig austritt = Ejakulation) genau wie bei seiner Onanie zurück und gönnt sich dadurch eine Lust ohne Schuld, denn weder Vater noch Gott kann ihm die (moralische) Beschmutzung nachweisen. Er ist ganz rein und ordentlich, ja, jeder müsse seine übergrosse Sorgfalt in dieser Hinsicht anerkennen. So lebt er ganz und andauernd in erotischen Phantasien, so lange er nicht draussen, d. h. ausserhalb der Mutter ist. Auch die Darmentleerung auf dem Klosett gilt ihm als Sexualakt, als ein Geschlechtserguss in die quasi Geschlechtsöffnung des Abtrittes.

Der Krankengeschichte hätte ich noch nachzutragen, dass der Patient das Zwangszeremoniell auf Grund dieser Auflösungen ruhig aufgegeben hat. Interessant war, dass er zunächst in ein Stadium kam, in dem er nicht mehr unter Zwang stand, sich aber gelegentlich die Spielerei mit der neurotischen Symbolik noch vollbewusst leistete, gewissermassen als Onanie. Dann auf einmal konstatierte er glückstrahlend, dass er in der letzten Nacht *realiter* onaniert habe, und zwar vollbewusst, ohne Zwang. *Er hatte die neurotische Symbolik, den Onanie***ersatz***, in die reale Selbstbefriedigung zurückverwandelt.* Sein psychisches Geschehen war aus dem Illusionsprinzip herausgetreten und hatte den Anschluss an die Wirklichkeit gefunden. Kurze Zeit darauf stellte sich normale Libido dem Weibe gegenüber ein. Er verliebte sich in ein junges Mädchen und empfand normales Begehren. Die Selbstbefriedigung liess er dann als töricht knabenhaftes Beginnen von selbst beiseite. —

Wir haben hier ein typisches Beispiel vor uns, wie man die Neurose als ein Hinüberwuchern des unverstandenen Trauminhaltes ins Wachbewusstsein aufzufassen hat, den man mit dem vollen Affekt, der seiner *eigentlichen* Bedeutung zukommt, mimisch zur Darstellung bringt, einschliesslich seiner Konfliktlagen: der Angst vor dem rächenden Vater und der sühnenden Reinigungszeremonie. Genau so wie wir aber die Träume trotz aller ihrer peinlichen und unangenehmen Seiten als *wunsch*erfüllend kennen lernten, genau so ergibt sich der Charakter der ganzen Neurose als wunscherfüllende Schöpfung der eigenen Phantasie. Damit wird ein *Wille* zu ihr nicht nur verständlich, sondern selbstverständlich.

Mit dieser Ueberlegung stehen wir nun vor dem eigentlichen Thema meiner Arbeit, den Betrachtungen über den „Willen zur Krankheit.“ Ich verlasse die angeführte Krankengeschichte zunächst, um im Laufe der weiteren Ausführungen wiederholt auf sie zurückzukommen.

---

[1]) Vgl. Mut zu sich selbst, Kap. VI, Charaden und Rollen des Lebens. Unter Charaden verstehe ich hier allemal die mimische Darstellung einer gedachten, also nur symbolischen, Vorstellung durch eine konkrete Handlung.





Das eine zeigt sie wohl ohne weiteres klar, dass der Patient in seiner Zwangsneurose erotische Lust suchte und fand.

Und doch, dass der Neurotiker durch die Analyse als eine Art Selbstbetrüger, also in gewissem Sinne als unehrlich vor sich selbst entlarvt wird, das ist für manchen schon eine harte Nuss, dass er aber gar mit allen seinen jahrelangen schweren Leiden und Qualen gar einen Willen zur Krankheit haben soll, dagegen sträubt sich der Patient in der Analyse begreiflicherweise auf das entschiedenste.

Es scheint nun, als würden wir weniger Schwierigkeiten dabei haben, wenn wir in der Wahl des Ausdrucks geschickter verführen. Das ist entschieden richtig. Nur fragt es sich sehr, ob man diesen und ähnlichen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen soll, und ob es erzieherisch nicht sogar erfolgreicher ist, sie dem Kranken zum Stolpern gradezu in den Weg zu legen, damit er sich daran stösst und reibt und so eher zur Klarheit über sich selbst gelangt.

Wir wissen aber, dass dem Willen keine bewirkende Kraft innewohnt. Wir lehren, dass der Appell an den Willen, an die Energie, an das Zusammennehmen des Kranken psychologisch eine Sinnlosigkeit, praktisch eine Schädigung des Kranken bedeutet,[1]) und wählen doch gedankenlos einen Ausdruck wie „Willen zur Krankheit"?

Kein Wunder, wenn man dann von dem einen und anderen auf den Widerspruch aufmerksam gemacht wird, der darin liegt, und wenn sich der Kranke unwillkürlich durch diesen Ausdruck veranlasst fühlt, seinem Zustand aufs neue mit dem glücklich fallengelassenen Grundsatz des Bekämpfens und Gegenangehens, des Zusammennehmens, kurz des sittlichen Imperativs zu begegnen. Es scheint also daraus tatsächlich die Aufgabe zu erwachsen, einen besseren Ausdruck für „Krankheitswille" zu finden, der ohne Gefahr der Missdeutung von vornherein verständlich macht, was wir damit sagen wollen. Sehen wir uns zu diesem Behuf einmal näher an, wofür der Ausdruck steht, und was wir damit meinen, und zu welchem Schlussergebnis wir dann gelangen.

Vor allem meinen wir das, dass die Krankheitserscheinungen der Neurose nicht von aussen her bedingte Zustände sind, wie z. B. die traumatischen Erkrankungen des Körpers. Wir erkennen ja auch dem seelischen Trauma keine krankheitbedingende Macht mehr zu, sondern wissen, dass der Neurotiker diese sog. Traumen genau so tendenziös verarbeitet wie manches an sich harmlose Erlebnis, und dass er sie durch seine neurotische Tendenz gewissermassen erst zu Traumen stempelt.

Die neurotische Reaktion ist also die persönliche Leistung des Individuums, die ihm nicht von aussen her schicksalsgemäss aufgezwungen wird, und die Neurose also ein vom

[1]) Vgl. Dr. Marcinowski, Der Mut zu sich selbst, Kap. III, über die Bedeutung des Willens S. 33.



Kranken selbst geschaffener Zustand. Deshalb müsste man also doch von einem Krankheitswillen reden; denn von wem sonst als von dem Individuum selbst wurde der Zustand gestaltet d. h. gewollt.

Nun aber ist es offensichtlich, dass in den meisten Fällen diese Gestaltung nicht bewusst angestrebt wird.

Hier muss ich das Wörtchen: „zunächst nicht bewusst" einschalten; denn ebenso wie im Kindesalter, gewissermassen als Vorübung zur Neurose, häufig genug eine Krankheit mit voller Absicht in Szene gesetzt wird, und dem Kinde bewusst dient, um beispielsweise bestimmte Liebesbeweise zu erzwingen, so wird den alten Neurotikern im Laufe der Behandlung die geheime Absichtlichkeit und Zweckdienlichkeit ihrer Krankheitsbildungen klar, und ehrlich genug gibt sie mancher auch zu (vgl. Mut zu sich selbst, Kap. VIII, die Krankheit als Absicht und Waffe, S. 143). Darunter sind Fälle von Hysterie aus meinem Beobachtungsmaterial, die eingestandenermassen ihre grossen Anfälle mit Angst, Schreien und Toben nur dann produzierten, wenn wir in der Nähe waren, und um uns zu sich zu zwingen. Sie hätte jeden Augenblick den Anfall unterbrechen können, sagte eine Kranke.

Angesichts dieser Fälle werden wir also aus erzieherischen Gründen vielleicht gerade an dem Ausdruck: „Krankheitswille" festhalten müssen und ihn nur da meiden, wo er zunächst allzu grossen und überflüssigen Widerstand erzeugt.

Während der Korrektur schreibe ich mir soeben folgende, wörtliche Aeusserung einer kurz vor der Entlassung stehenden Patientin auf: „Ich kann nicht sprechen, wenn ich bei Ihnen bin, denn dann werde ich zu schnell gesund und möchte doch nicht schon nach Hause. Mit dem Sprechen müsste ich alles hergeben, alles sagen, meine ganzen kindlichen Phantasien — —". Hier durchschaut die Kranke das Ränkespiel ihrer aus dem Unbewussten gestaltenden Triebkräfte.

Ebenso eine Andere in folgenden Zeilen, die ich aufs Gratewohl einem Tagebuch entnehme:

„Ich will nicht von meiner Krankheit loskommen, d. h. die Krankheit an sich, die Angst usw. die will ich schon loswerden, aber das andere, das Schöne, all das, was sie mir eingebracht hat, das kann ich nicht so ohne weiteres, ohne ein Stück meines Selbst zu opfern, aufgeben. Meine ganze trübe Stimmung hat ihre Ursache darin, dass ich mich zurücksehne nach jener ersten Zeit hier, wo ich wirklich krank war, danach, dass alle sich wieder um mich sorgen sollen, dass ich gewissermassen den Mittelpunkt bilde und vor allem darnach, dass der Doktor und Schwester Auguste zu mir kommen. Ja, ich gehe sogar soweit, dass ich die Zeit zurücksehne, da ich mich gehen liess und mich wie ein ungezogenes Kind auf die Erde warf und schrie. Ich sage mir: wozu kämpfst Du? Für wen willst Du brav sein? Was bietet das Leben Dir? Nichts, gar nichts. Nur Kampf, Kampf. Und der andere Mensch in mir sagt: Ja, ist denn das nicht etwas Schönes und wert, darum zu leben? Gut sein um des Guten willen? Nein, ich will gar nicht gut sein, ich will nicht kämpfen, nicht arbeiten und meine Pflicht tun. Das ist alles gar nicht wahr, wenn ich sage, ich will jetzt nach Hause und dort Liebe verbreiten. Alles gar nicht wahr?! Doch, in dem Augenblick, wo ich es sage, kommt es mir aus ehrlichem Herzen usw.

Wollte man Beispiele bringen, man müsste alle neurotischen Symptome aufzählen, denn alle sind ja der Ausdruck des Krankheitswillens.

Der Krankheitswille äussert sich also mehr wie die auch unbewusst verlaufenden Zustandsbildungen unserer vegetativen Organsysteme, denen wir im übrigen ebenfalls eine gewisse innere Zielsicherheit und Zweckmässigkeit zubilligen müssen, also auch so etwas wie eine unbewusste, Instinkt gewordene Absicht und einen Willen, eine Willensrichtung, denn wir stehen auch da vor Erscheinungen der Reizverwertung im Reiche des Lebendigen.



Wenn sich der Organismus beispielsweise gegen eine Blutvergiftung mit Eiterbildung und fieberhafter Temperatursteigerung wehrt, so ist auch dies der Ausdruck eines gewissen Krankheitswillens. Der Organismus will Eiterung und Fieber, oder besser gesagt, damit wir diesen unglückseligen törichten Begriff „Willen" endlich los werden, er hat ein Interesse daran, es liegt ihm daran, Eiter und Fieber zu bilden, um sich einer bestimmten Unlustquelle zu entziehen, die sein Dasein bedroht. Das Wort von der „Flucht in die Krankheit" gilt demnach auch für echte körperliche Zustände. Alle Lebenserscheinungen dienen irgend einer erwünschten gewissen Lust. Die Verhältnisse liegen hier also so, dass eigentlich etwas wie ein Missbrauch des Wortes Krankheit vorliegt, denn obwohl Fieber und Eiterung doch sicher krankhafte Zustände sind, bleiben sie doch vor allem lebenerhaltende Reaktionen und wünschenswerte Erscheinungen eines Lebens unter besonderen Umständen. Von diesem Gesichtspunkte wird der Ausdruck Krankheitswille in ganz anderem Sinne ungeschickt, indem nicht mehr die Bezeichnung Wille, sondern das Wort Krankheit bemängelt werden müsste, denn nicht Krankheit, sondern Gesundheit ist das gewollte Endziel der Reaktion, die wir Krankheit nennen.

Der Organismus hat kein unmittelbares Interesse an Eiter und Fieber, sondern sie sind ihm nur Mittel zum Zweck, und er will sie also auch nur als solche; wenn er das Endziel die Vernichtung der Unlust will, so muss er eben auch das Mittel und den Weg dazu wollen. Man kann aber nicht verlangen, dass er diese Erscheinungen an und für sich als gewollte betrachtet, etwa wie ein kampffrohes Volk Fehde und Krieg.

So betrachtet wird es auch dem Neurotiker einleuchten, dass er einen Willen zur Neurose und dass er dementsprechend einen Widerstand gegen ihre Beseitigung in der Analyse habe, dass er auf gut Deutsch gesagt, gar nicht gesund werden wolle, denn die Neurose ist ihm ja ein selbstgeschaffener, also selbstgewollter Schutzbau gegen seelische Unlust, gegen die Bedrohung von seiten als unerträglich empfundener Vorstellungen, wie dort von seiten unerträglicher Bakterien.

Dieser Vergleich hat meinen Kranken stets gut eingeleuchtet. Aber nun weiter. Die Unlust, der ich vermittels der Neurose zu entgehen trachte, stammt aus den unbeliebten Anforderungen einer allzu rauhen Wirklichkeit. Ihr fühlt man sich in der konstitutionell gegebenen leichteren Verwundbarkeit des nervösen Charakters nicht gewachsen. Von ihr aus zieht man sich zurück in das Land seiner phantastischen Träumereien, „weil man sich schon von klein auf an im Wettbewerb mit Altersgenossen unterlegen" wähnte, wie man mir das eben begründete. In dem Bereich des psychischen Geschehens kann ich mir eben mittels einer Vorstellung und Absicht keine organische Aenderung meines

Wesens hervorrufen, sondern ich bin auf eine *scheinbare* Bildung, auf ein „so tun als ob“ angewiesen. Ich kann also z. B. nicht auf einmal aus einem sinnlichen ein unsinnliches Geschöpf werden, so viel mir auch daran liegt; ich kann nur so tun, als ob ich es geworden sei, und selbst daran zu glauben versuchen.

Fast aus jedem Patienten ist eine Bestätigung solcher Sätze herauszuholen, die meisten bringen sie sogar ungefragt aus sich selbst. Damit gewinnt der „*Wille zur Krankheit*“ und das „*Interesse am Kranksein*“ sowie das „*Interesse am nicht Genesen*“ einen neuen Inhalt. Die Krankheit und das Festhalten an ihr wird nun doch auch *unmittelbar* zur Lust, nicht nur zum Schutz gegen Unlust; denn wenn wir uns die Neurose von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, und sie als *Lust*, nämlich als eine phantastische *Ersatzlust* ansehen, die wir im Reiche der Illusionen an Stelle *der* Lust setzen, die wir in der Wirklichkeit nicht an uns zu reissen wagten, so wird diese dichtend selbst geschaffene Ersatzlust einen subjektiven Wert besitzen, für den wir dem Kranken gar keinen Ersatz in der Wirklichkeit zu bieten haben. Eine Patientin, von der ich gleich noch sprechen will, sagte mir soeben ganz treuherzig: „Ja, wer garantiert mir denn dafür, dass ich nachher glücklicher sein werde, wie ich es jetzt trotz alles meines Krankseins bin.“ — „Wenn ich das alles (meine Phantasien) aufgeben soll, kann ich nicht mehr leben!“

Aehnliche Aeusserungen könnte ich zu Dutzenden anführen. Und dabei hatte die Kranke in ihrer Art nicht unrecht, denn was ich von ihren Träumereien wusste, das konnte ihr keine Wirklichkeit jemals auch nur andeutungsweise erfüllen, und das trifft für alle unsere Kranken zu, denn alle leisten sich, verhüllt oder unverhüllt, in gluterfüllter Phantasie Märchen von Lust und Wonne, die selbst der schönheitstrunkene Sinnenkultus des alten Hellas nicht in der Realität zu bieten vermocht hat. — Wenn der Kranke demgegenüber auf seine *Qualen* und seine *Leiden* hinweist und sich mit dem Vergleich von Eiterbildung und Fieber nicht bedeuten lassen will, so hat er ferner *die* Lehre noch nicht begriffen, dass auch dieses „Leiden“ ein selbstgeschaffener Zustand zum Zweck eines unlusttilgenden Lustgewinnes ist, nämlich eines Lustgewinnes auf Umwegen, auf dem Umweg über die Vorstellung einer sühnenden Strafe für *verbotene* Lust.

Er leidet ja an dem Aberglauben, an dem allgemein menschlichen Aberglauben, den das Christentum paulinisch-augustinischer Art nur in ein regelrechtes System gebracht hat, *an dem Aberglauben, dass im Grunde alle Erotik sündige*, d. h. **verbotene** *Lust sei.* Da aber jedes *Schuld*gefühl seine Lust ausserordentlich beeinträchtigt, so sucht er sich dem durch einen sühnenden Ausgleich von Selbstbestrafungen und selbstauferlegten, also als Lustwillen *gewollten*

Kasteiungen zu entschuldigen. Dies ist ja der Sinn aller Zwangsvorstellungen, Zwangszeremonien, Phobien usw. Der Kranke darf keine Freude, keinen Genuss, keine Lust haben. Seine ganze Krankheit wird eine grosse Geste dieses Bussgedankens, ein viel verschlungenes „Ich kann nicht" auf allen möglichen Gebieten, gespickt mit pseudokörperlichen Lusthinderungen, von Kopfschmerzen und Schwäche bis zum wohlausgebildeten Angstzustande [1]) in unübersehbarer Fülle.

Also die Krankheit ist sogar in zwiefacher Hinsicht eine gewollte. Einmal weil sie als phantastische Ersatzlust unmittelbare Lust enthält, und zweitens, weil sie durch das Leiden dabei die Unlust der Schuldvorstellung mindert. Das ist das, was Freud den Kompromiss zwischen der verdrängten Lust — der verdrängten, weil verbotenen Lust — und der verdrängenden Kraft des abergläubischen Schuldgefühls bzw. des sühnesüchtigen Entschuldigungsbestrebens nennt.

Nun fragt der Patient sehr folgerichtig: „Warum hört denn die Krankheit nicht wieder auf, wenn ich die böse Lust gebüsst habe, warum dauert der sühnende Strafzustand unentwegt fort?" — Weil der Kranke sich mit der Strafe einen Freibrief erkauft, um in der Phantasie immer wieder aufs Neue weiter zu schwelgen, und weil er dies tut, weil sein ganzes Wesen von der unterbewussten Unterströmung erotischen Lustschwelgens begleitet wird, so begleiten diese Strömung auf der Oberfläche als ein ebenso unaufhörlicher sühnender Strafzustand die Qual und das Leiden des Neurotikers als etwas Unlust mildernd Erstrebtes und also Gewolltes.

Und auch darum ist die Neurose in letzter Linie Lust, weil sie eigentlich nichts anderes bedeutet, als eine fortgesetzte Kette lang ausgedehnter phantastischer Akte von Selbstbefriedigung. Die Krankheit ist eine Maske der Lust, würde Stekel sagen.

Die Patientin, die mir eben ihren Zweifel ausdrückte, ob sie nach der Genesung glücklicher sein werde, hatte als Kind mit einer anderen Gespielin allerhand erotische Torheiten getrieben, Mann und Frau und was dergleichen in jenem Alter an der Tagesordnung ist. Dann hat sie des Abends im Bettchen dergleichen Dinge unter Zuhilfenahme von Puppenspielzeug fortgesetzt, bis ihr auf einmal ein Schuldgefühl aus diesem kindlichen Treiben erwuchs. Es gelang ihr nun zwar innerhalb kurzer Zeit, die Onanie völlig zu lassen, aber an ihre Stelle trat ein stundenlanges phantastisches Gaukelspiel mit allerhand wilden Gedanken und Bildern.

Sie malte sich aus, sie wäre in einem Knabenpensionat und nähme an den wilden Spielen der Jungen teil, aber sie würde dabei roh be-

[1]) Angst in Dienste des Strafvollzuges. Vgl. Der Mut zu sich selbst, Kap. XII, Seite 336.



handelt, geprügelt, zu Boden gerissen und mit Füssen getreten und dergleichen. Später wechselten die Phantasien, und jetzt lebt sie als erwachsener Mensch ein völlig von der Wirklichkeit abgekehrtes Traum- und Phantasieleben (Illusionsprinzip) und tut so, als ob sie totunglücklich darüber wäre, dass sie nicht gleich anderen in tüchtiger Arbeit etwas leiste und in realer Liebe starke Kinder zeuge. Sie ist ein faules, molliges Haremsweibchen geworden, das auch mit dem Gedanken an Tüchtigkeit nur in der Phantasie zu spielen vermag.

Das Vorbild davon lautete in der Wirklichkeit folgendermassen: „Warum habe ich die Liebe meines Vaters nicht durch Tüchtigkeit und Leistungen an mich gerissen, das hätte ich doch leicht können. Aber es kam mir unwürdig vor, mir seine Liebe durch so etwas zu erschleichen. Ich wollte um meiner selbst willen geliebt werden und so wie ich bin." — Ein schöner Vorwand, um eine faule Traumliese zu bleiben. —

Ergibt sich aus dem allen nun nicht etwa ohne weiteres, dass ihr ganzes wirklichkeitsabgekehrtes, neurotisches Seelenleben eine fortgesetzte Selbstbefriedigung war, die sich unmittelbar als psychologische Ersatzbildung aus der gewöhnlichen Onanie heraus entwickelt hatte? Und benimmt sich der Neurotiker, wenn er gegen die Analyse Widerstand zeigt, oder wenn er Angst vor den Anforderungen des realen Lebens mit seinen Pflichten in Beruf und Familie hat, nicht genau so, als wenn ein Kind des Abends bei seinen erotischen Träumereien gestört wird? — Unter Umständen äussert sich der Erwachsene wie das Kind mit wildem Affekt bei einer solchen „Störung", die ihm aus dem Reich des Realen entgegentritt. Und könnte man nicht die Neurose ganz gut unter dem Bilde begreifen, dass ein erwachsener Mensch sich halb entkleidet, mollig und lüstern auf seinem Felldivan einmummelt, die Tür nach der rauhen Wirklichkeit abriegelt und sich dann mit einer guten Zigarette und einem schlechten Buch bewaffnet seinen Träumereien hingibt? — Wird er nicht sofort geneigt sein, sich mit „negativen Uebertragungen" und „Widerständen" gegen jeden unangenehmen Störenfried zu wehren, der ihm in solcher Situation, Lust unterbrechend, also störend, nahe kommt? — Die Rolle des behandelnden Arztes!

Man betrachte nur einen Kranken mit Zwangszeremoniell von diesem Gesichtspunkt aus. Ich erzählte Ihnen von dem jungen Menschen, der stundenlang am Tage damit zubringt, erstens natürlich im Bett zu liegen, in dem er sich „geborgen" und „sicher vor Angst" wie „im Schoss der Mutter" fühlt, der einen ganzen Traum, ein ganzes Traumbündel von Mutterleibs- und Eltern-Koitus Phantasien fortwährend traumhaft und symbolisch durchlebt, der, nach seinen eigenen Worten, wie nach dem Prinzip der ewigen Seligkeit dreiviertel des Tages in



den Geschlechtsteilen seiner Mutter wohnt, die ihm durch das Bett und auch durch sein Zimmer (Bauchraum) symbolisiert werden, und der noch ausserdem als vollbewusst gefühltes „Mädchen“ den gleichzeitigen Begattungsakt seitens des Vaters durchkostet. (Verfolgungstraum in dieser Lage usw.) Ja, was ist denn diese Krankheit anders als eine fortgesetzte und künstlich in die Länge gezogene Selbstbefriedigung, notabene genau nach demselben Muster gebildet, wie er als Knabe gewohnt war, die reale Onanie durch wiederholte Unterbrechungen zu einer langen Vorlust zu gestalten usw.?

Gelingt es uns also, eine solche Krankheitsbildung als eine symbolische *Ersatzlust*, also als *Lust*, zu entschleiern, die die an Stelle der aufgegebenen Onanie oder oft auch mit ihr vergesellschaftet das Leben des Kranken überwuchert hat, dann wird er die Neurose als Ausdruck einer zum mindesten gesuchten Lust anerkennen müssen, einer Lust, die selbst noch in dem Schmerz und in der Qual der Neurose nachzittert; und er wird zugeben müssen, dass er von seinem Standpunkt aus ganz logischer und verständlicher Weise einen Widerstand gegen das Gesundwerden haben *muss*, trotz allen Leidens *in der* Krankheit. Er klammert sich an Strohhalme, und will sie in seiner Angst nicht loslassen, wenn man ihm die rettende Hand bietet. Daher ist der *Angst*neurotiker so viel leichter zu behandeln als der *Zwangs*kranke. Dieser hat eben ein viel grösseres Interesse an dem Festhalten der Krankheit. Die *Angst* schützt ihn vor einer zwar verabscheuten aber doch im Grunde ersehnten Lust. Der Abscheu ist aber sehr viel leichter zu überwinden, er ist zu künstlich und unecht. Der *Zwangs*kranke aber hat sich vermittels seines Sühnezeremoniells in den Zustand der Gnade (wie es im katholischen Katechismus heisst) geflüchtet. Ihm seine Zwangshandlungen wegnehmen, heisst ihn in den Stand der Sünde zurückversetzen, seine ewige Seligkeit gefährden. Seine irdische ist nach dem Prinzip des Damoklesschwertes so wie so beeinträchtigt.

Darum sträubt er sich von seinem abergläubischen Standpunkte aus mit vollem Recht. Denn alle Nervosität ist in letzter Linie der Ausdruck abergläubischer Furcht vor strafenden dämonischen Gewalten. Die reine Angsthysterie sucht verbotene *Liebe*, der Zwangskranke aber büsst in seinen Vorstellungen Verbrechen und Hass.

Für beide aber ist die Neurose ein selbstgeschaffener Schutzbau vor dem unerträglichen Schuldgedanken. Gewiss, jeder Neurotiker will auch ausserdem gesund werden; aber so wenig wie er die Traumlust seiner wunscherfüllenden Phantasien und Rollenspielereien missen will, so wenig will er sich aus diesem Schutzbau heraushetzen lassen und so sehr er sich nach der Freiheit und der Wirklichkeit da draussen im Gesunden sehnt, die abergläubische Todesangst, die ihn zurückhält, ist noch grösser, die Furcht vor den Schuldideen siegt, und der Kranke



wehrt sich wie ein Verzweifelter gegen das drohende Gesundwerden. Er benimmt sich wie ein Zahnkranker, der im letzten Moment die erlösende Hand mit der Zange zurückstösst und auf den Knien fleht, man solle ihm die Zähne drin lassen, oder wie ein Mensch, der in einer Feuersbrunst lieber umkommt, als dass er sich entschlösse, in das rettende Tuch hinabzuspringen. Bei diesen Beispielen fehlt allerdings die Lust an der Krankheit, es ist mehr die Furcht vor der Unlust betont. Aber Beispiele hinken immer etwas, und hier hinkt eben der ganze Begriff, denn niemand will ja die Krankheit an sich, sondern Alle wollen sie Lust, und wollen sie ohne Schuld, und es sieht nur so aus, als ob sie den Weg dorthin, der Krankheit bedeutet, selbst wollten. Aber tatsächlich kommt beides auf dasselbe hinaus.

Die Krankheit als Schutzbau entlarven heisst eben aufdecken, dass man hinter der Krankheit als Vorwand seine verbotene Lust versteckte. Diesen Zaun herunterreissen zu lassen, wehrt sich der Kranke aus dem moralischen Vorurteil heraus, dass er dann als verfehmtes Individuum in aller Augen dastehen würde. Ausserdem will er sich die Lust nicht nehmen lassen und fürchtet durch die Entdeckung zugleich ihren Verlust.

Dazu kommt noch eins. Kein Mensch will sich in seinem Selbstgefühl beeinträchtigt sehen. Weisen wir also einem Kranken Vorstellungen nach, die er nun einmal in seinem Wahn für hässlich und gemein statt natürlich hält, dann dürfen wir Aerzte nicht Recht haben, denn sein Selbstgefühl duldet das nicht. Und warum hat er ein so glühendes Interesse daran, dass er gerade hierin nicht gekränkt werde? — Nun, weil sein Liebeswert davon abhängt, wie viel er gilt. Darum drängt der Neurotiker das Bewusstsein seiner vermeintlich unerlaubten Vorstellungen auch vor sich selbst in die Tiefe des Nichtwissens. Zur Abänderung im Realen aber dünkt er sich zu schwach, und ausserdem ist das viel bequemer und führt vielleicht genau so gut zum Ziele — sagt er sich —, wenn man solchen Wert nur vortäuscht, nur gelten und scheinen will, statt werden und sein. Kurz, wir können uns also drehen und wenden wie wir wollen, der Kranke hat ein allerpersönlichstes Interesse — und zwar ein erotisches — an seiner eigenen Krankheitsschöpfung und an dem Festhalten an ihr, und unehrlich und selbstbetrügerisch bleibt er unter allen Umständen.

Trotzdem sind Leiden und Qual auch eine Realität, aber für das erste ist beim Kranken die Unlust im Leiden immer noch geringer als die Scheu vor den vermeintlich lustraubenden Anforderungen der Wirklichkeit, denen er sich durch die Flucht in die Krankheit, eben durch den Krankheitswillen, entzog und seitdem im Reich phantastischer Ersatzlust lebte. Nun gilt es, ihm nachzuweisen, das heisst, ihn fühlen zu lehren, dass er gerade in seinem Luststreben keine riesenhaftere



Dummheit begehen könne, als dieser Ersatzlust von doch sehr zweifelhaftem Wert weiter zu frönen.

So brachte ich kürzlich eine der leidenschaftlichsten Liebesübertragungen auf mich dadurch zum Schwinden, dass ich der Patientin immer wieder nachwies, wie sie sich gerade durch das Festhalten an der Uebertragungsphantasie aller jener Lustquellen beraubte, die ihr von meiner Person her sonst hätten zufliessen können. Und siehe, nach ein paar Wochen stellte sie mit grosser Befriedigung fest, dass sich aus solchen Einsichten praktische Folgen entwickelt hatten.

Kommen wir bei allen diesen Fällen nun ohne den Begriff des *Willens* zur Krankheit und des Widerwillens gegen das Gesundwerden aus? — Nein. Aber sollen wir nicht trotzdem nach einer Bezeichnung suchen, die weniger leicht einen logisch berechtigten Widerstand des Patienten hervorruft? — Ein einfaches Wort habe ich dafür bisher nicht finden können. Umschreibungen werden sich kaum umgehen lassen. Besser als all das hat sich immer wieder auf alle Einwendungen die alte Gegenfrage bewährt: „Was haben Sie für ein persönliches Interesse daran, diesen Zustand zu besitzen, zu wünschen, gebildet zu haben und ihn festzuhalten? *Wozu* dient er Ihnen? (nicht, *warum* ist er da, oder *woher* stammt er, das kann selten jemand beantworten). — *Ein* Beispiel: „Ich fürchte, ich werde verrückt werden und komme doch noch ins Irrenhaus." — Natürlich klagt das der Kranke mit überlegen lächelnder Miene. — „Was haben Sie für ein Interesse daran, verrückt zu werden?" lautet dann die verblüffende Gegenfrage. Nun, und ein solches Interesse liegt ja nach mannigfacher Richtung hin tatsächlich vor: Das Fehlen sittlicher Verantwortlichkeit bei einem Geisteskranken; die Möglichkeit, auch die wüstesten Phantasien ungestraft austoben zu können, gepaart mit Strafgier usw.[1]). — Das alles sind durchaus erstrebenswerte Lagen, für den Wunsch nach Lust ohne Schuld. Oder aber, einem Patienten fällt nichts ein. Er ist unaufmerksam und meint, es wäre doch natürlich, dass er bei dem schönen Frühlingssonnenschein daran dächte, bald in den Wald zu kommen. „Was hat der für ein Interesse daran, jetzt nicht aufpassen zu können?" — Je nun, die Analyse war an einem Punkte angelangt, der peinlich zu werden drohte, und so produzierte der „Krankheitswille" Unaufmerksamkeit und eine ehrlich geglaubte Frühlingssehnsucht, um das bedrohte Selbstgefühl des kleinen zehnjährigen Zwangsneurotikers aus den Klauen des Arztes zu retten.

Bedarf es da noch des Beweises, dass *diese Widerstandsreaktion des bedrohten Selbstgefühls dem Kranken wichtiger ist als die Arbeit mit dem Arzt und das Gesundwerden*? — Warum hält jener Zwangsneurotiker, von dem ich sprach, so angstvoll daran fest, Hemd und Kleidungsstücke, sein Zimmer und alles, was ihn umgab, stundenlang auf irgend eine Unsauberkeit oder

[1]) Wiederholt beobachtet. Vgl. Mut zu sich selbst, S. 152/3.





die Ordnung hin zu untersuchen, ehe er Hemde, Bett und Wohnung verliess? Was hatte er für ein persönliches Interesse daran? — Nun, der Affekt war in seiner ganzen Stärke wohl erklärlich, denn er trachtete damit danach, immer wieder jede mögliche Spur des phantasierten Mutterinzestes hinter sich zu verwischen. Er fürchtete, seine Mutter „innerlich beschmutzt" zu haben, weil er es fortwährend zu tun wünschte — der Wunsch ist ja der Vater aller Gedanken — und er fürchtete in „Todesangst" den Vater und die strafende Gottheit. So hatte er tatsächlich ein persönliches Interesse, sowohl an dem, was er wünschend fürchtete, dem Inzest, als auch an dem, was er sühnend tat: das grosse Reinigungszeremoniell in seinem nur noch der Krankheit angehörenden Leben.

Wir ertappen den Neurotiker ferner stündlich darauf, dass er sich in der Rolle eines Kindes gefällt (Mut zu sich selbst. Seite 328 ff.), durch die er sich den Verpflichtungen der Erwachsenen und den Anforderungen des realen Arbeitslebens geschickt zu entziehen versteht. Er flüchtet unter Mutters Schürze, oder auf Vaters Arm, d. h. in diejenige Lebenslage, die dem Kranken gemäss seiner alten Inzestwünsche als die lustbetonteste seines Lebens dünkt. Ist solches Rollenspiel etwa nicht Lust? — Erhärten wir das Gesagte wieder kurz an einigen Beispielen.

1. Eine 30jährige Lehrerin machte einen auffallend kindlichen Eindruck in ihrer ganzen Art sich zu geben. Als der alte greise Vater sie hier besuchen kam, fiel sie plötzlich noch weiter zurück und benahm sich etwa wie sich ein Mensch betragen würde, dem man in der Hypnose den posthypnotischen Auftrag gegeben, sie wäre 5 Jahre alt.

Als ich sie im Garten traf, blieb sie mit verschämtem Lächeln stehen, steckte den Finger in den Mund, lief dann trippelnd zurück und versteckte sich hinter einen Baum. Ich bemerke dazu, dass sie im Uebrigen ein ernster und im Beruf tüchtiger Mensch war und keineswegs etwa ein geistesschwacher, wie man aus diesem vorübergehenden, aus dem Zusammenhang gerissenen Verhalten etwa schliessen möchte.

Die Geschichte dieses Mädchens war folgende: Bis zu ihrem 6. Lebensjahr war sie der verwöhnte und mit Zärtlichkeiten überhäufte Liebling des Vaters gewesen. Dann wandelte sich plötzlich dessen Verhalten ins Gegenteil. Die Psyche des Kindes geriet aus dem Gleichgewicht, und auch als Erwachsene lag sie oft stundenlang während der Nacht an der Türschwelle zu ihres Vaters Schlafzimmer, um sehnsucht- und schmerzgequält auf seine Atemzüge zu lauschen.

„Muss ich nicht wie ein kleines Kind sein?" gab sie in der Analyse zur Antwort, „wenn mich mein Vater lieb haben soll? Ist das doch die einzige Zeit gewesen, in der ich sein Herz besass."

2. Auch die Rolle der Hilfsbedürftigkeit gehört mit zu dem „Kind spielen". Ich kannte einen Studenten, der nicht arbeiten konnte und Termin auf Termin für das Examen versäumte. Und er malte mit dieser ganzen hilflosen Lage doch nichts anderes hin als die alte Sehnsucht nach der Mutter, die ihm bei den Schularbeiten nicht nur zu helfen, sondern Wort für Wort zu diktieren gepflegt hatte.

Auch diejenigen Krankheitsbilder, welche zu tagelangen Dämmerzuständen unter gleichzeitigem Alkoholmissbrauch führen, lassen unzweideutig den Lustcharakter erkennen, die Flucht in wunscherfüllende



Träumereien, die bis zu völligem Verlust der bewussten Persönlichkeit führen, und von typischer Erinnerungslosigkeit gefolgt zu sein pflegen.

Der Inhalt dieser Dämmerzustände entsprach bei den 3 Fällen, die ich zu analysieren Gelegenheit hatte, einer Mischung von Sehnsucht nach der erotisch begehrten Mutter und der Rache für die an ihr erlebte Liebesenttäuschung. Der Alkohol erleichterte sowohl das phantastische Träumen wie das Vergessen des Schmerzes. War Dirnenbesuch damit verknüpft, so lag ihm wie gesagt die Vorstellung höhnender Rache zugrunde: Ich brauche dich nicht, ich kann Liebe haben so viel ich will. Dazu gehörte dann der entsprechende Katzenjammer.

Ich bin geneigt, nach diesen Beobachtungen die Psychologie der Quartalssäufer und Dipsomanen auf diese Formel zurückzurechnen. Der Trauminhalt des einen Dämmerzustandes war besonders bezeichnend. Es handelte sich um einen jungen Ingenieur, der mir von den Tagen vor Einbruch der Dämmerzustände berichten konnte. Sein Vater, der ebenfalls Ingenieur war, wäre von einer Hochschulfeier nach Hause gekommen und hätte von der Preiserteilung an einen jungen Fachkollegen erzählt. Dabei sei die höhnische Bemerkung gefallen, von seinen Söhnen werde er wohl dergleichen nicht erleben.

Nun sei ihm der Gedanke gekommen, er wolle eine grosse Preisarbeit lösen, dann würden ihm die mehrmals nicht bestandenen Examina mit grossen Ehren erlassen werden, und mit diesen, die „seines Vaters weit übertreffenden Leistungen" würde er dann vor seine Mutter hintreten und den Dank von ihr einfordern, wie ein sieghafter Ritter nach dem Turnier. Diese Gedanken seien dann so lebhaft geworden, dass er tagelang wie traumbefangen in ihnen aufging ohne mehr arbeiten zu können. Daran schloss sich dann einer seiner typischen, 5—6 Tage dauernden Dämmerzustände, die er in Kneipen zubrachte.

Kann es noch einem Zweifel unterliegen, dass ein solcher Krankheitszustand als Handlung und Drama einem wunscherfüllenden Traumbild entspricht? also im Geheimen erträumte Wünsche ins bewusste Leben übersetzt, wenn auch nur in symbolischer Verkleidung? dass also diese Krankheitszustände Schöpfungen eines lustsuchenden Wollens sind — oder bedeutet es etwa keine Lust, wenn ein junger Geistlicher von unerklärlicher Unruhe und von völliger Arbeitsunfähigkeit überfallen wird, die sich am Wochenschluss so steigert, dass er zu seiner Mutter reist, in deren Stübchen er dann seine Sonntagspredigt glatt und hemmungslos niederschreiben kann? Ist das etwa kein Krankheitswille, der einen Zustand schafft, der den Kranken nötigte — der übrigens in typischer Weise ebenso eheuntüchtig wie ehesehnsüchtig war —, die Nähe seiner vergötterten Mutter aufzusuchen, und der zu gleicher Zeit mit dem Krankheitszustand eine Entschuldigung für diese Reise herbeiführen musste?

Zum Schluss möchte ich noch ein Bild mit den Worten einer Patientin schildern, das den lustsuchenden Krankheitswillen und die Kinderrolle im Dienste der Sehnsucht nach dem einst heiss begehrten Vater besonders drastisch malt. Ich zitiere wörtlich aus einem Brief an meine Oberin:

„Des Dr.s Buch liegt eben vor mir, ich habe es vor zwei Stunden bekommen und ein bischen drin rumgenascht, missmutig, träge, faul, wie ich bin. Die ganze P.A. machte mir keinen Spass mehr. Ich könnte Ihnen noch Dutzende von Deutungen schicken, warum ich nicht aufstehen will, und die mir, ausser im Augenblick als Phantasieübungen, gar keinen Spass machten. Und nun heisst es doch immer: wenn man es erst weiss, was es ist, dann ist alles gut. Ja, sonst was. Ich werde dick und



fett und bin gesund und munter und lache auch und kann auch, wenn ich nicht grade zu faul bin, sehr ausgelassen sein, es muss nur was da sein. Aber tuen tu' ich nichts, als so'n bischen hin, was mir grade Spass macht. Und die Kinder sind mir schnuppe, und Mutti ist mir schnuppe, und die anderen Leute erst recht. Ich fang' was an und denke, ja, das magst Du; aber wenn ich die geringste Unbequemlichkeit dabei habe, lass ich es. Ja, es ist so, dass ich es einfach nicht fasse, wie andere Leute was zustande bringen, wenn ihnen nicht alles in die Hände geschoben wird. Ich kann schon was nähen oder so; aber, mein Gott, erst alles zusammenholen, es ist so entsetzlich vielerlei, schon bloss Schere, Fingerhut aufsetzen, Nadel, mein Gott, und dann auch noch den richtigen Faden. Das müsste einem alles in die Hände getan werden. Wie machen das die anderen Menschen bloss?" „Mein Fräulein", sagte meine Psychoanalyse dazu, „es ist so, Sie wollen partout einen Mann, Sie sind nicht besser als andere, bloss noch viel hartnäckiger. Da der nicht zu haben ist, wollen Sie überhaupt nichts." „Mein Himmel," sagte ich, „das kann gut und gern sein, aber deshalb könnte ich doch etwas tun. Dann müsste ich ja gerade was tun, da käme viel eher einer." „Ja", sagte meine Psychoanalyse, „Sie sitzen elender als das bekannte geraubte Dämlein, tun, als ob ein Drache Sie bewache, um damit einen recht Beherzten zu kriegen." „Wenn's man so wäre," sagte ich, „es scheint mir nicht, es macht keinen Eindruck." „Getue, Getue," sagte Psychoanalyse wieder, und wir trennten uns unbefriedigt. Heute abend las ich, Gott sei Dank, dass es so viele Masken gibt und, Schwester, ich glaube, mit meiner Psychoanalyse schiebe ich bloss nur wieder eine neue vor und das könnt ich so denn betreiben mit Grazie ad infinitum, es macht mir gar nichts aus. Das letzte hatte mich so entsetzlich niedergedrückt. Jetzt mein ich, hab' ich aber doch was rechtes. Ich suchte immer beim Sexuellen; erstens, weil es in den Büchern steht, zweitens, weil es doch was unangenehmes ist, und da liegt es ja doch meist. Aber, Kind, es ist mir schon ziemlich egal geworden.

Jetzt habe ich also herausgekriegt, dass es so ist: Ich will noch Kind sein und zwar kleines Kind, Sie wissen, das man auf den Arm nimmt. Ich kann nichts selbst, und nur wenn man mir was in die Hand gibt, kann ichs. Heut' abend wollte ich baden. Alles war zurecht, ich musste nur in den Keller gehen. Während ich anfing, zu lesen, dachte ich: Keine Welt kriegt dich dazu, hinunterzugehen. Es war aber nicht des Buches wegen. Ich dachte bis zum letzten nach, was mich wohl dazu brächte, etwa wenn ich einen Mann hätte. Nein, nichts, bloss wenn mich einer hintrüge. Ich dachte, es ist bloss Verstocktheit und ist dasselbe. Nein, es ist es nicht, ich möchte, es soll mich wer hintragen. Ich will schreien, zappeln, muss aber doch tun, was der andere will. Ich will mich anstellen, aber doch nicht für albern gelten. Ich will quatschen und doch für recht gelten. Ich esse sehr viel und weiss nie, wann ich satt oder hungrig bin, ich kann schon sagen, beinahe unmässig. Wenn ich Essbares seh, gehe ich, ohne es recht zu wissen, hin und esse. Am liebsten Naschwerk (anderes mag ich nicht recht in letzter Zeit, was mir als wunderlich auffällt, weil es mir sonst ganz gleich war). Sodann habe ich (von jeher eigentlich) so eine gewisse Art, als müsste mir manches nachgesehen werden, was bei anderen strenger genommen wird. Ich komme, wo ich geh und steh, zu spät. „Kinder, es ist von ihr nicht zu verlangen," sagt mein Inneres. Weshalb nicht? Gott, sie ist ja noch so klein. — Ich komme mir so lachhaft jung vor, so, wie soll ich sagen, dumm, weil ich jeden Tag unglaublich viel lerne, kommt mir vor. Ich lese eine Seite in einem Buche, mein Himmel, so ist das, Herrje, was lern ich alles! Ich möchte sagen, es kommt mir vor, als lernte ich jeden Augenblick, doch ich vergesse auch sehr. Raus, rein, wie ein Kind, hier was aufschnappen, da aufschnappen, halb vergessen und doch was behalten. Krieg ich mal zufällig einen Aufsatz, den ich im Gymnasium gemacht, oder sogar, was ich vor zwei Jahren, für meinen Bruder geschrieben, lese ich es neugierig und amüsiere mich, dass ich das war, so wie in einem früheren Leben.

Nun muss ich ein Interesse daran haben, klein zu sein, und das glaube ich darin gefunden zu haben, dass ich es sein möchte, meines Vaters wegen. Ich habe immer Angst vor ihm gehabt, auch in den besten Augenblicken, unheimliche, „peinliche" Angst, seit ich mich besinnen kann; zuzeiten habe ich ihn gehasst, und noch jetzt, wenn ich an das und jenes denke (entehrende Strafen, in denen er gross war) dreht



sich mir das Herz im Leibe um (eine Gemütsbewegung, zu der es sonst recht faul geworden ist). Es sind mir auch noch alle Strafen von ihm im Gedächtnis. Dass ich vor ihm zitterte, war nichts Besonderes, da wir Kinder alle vor ihm zitterten, er war sehr nervös. — Aber ich entsinne mich verschiedener Dinge, dass er, als ich ganz klein war, doch anders zu mir gewesen sein muss. Ich weiss, dass ich auf seiner Arztstube sitzen durfte (ehe ich in die Schule ging) und Bilder besehen. Dann taucht mir jetzt auf, wie er oben an der Treppe stand, die steil und eng war, mich an der Hand, und hinunterrief, es solle mich wer holen kommen.

Und dann gibt es ein Bild, wo Vater mich auf dem Arm hat, ganz klein, und das ich mochte, weil er da so „schön" aussah, d. h. er sieht mich darauf freundlich an. Dass ich das Wesen auf dem Arm war, glaubte ich einfach nicht, kann es mir auch jetzt noch nicht denken. Dann neulich hatte ich mal den Heulschauer, und such mich in solchen Fällen abzulenken oder es „durchzudenken", so dass ich festzustellen versuche, was ich eigentlich am liebsten möchte. Als Letztes kommt dann: Ich will im Wagen sitzen, neben Vater unter seinem Pelz, nichts sagen und sehen, wie die Sterne am Himmel scheinbar immer mitfahren, so in alle Ewigkeit hin. Das war öfter so als kleines Kind. Denn ich mag keinen Pelz, nein, ich mag keinen und lass mir keinen schenken. Mutter will mir einen Pelzkragen schenken, nein Pelz, da bin ich wählerisch, mir gefällt keiner. Wohl mal ein ganz teurer ein bischen. Aber eigentlich ist Pelz anders und ich will lieber keinen. Da seh ich mal Pelz: Ja, das ist Pelz, so muss Pelz sein, und Gott sei Dank, nun ist alles gut, dass es den doch auf Erden gibt. Ich glaubte schon, ich hätte nur geträumt. Es war aber ganz simpler Pelz, wie meines Vaters dicker Mantel gefüttert war. Ich war baff. Also, in dieser guten Zeit, da will ich sein, wo mich mein Vater gern hatte und freundlich ansah, wo ich alles tun konnte, was ich wollte, und wo alles noch gut war, mit dem reinen Gewissen. Wo ich ihn harmlos und ohne heimlichen Schreck umarmen konnte, wo er nicht unheimlich war. — Als ich das heraus hatte, stand ich auf und ging zum Baden und nun schreibe ich. Sela. Ob es nun richtig ist? Vielleicht auch wieder Maske. Aber man kommt doch näher." — Kommentar ist wohl überflüssig.

Warum erkennt nun der Kranke so selten von selbst, was er tut, wie diese Patienten? Auch das ist ein Einwand, der immer gegen die Annahme eines Krankheitswillens geltend gemacht wird. Nun, der Kranke steht seinen eigenen dramatischen Krankheitsgesten eben genau so kritiklos gegenüber, wie wir es dem Inhalt unserer Traumbilder gegenüber zu tun pflegen. Träume ich heute, vielleicht ganz unverhüllt, ich hätte mit der und jener mir ganz gleichgültigen Person geschlechtlichen Umgang gepflogen, mit einer Person, die sich nachher nur durch irgend eine assoziative Verankerung als geeignetes Deckbild für eine ganz andere erweist, so stehe ich dem doch im Traume selbst ganz kritiklos gegenüber. Ich empfinde es träumend als Realität. Und genau so steht der Neurotiker seinen Krankheitserscheinungen kritiklos gegenüber. Auch die nimmt er für real und vergisst, dass sie nur Symbolwerte sind und zwar geträumte ausserdem. Ich habe schon einmal darauf hingewiesen[1]), dass mir diese Auffassung für das Verständnis des neurotischen Zustandes bei den Patienten von grossem Nutzen war.

Der Kranke handelt meiner Ansicht nach seinem Trauminhalt unter gleichzeitigem Missverstehen, d. h. Wörtlichnehmen des Symbol-

[1]) Vgl. „Den Mut zu sich selbst", Kap. XX, S. 254. Die Symbolik des Traumes ist die Quelle verbrecherischer Neigungen, nicht umgekehrt.

wertes seiner einzelnen Traumbilder. Alle Neurosen sind ein Hinüberwuchern von Traumzuständen in das wache Bewusstsein. Es besteht ganz offensichtlich kein grosser Unterschied darin, ob jener Zwangsneurotiker, von dem ich erzählte, das Leben und den Aufenthalt im Mutterleib und die das Innere der Mutter dort beschmutzenden Ergüsse, Kot und Samen, nur unter dem Symbol eines andauernden Bettaufenthaltes träumt oder ob er diesen Traum als Zwangshandlung symbolisch lebt — ob er das Innere der Mutter, bevor er sie durch die Geschlechtsöffnung verlässt, mit typischer Symbolik träumt[1]) — oder ob er dieses alles in Form der Zwangsneurose, wie gesagt, handelt.

Ich habe darauf hingewiesen, dass uns diese Auffassung auch einen Schlüssel zur Erklärung verbrecherischer Verirrungen an die Hand gibt, ja selbst des Lustmordes. Nicht eine dem Menschen innewohnende Bestialität sei die Ursache grotesker blutrünstiger Traumbilder, sagte ich, sondern umgekehrt: die verbrecherische Handlung sei ein gehandelter Trauminhalt unter gleichzeitigem Wörtlichnehmen und also kritiklosem Missverstehen der Symbolwerte jener anscheinend so fürchterlichen Bilder, die sich aufgelöst als eben so harmlose wie vollberechtigte Symbole und zwar eines ganz natürlichen, nicht eines perversen Liebesverlangens entpuppen.

Durch diese Auffassung gelingt es auch, dem Kranken seine wohlgehüteten Geheimnisse zu entlocken und ihn sein Genesungswiderstreben aufgeben zu lassen, denn er hat dann nicht mehr etwas Grauenerregendes und Fürchterliches, nichts Verbrecherisches mehr zu bekennen, sondern wie gesagt, etwas harmlos Natürliches. Ich glaube nicht, dass man dem vorwerfen kann, es begünstigte die Entschuldigungstendenzen der Neurose, und damit wäre es eine Therapie, die eigentlich der Symptombildung eher entgegenkäme als sie auflöse, indem man ihr den Affektwert mildere[2]).

Im Neurotiker wird also das Interesse an seiner nur noch gedachten und nur noch in der Illusion bestehenden Ersatzlust ein so grosses, dass ihn der Krankheitswille — hier gleich Lustwille — zwingt, symbolisch verhüllte Traumbildungen kritiklos immer wieder zu erleben, und den Inhalt seiner wohlverschleierten Inzestwünsche auf diese Art dauernd dramatisch für sich selbst darzustellen, und in der Krankheit darstellend zu geniessen. Denn wo wir auch den Hebel ansetzen, immer ist es zum Schluss der Inzestwunsch und die aber-

---

[1]) Ich erinnere: Ihm ist auch Zimmer und Wohnung das Mutterinnere und er muss es peinlich in Ordnung bringen, ehe er es verlässt, und er phantasiert z. B., dass er nackend durch die Türöffnung hin und her gehe, sich dort an der Tür reibe und dabei auf einmal einen Samenerguss bekomme. — [2]) Vgl. Stekel, Zur Psychologie der Alkoholfestigkeit und der Entschuldigungstendenzen. Zentralblatt für Psychoanalyse, III. 4—5 S. 210. „Diese Mechanismen zur Entschuldigung werden sogar von den Psychoanalytikern als Kunstgriff in der Therapie angewendet."



gläubische Dämonenfurcht, die auf dem Grunde der Psyche als treibende Kräfte der Neurosenbildung erwiesen werden.

Freilich, ihn findet nur der mit unbeirrter Sicherheit, der bis in den Grund der eigenen Seele hinab die neurotischen Widerstände untersucht hat oder der sie von Freundeshand aufdecken und vernichten liess, Widerstände, die sich dem Erkennen widersetzen, dass es solche vermeintlichen Ungeheuerlichkeiten ganz selbstverständlich und natürlicherweise gab und geben muss. —

Von der Unzweckmässigkeit des Ausdrucks: Krankheitswille, waren wir ausgegangen, und je mehr wir dem Inhalt dieses Begriffes nachspürten, desto berechtigter erwies sich uns der Ausdruck selbst. Also es bleibt bei dem Willen zur Krankheit? die Auffassung der Krankheit als einer instinktiven, unbewusst bewerkstelligten Flucht in die Krankheit ist am Schluss der Analyse nur eine Verschleierung? eine halbe Heuchelei? und das Interesse an der Krankheit doch das Ausschlaggebende? — Ja, und doch wieder nein, und wie ich erwähnte, aus taktisch-praktischen Gründen zunächst, im Beginn der Analyse, noch „nein", damit die Widerstände nicht unnötig schroff hervorgerufen werden. Später darf es keine Schonung zarter Empfindlichkeit mehr geben. Darin stimme ich Stekel voll und uneingeschränkt zu. Es ergibt sich als wichtigste Aufgabe der Psychoanalyse, den Widerstand des Kranken gegen seine Heilung aufzudecken, und ihn dann zu überzeugen, dass er nicht gesund werden will, weil er auf sein geheimes Lebensspiel nicht verzichten mag. (Zentralblatt für Psychoanalyse, III. 45 und Ausgänge der psychoanalytischen Kuren S. 187.)

Schwierigkeiten soll man dem Kranken nicht wegräumen, und es ihm nicht allzu leicht machen. Das macht das Leben ja auch nicht, dem er in der Realität gewachsen sein soll, und Psychotherapie soll ein Gegensatz zu dem verweichlichenden in Watte packen seitens der Angehörigen sein. Er muss sich ertragen können auch mit der Erkenntnis vom Krankheitswillen. —

Und trotzdem ist das Wort ungeschickt, denn es rückt uns immer in einen Widerspruch zu der Auffassung grundsätzlicher Determiniertheit aller psychischen Vorgänge. Empfinden wir doch mit Recht: Die Dinge wachsen und reifen aus sich selbst, wir sind bestenfalls einsichtsvolle Zuschauer dabei! —

Eine Kranke, die mir mit ihren Aeusserungen zum Anlass dieses Aufsatzes wurde, begegnete mir mit den Worten: „Ich kann doch nicht anders. Ich bin Zuschauer und ohnmächtig gegen das Spiel der wechselnden Stimmungen und Affekte in mir. Höre ich nun vom „Krankheitswillen", dann meine ich immer, ich müsste mich zwingen, anders zu wollen, und ich sehe doch, dass das nicht geht.". — Solche Ueber-



legungen führen allerdings zu unberechtigter Mutlosigkeit, denn auch die Heilung wächst und reift aus sich selbst, wenn ihre Zeit da ist, und gehorcht nicht dem Willen des Kranken. Auch kann der Arzt den Kranken nicht zwingen, seinen Krankheitswillen aufzugeben; aber die Erkenntnis, die er schafft, wirkt wie ein Samenkorn, das aufgeht, mit oder gegen unseren sog. Willen.

Dies Samenkorn heisst: Einsicht in die wahren Motivierungen der Krankheitszustände. Wer die ehrlich gewonnen hat, kann sich auch vor dem Gesundwerden nicht mehr schützen. Dazu gehört es freilich, dass wir nicht immer in den oberflächlichen Schichten der psychologischen Begründetheiten stecken bleiben. Allzu leicht begnügen wir uns mit der Zurückführung der Symptome auf den nächsten Komplex. Auch dieser muss erst motiviert werden. Warum und wozu entstand er? Im Dienste welches persönlich-egoistischen Interesses?

Denn erst wenn man den **letzten Egoismus** und das **tiefste** erotische Begehren herausgeholt und bewusst gemacht hat, erst dann ist auch der Krankheitswille erklärt und zur Heilung reif. Das aber heisst nach unseren Erfahrungen allemal, das **Inzestbegehren des Kindes** aufdecken.

Die kindliche Unsicherheit und ihr Ausgleich im „männlichen Protest“, das muss immer wieder gesagt werden, ist kein treibendes Motiv, kein letztes Warum. Erst die Erkenntnis, dass mein Wert als Liebesobjekt — u. zw. einem ganz bestimmten Menschen gegenüber — von meinem Gelten abhängt, erst das ist die Triebkraft zur Bildung des nervösen Charakters mit seinem überverletzlichen Selbstgefühl und seinem Misstrauen in die eigene Art. Adlers Gesetze zeigen uns nur die Form, in der das Weitere verläuft. Nur wer nicht warum fragt bis ans Ende, kann Adler zustimmen, er habe die Sexualität in der Neurosenlehre aus der Stellung eines bewirkenden Faktors in die einer fast belanglosen Nebensächlichkeit gedrängt.

Den Krankheitswillen erkennt nur der, der ihn auf ursprünglichste Triebkräfte zurückführt, in deren Interesse und Dienst er steht. Aber Gernegrosse und das bedrohte Selbstgefühl erhalten Kraft und Blut für ihr Gebaren erst aus diesem erotischen Interesse am persönlichen Wert in den Augen des Geliebten. Und dieser Wert wird Lust dadurch, und darum streben wir wenigstens nach seinem Schein im Schutzbann der Neurose, und darum muss es schon beim Krankheitswillen bleiben, und wenn die Kranken sich an diesem Ausdruck stossen, so ist das gut, und nur eine neue Gelegenheit zum Ringen um Wahrheit und ehrliche Selbsterkenntnis. —

Diese ganze Auffassung vom Krankheitswillen des Neurotikers entspricht auffallend dem instinktiven Erkennen, dem wir in der volkstümlichen Auffassung vom Wesen der Nervosität begegnen. Die Affekt-



stärke, mit der man namentlich auf die Diagnose Hysterie, wie auf ein Schimpfwort zu reagieren pflegt, ist nur eine weitere Bestätigung unserer Auffassung vom Krankheitswillen, denn solche affektstarken Reaktionen beweisen hier wie überall, dass man sich getroffen fühlt.

Trotzdem, wer einem Kranken, gestützt auf unsere wissenschaftlichen Beweise, den Krankheitswillen entgegenhalten würde, ohne Analytiker zu sein, d. h. ohne ihm diese Tatsache in jedem einzelnen Falle und bei jedem einzelnen Symptom aufs neue nachweisen zu können, der wirkt unweigerlich verletzend, denn seine Worte enthalten dann einen sittlichen Vorwurf, sind auch wohl kaum anders gemeint.

Dagegen sträubt sich der Patient in seiner Empörung mit Recht, und solches Vorgehen wäre nicht nur völlig unpsychologisch, sondern bedeutete auch eine nutzlose Kränkung, da sie dem Patienten niemals helfen, d. h. zur Einsicht führen kann. Die erwächst ihm nicht aus blossen Behauptungen, auch wenn wir noch so recht haben; die erwächst ihm nur da, wo es uns gelingt, den Kranken das selber finden zu lassen, was wir, die wir kein persönliches Interesse an der Verschleierung dieser Tatsache haben, schon längst durchschauten.

Durch dieses Schlusswort müssen wir Analytiker uns vor einem unberechtigten Missbrauch unserer Ergebnisse zu schützen trachten.

---

# Das Wesen der Debilität im Gegensatz zur moralischen Verderbtheit.

Von **Gustav Major**, Berlin-Seehof.

Immer noch ist der Begriff der Debilität nicht klargestellt, immer noch sieht man in der Debilität eine Schwachsinnsform, die nur intellektuelle Anomalien aufweist. Alle die Fälle des Schwachsinns, in denen ethische Mängel vorherrschen, rechnen viele einfach zur moralischen Verkommenheit und wollen diese Kinder in Fürsorgeanstalten untergebracht wissen. Wieder andere konstruieren eine besondere Form, den moralischen Schwachsinn, und geben jede Möglichkeit der Beeinflussung auf. Einen ethischen Schwachsinn gibt es nicht, da alle ethischen Begriffe an Vorstellungen gebunden sind und somit der moralische Schwachsinn auf intellektuellen Mängeln basiert, der Begriff moral insanity muss sonach fallen, man kann dafür moralische Anästhesie setzen, weiter darf man nicht gehen.

Da die Debilität eine Schwachsinnsform ist, als solche zu den Defektpsychosen gehört, ist schon im Worte gelegen, dass intellektuelle Mängel vorhanden sind. Die intellektuellen Anomalien und die ethi-



schen Mängel bewegen sich in der Aufeinanderfolge der 3 Formen des Schwachsinns Idiotie, Imbezillität und Debilität in entgegengesetzter Richtung. Je tiefer ein Patient steht, desto weniger kann man von ethischen Defekten reden, es kann sich nur um rudimentäre Gefühlsanlagen handeln. Affekte finden wir fast nie mehr. Der Debile dagegen hat bei seinen, dem Laien kaum merklichen Intelligenzdefekten starke ethische Mängel, er hat ein starkes Gefühls- und Affektleben, doch tragen sie den Stempel des kalten Egoismus. Sieht nun der Laie — und viele Lehrer, die sich Heilpädagogen nennen, gehören zu ihnen und nicht wenige Aerzte — nur die auffallenden ethischen Mängel, so ist es zu verstehen, dass sie nur einen moralischen Schwachsinn annehmen.

Nachstehend sollen die Anomalien, die der Debilität eigen sind, charakterisiert werden, und dann werden verschiedene Fälle von Debilität und moralischer Verderbtheit nebeneinander gestellt werden, um die Unterschiede zu zeigen, und zwar sind solche Fälle gewählt, bei denen dieselben Taten zu registrieren waren.

In intellektueller Hinsicht findet man bei den Vorstellungen niederer Ordnung wohl niemals Ausfälle. Die ersten, die oft zu konstatieren sind, sind die der Zeitvorstellungen. Jedes normale Kind von 6—7 Jahren weiss, was eine Stunde, eine Minute, ein Jahr, ein Monat, eine Woche ist, es kennt die Werte dieser Begriffe genau, es weiss, dass ein Jahr viel länger ist als ein Monat usf. Das debile Kind hat hierüber fast nie klare Vorstellungen, es redet davon, als wisse es das alles genau, dabei hat es absolut kein Gefühl für die Zeit, es kann nicht angeben, wie spät es ungefähr am Tage ist zur Zeit, wo man es fragt, wie lange es noch ist bis zum Mittagessen. Viele Debile, selbst ganz leicht Debile, die niemand für schwachsinnig hält, können sich nicht nach der Uhr richten.

Dieselben Mängel ergibt eine Prüfung der Zahlenvorstellungen. Viele rechnen ganz flott in dem Einmaleins, addieren und subtrahieren, multiplizieren und dividieren durchaus zufriedenstellend selbst im Kopfe, aber das Wesen dieser Rechnungsarten ist ihnen verschlossen geblieben. Sie rechnen mechanisch und können es da zu grosser Fertigkeit bringen. Die Bruchrechnungen, Regeldetri, Zinsrechnungen oder algebraische Aufgaben können sie nicht lösen, sie verstehen die Schlussfolge nicht. Ganz leichte Aufgaben, wie die: 2 Personen sind zusammen 85 Jahre alt, die eine ist 25 Jahre älter als die andere, wie alt ist jede, können sie ohne Mithilfe des Lehrers niemals lösen. Das Rechnen ist eine abstrakte Arbeit, die das gegenseitige Verhältnis zweier oder mehreren Zahlen darlegt. Diese Beziehungen können Debile nicht erfassen.

Etwas besser sind Debile gestellt in bezug auf die konkreten All-



gemeinvorstellungen höherer Ordnung, doch sind gerade hier verschiedene Fehler zu konstatieren, die dank der Redegewandtheit debiler Kinder fast selten erkannt werden. Wenn sie von Fischen, Tieren, Blumen, Steinen, Maschinen, Gewehren usw. reden, so denken sie nicht selten an einen ganz bestimmten Fisch, Stein usw. Die Abstraktion ist nicht vorgenommen. Man muss hier bei der Prüfung sehr gründlich zu Werke gehen, wenn man sich nicht selbst täuschen will.

Räumlich und zeitlich zusammengesetzte Vorstellungen lassen immer Ausfälle finden, da sie eine genaue Kenntnis der einzelnen Teilvorstellungen bedingen, eine Assoziation aller und eine Unterordnung unter den Oberbegriff erfordern. Selbstverständlich darf man nicht fragen: Was ist ein Gewitter, ein Jahrmarkt, ein Theater usw., sondern etwa so: Wie nenne ich das, wenn draussen alles grün ist, die Sonne warm scheint, die Blumen und Bäume blühen, die Vögel singen und der Himmel blau ist? Wenn auch oftmals das Resultat ein negatives ist, so soll man diese Prüfung nicht unterlassen, da sie eine Fülle von falschen Teilvorstellungen aufdeckt.

Reine Beziehungsbegriffe stellen hohe Anforderungen, denen die meisten Debilen nicht gewachsen sind. Das Verhältnis von Grund und Folge, Ursache und Wirkung erkennen nur wenige, nur ganz leichte Debilität versteht, dass eine veränderte Ursache eine andere Folge hat und dass umgekehrt bei anderen Folgen die Ursache eine andere sein muss. Selbst die Begriffe: ähnlich, gleich, dicker, grösser, kleiner, älter, jünger, breiter usw. sind nicht ganz klar. Man wird selten ein debiles Kind finden, dem diese Verhältnisse alle geläufig wären.

Noch ungünstiger sind die Resultate bei der Prüfung der zusammengesetzten Allgemein- und Beziehungsvorstellungen. Die meisten psychisch defekten Kinder verfügen nicht über die einfachsten ethischen Vorstellungen. Die Worte sind ihnen wohl bekannt, aber es sind auch nur Worte, Schalleindrücke ohne Inhalt. Wie wenige wissen, was ehrlich, brav, keusch, zuvorkommend, höflich, bescheiden ist usw. Wenn aber debile Kinder diese Begriffe nicht haben, so ist nicht zu erwarten, dass sie sich in ihrem Handeln daran gebunden fühlen.

Gerade hier finden wir die stärksten intellektuellen Defekte, und so ist es denn auch erklärlich, dass die ethischen Mängel am auffallendsten sein müssen. Die Patienten können sonst geistig ziemlich hoch stehen, sie können Prüfungen gut bestehen und auch immer mit ihren Kameraden Schritt halten, und doch sind sie debil, debil in ethischer Beziehung z. B. Hüssener, Dippold, Racké. Die ethischen Mängel sind jedem erkenntlich, nicht aber ihre anderen geistigen Anomalien und deshalb zählt man diese Patienten nicht zu den Debilen. So nur ist es zu verstehen, dass man sie als moralisch verkommen ansieht und dementsprechend behandelt.

Aber nicht nur in den Vorstellungen finden sich Anomalien, sondern auch in der Ideenassoziation. Bei der Bildung der zusammengesetzten Vorstellungen wirkte sie schon mit, sie konnte jedoch dabei nicht gewertet werden, weil nicht zu ermitteln ist, ob sie die Veranlassung war zur Bildung fehlerhafter Vorstellungen, oder ob die Ursache in einer Einzelvorstellung oder in der Abstraktion der Merkmale oder gar in der Reizsphäre lag. Will man alle diese Momente ausschalten, so muss man Assoziationen prüfen, die nicht zur Bildung einzelner in sich geschlossener Vorstellungen nötig sind, also die sukzessive und die freie Assoziation.

Lässt man das debile Kind Reihen bilden durch Addieren oder Subtrahieren, so wird man immer finden, dass die Reihenbildung langsamer vor sich geht als beim normalen Kinde. Es gebraucht nicht selten die zwei- und dreifache Zeit. Je langsamer der Ablauf der Ideenassoziation ist, desto grösser ist der Intelligenzdefekt. Die freie Assoziation prüft man durch Reizworte. Auch hierbei ist die Zeitdauer eine viel grössere, dazu zeigt sich sehr gut die Armut an Vorstellungen. Debile Kinder finden fast immer die Stichworte, sie bevorzugen jedoch oftmals die Eigenschaftswörter. Je weniger und je langsamer ein Kind auf die Reizwörter reagiert, desto schwerer sind die Störungen der freien Assoziation und desto tiefer steht das Kind.

Die spontane Assoziation dagegen ist nicht selten erheblich beschleunigt. Viele debile Kinder reden den ganzen Tag, sie wissen immer etwas zu erzählen und mitzuteilen, es ist ihnen ganz gleich, ob ihnen jemand zuhört oder nicht, sie sind zufrieden, wenn sie schwatzen können. Sie schwatzen über dieselben Dinge Tag für Tag. Alles, was sie erzählen, hängt nur lose zusammen, nicht selten nur durch Reim oder Alliteration. Diese innere Zusammenhanglosigkeit macht das viele Schwatzen verständlich.

Schwerer und gravierender noch sind die inhaltlichen Störungen der Ideenassoziation. Die Phantasiearmut und Urteilsschwäche fallen bei jedem debilen Kinde in die Augen. Hier finden auch die schlechten Leistungen in der Mathematik und Algebra teilweise ihre Erklärung. Lässt man aus Würfeln eines Zusammensetzspieles irgend ein Bild zusammensetzen, so sieht man den Mangel an Phantasie in dem Unvermögen, die passenden Würfel herauszusuchen, das Kind weiss nicht, ob es der richtige Würfel ist, es urteilt falsch. Noch deutlicher zeigen sich beide Defekte, wenn man kleine Geschichten nacherzählen oder fortsetzen oder nachbilden lässt. Das leichteste ist die erste Art und auch da versagen alle debilen Kinder. Sie können zwar die Geschichte leidlich nacherzählen, aber den Zusammenhang, die Pointe erfassen sie nicht. Zu demselben Ergebnis kommt man, wenn man sich kleine Erlebnisse erzählen lässt, debile Kinder können den Gang der Handlung

nicht erfassen. Noch mehr Schwierigkeiten treten ihnen entgegen, wenn sie ein Rätsel erraten sollen. Aus den gegebenen Begriffen können sie niemals einen gesuchten finden, und sei das Rätsel noch so leicht.

Als weitere inhaltliche Störungen der Ideenassoziation kommen Wahn- und Zwangsvorstellungen in Betracht. Wahnideen sind selten zu konstatieren. Imbezillität und Idiotie haben solche niemals. Die Wahnideen Debiler sind grundverschieden von denen Geisteskranker. Während die Wahnvorstellungen Geisteskranker fast immer festgefügt sind mit festem, deutlichem, innerem Zusammenhang, vermisst man diese Struktur bei den Wahnideen Debiler. Diese sind einförmig, trist und arm, die Wahnideen Geisteskranker dagegen sind fein, ja verblüffend ausgesponnen und fortgeführt. Geisteskranke haben oft für ihre Wahnideen eine frappierende Begründung und Erhärtung, während der Debile seine Wahnideen durch nichts stützen und rechtfertigen kann. Am häufigsten sind hypochondrische Wahnideen, seltener sind Verfolgungs- und Grössenideen.

Zwangsvorstellungen sind Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen, die gleich den Wahnideen den Tatsachen der Aussenwelt nicht entsprechen, bei denen aber im Gegensatz zu diesen korrigierende Urteilsassoziationen auftreten, so dass sich das Kind der Falschheit und Fehlerhaftigkeit seiner Vorstellungen bewusst wird, es kann dieselben aber infolge ihrer Ueberwertigkeit nicht los werden. Diese überwertige Energie, hervorgerufen durch eine abnorme Konstellation oder eine abnorme Gefühlsbetonung der Vorstellungen oder Vorstellungsverknüpfungen, lässt dieselben zwangsmässig auftreten und immer wiederkehren. Zwangsvorstellungen sind immer negativ betont. Die Zwangsvorstellungen führen durch ihre abnorme assoziative Energie nicht selten zur Tat. Das Kind weiss, dass das, was es tun will, falsch ist und tut es doch. So kommt es zu Brandstiftungen, Tierquälereien, Diebstählen, Selbstverstümmelung usw. Auch Selbstmorde haben nicht selten in überwertigen Vorstellungen ihren letzten Grund.

Den Zwangsvorstellungen steht die Grübel- und Fragesucht sehr nahe. Die Patienten fragen fortgesetzt, sie wollen gar keine Antwort haben, sondern sie müssen nur fragen und wieder fragen. Die Kinder erkennen das Zwangsmässige dieser Fragen nicht und leiden deshalb auch nicht darunter.

Die grössten Schwierigkeiten bereiten die Defekte der Aufmerksamkeit der Debilen dem Lehrer. Die Weckbarkeit derselben ist infolge starker Gefühlsbetonung der Erinnerungsbilder erheblich gesteigert. Ganz geringe Reize genügen schon, um die Aufmerksamkeit anders zu richten. Die sensorielle Konzentrationsfähigkeit, die Einstellung auf gegebene Reize, ist nur in den allerleichtesten Fällen annähernd normal,



sonst ist sie meist herabgesetzt. Noch mehr darnieder liegt die intellektuelle Konzentrationsfähigkeit, das anhaltende Einstellen der Aufmerksamkeit auf zu erwartende Reize und Vorstellungen, sie ist oft ganz aufgehoben. Auf Grund dieser Defekte kann es sogar zur völligen Sprachlosigkeit kommen. Andere Kinder wieder gelten durch diese Aufmerksamkeitsdefekte als bildungsunfähig, da man sie durch nichts fesseln und interessieren kann. Aufgeregt und laut hüpfen sie von einer Stelle zur anderen. Fassen hier etwas an, fragen da etwas, im übrigen bekümmern sie sich gar nicht um die Vorgänge der Umwelt. Ihre Aufmerksamkeit zu stärken, ist nicht jedem gegeben.

Wenn wir bei den Empfindungen selten Defekte haben, so ist es verständlich, dass die Gefühlstöne derselben auch weniger geschädigt sein werden als die der Vorstellungen und so finden wir denn auch innerhalb der sensoriellen Gefühlstöne selten Anomalie. Das Kitzelgefühl ist bei manchen Patienten erheblich gesteigert, ebenso die sexuellen Gefühle. Hierin haben die Onanie und sittliche Verfehlungen vieler Debiler ihre Ursache. Die Mängel, welche den Vorstellungen höherer Ordnung anhaften, bedingen ein Zurückbleiben der sie begleitenden Gefühle. Wenn ein debiles Kind nur verschwommene und verworrene Vorstellungen von seiner letzten Reise, von einem Konzert usw. hat, so können die Vorstellungsrudimente unmöglich irgend ein Gefühl auslösen. Wenn das Kind die nahen blutsverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern nicht versteht, kann es diesen Vorstellungen nicht anders als indifferent gegenüberstehen, es kann keine Liebe für Eltern und Geschwister haben. Dankbarkeit, Anhänglichkeit kennt es nicht. Ein Kind, dessen Schmerzempfindlichkeit abgestumpft ist, kann mit der Vorstellung des Schlagens, Stechens, Stossens, Quälens kein Unlustgefühl verbinden, es kann sich daher auch nicht vorstellen, dass es einem anderen wehe tut, wenn man ihn schlägt, stösst, sticht. Es ist roh, brutal, gefühllos, schadenfroh, ohne zu wissen, dass es so ist. — Ein debiles Kind hat wohl noch eine Erinnerung an die letzte Strafe, aber diese ist nicht von genügend starken Gefühlstönen begleitet, um hemmend auf das Handeln einzuwirken. Und so tut das debile Kind dasselbe immer wieder, unbekümmert um die Strafe. So ist es auch erklärlich, dass Lob und Strafe absolut fruchtlos sind.

Auch die Affekte bewegen sich durchaus nicht in normaler Richtung. Debile Kinder haben recht komplizierte Affekte, die aber alle den Stempel des krassesten Egoismus tragen. Debile Kinder sind eitel und selbstgefällig, anmassend, herrschsüchtig, neidisch, undankbar, grausam, brutal, unkameradschaftlich, rachsüchtig, boshaft, hinterlistig, unwahr und respektlos und ohne Pflichtgefühl. Bei der egozentrischen Richtung ihres Gefühlslebens verlieren sie völlig den Massstab für gut und böse, Recht und Unrecht. Recht und gut ist das, was ihrer



eigenen Person zugute kommt, alles andere ist schlecht. Der Debile hält alle seine Gefühle für durchaus natürlich und berechtigt, und die daraus resultierenden Taten ebenfalls, deshalb muss ihm das Gefühl der Reue gänzlich unbekannt sein, denn Reue kann nur der Mensch empfinden, dessen Handeln nicht im Einklang steht mit seinem Wollen.

Die oftmals egoistisch gesteigerten Gefühle, die komplizierten Affekte und oftmals erstaunlich scharfe Ueberlegungen bedingen recht komplizierte Handlungen. Gefühlsroheit, Jähzorn, Schamlosigkeit, Grausamkeit und Wollust, Schadenfreude, Hochmut, Hass, Rachsucht, Respektlosigkeit, mangelndes Pflichtgefühl, Herrschsucht, Eitelkeit und Eigenliebe sind die Motive ihres Handelns. Rücksichtsloses Zertreten und Niederwerfen aller Hindernisse unter Anwendung listigster und schärfster Ueberlegung und uneingeschränkte Befriedigung aller Wünsche und Begierden durch unglaubliche Lügen, Verstellungen, Hinterlisten, Grausamkeiten, scheelen Neid, kalte Verspottung Andersfühlender, hässliche, schrankenlose Schadenfreude finden wir beim Debilen. Schon als ganz kleines Kind verrät sich der Debile durch seine Zerstörungssucht und Zornmütigkeit; alles, was ihm in die Hände kommt, wird zerschlagen, zerrissen, beschmiert und beschmutzt, er beschmiert und beschmutzt sich auch absichtlich mit Kot und zerreisst die Kleidung; Gefühllosigkeit und Roheit führen zum Quälen und Schlagen von Tieren, Geschwistern und Dienstboten; Herzlosigkeit, Eigenliebe und Selbstüberhebung sind die Veranlassung zum Lügen, Stehlen, und zur Undankbarkeit. Beim Spiel sind sie herrschsüchtig und unverträglich, alle sollen sich nach ihnen richten, ihre Wünsche und Anordnungen befolgen, dabei binden sie sich selbst nicht an die Spielregel und sind aufgebracht, wenn sie jemand dazu auffordert. Darum spielen sie nicht gern mit älteren Kindern, kleine Kinder können sie beherrschen, diese müssen sich ihnen fügen, wenn sie nicht die Stärke ihres Armes fühlen wollen. Die grösste Liebe und stärkste Konsequenz der Eltern versagt hier. Die Pubertät bringt eine Verschlimmerung. Die bis jetzt dunklen sexuellen Gefühle erwachen, treten stark hervor und beeinflussen das Handeln. Jeder neue Tag bringt Ueberraschungen und neue Sorgen, je älter die Kinder werden, desto schlimmer wird es. Sie sinken von Stufe zu Stufe herab, steigern ihre Ansprüche ins Unermesslich, Dirnen und Trinkkumpane helfen ihnen bald völlig in den Sumpf des Verderbens und Lasters zu versinken und bald kommen sie vor den Strafrichter wegen Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Wechselfälschung, geschlechtlicher Vergehen, Roheitsdelikte, Vagabondage usw.

Der Umwelt gegenüber verdecken Debile ihre intellektuellen Mängel durch geschickte, den Erwachsenen abgelauschte Redewendungen und konventionelle Phrasen, niemand glaubt es, mit einem minderwertigen Kind zu tun zu haben, und so ist es denn auch zu verstehen, dass



man die richtige Debilität überhaupt nicht kennt, man versteht schlechtweg unter Debilität eine Art Schwachsinn mit leichten Intelligenzdefekten, mehr aber nicht. Das gibt es nun aber nicht, alle Krankheitsbilder der Debilität bieten stärkere Ausfälle im Gefühls- und Affektleben und darauf basiert ein falsches Handeln.

Blicken wir zurück auf die Symptomatologie der Debilität, wie wir sie kurz gegeben haben, so erkennt man, dass die ethischen Ausfälle und Mängel die anderen bei weitem überragen, und dass sie viel gravierender sind für das Handeln der Patienten, als die anderen Defekte, die alle gegen diese zurücktreten. Mithin darf, ja muss man die ethischen Defekte als Hauptsymptom der Debilität ansprechen, und es wäre zu wünschen, dass man allgemein dies Wesen der Debilität anerkennt.

Ganz kurz seien die Debilität und die moralische Verderbtheit gegenübergestellt:

1. Der ethische Defekt eines debilen Kindes zeigt sich von frühester Jugend an, wo eine Einwirkung durch äussere Verhältnisse noch ausgeschlossen ist. Der ethische Defekt eines normalen Kindes entsteht durch schlechtes Vorbild, mangelhafte oder falsche Erziehung, schlechten Umgang, schlechte Lektüre usw.

2. Beim debilen Kinde sind Lob und Strafe absolut nutzlos, da es keinen Unterschied zu machen versteht zwischen Verbotenem und Erlaubtem. Sein Handeln steht nicht im Gegensatz zu seinem Wesen, daher kann es keine Reue empfinden. Das normale Kind empfindet über seine Untaten Schmerz, es hat Einsehen in das Verkehrte seiner Handlung und ist für Lob und Tadel zugänglich.

3. Beim debilen Kinde finden sich neben den ethischen Mängeln intellektuelle Schwächen, vor allem eine auffallende Urteilsschwäche bei sonst guter Intelligenz. Beim moralisch verderbten Kinde ist die Intelligenz intakt.

4. Das debile Kind hat auch körperliche Merkmale der Degeneration, besonders an den Genitalien und am Schädel. Das normale Kind braucht keine körperliche Verbildung zu haben, hat sie auch meist nicht.

5. Endlich entsteht die Debilität infolge hereditärer oder erworbener Ursachen, aber eine Belastung ist nicht die Grundbedingung der moralen Entartung.

1. V. K., 14½ Jahre alt. Vater starb an Gehirnerweichung, Mutter leidet an Ischias. Sechs Geschwister, alle Knaben, fünf an der Zahl, etwas nervös oder schwach beanlagt.

V. leidet an leichter Debilität mit stark hervortretenden moralischen Defekten. Schon als kleiner Junge zeigte er Spuren herzlosester Grausamkeit. Er band eine Katze an einem Baum und machte ein Feuer darunter an. Frösche, Salamander, Kröten, Eidechsen fing er und schnitt ihnen den Kopf oder die



Beine ab. Maikäfern band er einen Bogen Papier an und liess sie fliegen. Er ist herzlos, kann seine kleine Schwester, die er, wie er selbst sagte, abgöttisch liebt, doch zeitweise über die Massen quälen und schlagen; genau so schwankend ist sein Verhalten seiner Mutter gegenüber. Zu seinen Brüdern ist er niemals auffallend, nur immer gegen Personen, die er lieb hat, und das sind zu beinahe 90 % Mädchen und Frauen. In Gesellschaften, deren es im Hause sehr viel gab, setzte er durch gemeine Redensarten seine Mutter oft in unangenehme Lagen, und versuchte diese, ihn abzulenken oder sagte sie ihm gar ein herbes Wort, so wurde er direkt gemein: „Die Weiber sind alles Huren, die sich selbst ständig prostituieren. Die hier anwesende gnädige Frau wäre selbst nicht anders. Das Weib sei überhaupt inferior", und so ging es fort, bis er sich ausgetobt hatte, und dann entschuldigte er sich, er könne nicht anders, er müsse manchmal so etwas sagen, es sei ihm selbst unangenehm. Er kämpfe dagegen an, aber ergebnislos.

In der Schule war sein Betragen auch nicht viel anders. Bis zum 13. Jahre war er bescheiden, und hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Seine Arbeiten hatte er immer leidlich gut angefertigt. Da, mit einem Schlage wurde es anders. Er vergass manches, schrieb schlechter, rechnete fehlerhaft, war laut, und im Verkehr mit seinen Kameraden unumgänglich. Eines Tages brummte er immer wie eine grosse Fliege während des Unterrichts. Der Lehrer achtete gleich auf V., weil er schon öfters solche Störungen verursacht hatte. V. leugnete. Da kam der Lehrer auf ihn zu und sagte: Sie sind es gewesen, er leugnete. Da wurde der Lehrer ungehalten, V. aufgeregt und sagte: Ich habe doch nichts, und mit dem A . . . kann ich es doch nicht machen.

Weil er schon mehrere solcher Unarten auf dem Kerbholz hatte, musste er das Gymnasium verlassen. — Ob ihm damit geholfen war?

Auch hier lagen Zwangsvorstellungen zugrunde. Er sagte, schon lange hatte ich den Gedanken, gerade dem Lateinlehrer — Latein war seine schwächste Seite — so gegenüberzutreten. Ich litt unter den Gedanken, weil ich wusste, dass ich von der Schule musste, und konnte trotzdem nicht Herr derselben werden.

In dieser Zeit seelischer Herabminderung wurde er auch zum Dieb. Er stahl seinem Vater Geld, und die Mutter hat es dem Vater stets geheim gehalten, weil der den Jungen in Zwangserziehung getan hätte, und das wollte die Mutter nicht, es wäre auch nicht das Richtige gewesen.

Ich konnte den Fall weiter verfolgen. Auf Anraten des Arztes, der das Zwangsmässige dieser Aeusserungen erkannte, wurde er ein halbes Jahr aus der Schule genommen, und als er sich erholt hatte, ging es auf einem anderen Gymnasium leidlich gut.

Als Student kam noch einmal eine Zeit tiefsten Niederganges. Er ging gegen den Willen des Arztes in eine schlagende Verbindung und trank unheimlich viel Bier, was ihn ganz widerstandslos machte und zu sexuellen Ausschweifungen schwerster Art veranlasste. Eine gewisse Grossmannssucht befiel ihn. Er kaufte alle vier Wochen einen neuen Anzug, schenkte Zigaretten mit vollen Händen weg, kaufte Spazierstöcke, silberne Zigarettenetuis, bis der Vater hinter die Sache kam und seinen Sohn zu Hause behielt, ihn

unter strenge, nicht harte Zucht tat und mit ihm abstinent lebte. Er kam zur Einsicht, und ist heute ein Mensch, der leidlich seinen Platz ausfüllt.

2. K. J., Sohn wohlhabender Eltern, 10½ Jahr, kommt in der Quinta des Realgymnasiums nicht mehr mit. Während er in den drei Vorschulklassen immer auf der ersten Bank sass, ist die Versetzung nach Quinta nur als letzter möglich gewesen und jetzt sind seine Leistungen derartig, dass die Lehrer den Vater wiederholt um straffere Kontrolle der häuslichen Arbeiten ersucht haben. Dazu ist sein Betragen ein recht schlechtes. Wenn irgend etwas Unnützes vollbracht ist, war er der Anstifter oder Ausführende. Unter die Stuhlbeine des Lehrerstuhles haben sie Zündplättchen gelegt, Nadeln hat er in den Stuhl gesteckt, Maikäfer gefangen und während des Unterrichts fliegen lassen und so fort. Früher hatte er nie so etwas getan. Die Schrift wurde von Tag zu Tag schlechter, beim Lesen stockt er, während er früher der Beste war, im Französischen waren seine Leistungen ganz schlechte, überhaupt genügte er in keinem Fache mehr. Dazu wurde er jetzt vorlaut und frech, rechthaberisch und widerspenstig.

Auch zu Hause war sein Betragen ganz beispiellos. War Besuch da, so fiel er gewiss aus der Rolle. Er war dann so ungezogen, wie es nur eben ging, warf die Teekanne um, beschmutzte sich, war zu seinen Eltern und zum Besuche direkt frech, behandelte seine Geschwister roh und herzlos und dergleichen mehr. Mit dem Essen war er nie zufrieden, immer wollte er etwas anderes haben, und bekam er es, so passte es ihm auch nicht. Zum Personal war er unausstehlich.

Die Eltern und auch die Lehrer glaubten, dass der Knabe nicht ganz zurechnungsfähig sei und deshalb beschönigte und vertuschte die Mutter alles; er war doch früher anders, also kann er nur krank sein.

So lernte ich den Knaben kennen. Die Schilderung der häuslichen Verhältnisse und schon eine flüchtige Beobachtung liessen mich nicht an eine nervöse Veranlagung glauben, sondern befestigten in mir den Gedanken, dass es sich um Erziehungsdefekte handele. Und so war es auch. Die Mutter war wenig zu Hause, hatte keine Zeit oder Lust, sich viel mit den Kindern abzugeben, der Vater hatte den ganzen Tag in seiner Fabrik zu tun. So waren sich die Kinder oft selbst überlassen, denn das mangelhafte Personal konnte den Einfluss elterlicher Erziehung nicht ersetzen. So wurde denn nach und nach aus unserem Karl ein ungezogener Bursche, dessen sich die Mutter mit Schleckereien zu erwehren suchte. Wenn die Erzieherin oder der Diener kamen und sich über das Betragen des Knaben beklagten, so waren sie nur schuld an allem, oder aber sie sahen zu schwarz, waren herzlos, und häuften sich die Klagen, so mussten sie wohl auch den Dienst verlassen. Karl war immer der brave, wenn auch etwas knabenhaft wilde Junge.

So ging es, bis der Vater sich über den häufigen Wechsel des Personals wunderte und auch einige berechtigte Beschwerden ihm zu Ohren gekommen waren. Jetzt griff er ein und engagierte mit glücklicher Hand eine tüchtige, energische und konsequente Erzieherin. Ergötzlich und belehrend zugleich sind die eigenen Worte des Knaben über dieses Fräulein: „Kommt da eines Tages eine andere, so eine dicke und sagt mir, dass ich doch wohl immer brav

sei. Nein, sagte ich, ich will nicht brav sein, ich will dir schon zeigen, was ich kann. Ich hatte meine Schwester verhauen, weil sie mir keine Schokolade geben wollte, ich nahm sie ihr weg. Da nahm sie mir die Schokolade weg und verhaute mir, das Biest. Ich biss und kratzte sie, aber das schien ihr gleich zu sein. Sie stellte sich vor mir hin und sagte, du gibst die Schokolade wieder. Nein, sagte ich und ass sie auf. Schön, antwortete sie, du bekommst das nächstemal keine, sondern gibst dein Stück Lilli. Das brauche ich nicht. Und sie gab mir wirklich ein Stück und ich sollte es Lilli geben, was ich nicht wollte. Ich warf es ihr hin. Da musste ich es wieder holen und es hintragen. Au, hat mir das geärgert. Ein andermal wollte ich wieder etwas nicht und schrie: ich sage es meiner Mutter. Gut, sagte sie, deine Schläge bekommst du trotzdem und dann gehst du hinein und sagst es deiner Mutter. Aber die konnte hauen. Ich hatte Angst vor ihr und machte nichts, wenn sie da war, oder es sehen konnte."

Diese Erzieherin hat aus dem ungezogenen boshaften und herrschsüchtigen Jungen einen fleissigen, netten Knaben gemacht, der, solange sie im Hause war, in der Schule gut mitkam. Mit ihrem Fortgang sanken die Leistungen des Knaben herab, und er verfiel in seine alte, vielleicht gern geübte Flegelhaftigkeit.

Der Vater war verständig genug, den Grund des früher gesitteten Benehmens und regelrechten Fleisses in der geordneten Erziehung und den jetzigen Ausfall im völligen Versagen der erziehenden Faktore zu sehen, er entschloss sich daher sofort, seinen Knaben fort zu tun, und nach nicht allzu langer Zeit waren die Lehrer, Erzieher und der Knabe selbst mit dem Betragen und den Leistungen zufrieden. Ein Musterbeispiel für die Folgen einer falschen Erziehung.

3. L. C., 13 Jahre alt, Tochter eines Brauereidirektors. Vater starb an Zuckerkrankheit. Mutter früher Tänzerin, sehr hysterisch und widerstandslos. Dazu blutarm und nervös. Geburt normal. Entwicklung verlief auch normal. Zahnung nur etwas verspätet. Masern und Scharlach hatte sie leicht.

Besuchte bis zu zwölf Jahren die höhere Töchterschule. In den unteren drei Klassen ist sie ohne besondere Anstrengung, wenn auch nur als leidlich mittelmässige Schülerin, versetzt. Die folgende Klasse brachte Französisch, und jetzt zeigte sich ganz deutlich, dass L. nicht mehr mitkommen konnte. Die häuslichen Verhältnisse waren so ungeordnete, dass es z. B. vorkam, dass L. mittags kein Essen bekam, weil die Mutter es vergessen hatte, aufheben zu lassen, oder dass L. manchmal sehr spät zu Bett ging, wenn abends Gesellschaft war, oder sie eingeladen waren. Dazu war die Ernährung die denkbar unzweckmässigste, manchmal viel, manchmal wenig, wie die Mutter sehr unregelmässig ass und lebte, manchmal Hummer, Kaviar und Wein, und dann sogar manchmal abends vor dem Schlafengehen Tee oder Kaffee. Sie wollte gern versetzt sein, denn das wusste sie, dass ihr, falls sie jetzt mit den anderen Schülerinnen nicht Schritt halten konnte, der weitere Besuch der höheren Töchterschule unmöglich war, und so arbeitete sie fleissig, und trotzdem Vater und Mutter halfen, musste sie doch täglich drei bis vier Stunden über den Schularbeiten sitzen. So wurde sie überanstrengt und konnte in der Schule



nicht folgen, es blieb mehr Hausarbeit, die sie nicht bewältigen konnte, es entstand ein circulus vitiosus. Und so blieb sie sitzen. Als sich in der fünften Klasse keine besseren Fortschritte zeigten, nahm sie die Mutter aus der Schule heraus und brachte sie in eine Mittelschule.

Die Eltern wollten nicht glauben, dass ihr Kind leicht schwachsinnig war, und dass darin der Grund des Misserfolges in der Schule lag. Beide glaubten vielmehr, dass ihr körperlich gesundes Kind das leisten könnte, wenn es nur wollte.

Neben schwachem Gedächtnis zeigten sich vor allem schwere Fehler und Mängel im Vorstellungsleben. Einfache Vorstellungen zeigten noch nichts Anormales, je höher hinauf, desto erheblicher waren die Ausfälle. Schon die Zeitvorstellungen waren nicht absolut klar, am ärgsten war es mit den Beziehungsvorstellungen. Ursache und Wirkung, Grund und Folge zu erfassen, war ihr schier unmöglich. Sie konnte es nicht einsehen, dass bei veränderter Ursache die Wirkung eine andere sein muss, oder die Ursache eine andere ist bei anderer Wirkung. In den mangelhaften Beziehungsvorstellungen hat es auch seinen Grund, dass ihr das Rechnen so schwer fiel. Alle Operationen mit abstrakten Grössen, wo es nur auf Reflexionen ankommt, bereiten ihr schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Dass dann natürlich auch die komplexen Vorstellungen, gebildet aus zusammengesetzten Allgemein- und Beziehungsvorstellungen, nicht intakt sein können, ist einleuchtend, und so waren ihre Begriffe, wie Dankbarkeit, Pflicht, Eigentum usw., nicht so klar, dass sie dieselben zu Maximen für ihr Handeln machen konnte.

Die freie Assoziation war etwas verlangsamt. Folgende Reizskala zeigt neben der Armut an Vorstellungen eine Unbeweglichkeit der Gedanken. Die Zeiträume waren auch grösser als die normalen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| tanzen | — | exerzieren | — |
| Bär | Tier | Laternenpfahl | — |
| Lokomotive | Zug | Globus | Erdkarte |
| rufen | sprechen | B. Z. am Mittag | Berliner Zeitung |
| Luftschiff | fahren | verkaufen | handeln |
| weich | — | schlau | heiter |
| turnen | springen | handeln | kaufen |
| Autobus | fahren | umhertreiben | spazieren |
| Schilderhaus | schützen | Kamel | Tier |
| heiss | — | Sparkasse | Geld. |

Als inhaltliche Störungen der Ideenassoziation zeigt sich nunmehr eine verständliche Urteilsschwäche und Armut der Phantasie. L. vermochte eine ihr vorerzählte Geschichte oder ein Erlebnis wohl leidlich nachzuerzählen, hatte aber lange nicht immer den inneren Zusammenhang und die Pointe erfasst.

Die Weckbarkeit der Aufmerksamkeit war auch etwas herabgemindert, desgleichen die sensorielle Konzentrationsfähigkeit; das anhaltende Einstellen der Aufmerksamkeit auf zu erwartende Reize und Vorstellungen war erheblich gesteigert. Daher die allgemeinen Klagen der Lehrer, dass L. nicht folgen könne, da zufällig ins Blickfeld kommende Dinge als Nebenreize so stark sind, dass sie den gewollten Hauptreiz verdrängen, und so selber als überwer-



tiger Hauptreiz auftretend, die Aufmerksamkeit und die sich anfolgenden Assoziationen und Reflexionen bestimmen.

Bei den sensoriellen Gefühlstönen kennzeichnete sich ein gesteigertes Kitzelgefühl und eine stärkere Schmerzempfindlichkeit als anormal. Die intellektuellen Gefühlstöne, die der Vorstellungen müssen geschädigt sein, wenn auch dem Laien kaum merklich, da die Vorstellungen höherer Ordnung nicht völlig richtig intakt sind. Dasselbe gilt von den Gefühlstönen der Erinnerungsbilder. Hierin finden wohl zum Teil ihre nicht sehr ausgeprägte Dankbarkeit und Anhänglichkeit ihre Erklärung.

Dagegen war sie ziemlich komplizierter Affekte fähig, die jedoch alle den Stempel des krassen Egoismus trugen. Eine nicht geringe Schadenfreude verband sich mit einem gut Stück Neid und Rachsucht. Mit der Wahrheit nahm sie es nicht sehr genau, vor allem dann nicht, wenn es sich auf ihre eigene Person bezog. Eitel, selbstgefällig, putz- und gefallsüchtig war sie in besonderem Masse. Wenn ein gut Teil Eitelkeit einem Mädel ganz gut steht, so waren hier die Grenzen ins Unermessliche verschoben. Ihr gesamtes Wünschen und Sehnen richtete sich auf eine gute Toilette, schlanke Figur, zarten Teint, grosse Augen und dergleichen Dinge mehr. Während ihre zeichnerischen Fähigkeiten und Produktionen sonst durchaus nicht auffallend gut waren, war sie eine Meisterin im Malen kostbarer Toiletten. Im Unterrichte, im Hause, auf der Strasse, vor dem Schauladen stand sie und zeichnete.

Ebenso kompliziert waren ihre Ueberlegungen und Handlungen.

Eine ihrer Mitschülerinnen hatte einen schönen Ring. L. hatte sich schon lange einen solchen gewünscht, hatte ihn aber wegen ihrer schlechten Leistungen nicht bekommen. Da bat sie eines Tages das Mädchen, ihr doch einmal den Ring zu leihen, sie wollte ihn sich nur einmal aufsetzen. Als sie ihn hatte, lobte sie denselben über die Massen, er sei so schön, solch schönen gäbe es wohl gar nicht mehr, und darüber vergessen beide die Ringgeschichte. Als das Mädchen abends gehen wollte, konnte L. angeblich den Ring nicht vom Finger bekommen.

Hatte L. ein schlechtes Schulzeugnis bekommen, so fürchtete sie sich, selbiges daheim abzugeben, deshalb fälschte sie die Unterschrift wiederholt oder sagte, sie hätte diesmal kein Zeugnis bekommen, in ihrer Schule kämen die Zeugnisse jetzt überhaupt als nicht mehr zeitgemäss ab. Selbst die härtesten Strafen konnte sie nicht dahin bringen, einzugestehen, dass sie ihr Zeugnis vernichtet habe.

Da sie sehr naschhaft war und von ihrer sehr hysterischen Mutter jedesmal herzlos bestraft wurde, musste sie es anders anfangen, um in den Besitz von Süssigkeiten usw. zu kommen. Sie tat sich mit den Mädchen und den Burschen zusammen und diese versorgten sie mit den gewünschten Dingen, und nun konnte sie frei der Mutter ins Gesicht sagen, sie habe es nicht genommen. Als ich sie darauf aufmerksam machte, dass sie doch im letzten Grund die Schuld tragen müsse, da sie den jedesmaligen Diebstahl veranlasst habe, konnte sie nicht glauben, dass sie dafür haftbar zu machen sei. Beide hätten es ihr doch geschenkt und sie hätte nichts genommen.

Sie hat sogar einmal spät abends Blumen aus den Vorgärten gestohlen, als sie mit ihrer Mutter und ihrem Vetter von einem Ausflug heimgingen.



Der Vetter ist übergestiegen und hat einen Arm voll Rosen abschneiden müssen. Recht aufgeklärt ist dies Vergehen nicht, jeder wollte schuldlos sein. Das Unsinnige und Abnorme ihres Handelns kennzeichnet sich in den Entwenden grosser Palmen, die gleichfalls in dem Vorgarten standen, sie hatte keine Verwendung dafür.

Diagnose: Debilität, wahrscheinlich auf dem Boden des Alkohols, dazu Belastung seitens der Mutter.

Prognose: Durch eine Milieuveränderung und richtige Ernährung neben Schonung ihrer geschwächten Nervenkraft, unter liebevoller und doch konsequenter Behandlung kann aus ihr ein brauchbares Glied der Gesellschaft werden, das an seinem Teil mit innerer Zufriedenheit und mit Fleiss schafft.

4. E. T., 13½ Jahre alt, Sohn achtbarer Eltern, die beide gesund waren. E. war ein kräftiger Junge, der sich lieber auf der Strasse herumtrieb, als dass er Schularbeit machte. In den ersten Lebensjahren war er nie krank, im 5. Jahre bekam er Scharlach, der zwar heftig war, aber ohne Schädlichkeiten überwunden wurde. Dies war die einzige Erkrankung, sonst war E. stets wohlauf, nicht die geringste Unpässlichkeit beeinträchtigte sein Wohlbefinden.

Die ersten Klassen der Schule durchlief er glatt, wenn auch nicht als besonders guter Schüler. Die häuslichen Arbeiten fertigte er stets gewissenhaft an. Eine nicht geringe Flüchtigkeit zeigte sich jedoch vom 10. Jahre ab. Jetzt musste er auch öfters nachsitzen, was früher nie vorkam. Die Quinta musste er wiederholen, was ihm scheinbar ganz lieb war: „Da brauche ich jetzt gar nichts mehr zu arbeiten, da kann ich den ganzen Tag auf der Strasse sein."

Mit diesem Zeitpunkt trat eine Wendung ein, während er seither nie gelogen oder betrogen hat, kommt es ihm jetzt nicht darauf an, die Unwahrheit zu sagen „man muss sich nur nicht erwischen lassen". Jetzt musste er öfters seinem Vater einen Strafzettel oder eine schlechte Arbeit zur Unterschrift vorlegen, was er auch anfänglich tat. Als sich die Verweise und Strafen der Schule mehrten, griff der Vater auch zu stärkeren Erziehungsmitteln mit scheinbar gutem Erfolg. E. bekam jetzt keine Strafzettel mehr, und nur selten brachte er ein Heft zur Unterschrift mit. Der Vater freute sich und E. ebenfalls, doch als die Versetzung nahte, erkannte der Vater nach einer Rücksprache des Lehrers, der persönlich an ihn geschrieben hatte, dass sein Sohn ihn hintergangen und betrogen hatte. E. rechtfertigte sich damit, dass er nicht immer geschlagen sein wollte und keine Lust mehr habe, zur Schule zu gehen. Der Vater bestrafte ihn jetzt nicht, was ein grosser Fehler war. Nach eindringlichen Bitten des Vaters wurde E. versuchsweise versetzt u. der Vater drohte ihm an, dass er in eine Zwangserziehungsanstalt käme, wenn er nicht fleissig sein wolle, er malte ihm die Art der dortigen Erziehung in lebhaften Farben und hatte den Erfolg, dass sein Sohn jetzt doch wenigstens so viel arbeitete, dass er versetzt wurde. Jedoch mit 14 Jahren erklärte E. seinem Vater ganz kategorisch, dass er nicht mehr zur Schule gehen wollte, da er absolut keine Lust mehr dazu habe, er wolle praktisch arbeiten und sich sein Geld so verdienen, studieren möchte er nicht. Der Vater wollte nicht nachgeben, da



entlief E. fast täglich aus der Schule während der Pausen, oder ging gar nicht in die Schule, so dass der Knabe jetzt entlassen wurde.

Jetzt hatte er erreicht, was er wollte und fröhlich ging er in die Lehre als Schlosser. Heute ist er ein geschickter Meister, wenngleich er auch nicht auf geradem Wege dorthin gelangt ist.

Die Schule hielt auch E. für geistig anormal, da er früher ein mittelmässiger Schüler gewesen wäre, der nie zu irgend welchen Klagen Veranlassung gegeben hätte. „Alle seine Fälschungen seien nicht ganz bewusst und absichtlich getan, sonst hätte er früher schon irgendwelche ähnliche Sachen machen müssen". Die Motivierung ist mehr als falsch. Gerade, weil er früher anders war, ist der Verdacht auf irgendeine Anomalie nicht gerechtfertigt, sofern nicht irgendwelche psychischen oder physischen Störungen parallel gehen, und das war hier nicht der Fall. Auch dass er ganz „kaltblütig den Grund seines Handelns angab", ist nicht normal, „ein verdorbener Knabe sucht sich zu schützen". Auch dies ist hier nicht richtig. E. hatte zu seinem Vater, der ihn bislang wenig gestraft hatte, Vertrauen und sagte ihm daher offen den Grund, dem Lehrer hätte er ihn sicher nicht bekannt gegeben, vor seinen Vater hat er sich auch dann geschämt.

E. ist mir persönlich bekannt gewesen, von irgendeiner geistigen Erkrankung war nicht die Rede, er war auch nicht ermüdet und überbürdet, er wollte einfach nicht mehr.

Nachzutragen wäre noch, dass er auch öfters Geld entwendet hat, angeblich zum Kauf neuer Schreibhefte, damit der Vater nicht einmal gelegentlich die Hefte mit den gefälschten Unterschriften in die Hand bekäme und seinen Betrug entdeckte. Gemerkt hat dies niemand, er sagte es nur später und ich konnte ihm nicht unbedingt glauben, da er in der Lehre auch nicht ganz einwandfreie Dinge getrieben hat, die niemals aufgeklärt sind. E. war geistig absolut normal, veranlasst ist seine Unlust zum Lernen jedenfalls durch die mangelhafte Beaufsichtigung in diesen Jahren. Der Vater vergrösserte sein Geschäft und konnte sich nicht viel um den Jungen kümmern, und die Mutter auch nicht.

5. Ein 16jähr. Schüler, Sohn reicher Eltern, der alles hat, was sein Herz sich nur wünschen kann, dem nie ein Wunsch versagt blieb, erbricht den Schreibtisch seines Vaters und entnimmt ihm gegen 100 Mark. Im Besitz des Geldes geht er zum nächsten Autohalteplatz, mietet sich ein Auto, und fährt damit stundenlang im nahen Wald umher. Unterwegs macht er Station und isst und trinkt und bedenkt auch den Wagenlenker. Den Rest des Geldes schenkt er einem Bettler, der am Wege sass. Als er nach Hause kommt, sieht er die Bestürzung und sagt gleich, dass er es gewesen sei, und findet nichts Absonderliches dabei, da er doch auch einmal machen könnte, was er wollte. Er hätte einmal allein im Auto fahren wollen, wenn er mit dem Vater fahre, wären immer seine Eltern oder seine Geschwister dabei. Es scheint also, als ob es sich in diesem Falle nur darum gehandelt hätte, einmal einen Nachmittag lang sich allein zu amüsieren und zu schwelgen. So war es jedoch nicht, wenn man bedenkt, dass er ja jeden Tag im Auto hätte fahren können, wenn er seinen Vater gebeten hätte, und dass er sich zu Hause alle Leckereien



und Genüsse hätte verschaffen können. Und warum sollte er das Geld wegschenken, wenn es ihm daran lag, sich heimlich Genüsse zu verschaffen! Sicher ist er bei Ausübung des Einbruchs einem dunklen, nicht bewusst gewordenen Reiz gefolgt, und ist vielleicht noch selbst im Auto sich nicht klar gewesen über die Tragweite seiner Handlung. Endlich erwachte in ihm das Bewusstsein, und er kehrte heim, nachdem er durch Wegschenken des Geldes sich seines Vergehens zu entledigen suchte, und weil er gar nicht die Absicht gehabt hatte, sich zu amüsieren, er hat sich ja auch gar nicht amüsiert. Dieser Fall ist glücklicherweise der einzige geblieben, allerdings zeigte sich später ganz deutlich, dass er nicht mit Geld umzugehen verstand, er gab es mit vollen Händen aus, ohne dadurch besonders für sich selbst zu sorgen, er kaufte die sinnlosesten Dinge zusammen.

6. B. W., 15 Jahre alt, war bis zu diesem Alter ein Kind, das nie zu besonderem Tadeln Veranlassung gab, er war wohl wild und verübt gern einmal einen tollen Streich, doch beging er nie etwas, um vorsätzlich jemand zu schaden, trat dies doch ein, so war es ihm unangenehm. In der Zeit der Pubertätsentwicklung veränderte er sich auffallend, aus dem lauten, lebhaften Knaben wurde ein stiller, zurückgezogener, der am liebsten in seinem Zimmer sass und las.

Die Eltern freuten sich dessen, sie glaubten, dass ihr Sohn nun fleissig arbeiten werde, da die Zeit des Einjährigen-Examens nahte. Sie liessen ihn gern allein, um ihn nicht zu stören. B. war das ungemein angenehm, da er so ganz ungeniert lesen konnte, was er wollte. Ein Schundroman war ihm in die Hände gekommen, das Dienstmädchen hatte ihn liegen lassen. Er las ihn mit gespanntester Aufmerksamkeit und kaufte bald mehr solcher Hefte und griff immer tiefer hinab. Diese Lektüre überhitzte seine Phantasie, er beschäftigte sich, wo er ging und stand, mit sexuellen Dingen. Er konnte keinen weiblichen Wesen mehr begegnen, ohne den Wunsch zu empfinden, sie zu besitzen. Ob er sich sexuell in diesem Sinne betätigt hat, ist nicht erwiesen, geleugnet hat er es, wie er alles andere auch leugnet.

Das viele Alleinsein trieb ihn auch zur Masturbation, erst tat er es unbewusst, ohne Erinnerung an das Motiv dazu, jedenfalls unter der Wirkung des Romans während des Lesens, dann masturbierte er abends im Bett, um „einschlafen zu können, da er immer an Frauen denken müsse“, dann machte er es am Tage und endlich sogar während des Unterrichts. Die Lehrer bemerkten dies nicht, sie waren nur verwundert, dass B. jetzt schlechter arbeitete, dass er ängstlich und schreckhaft ist, wenn er aufgerufen wird. Die Kameraden aber merkten es und stellten ihm das Ultimatum: „Entweder Du lässt die Schweinerei, oder wir verkehren nicht mehr mit Dir.“ Er konnte es nicht lassen und stand nun einsam da. Seine Leistungen in der Schule gingen zurück, besonders in der Mathematik und im Rechnen, er löste fast jede Aufgabe falsch und war zum mündlichen Rechnen in der Schule schlecht zu bringen. Er stand und stotterte und stammelte, log, er hätte schlecht geschlafen, ihm sei nicht wohl, er habe Kopfschmerzen usw., und die Lehrer glaubten es ihm und benachrichtigten die Eltern nicht, da sie meinten, sie wüssten das ja. Ein Lehrer, der Franzose, bei dem die Leistungen gleichfalls sehr nach-



liessen, erklärte ihn für minderwertig, die früheren Kollegen hätten dies nur nicht bemerkt, da B. ein gutes Gedächtnis habe und viel mit dem Gedächtnis arbeite. Bei ihm könne er nicht mit dem Gedächtnis arbeiten, daher die schlechten Resultate. Er gab ihm den dringenden Rat, Schuster zu werden, da aus ihm doch nichts werden könne. Ob er hieraus vielleicht das Motiv zu seinem späteren Handeln mit entnommen hat, wusste er nicht anzugeben, anzunehmen ist es nicht, da die stark überwuchernde Phantasie zur Tat drängte.

In dieser Zeit las er noch mehr und eines Tages war er verschwunden, er hatte seiner Mutter das Wirtschaftsgeld von 120 Mk. fortgenommen und war mit der Eisenbahn nach Metz gefahren, er wollte nach Paris, weil es dort die schönsten Frauen geben sollte. Weiter als Metz kam er nicht, da er Angst hatte, über die Grenze zu kommen, er glaubte, ertappt und nach Hause befördert zu werden. Er lebte 21 Tage dort und wurde endlich der Polizei auffällig. Um nicht so leicht gefasst werden zu können, wechselte er oft seine Wohnung, aber sein zielloses Umherwandern fiel auf und er wurde zurücktransportiert.

Hier handelte es sich durchaus nicht um einen schwachsinnigen, minderwertigen Menschen, seine Lektüre hatte den Antrieb zu falschem Tun gegeben, die mangelhafte Beaufsichtigung kam ihm zustatten.

7. Fr. R., 13 Jahre alt. Vater Zuckerkrankheit. Mutter hysterisch, soll zur Zeit der Gravidität aber gesund gewesen sein. Starb früh. Entwicklung als Kind normal, nach Angabe des Vaters.

Mit 2½ Jahren schwerer Fall auf den Kopf. Erbrechen und Bewusstlosigkeit, also Gehirnerschütterung. Danach verändertes Wesen, unruhig, unzufrieden, zerschlug alles, was er bekam. Kam in der Schule leidlich mit, hatte aber immer Händel mit seinen Kameraden, versuchte die Lehrer zu betrügen und war zu allen dummen Streichen aufgelegt, nahm dem Lehrer die Notizbücher weg, kerbte den Rohrstock ein, legte sog. Stinkbomben unter das Katheder und so fort. Er war der Anführer der unteren Zehntausend seiner Klasse. Zu Haus war er derselbe Tunichtgut. Bekam er kein Geld, so stahl er es sich aus der Tasche seines Vaters, oder verkaufte Stiefel der Wirtschafterin und so fort. Und weiter: Sind ihm seine Kameraden nicht zu Willen, so schlägt er sie unbarmherzig, springt ihnen an die Gurgel und würgt sie, „dass ihnen der Atem ausgeht". Der Vater sagte mir, als er ihn brachte: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, der aber ist schon krumm. Er hoffte gar nicht mehr, da er alles als vollständige Verkommenheit ansah und an eine pathologische Wurzel nicht glauben wollte. Sehen Sie, er hat ja schon die richtigen Verbrecherkennzeichen, finstere Augen, zusammengekniffenen Mund, lauernden Blick, in tiefe, senkrechte Falten gelegte Stirne, hervorstehenden Unterkiefer. Da gibts keine Hoffnung mehr. Ich bedeutete ihm, dass das meines Erachtens nur Zeichen einer zertretenen, verkannten, hart behandelten Kinderseele seien, worauf er dann zugab, den Jungen tüchtig gehauen zu haben. Dazu war er faul über die Massen.

Psychischer Befund: Ganz besonders fiel sein Unvermögen auf, sich richtig örtlich und zeitlich zu orientieren. Er hat kein Gefühl für die Zeit, schätzt da immer zu kurz.



Eine nicht geringe Schwäche des Urteils hatte man schon in der Schule bemerkt. Ein Lehrer sagte einmal zu dem Vater, dass es ihm so vorkomme, als wisse Fr. nicht recht, was recht und unrecht sei, er gäbe manchmal so dumme Antworten, und er glaube nicht, dass er sich damit bloss zeigen wolle vor den anderen Schülern. Und so ist es denn tatsächlich.

Er findet z. B. keinen Unterschied darin, ob jemand absichtlich ein falsches Resultat beim Rechnen sagt, oder ob er falsch gerechnet hat, ihm ist es dasselbe, ob der Kaufmann absichtlich zu wenig Geld herausgibt oder unabsichtlich. Die Hauptsache ist, so meint er, dass er dabei Geld verdient. Wenn jemand zufällig auf der Jagd einen Menschen totschiesst und ein anderer mit der Absicht ihn zun töten, ans Werk geht, so ist das auch nicht schlimmer. Ob ich von meinem Vater Geld bekomme als Taschengeld, oder ob ich es mir nehme, ist so ziemlich dasselbe, weil es ja doch Geld von meinem Vater ist und ich doch etwas brauche, er hat es nur vergessen, mir Geld zu geben. Und die Stiefelaffäre ist in seinen Augen auch nicht schlimm; da die Stiefel ja nicht mehr getragen wurden, war es gleich, ob er die verkaufte oder nicht. Und allzu schlimm ist diese Sache denn auch tatsächlich nicht, wenn sie als einzelnes Symptom hervorgetreten wäre.

Da er von dem Wesen des Eigentums und seinem Werte für den einzelnen und den Staat keine klare Vorstellungen hatte, kann man nicht verlangen, dass er sein Handeln danach einrichtete. Wenn er auch das siebente Gebot kannte, auch die Erklärung hersagen konnte und wusste, dass Diebstahl bestraft wird, so richtete er sich doch nicht danach, ja konnte sich nicht danach richten, weil er ja nicht glaubte, dass seine Taten hier zu registrieren sind und unter diesen Begriff fallen. Er hätte niemals eingesehen, dass er etwas Unrechtes tut, wenn er seinem Vater das Geld nimmt.

Gleichen Ursprungs ist seine Unzuverlässigkeit, er verspricht so und so oft, dies und das zu tun oder nicht zu tun, bekräftigt es auch mit dem Worte: Du kannst dir wahrhaftig drauf verlassen, und hat keine Ahnung, dass diese Versicherung seine Aussage bekräftigen soll, er gebraucht es nur als Redensart. Im selben Moment oder bald darauf, hat er wieder vergessen, dass er etwas versprach, und die Ausführung unterbleibt. So ging's in der Schule, so zu Hause, und diese Unterlassungen legte man ihm als Faulheit, Trägheit, Phlegma aus und dabei ist es nichts als die notwendige Folge eines schwachen Willensgedächtnisses. Wäre es in Wahrheit Faulheit gewesen, so hätte er nur Dinge zu tun unterlassen, die ihm unbequem und lästig sind, das war aber keineswegs der Fall, er vergass ebensooft ihm angenehme Dinge, z. B. liess er seinen Vater am Zirkus warten, weil er vergessen hatte, dass er heute nach Geschäftsschluss mit ihm in den Zirkus gehen wollte. Ist das auch Faulheit, fragte ich den Vater: „Nein das wohl nicht, das verstehe ich nicht, vielleicht war er zu bequem, sich anzuziehen oder er spielte gerade mit seinen Kameraden“. Das glaubt niemand, dass ein Junge freiwillig auf seine Zirkusvorstellung verzichtet.

Er hat sogar einmal seinen Geburtstag vergessen, und das ein Kind! !

Aus diesen beiden Momenten erklären sich seine anormalen Handlungen und Urteilsschwächen und mangelhaftes Willensgedächtnis.

Die Roheitsdelikte basieren in einem defekten Gefühlsleben, er nahm an



nichts Anteil, „alles ist ihm Wurscht", sagte sein Vater, „nichts macht auf ihn Eindruck, er ist eben ein Lump". Er weiss im Moment nicht, was er tut, hemmende Vorstellungen fehlen ganz. Die Wertung seiner Handlung tritt erst ein nach begangener Tat. Sieht er, dass er zu grob geworden ist, dass der Unterlegene blutet oder Schmerzen empfindet, so ist es ihm nicht ganz gleichgültig, allerdings muss er erst zur Ruhe gekommen sein und sich auf sich selbst besinnen können.

Einmal ist er tätlich gegen seinen Meister geworden — er arbeitet in der Tischlerwerkstatt des Hauses. Als ihn sein Lehrer, der dazukam, zur Einsicht bringen wollte, sagte er: „Es ist mir Wurscht, ob er stirbt oder nicht". In diesem Falle war aber der Meister schuld, der ihn verhöhnt und ausgelacht hatte. Seine Zornausbrüche sind ganz exorbitant.

Zu diesen Roheiten steht seine Albernheit in krassem Widerspruch. Alberte er mit seinen Kameraden, so konnten sie mit ihm machen, was sie wollten, da lachte er und wehrte sich nicht, wenn sie ihn an die Erde warfen und schlugen.

Diagnose: Debilität als Folge eines Falles auf den Kopf.

Prognose: Bei seiner nicht völlig verrohten Veranlagung und den sicher schädigend wirkenden häuslichen erziehlichen Massnahmen lässt sich eine Festigung des Charakters erhoffen. Und sie ist eingetreten. Sein Aeusseres ist ein anderes geworden. Fröhlicher Gesichtsausdruck, freier offener Blick, zutrauliches Wesen machen ihn zu einem angenehmen Menschen. Er hat jetzt viel Freunde, die viel auf ihn halten. Er war ordentlich im Anzuge, bei der Arbeit fleissig, und seine Leistungen in der Schule haben sich gebessert. Sein Lehrherr ist mit ihm zufrieden, er hat allerdings auch Lust und Verständnis genug, die von uns gegangenen Wege zu seiner völligen Festigung weiter zu gehen. Fr. ist mit mein dankbarster Fall gewesen, er hängt noch heute mit grosser Liebe an mir und hat sich wacker gehalten.

8. G. R., 13 Jahre alt, ist der Sohn eines Mühlenbesitzers. Der Vater ist ein grosser starker Mann, der alle seine Arbeiter „mit der Kandare reitet". Die Reitpeitsche benutzt er auch für andere Wesen als nur für Pferde, in der Behandlung von Tieren ist er wenig vorbildlich. Wie der Vater, so der Sohn. In der Schule gilt er als Raufbold, sobald ihm jemand entgegentritt, ist er kampfbereit. Es kommt ihm garnicht darauf an, jemanden blutig zu schlagen, „dann macht es Spass". Er schlägt auch immer gleich sehr grob zu und mit Vorliebe ins Gesicht, ein anderer beliebter Schlag ist vor den Leib, „da hat es wenigstens Zweck".

Seine Belustigungen sind ebenfalls von Roheit diktiert, er fängt sich gern Tiere und verstümmelt sie, reisst den Fröschen die Vorderbeine aus, ob sie auch so hüpfen können, den Fliegen die Flügel, den Fischen die Schwanzflossen usw. Mit Vorliebe bindet er Katzen oder Hunde ein Heubündel oder alte Lappen an den Schwanz, die er ansteckte, mit höchster Freude verfolgt er die Schmerzen der Tiere, „dabei kann man sich totlachen". Einmal hat er einen Hund in die Hundehütte gesperrt, und den Eingang mit Stroh verstopft, das er anzündete. Mit sichtlicher Freude soll er die vergeblichen Anstrengungen des Hundes verfolgt haben, sich von der Kette loszureissen. Der

Vater hielt alle diese Taten für nicht auffallend, „es zeigt, dass der Junge ein tüchtiger Kerl ist, der vor nichts Angst hat“.

Die Lehrer in der Schule erfuhren fast nichts von all diesen Taten, da seine Kameraden sich scheuten, etwas zu sagen, aus Furcht vor Prügeln. Den Lehrern fiel im Unterricht seine Gefühllosigkeit auf im Bewerten der Taten der Personen, die im Unterricht vorkamen. So fand G. Hagens Tat, die jedes Kind mit Entrüstung füllt, ganz recht, er freute sich der Hinterlist und Gemeinheit Hagens, „nun war er der stärkste Mann“. Keineswegs erkannte er die Mannentreue Hagens als auslösendes Motiv, er freute sich der rohen Kraft und würde in gleicher Lage gleich gehandelt haben. Entsetzt soll der Religionslehrer gewesen sein bei Behandlung des bethlehemitischen Kindermordes. G. amüsierte sich köstlich dabei und konnte sich nicht genug tun in der Ausschmückung der Greueltaten der Soldaten. Auch sonst zeugten seine Urteile von Gefühlsroheit und Brutalität.

Seine unterrichtlichen Leistungen waren nicht mehr als mittelmässig. Oft sass er und träumte und gab falsche Antworten. Kein Lehrer aber gab sich die Mühe, den Grund dieser Unaufmerksamkeit zu ermitteln. Später hat er es selbst gesagt, dass er sich dann immer etwas überlegt habe, was er machen wollte. Die Lehrer hielten ihn für minderwertig und stempelten ihn zu einem Fall von moral insanity. Hätte jemand die häuslichen Verhältnisse gekannt und sich die Mühe genommen, den Knaben genauer zu studieren, so hätte sich herausgestellt, dass von Schwachsinn keine Rede sein kann, er war einfach das Produkt seiner Umgebung, das Abbild seines Vaters. Die Lehrer gaben dem Vater ernstlich den Rat, den Knaben psychiatrisch begutachten zu lassen. Aus diesem Tierquäler wird bald ein Menschenquäler werden, der auch sicher mit dem Strafgesetz in Konflikt gerät. Und wie leicht wäre ihm zu helfen gewesen durch frühzeitige Versetzung in eine andere Umgebung.

9. M. F., 12½ Jahre alt. Vater Neuropathiker. Mutter an Unterleibsleiden gestorben. Grosseltern sollen gesund gewesen sein, nur die Grossmutter väterlicherseits litt viel an Kopfschmerzen. Drei Geschwister. Aelterer Bruder leichtsinniges Leben geführt. Die anderen Geschwister sind jünger und die Eltern haben nichts Auffallendes bemerkt. M. stark unternährt und rachitisch. Muskulatur schlaff. Gang schleichend. Blasses Aussehen. Onaniert stark. Kleiner Schädel, etwas Asymmetrie des Gesichts, etwas hervortretender Unterkiefer, schlechte Zähne und weite Stellung derselben.

M. zeigt von Kind auf einen unwiderstehlichen Hang zum Lügen und Stehlen. Nichts konnte man ihr glauben, und alles musste verschlossen sein. Sie ging hinter die Schule, war in ihren Arbeiten nachlässig und unordentlich und soll so ein Ausbund von Untugenden gewesen sein, dass der Rektor sagte, ein solches Kind noch nicht in seiner Schule gehabt zu haben. Glatt wie ein Aal, war sie selten zu überführen, immer hatte sie eine ziemlich glaubwürdige Ausrede und hochheilige Beteuerungen ihrer Unschuld. Herr Rektor hinten, Herr Rektor vorn, und dabei machte sie gewiss wieder etwas, was ihr verboten ist. Sie fälschte Unterschriften, radierte im Klassenbuch die Tadel aus, auch für andere Kinder, vernichtete es wohl auch, wenn das Ausradieren nicht unauffällig gelang, sie schrieb heimlich die Aufsätze anderer Mädchen ab und



so fort. Das gesamte Lehrerpersonal und der Rektor waren verzweifelt. Man legte dem Vater nahe, sie von der Schule zu nehmen.

Dazu ihr heimliches Treiben mit ihrem Bruder. Sie soll schon als ganz kleines Mädchen mit ihm an den Genitalien gespielt und jetzt mit ihm geschlechtlichen Umgang gehabt haben, was aber der ärztliche Befund nicht bestätigt. Weil sie so verlogen und ungezogen war, glaubte man ihr nicht, und alles, was die kleinen Geschwister sagten, war wahr und danach handelten die Eltern. So ist M. zweifelsohne viel zu viel gestraft, hart gestraft und deshalb lief sie von zu Hause fort zu ihrer Grossmutter und erzählte dort von ihrer Behandlung. So kam Zwietracht und Unfrieden in die Familie. Die Grossmutter meinte es gut und sagte dem Mädchen, sie solle nur zu ihr kommen, wenn sie zu Haus zu hart gestraft werde. So ist das Mädchen im ganzen 21- oder 22mal entlaufen zu ihrer Grossmutter oder Tante. Um das Entlaufen ihr unmöglich zu machen, brachte sie der Vater oder die Mutter zur Schule und holten sie auch wieder ab, da das Hausmädchen keine Gewalt über sie hatte. Da entlief sie dann einfach während der Schulzeit in den Pausen.

Dieser Hang zur Vagabondage ist ihr angeboren, eine Cousine von ihr macht es noch schlimmer wie sie, die ist sogar einmal sechs Wochen fort gewesen.

Und nun noch einen Fall, der die Eltern völlig zur Verzweiflung brachte. Eines der kleinen Geschwister bekam zur Stärkung Hämakolade. M. naschte heimlich davon, und als sie merkte, dass es weniger wurde, versteckte sie die Tüte. Als die Mutter die Hämakolade suchte und nicht fand, gestand M., sie gegessen zu haben. Doch damit war die Sache noch nicht zu Ende. M. hatte noch nicht alles gegessen, sie nahm jeden Tag etwas davon und versteckte es immer auf einen anderen Fleck. Die Mutter hatte dies bemerkt und beobachtete sie weiter. Eines Tages lag eine andere Tüte daneben mit Pulver, was so ähnlich aussah. Hatte sie nun wieder Hämakolade genascht, so tat sie in die andere Tüte Pulver hinein, so dass dies immer mehr wurde und die Hämakolade weniger. Eines Tages waren beide Tüten weg. Nun stellten die Eltern ein Verhör an, nachdem die Mutter die Hämakoladendüte gefüllt mit dem Pulver im Schlafzimmer auf dem Kamin fand, und es stellte sich heraus, dass es giftige Farbe war. Das Mädchen verweigerte zu sagen, warum sie es getan hätte. Nun verbrannte der Vater die Farbe und verlangte von M., sie sollte den Inhalt der Tüte (jetzt Hämakolade, die der Vater hineingetan hatte) essen, da sie ja vorhin zugesehen hätte, wie ihre Mutter kostete und sich nichts hat merken lassen. Das wollte sie nicht, sie weinte, was sie sonst nie tat. Der Vater fragte jetzt: Was es gegeben hätte, wenn Mutter das Pulver gekocht hätte? Und M. gab zur Antwort: Ein grosses Unglück.

M. scheint nach allem diesen ein vollständig verkommenes Menschenkind zu sein, an dem Hopfen und Malz verloren ist, da sie mit Ueberlegung ans Werk gegangen zu sein scheint. Doch dem ist nicht so. Gewiss, sie wusste nach dreistündigem Verhör, was hätte entstehen können, ob sie es vorher gewusst hat, ist damit nicht bewiesen, sie sagte, sie hätte sich nichts dabei gedacht, sie hätte das Pulver zwischen den photographischen Sachen ihres Vaters gefunden und hätte es ohne Absicht dazu gestellt. Wenn auch dies nicht anzunehmen ist, sondern sicher bei ihr die Absicht der Täuschung vor-



lag, so hat sie die Tragweite ihres Handelns nicht erkannt. Dass ihr jede Spur von Reue fehlte, ist durchaus nicht zu verwundern, da nur derjenige Reue empfinden kann, dessen Tat zu seinem Wesen im Gegensatz stand, stimmt die Tat aber mit den Ansichten und Gefühlen des Kindes überein, so kann es keinen Schmerz über seine Taten empfinden, und seien sie noch so verwerflich und schlecht.

Eine genaue Untersuchung der geistigen Kräfte liess Defekte der Ideenassoziation und des Vorstellungslebens nur zu deutlich erkennen, dazu handelte sie durchaus triebartig, ohne augenblickliche Wertung ihres Tuns. Das Gefühlsleben war sehr arm, beinahe vollständig verkümmert, nur das Kitzelgefühl und das sexuelle Gefühl waren erheblich gesteigert.

Ich erzählte ihr das Märchen vom Fundevogel einmal vor, sie erzählte es ziemlich glatt, ohne Stockungen wieder, wenngleich sie den Zusammenhang nicht ganz sicher erfasst hatte. Da gab ich ihr auf, selbst eine Geschichte nachzuerzählen von einem Knaben, den ein Bär gefunden hätte, und an Stelle des Försters sollte ein Bauer treten. Sie verstand mich nicht gleich, erzählte dann aber so: Ein Bär fand einen kleinen Jungen auf der Wiese. Seine Mutter hatte ihn dorthin gelegt, sie holte Heu. Der Junge schrie, das gefiel dem Bären, er biss ihn in die Beine, da schrie er noch mehr. Er nahm ihn sich mit in seine Höhle. Dort biss er ihn immer in die Beine, und der Junge schrie laut. Da kam der Bauer und schoss den Bären tot. Den Jungen nahm er mit nach Hause zu seinem Jungen. Die Köchin konnte ihn nicht leiden, sie machte ein Feuer an, recht gross, goss Wasser in den Kessel, das Wasser sollte ganz heiss werden, denn darin wollte sie den Jungen kochen. Sie holte noch mehr Holz und steckte immer Holz unter. Das Wasser kochte. Da holte sie den Jungen, er aber war weggelaufen und sie konnte ihn nicht kochen ....

Sie erzählte nun von dem Suchen und verweilte wieder länger beim Hineinziehen der Köchin ins Wasser. Die Köchin wollte am Teiche trinken, und legte sich hin, und da kam schnell die Ente, packte sie am Kragen und zog sie hinein, sie steckte sie mit dem Kopf unter das Wasser und hielt ihn lange drunter. Die Köchin zappelte, aber die Ente liess nicht los, bis sie tot war.

Ganz auffallend merkt sie von dem Mitleid des Bauern nichts, von der Freundschaft der beiden Kinder, von derFürsorge des Försters, aber die Schadenfreude des Bären, der das Kind beisst, die bestialische Freude der Köchin beim Zubereiten des kochenden Wassers, und die Bemühungen der Ente, die Köchin zu töten, die sind es, die sie fesseln, und bei denen sie lange verweilt. Sie malt mit sichtlichem Wohlbehagen aus, wie das Wasser kocht, das Feuer scharf brennt, wie die Ente die Köchin ersäuft, tief hineinhält ins Wasser. Vollständig perverse Gefühlslage und ein völlig entartetes Gefühlsleben erweisen sich dadurch als die hervorstechenden Züge.

Es handelt sich um eine Form der Debilität, in der die intellektuellen Mängel so zurücktraten, dass sie unerkannt blieben, und die ethischen Defekte und Fehler des Handelns um so krasser heraustraten.

10. N. G., war schon in der untersten Klasse ein Tunichtgut. Er konnte schlecht lesen, weil er zu Hause nicht übte und seine Eltern nicht darauf



sahen, dass er seine Aufgaben erledigte, sobald nun die Lesestunde kam, und er wieder nichts geübt hatte, versuchte er sich zu drücken, er hatte sein Buch vergessen, und da der Lehrer mit dem Vater gut bekannt war und N. der beste Rechner der Klasse war, glaubte der Lehrer ihm stets und liess ihn nach Hause gehen, das Buch zu holen. N. kam dann erst wieder, wenn die Stunde bald zu Ende und das aufgegebene Pensum erledigt war. Hatte er das Buch nicht vergessen, so fehlte die betreffende Seite.

Trotzdem wurde er, „der Rechenmeister", versetzt, als einer der ersten. In der anderen Klasse jedoch kam es anders. Der Lehrer liess ihn nicht gehen und bestrafte ihn jedesmal, wenn er nicht lesen konnte, mit dem Stock. Was sollte N., der siebenjährige Knirps da tun?, er versteckte den Stock und befragte Schüler der höheren Klasse um Rat. Nun wusste er es, Tinte musste man in den Stock saugen, dann brach er. Sollte er nachsitzen, ging er nach Hause, „da sie heute einen Ausflug machen wollten", oder aber „er hatte vergessen, dass er nachsitzen sollte", oder er bat aus irgend einem Grunde, an einem andern Tage nachsitzen zu dürfen, und dabei hatte er dann oft das Glück, dass es später der Lehrer vergass.

Die Schularbeit machte er unterwegs oder in den Pausen, vor der Schule, oder während des Unterrichtes. Einmal hat er sogar die Tafel eines seiner Kameraden genommen und behauptet, es sei seine, während er die seinige ihm in die Mappe gesteckt hatte.

Als der Frühling kam, fing er Maikäfer und liess sie im Klassenzimmer fliegen, ebenso grosse Fliegen. Gewesen war er es nie und so schlau war er schon, es seinen Kameraden nicht zu sagen. In der Pause oder vor der Schule stellte er eine kleine Schachtel mit den Tieren unter irgend eine Bank, unter den Schrank, ins Katheder, und nach Beginn des Unterrichts begann der Spass.

So häuften und mehrten sich seine Uebeltaten von Jahr zu Jahr, bis endlich einmal ein Lehrer kam, der die auffallende Fähigkeit des Knaben erkannte und ihn zu fesseln verstand. Dieser Lehrer erkannte auch als Grund so mancher Untat die Langeweile, die N. plagte. Er war ausnehmend begabt, erfasste den Unterrichtsstoff schnell, und wusste nun nicht, die Zeit tot zu schlagen, da machte er Dummheiten. Dieser Lehrer hatte für ihn immer eine besonders schwere Aufgabe, gab ihm besondere Aemter und N. war fleissig und brav und wurde bald der beste Schüler in der Klasse. Mit Rücksicht auf seine tollen Streiche wurde er nicht Erster. Das ganze Jahr nicht ein toller Streich.

Aber nach der Versetzung ging es wieder an. Der neue Lehrer, ein Pedant, kannte selbstverständlich die alten tollen Streiche und beging sogar den Fehler, N. daran zu erinnern, indem er N. eindringlich warnte, ja nicht solchen Unfug wie früher zu machen, er liesse sich das nicht gefallen. Sein Unterricht war langweilig und N. hatte wieder Zeit zu tollen Taten. In der nächsten Mathematikstunde fehlte der Zirkel und in der Geographiestunde war die Karte verschwunden. Ohne zu untersuchen, bestrafte der Lehrer N., was diesen zu folgender Aussprache veranlasste: „Wenn Sie doch immer glauben, ich bin es gewesen, so kann ich ja Dummheiten machen, Strafe bekomme ich doch". Und jetzt häuften sich die Tollheiten, jeder Tag brachte neue Ueberraschungen. N. schrieb Entschuldigungszettel und kam nicht in



den Unterricht, sondern ging mit den Soldaten auf den Exerzierplatz. Eines Tages war er wieder nicht zur Schule gegangen und kam um 1/210 in die Schule, schlich sich zur Glocke und gab das Zeichen zum Stundenschluss. Ein andermal band er an den Klöppel der Glocke einen dünnen Bindfaden, den er am gegenüberliegenden Treppengeländer befestigte. Er sass vergnügt in der Klasse und wartete auf die Wirkung, die nicht lange auf sich warten liess, die Lehrer wussten nicht, was sie sagen sollten, N. freute sich. Einmal wurde er doch dabei ertappt vom Rektor, der zufällig die Treppe herunterkam.

Als sich die Uebeltaten noch häuften, bekam er einen ernsten Verweis von der Konferenz. Die Wirkung war die, dass er alles weiter trieb, nur heimlicher.

Zum Glück verstand ihn der Klassenlehrer der nächsten Klasse wieder besser, und er wurde wieder fleissig. Das nächste Jahr brachte das Abschlussexamen, und man glaubte sicher, dass N. jetzt arbeiten würde. Doch er tat es nicht. Jetzt interessierten ihn die Mädchen. N. wurde eine Stutzer, ging mit Monokel und frisch gebrannten Haaren, spiegelblank gewichsten Stiefeln den Damen nach. Oft ist er dabei von Lehrern gesehen worden, jedoch konnte man ihm „nie etwas am Zeuge flicken“. Der Rektor kam eines Tages in die Klasse und sagte öffentlich, dass N. die Prüfung wohl nicht bestehen würde, darüber seien sich alle Lehrer einig. Und an den Vater schrieb er einen Brief, er möchte seinen Sohn von der Schule nehmen, da ihn das Kollegium für nicht voll zurechnungsfähig hielte, denn ein Mensch mit dieser Veranlagung könne unmöglich so viele Tollheiten ausführen und so faul sein. Beides wirkte auf N. ernüchternd. Er fühlte sich verletzt und sagte am anderen Tage dem Rektor, er werde ihm beweisen, dass er etwas Tüchtiges leisten könnte. Und er wurde im Examen von allen Fächern der mündlichen Prüfung befreit und heute ist er ein tätiger Mann, der in seinem Berufe schon viel Neues und Gutes gewirkt hat.

Alles wäre anders gekommen, wenn die häusliche Erziehung eine bessere gewesen wäre. Der Vater hatte keine Zeit, auch die Mutter war stark beschäftigt. So war sich N. den ganzen Tag allein überlassen. Dazu die falsche Behandlung der Lehrer. Selbst die Eltern zweifelten zeitweise an der geistigen Gesundheit ihres Sohnes.

11. E. D., 11 Jahre alt, ein debiler, dazu nervenschwacher, körperlich und seelisch widerstandsloser Knabe, ist von seiten der Mutter belastet. Schon in frühester Kindheit fiel es besonders auf, dass er alles beschmierte und beschmutzte, alles zerriss und zertrümmerte und nicht eher Ruhe hatte, bis alles Neue kurz und klein war.

Er hatte Tics im Gesicht, in der Muskelgruppe der Lippen und Augenlider, kaute Nägel, onanierte, war intellektuell lange nicht so abnorm wie ethisch. Er quälte, schlug, kratzte, bespie, stiess seine Kameraden, besonders Mädchen, und empfand eine grosse Freude, wenn sie weinten. Dann stand er und rieb sich vergnügt die Hände und sprang vor Wonne von einem Bein aufs andere. Jedesmal war er der Unschuldige, dem niemand wohl wollte, den alle schlügen.

Zeitweise, wenn es ihm körperlich nicht gut ging, bei Darmreizungen



und Darmerschlaffungen, hatte er die üble Angewohnheit, die Kinder hinzustossen, wenn es ging, vom Berge herab. Und das fing er ganz schlau an, er erzählte sich mit ihnen etwas, liess seinen Kameraden immer an der Abgangseite des Weges gehen und, schwupps lag er unten. Er sagte, er sähe so gern die Kinder purzeln, und dabei hatte er eine unbeschreibliche Angst, ein starkes Schwindelgefühl, er fasst schnell irgend jemand an. Auch das sind triebartige Handlungen, die nicht selten noch schlimmere Formen annehmen.

Man liest so oft, dass ein Kind erst ein anderes und dann sich ins Wasser gestürzt hat, oder dass dies ein Erwachsener tat. Man glaubt, es dann immer mit Geistesgestörten zu tun zu haben. Die Zeitungen berichten so, und das Publikum glaubt es. Ich kann aus meiner Erfahrung dem absolut nicht in allen Fällen zustimmen. Es gibt einen gewissen, unbewussten Reiz, einen Willensantrieb, der sich die Patienten in die Tiefe oder vor die Eisenbahn, vor die Elektrische werfen lässt. Es gibt weit mehr Menschen, die daran leiden, als man annehmen muss, wenn man die Delikte derselben hört. Gar manche sind doch noch so willens- und nervenstark, den aufsteigenden Impuls zu unterdrücken, und nur bei Aufnahme der Krankengeschichte oder gelegentlich erfährt man davon.

Zu diesem Fall kann ich keinen Parallelfall eines moralen Kindes anführen.

---

# Aus der forensischen Psychiatrie [1]).

Kritisches Sammelreferat von **Dr. Kurt Boas,** Halle a. S.

1. Artmann, Ehescheidung und Psychose. Klinische Beiträge zu § 1569 des B.G.B. Inaug.-Dissert. Erlangen 1910. — 2. Aschaffenburg, Die Versorgung Gemeingefährlicher. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft. XXXII. 1911. S. 735. — 3. Becker, W. A., Moralischer Schwachsinn vor Gericht. Friedreichs Blätter für gerichtl. Med. LXIII. Heft 3. 1912. — 4. Belletrud, Vol et désertion Simulation Débilité intellectuelle. Inégalité, Instabilité constitutionelle. Annales medico-psychologiques. 1912. XLX. Nr. 3. — 5. Bennecke, Simulation und Selbstverstümmelung in der Armee unter besonderer Berücksichtigung der forensischen Beziehungen. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XLIII. 1911. S. 193. — 6. Biltz, Die progressive Paralyse nebst ihrer forensischen Würdigung. Inaug.-Dissert. Kiel 1912. — 7. Boas, Ein weiterer Fall von Suicidium menstruale. Arch. für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XL. 1911. — 8. Bonhomme, Etude sémiologique et thérapeutique des aliénés vicieux. Thèse de Montpellier. 1911. 9. Brunnlechner, Zur Mitwirkung der Schule im Strafverfahren gegen Jugendliche. Zeitschr. f. Kinderschutz und Jugendfürsorge. IV. 1912. Heft 3. — 10. Carrie, Die psychopathisch Minderwertigen in der Strafrechtspflege. Zeitschrift f. Kinderforschung. XV. 1909. S. 33. — 11. Clarke, Sterilisation from the eugenic standpoint, with heredity statistics from Long-groom Asylum clinical statistics. Journ of mental science. LVIII. 1912. January. — 12. Conradi, Ein Beitrag zur forensischen Bedeutung der Paranoia chronica (politischer Verfolgungswahnsinn). Inaug.-Dissert. Kiel 1911. — 13. Cramer, Die Grenzzustände in Armee und Marine. Deutsche militärärztl. Zeitschr. 1910. Nr. 7. — 14. Crasemann, Berufsvormundschaft und die volljährigen geistig Minderwertigen, unter be-

[1]) Anmerkung: Der vorliegende Bericht umfasst überwiegend die einschlägigen Arbeiten aus den Jahren 1911 und 1912, in vereinzelten Fällen ist auch auf Erscheinungen der Jahre 1909 und 1910 zurückgegriffen. Die eingeklammerten Ziffern verweisen auf das Literaturverzeichnis.





sonderer Berücksichtigung des Schutzes der menschlichen Gesellschaft vor den Unsozialen. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. VIII. 1911. S. 465. — 15. Daniel, Some statistics about sterilisation of the insane. Journ. of mental science. LVIII. January 1912. — Delitsch, Soziale Fürsorge für die aus der Hilfsschule Entlassenen. Zeitschr. f. Kinderforschung. XVII. 1912. Heft 11. — 17. Eschle, Psychiatrische Gutachten. Zeitschr. f. Versicherungsmedizin. 1911. Nr. 3—4. — 18. Field, Practical eugenics Training school. VIII. 1911. Nr. 10. — 19. Gifford und Goddard, Defective children in the juvenile court. Ibidem VIII. 1912. Nr. 9. — 20. Graf Gleispach, Ueber amerikanische Jugendstrafanstalten. Zeitschr. f. Kinderschutz und Kinderfürsorge. IV. 1912. Heft 2 und 3. — 21. Gudden, Diebstähle infolge von Zwangsvorstellungen. Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin. LVII. 1913. S. 417. — 22. Gudden, Die Behandlung der jugendl. Verbrecher in den Vereinigten Staaten. Ebenda LXI. und LXII. 1910. Auch separat erschienen bei Fredrich Korn. Nürnberg 1910. — 23. Guilhermet, Les mensonges des enfants devant la justice. Revue de psychothérapie. 1911. Nr. 8. — 24. Glaser, Die forensische Bedeutg. d. leichten Formen d. zirkulären Irreseins. Inaug.-Diss. Strassburg 1911. — 25. Gross, Hanns, Persönliche Mitteilungen des Verf. an den Ref. — 26. Heine, Die forensische Bedeutung der Amnesie. Vierteljahrschrift f. gerichtl. Medizin und öffentliches Sanitätswesen. 3. Folge. XLII. 1911. Heft 1. — 27. v. Hessert, Schutz der Gesellschaft vor verbrecherischen Geisteskranken. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. IX. 1912. Heft 2. — 28. Hinrichs, Bericht an das Landesdirektorium der Provinz Schleswig-Holstein über die psychiatrische Untersuchung der schulentlassenen Fürsorgezöglinge im Burschenheim zu Rickling, im Frauenheim zu Innien und im Asyl Neuendeich. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie 1911. — 29. Heuss, Zwangsvorstellungen in der Pubertät unter besonderer Berücksichtigung militärischer Verhältnisse. Inaug.-Dissert. Berlin 1910. — 30. Hoffmann, Zur Kasuistik und militärforensischen Beurteilung imbeziller Heeresangehöriger. Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin. LXII. 1911. S. 81. — 31. Jödicke, Simulation von epileptischen Anfällen durch einen jugendlichen Psychopathen. Monatschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. IX. 1912. Heft 1. — 32. Jüttner, Beobachtungsergebnisse an Grenzzuständen aus Armee und Marine. Deutsche militärärztl. Zeitschr. 1911. Nr. 18. — 33. Keferstein, Ablehnung der Entmündigung bei einem wegen chronischer Verrücktheit pensionierten Beamten (induziertes Irresein). Zeitschr. f. Medizinalbeamte. 1911. Nr. 7. — 34. Keller, Was bezweckt eine Inselanstalt für antisoziale geistesschwache Männer? Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. IX. 1912. Heft 1. — 35. Kinberg, Ueber die Unzulänglichkeit aller Versuche, einen Begriff der Zurechnungsfähigkeit aufzustellen. Ebenda VIII. 1911. S. 390. — 36. Koehler, Psychopathologie der Tuberkulose und ihre kriminelle Bedeutung. Zeitschr. f. Tuberkulose. XV. 1909. Heft 1, S. 31. — 37. Lacaze, De la criminalité féminine en France. Etude statistique et médico-légale. Thèse de Lyon. 1910. — 38. Lazar, Aerztliche Probleme in der Fürsorgeerziehung Heilpädagogische Schul- und Elternzeitung. 1912. Nr. 9. — 39. Leers, Zur forensischen Bedeutung der senilen Involution. Archives internat. de méd. légale. II. 1911. Heft 3. — 40. Leppmann, Zur ärztlichen Begutachtung von Sittlichkeitsverbrechern (§ 176, 3) Aerztl. Sachverständiger-Ztg. 1912. Nr. 10. — 41. Liebermann v. Sonnenburg, Zwei Fälle von Besudelung. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XLIII. 1911. S. 281. — 42. Lydston, Sexual mutilations in social therapeutics. New York med Journ. 6. April 1912. — 43. Maix, Taille, grande envergure, buste et indice céphalique chez les détenus. Rapports entre ces differentes données anthropométriques. Thèse de Lyon. 1910. — 44. Major, Der jugendliche Zeuge. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Fürsorgeerziehung. 1909. Nr. 15. — 45. Major, Die Psyche des jugendlichen Verbrechers. Pharus 1911. Nr. 3. — 46. Major, Krankhaft oder verkommen und verbrecherisch veranlagt? Zeitschr. f. Schulgesundheitspflege. XXIV. 1911. S. 266. — 47. Marie und Mac-Auliffe, Sur les caractères morphologigues de 61 meurtriers ou homicides volontaires français. Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des sciences. 1912. Nr. 3. — 48. Marie und Mac-Auliffe, Morphologie des assassins, homicides volontaires et meurtriers



français. Ibidem. Nr. 5. — 49. Marinè, Sexuelle Frühreife, Verbrechertum, Epilepsie. Archivio di antropologia criminale. XXXI. Heft 6. — 50. Martin, Infanticide commis sur des jumeaux. Arch. d'anthropologie criminelle et de méd. légale. 1911. — 51. Martin, Roussel und Lafforgne, Fugues et impulsions dans la période prodromique de la démence précoce. Ibidem. XXVI. 1911, p. 346. — 52. Meier, Beitrag zur Psychologie des Kindermörders. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XXXVIII. 1911. S. 313. Gleichzeitig als Inaug.-Dissert. Zürich 1910 erschienen. — 53. Moeli, Fürsorgeerziehung und Hygiene. Hygienische Rundschau. 1911. Nr. 8. — 54. Mönkemöller, Zur Psychopathologie des Brandstifters. Arch. f. Kriminalanthr. u. Kriminalistik. XLVIII. 1912. S. 195. — 55. Mörchen, Mésalliancen vor dem Forum des Psychiaters. Sexualprobleme. 1912. VIII. Nr. 1. — 56. de la Motte, Beitrag zur Lehre von den Gefängnispsychosen. Inaug.-Dissert. Kiel 1909. — 57. Müller, Ueber Fürsorgeerziehung in den Niederlanden. Zeitschr. f. Kinderschutz und Jugendfürsorge. 1912. Nr. 4. — 58. Nolan, The proposed sterilisation of the mentally nufet. Dublin med. Journ. März 1912. — 59. Raecke, Aus amerikanischen Fürsorgeanstalten. Zeitschr. f. Kinderforschung. XVII. 1912. Heft 10 und Zeitschr. für die Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns. 1911. — 60. Richard, A study of military offences committed by the insane in the United state army for the past fifty years. American Journal of Insanity. LXVIII. 1911. Nr. 2. — 61 Richardson, The „imprisonment psychnes" with report of cases. Ibidem LVIII. 1912. p. 473. — Rodiet, Les actes des mélancoliques et leur étude médicolégale. Annales d'hygiène publique et de méd. légale. XVI. 1911. p. 634. — 63. Rupprecht, Strichjungen. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. VIII. 1911. S. 221. — 64. Santelli und Hesnard, Vols, abus de confiance, et absence illégale chez un officier de marine. Archives d'anthropologie criminelle. XXVI. 1911. — 65. Sarrat, De l'infanticide dans se rapperts avec les psychoses transitoires des femmes en couches. Thèse de Lyon. 1912. — 66. Schenk, Zum Schutze Geistesschwacher vor Gericht. Die Hilfsschule. V. 1912. Heft 2. — 67. Schlue, Ein Beitr. zu d. epileptischen Verwirrtheitszuständen nebst ihrer forensischen Bedeutung. Inaug.-Dissert. Kiel 1911. — 68. Schubart, Die angeborene Geistesschwäche und ihre forensische Bedeutung. Archiv f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XLVI. 1912. S. 166. — 69. Schütze, Fünfstündige Abschlachtung einer Geisteskranken durch ihren Mann und ihre 73jährige Mutter. Ebenda XLII. 1911. S. 136. — 70. Schuppius, Fürsorgeerziehung und Militärdienst. Deutsche militärztl. Zeitschr. 1911. Nr. 22. — 71. Schuppius, Ein Beitrag zur Vagabundenfrage. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie. X. 1912. S. 420. — 72. Sérieux und Libert, Un asile de sûreté sous l'ancien régime. Annales et bulletin de la Société méd. de Gand. Juni 1911. — 73. Stekel, Berufswahl und Kriminalität. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik XLI. 1911. S. 268. — 74. Stern, Ueber die akuten Situationpsychosen d. Kriminellen. Aerztl. Sachverständigen-Ztg. 1912. Nr. 14 u. Arch. f. Psychiatrie. 1913. — 75. Stier, Ueb. psychiatr. Gutachten für militärgerichtl. Zwecke. Arch. f. Militärrecht. 1911. S. 17. — 76. Stransky, Das Affektdelikt. Allgem. Oesterr. Gerichtszeitung. 1911. Nr. 8—9. — 77. Strassmann, Neurasthenischer Dämmerzustand. Aerztl. Sachverständigen-Ztg. 1911. Nr. 24. — 78 v. Sury, Die Berechtigung der sozialen Indikation zur Sterilisation und ihre forensische Bedeutung. Vierteljahrsschr. für gerichtl. Medizin und öffentl. Sanitätswesen. XLIII. 1912. 3. Folge, 2. Suppl.-Heft S. 95. — 79. Svenson, Psychopath. Verbrecher. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. 1. Teil. XXXVII. 1910. S. 209. 2. Teil. 1912. — 80. v. Sydow, Ueb. Eisenbahnfrevel durch Geisteskranke. Inaug.-Dissert. Rostock 1909. — 81. Thomalla, Eine merkwürdige Entmündigung. Zeitschr. f. Medizinalbeamte. 1911. Nr. 13. — 82. Violette, Geisteskrankheit als Scheidungsgrund. Gazette méd de Paris. 1911. Nr. 83. — 83. Wagner v. Jauregg, Ueber krankhafte Triebhandlungen. Wiener Klin. Wochenschr. 1912. Nr. 11. — 84. Weber, L. W., Die Unterbringung geisteskranker Verbrecher und gemeingefährlicher Geisteskranker. H. Vogt und R. Bings, Ergebnisse der Neurologie und Psychiatrie. I. 1912. Heft 3. — 85. Weygandt, Psychiatrische Begutachtung von Mördern. Mitteilungen aus den Hamburgischen Staatskrankenanstalten XI. 1910. Heft 12. S. 301. — 86. Weygandt, Die Entwicklung der gerichtl.



Psychiatrie. Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. VIII. 1911. S. 209. — 87. Wilmanns, Die praktische Durchführung der Bestimmungen über die verminderte Zurechnungsfähigkeit im Vorentwurfe. Ebenda VIII. 1911. S. 136. — 88. Ziemke, Der § 56 St.G.B. und seine Beziehung zum Schwachsinn. Ebenda VIII. 1911. S. 266.

89. Austerweil, Ueber den Geisteszustand der Landstreicher vom gerichtsärztlichen Gesichtspunkte. Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin. 1910. Heft 4/5. — 90. Barischnikoff, W., Der Selbstmord im Kanton Zürich. Inaug.-Diss. Zürich. 1912. — 91. Bornstein, Ueber psychotische Zustände bei Degenerativen. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd. 7, Heft 2. — 92. Bercio, Die Strafe als Arzt. Aus Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XLVII. 1912. p. 313. — 93. Birnbaum, Psychiatrie und Strafrechtspflege im Laufe der letzten Jahrzehnte. Sonderabdruck aus Dokumente des Fortschritts (Verlag Georg Reimer, Berlin). September 1912. S. 567. — 94. Blume, Phantasie u. Schwachsinn. Gerichtl. Gutachten. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie LXIX. Heft 3. — 95. Bossi, Die gynäkolog. Läsionen b. d. Manie d. Selbstmordes u. d. gynäkolog. Prophylaxe gegen den Selbstmord des Weibes. Zentralbl. f. Gynäkologie. 1911 u. 1912. Gynäkolog. Rundschau. 1911. Wiener klin. Wochenschr. 1912. Hegars Beiträge zur Geburtshilfe und Gynäkologie. 1913. L'indirizzo della nostra scuola. Genova. 1912. Annali di ginecologica e obstetrica 1910, Annales de gynécologie et d'obstétriques 1910, 1911, 1912 usw. und an diversen anderen Orten. — 96. Bowers, Paretic patients sent to prison. Journ. of the Am. med. Association. March 16, 1912. — 97. Bürger, L., Tätigkeit der Medizinalbeamten vor dem Jugendgericht und bei Vollzug des Fürsorgegesetzes. (Offizieller Bericht des preuss. Medizinalbeamtenvereins für 1911). — 98. Colin, Un cas d'uranisme, Crime passionnel commis par l'inseits. Présentation du malade. Annales médico-psychologiques. 1913. Nr. 1. Janvier. — 99. Deutsch, Alkohol und Homosexualität. Wiener klin. Wochenschr. 1913. Nr. 3. — 100. Dodel, Beitrag zu d. Geschichte sadistischer Verbrechen. Inaug.-Diss. Berlin. 1912. — 101. Francotte, Expertise en matière psychiatrique. Bulletin de l'académie royale de méd. de Belgique. 1912. Juin. — 102. Friedrich, Alkoholismus und Strafzumessung. Monatschr. f. Psychologie u. Strafrechtsref. IX. 1912. S. 23. — 103. Friedrich, Die strafrechtliche Bedeutung des manisch-depressiven Irreseins und der Dementia praecox. Inaug.-Dissert. Bonn. 1912. — 104. Gault, The degenerate at large. Journ. of the American Institute for criminal law. Vol. II. 1911. Nr. 6. — 105. Goddard, Henry H., The responsability of children in the juvenile court. Journal of American Institute of criminal law and criminology. Vol. III. Nr. 3. Sept. 1912. — 106. Goddard, Henry H., Sterilisation and tegregation. Bulletin of the American Academie of Med. Vol. XIII. Nr. 4. August 1912. — 107. Goronzek, Ueber Tätowierungen bei Soldaten. Inaug.-Dissert. Königsberg 1912. — 108. Goob, Sterilisierung von Geisteskranken. Schweizer. Zeitschr. f. Strafrecht. XXXIII. 1910. Heft 3. — 109. Göring, Die Beurteilung des Vorentwurfs zu einem deutschen Strafgesetzbuch durch die Psychiater. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft. 33. Bd. 1911/12. — 110. Hoffmann, J., Ueber Beobachtungen auf Zurechnungsfähigkeit, Ueberblick über die in den Jahren 1900 bis inkl. 1904 in der Landesheilanstalt zu Marburg auf Grund des § 87 Strafprozessordnung beobachteten Exploranden. Inaug.-Dissert. Marburg. 1912. — 111. Höpfner, Ueber die Disposition der Stottererpsyche zu asozialer Entwicklung. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. I. S. 15. 1912. — 112. Isserlin, M. und Gudden, H., Psychiatrische Jugendfürsorge. Zeitschrift f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. XII. Heft 5. 1912. — 113. Der erotische Verkleidungstrieb (Die Transvestiten). Illustrierter Teil von Magnus Hirschfeld und Max Tilke. 2. Aufl. Juli 1912. Alfr. Pulvermacher & Co. — 114. Jolly, Selbstmord nach Unfall. Aerztl. Sachverständigen-Ztg. 1911. Nr. 15. — 115. Juliusburger, Ueber einen Fall von akuter autopsychischer Bewusstseinsstörung, ein Beitrag zur Lehre von Kriminalität und Psychose. Zentralbl. f. Psychoanalyse. I. Nr. 7—8. 1911. — 116. Kinberg, Obligatory psychiatrical examination of certain classes of accused persons. American Journ. of the criminal law. Vol. II. 1912. Nr. 6. — 117. Kirchberg, H., Eigentumsvergehen bei Dementia paralytica. Arch. f. Psychiatrie. Bd. 49. Heft 3. 1912. — 118. Kusnetzoff, Anonymes Briefschreiben. Inaug.-Dissert. München. 1912.



— 119. Lydston, The sexual root of kleptomanie. Journ. of the American Institute for criminal law. Vol. II. 1912. Nr. 6. — 120. Meyer, Bruno, Homosexualität und Strafrecht. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. XLIV. 1911. S. 249. — 121. Mezger, Der Krankheitsbegriff in § 55 Str.G.B. Zeitsch. f. d. ges. Strafrechtswissensch. XXIII. 1912. S. 159. — 122. Möller, Sittlichkeitsdelikte im epileptischen Dämmerzustande. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. u. öffentl. Sanitätswesen. 3. Folge. Bd. XLIV. 1912. Heft 2. — 123. Mönkemöller, Bericht an das Landesdirektorium der Provinz Hannover über die psychiatrisch-neurologische Untersuchung der schulpflichtigen Fürsorgezöglinge im Stephansstifte (Hannover). Zeitschr. f. d. Erforschung u. Behandlung. d. jugendlichen Schwachsinns. VI. 1912. S. 1. — 124. Näcke, Alkohol und Homosexualität. Zeitschr. f. d. ges. Psychiatrie und Neurologie. VII. 1911. — 125. Oberholzer, Dauernde Anstaltsversorgung oder Sterilisierung? Schweizer. Zeitschrift f. Strafrecht. XXV. 1912. S. 54. — 126. Oppe, Der Mörder Göhlert und sein Geisteszustand vor der Hinrichtung. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. LI. S. 86. 1913. — 127. Vgl. Osius, Die Erfolge d. Fürsorgeerziehung in Preussen. Der Arbeiterfreund 1911. Nr. 1. — 128. Ders., Die indirekten Folgen d. Fürsorgeerziehung. Ebenda. 1911. Nr. 2. — 129. Partenheimer, Ueber die Bewertung der Vorstrafen in bezug auf die Militärdienstfähigkeit. Deutsche militärärztl. Zeitschr. 1912. Nr. 18. — 130. Pettow, Zur Psychologie der Transvestie (zugleich ein Beitrag zur Reform des § 51 Str.G.B.). Arch. f. d. ges. Psychologie. XXII. 1911. S. 249. Vgl. auch den Aufsatz desselben Verf. in der Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. 1911. — 131. Placzek, Die Wassermannsche Probe als Hilfsmittel der forensisch-psychiatrischen Beurteilung; Schwachsinn; sexuelle Delikte. Med. Klin. 1911. Nr. 1. — 132. Rohde, Wann muss eine Trinkeranstalt, besonders eine Irrenanstalt, einen gegen seinen Willen festgehaltenen Trinker entlassen? Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform. VIII. 1911. S. 1. — 133. Rorschach, Pferdediebstahl im Dämmerzustand. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. IL. 1912. S. 175. — 134. Rosenfeld, H., Die Beobachtung des Geisteszustandes im Strafverfahren. Festschr. des med.-naturwissenschaftl. Vereins in Münster. 1912. S. 369. — 135. Rupprecht, Ueb. jugendliche Sexualverbrecher. Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin. LXII. 1911. S. 24. Vgl. auch weiter oben den Aufsatz desselben Verf. (63) über Strichjungen. — 136. Rupprecht, Kindlicher Schwachsinn u. Straffälligkeit Jugendlicher. Arch. f. Psychiatrie. 1911. Bd. 48. Heft 3. — 137. Russel, Municipial laboratories for the studies of the abnormal classe. School and comment. XVII. 1911. Nr. 7. — 138. Schäfer, Ein Fall hartnäckiger Simulation von Geisteskrankheit. Arch. f. Kriminalanthropol. u. Kriminalistik. Bd. XLVII. 1912. S. 279. — 139. Schott, Ueber nervöse Entartung. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin u. öffentl. Gesundheitswesen. 3. Folge. XLIII. II. Suppl.-Heft. 1912. S. 320. — 140. Schrenk-Notzing, Frhr. v., Ein sexuelles Attentat auf eine Hypnotisierte. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. XLIII. 1911. S. 139.

---

Artmann (1) erörtert zunächst die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei der Ehescheidung Geisteskranker in Betracht kommen, um dann diese Frage für die verschiedenen Psychosen im einzelnen zu erörtern. Die Ausführungen schliessen sich an einzelne, näher mitgeteilte konkrete Fälle an. Die Betrachtungen zeigen, dass sich die Psychosenarten nicht in einfacher Anordnung zum § 1569 B.G.B. gruppieren lassen, dass vielmehr jeder Fall, mag er klinisch zu bewerten sein wie er will, im Hinblick auf die Ehescheidung individuell genommen werden muss. De lege ferenda wünscht Verf. eine Abschwächung der recht schweren Bestimmungen des § 1569, die namentlich den kleinen Mann am empfindlichsten treffen. Es ist Aufgabe des Gesetzgebers, die Härten zu mildern, ohne dass die Geisteskrankheit zu einer missbräuchlichen oder sträflichen Anwendung des Gesetzes bei scheidungslustigen Ehegatten führen könnte. Wie sich Verf. freilich die Art dieser „Milderungen“ denkt, sagt er nicht[1]). — Eine

[1]) Von sonstigen Veröffentlichungen der letzten Zeit über Eheschliessung und Geisteskrankheit sei an dieser Stelle noch erwähnt die Arbeit von v. Mach (Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin und öffentl. Sanitätswesen). Vgl. auch die in dem vorliegenden Sammelreferat besprochene Arbeit von Violette (82).



wahre Crux der Gerichte und der Heimatsbehörden sind die Landstreicher, über deren Geisteszustand Austerweil (89) eine gerichtsärztliche, umfassende Untersuchung angestellt hat. Er weist an der Hand reichen Materials nach, dass diese Leute fast ausnahmslos zu den Degenerierten gehören. Dementia praecox, Alkoholismus, Epilepsie, leichtere und schwerere Imbezillität, Paralysis progressiva, Dementia senilis, erbliche Belastungen, öfters auch Kopftraumen sind festzustellen. Austerweil verlangt daher — wie dies der mehrerwähnte Wulffen für Verbrecher überhaupt verlangt —, dass die Gerichte bei der strafrechtlichen Behandlung von Vaganten der Naturwissenschaft, speziell der Pathologie Rechnung tragen sollen. Ein Teil dieser Leute könnte geheilt werden, ein anderer Teil aber unter entsprechender Leitung und Unterweisung zu einer ihrem Geisteszustand entsprechenden Arbeit angelernt und angehalten werden, wodurch sie einerseits nicht das Staatsärar mit ihrer Unterhaltung belasten, anderseits aber unter entsprechender psychiatrischer Leitung, Selektion, Pädagogie und Beobachtung der nötigen Individualisierung sogar zu nützlichen Menschen werden könnten. — Sondermassregeln sind nach Aschaffenburg (2) erforderlich: a) bei verbrecherischen Geisteskranken (Heilung oder dauernde Versorgung), b) bei vermindert Zurechnungsfähigen (zeitweise Ausscheidung verbunden mit einem Erziehungsversuch), c) bei Trinkern (Heilung oder dauernde Versorgung), d) bei Jugendlichen (Erziehung), e) bei Bettlern und Vagabunden (zeitweise Ausscheidung verbunden mit einem Erziehungsversuch), f) bei gemeingefährlichen Verbrechern (Verwahrung)[1]), — Der Frage des Selbstmordes ist in den letzten Jahren lebhafte Beachtung von seiten der pathologischen Anatomen, gerichtlichen Mediziner und nicht zuletzt von seiten der Psychiater zu Teil geworden: Von ersteren erwähne ich Egglhuber, der das Sektionsmaterial der Münchner pathologischen Anstalt bearbeitete, ferner Heller, der namentlich auf die Häufigkeit pathologischer Verhältnisse an den Genitalien weiblicher Selbstmörder hinwies (beginnende Gravidität, Menstruation), Ollendorff, dessen wertvolle Arbeit das Material des Berliner Institutes für Staatsarzneikunde zugrunde liegt. Von Psychiatern sind namentlich zu nennen: Helene Friederike Stölzner, die 200 männliche und weibliche Selbstmörder der ehemals Ziehenschen Klinik zu untersuchen Gelegenheit hatte, Hübner und Ph. Jolly, die namentlich versicherungsrechtliche Fragen berücksichtigten, Botte, der das Vorkommen des Suizids in der französischen Armee bearbeitete und Verf., der vor einigen Jahren auf Grund des damaligen Standes der Literatur in Gross' Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, die Beziehungen zwischen Alkoholismus und Selbstmord erörterte. Endlich hat sich auch die Freudsche Richtung in einem ihrer Diskussionsabende der Selbstmordfrage angenommen und dabei, wie von vornherein zu erwarten stand, in viel zu intensiver Weise das sexuelle Moment in ätiologischer Hinsicht betont. Ein Kapitel für sich bilden die Schülerselbstmorde, die zu zahlreichen mehr oder minder sachverständigen Debatten in Fachzeitschriften — pädagogischen wie medizinischen — sowie namentlich auch in der Presse Veranlassung gegeben haben. Man tut gut daran, eine Sachverständigenliteratur von einer mehr laienhaften literarischen Richtung zu unterscheiden. Zu ersterer gehören namentlich die sehr exakten Arbeiten von Eulenburg und Chlopin (letztere berücksichtigt russische Verhältnisse), sowie von Gerhardt. Einen besonderen Typus hat Verf. unterschieden, den er als „Suicidum menstruale" bezeichnet und durch einen eigenen Fall sowie einer Reihe einschlägiger analoger Beobachtungen aus der Literatur belegt hat. Zu diesen für die Auffassung der Lehre vom Selbstmord grundlegend gewordenen Arbeiten stellt sich die vorliegende auf Veranlassung Zanggers gefertigte Arbeit von Frl. Dr. Barischnikoff, die man nicht gerade als eine Bereicherung der einschlägigen Literatur bezeichnen kann, gegen die sich im

[1]) Vgl. hierüber auch Pollitz, Versorgung geisteskranker Verbrecher. Medizinalarch. II. 1911. S. 321 u. a. O. einer der besten Kenner auf diesem Gebiete. Siehe auch die in diesem Bericht enthaltene Besprechung der ausgezeichneten Arbeit von L. W. Weber (77), und der von Bonhomme (8), Aasmann (14), Staiger und Keller (34) Behandlung psychiatrisch minderwertiger Strafgefangener. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. LXIX. 1912. Heft 4.

Gegenteil mancherlei einwenden lässt[1]). — Becker (3) bespricht zunächst die Diagnose der moralischen Imbezillität und stellt folgende Kardinalsymptome auf: 1. Intellektueller Defekt, 2. charakteristische ethische Fehler im Kindesalter, 3. zeitweise Unfähigkeit normalen ethischen Fühlens und Denkens. Zum Schluss werden die Beziehungen des moralischen Schwachsinns zum § 51 erörtert. An den vielen Streitfragen, die sich an den Begriff der moral insanity knüpfen, geht Verf. leider vorüber. Ebenso vermisst Ref. eine eigene Stellungnahme des Verf.s[2]) — Belletrud (4), teilt ein ausführliches Gutachten über einen Soldaten mit, der sich der Desertion und des Diebstahls schuldig gemacht hatte. Verf. kommt zum Schluss zu dem Ergebnis, dass bei dem Angeklagten keine eigentliche Geisteskrankheit, wohl aber eine psychopathische Konstitution vorliege. Derartige Individuen gehören weder in die Irrenanstalten noch ins Gefängnis, sondern in besondere Zwischenanstalten. — Auf Grund eines Materials von 75 Fällen von Simulation und Selbstverstümmelung gelangt Bennecke (5) zu folgenden Schlussfolgerungen: 1. Auffallend niedrig ist die Zahl der Verurteilungen: in 39% der anhängig gewordenen Sachen, während sonst im Heere durchschnittlich in 87% Verurteilung erfolgt. Die Ursachen der häufigen Einstellungen und Freisprechungen sind: schwer festzustellender und nachzuweisender Tatbestand, Anhängigwerden auf Grund haltloser Denunziation, tatsächliche, wenn auch übertriebene Gesundheitsstörungen, Fachschriften der Wissenschaft, welche das Gebiet der Simulation eingeengt haben, Unzurechnungsfähigkeit. 2. Bei beiden Delikten finden sich viel Vorbestrafte, namentlich wegen Eigentumsvergehen, unter den Simulanten speziell noch wegen Betrugs. 3. Die Mannschaften des 2. und 3. Jahrgangs sind infolge ihrer aus der Zurückstellung erklärbaren geringeren Dienstfreudigkeit und oft weniger kräftigen Konstitution stärker vertreten. 4. Der Zeitpunkt der Tat ist meist bald nach der Einstellung, bei Selbstverstümmelung auch vor derselben. 5. Die Motive sind z. T. materieller Natur, so der Wunsch, das eigene oder väterliche Geschäft weiter zu führen. Bei nervösen, weichen Naturen ist die Sorge um die eigene Gesundheit, oft geschürt von Angehörigen, massgebend. Vielfach finden sich als auslösendes Moment Beschwerden infolge wirklicher Gesundheitsfehler. Andere Gelegenheitsursachen sind gegeben in Furcht vor Strafe und vor Unannehmlichkeiten eines besonderen Dienstes. Schliesslich spielt das sexuelle Moment, meist als Heiratsabsicht, eine Rolle und zwar namentlich bei Selbstverstümmlern, die entsprechend der stärkeren Beteiligung des Gefühlslebens möglichst schnell zum Ziele kommen wollen; dadurch nähert sich dies Delikt dem Affektvergehen. Dagegen ist die wirkliche planmässige Simulation eine vorbedachte betrügerische Handlung. 6. Ein heilsamer Einfluss der Strafe ist nicht zu verkennen. Die Einleitung des Strafverfahrens an sich hat bei den der Simulation nur Verdächtigen nicht immer abschreckend gewirkt, auch liess deren Führung zu wünschen übrig. Später ist ein erheblicher Teil der Simulanten noch in gerichtliche Konflikte gekommen, namentlich wegen Eigentumsvergehen, insonderheit auch wieder wegen Betrugs, während die

[1]) Literatur über Selbstmord und dessen Beziehung zur Psychiatrie: a) Boas, Alkohol und Selbstmord im Lichte neuerer Statistiken. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. XXX. 1908. S. 187. (Daselbst die ältere Literatur). b) Hübner, Der Selbstmord. Jena 1910. (Daselbst weitere Literaturangaben). c) Kürbitz, Alkohol und Selbstmord. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. LXIV. d) Pilcz, Zur Lehre vom Selbstmord. Jahrb. f. Psychiatrie. XXVI. e) Barischnikoff, W., Der Selbstmord im Kanton Zürich. Inaug.-Dissert. Zürich 1912. f) Wassermeyer, Ueber Selbstmord. Arch. f. Psychiatrie. L. 1912. Heft 1. g) Egglhuber, Inaug.-Dissert. München 1911. Vgl. ferner die weiter unten referierten Arbeiten von Voss, G., Einfluss der sozialen Lage auf Nerven- und Geisteskrankheiten, Selbstmord und Verbrechen. Krankheit und soziale Lage, herausgegeben von M. Mosse und G. Tugendreich. Bd. I. S. 400. München 1912. J. F. Lehmann und Jolly, Selbstmord nach Unfall. Aerztl. Sachverständigen-Ztg. 1911. Nr. 15. — [2]) Vgl. hierzu auch Hermann, Das moralische Denken und Begreifen bei Imbezillen und bei kriminellen Degenerierten. Ein Beitrag zur sog. moral insanity Frage, sowie zur heilpädagogischen und strafrechtlichen Behandlung bei Entarteten. Juristisch-psychiatrische Grenzfragen VIII. Heft 4 und 5; vgl. ferner Anton, Ueber die Formen der krankhaften moralischen Abartung. Zeitschr. f. Kinderforschung. XVII. 1912. S. 385 und Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 99. Langensalza 1912. Beyer und Mann.



Selbstverstümmler seltener bestraft worden sind. 7. Vorgetäuscht sind in der Hauptsache: Sehschwäche, Bindehautkatarrh, Schwerhörigkeit, Gehstörungen, Ohnmachten, Geisteskrankheit. Uebertreibung fand sich öfters bei nervösen Leiden, die andererseits bei den ungerechtfertigt in Verdacht Geratenen fast ausschliesslich in Betracht kamen. Eine grosse Anzahl war tatsächlich krank und dienstunbrauchbar. 8. Selbstbeschädigung und Selbstverstümmlung werden durch Schusswaffen, Nadeln, hauptsächlich aber durch Beilhiebe und Messer herbeigeführt. Die verbrecherische Absicht liess sich öfter dadurch nachweisen, dass der Hergang, ein angeblicher Unfall sich nicht so abgespielt haben konnte. Bei den nur Verdächtigen handelte es sich ebenfalls meist um Hieb- und Stichverletzungen. 9. Ein krankhafter Geisteszustand lag bei Simulation siebenmal, bei Selbstverstümmlung achtmal vor und zwar epileptische und hysterische Psychosen, Psychopathie, Dementia praecox, Schwachsinn. Dazu kommen 5 Grenzfälle, die mehr zur Unzurechnungsfähigkeit neigen. Hieraus ergeben sich z. T. recht enge Beziehungen der beiden Vergehen zu den Geistesstörungen. Dadurch, dass die krankhafte Verfassung meistens, sicherlich in neuerer Zeit, auf Grund der in der Regel ausgeführten ärztlichen Untersuchungen richtig bewertet wurde, ist dem modernen psychiatrischen Standpunkt Rechnung getragen[1]). — Bercio (91) teilt folgende interessante Beobachtung mit: Eine Mutter, die durch systematische Misshandlung ihr voreheliches Kind getötet hatte, erkrankte während der Untersuchungshaft an melancholischer Depression, die sie auch noch zur Zeit der Gerichtsverhandlung darbot. Diese war in der Hauptsache wohl auf die Furcht vor der Todesstrafe zurückzuführen. In demselben Augenblick, in dem die Verurteilte die Gewissheit hatte, dass ihre Straftat mit einer zeitigen Freiheitsstrafe abgegolten war, wich die Psychose allmählich wieder. Ein ganz ähnlicher Fall hat sich übrigens bei der letzten Schwurgerichtstagung in Strassburg zugetragen. Bei derartigen Fällen wäre wohl die Bezeichnung Pseudomelancholie mehr angebracht. (Ref.) — Birnbaum (92) lässt in populär gehaltener, auch dem medizinischen Laien verständlicher Darstellung die Fortschritte auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, wie sie sich aus der Befruchtung der Psychiatrie ergeben haben, Revue passieren. Es werden die wesentlichsten Probleme aufgerollt, die praktisch im Vordergrund stehenden Erwägungen aufs Tapet gebracht, wobei die Frage der Jugendlichen, die auch wir[2]) als einen der Hauptpunkte der psychiatrisch betriebenen Strafrechtspflege ansehen, und der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch mit besonderer Berücksichtigung der von psychiatrischer Seite geäusserten Wünsche, Forderungen und Reformvorschläge eine eingehende Besprechung erfahren. — Biltz (6) erörtert im Anschluss an einen straf- und einen zivilrechtlichen Fall die forensische Bedeutung der Dementia paralytica[3]). In dem ersten Falle wurde das gegen den Angeklagten anhängige Verfahren auf Grund des § 51 St.G.B. niedergeschlagen, im zweiten Fall dem Antrage auf Entmündigung stattgegeben. — Blume (94) berichtet über folgenden Fall: Ein zweiundzwanzigjähriger Kaufmann war wegen Schwindeleien schon wiederholt vorbestraft, setzte aber dieselben immer wieder gleich nach seiner Enthaftung fort. Die Beobachtung in der Anstalt ergab, dass derselbe geistig minderwertig ist und einen erheblichen frühzeitig erworbenen oder angeborenen Intelligenzdefekt besitzt. Daneben bestehen manische Symptome und hysterische Stigmata. Zu letzteren gehören ein besonders und krankhaft starkes Phantasieleben. Erinnerungslücken und gesteigerte Suggestibilität und Anomalien der Sensibilität. Ausserdem besteht auch eine Neigung zu Wortneubildungen, die an die Silbenkombination bei De-

[1]) Vgl. über Simulation u. Geistesstörung, ferner Hoppe (Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin und öffentl. Sanitätswesen. XLIII. 1913. Heft 2) und Wassermeyer (Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin. LXIII. 1912. Heft 3), sowie die weiter unten in diesem Berichte referierte Arbeit von Jödicke (81). Eine weitere Arbeit über Simulation aus der Feder Dannehls, Ueber Simulation. (Deutsche militärärztl. Zeitschr. 1912. Nr. 10, kommt für den vorliegenden Bericht nicht in Betracht. — [2]) Siehe weiter unten bei Besprechung der Delitschschen Arbeit. — [3]) Ueber dasselbe Thema berichten Weber und Ilberg in H. Gross Arch. f. Kriminalanthrop. und Kriminalistik. Bd. XLVI. 1912. Vgl. ferner die kasuistischen Mitteilungen Steudemanns „Ein Paralytiker als Mörder". Inaug.-Dissert. Freiburg i. B. 1910 und Kirchbergs Eigentumverbrechen bei Paralyse. Arch. f. Psychiatrie. 1912. XLIX. Heft 3.

mentia praecox erinnern. Während der Beobachtung traten auch Wahnvorstellungen auf. Die Strafhandlungen sind auf dem Boden der psychischen Erkrankung erwachsen, entbehren der normalen psychologischen Motivierung, und der Patient kann daher für dieselbe nicht verantwortlich gemacht werden. Es erfolgte auch die Freisprechung [1]. — Im Anschluss an neun Fälle von Geisteskrankheiten mit Tendenzen zu unsozialen Handlungen bespricht Bonhomme (8) in ausführlicher Weise die Symptomatologie, Aetiologie und Therapie dieser Zustände, um zu folgenden Schlussfolgerungen zu gelangen: Man muss als geisteskrank jene unsozialen Individuen auffassen, die weder in die Irrenanstalt noch ins Gefängnis gehören. Es sind psychisch Abnorme. Ihre bösartige Rolle in der Kriminalität, die Ansteckung, die degeneratorische Reproduktion ist ein wichtiger Zerstörungs- und Vermischungsfaktor für das moralische und industrielle Kapital der menschlichen Gesellschaft (Charon). Man hat daher die Pflicht, gegen die Ursachen, die ihre krankhafte Psychologie bestimmen, anzukämpfen und ihnen gleichfalls beizustehen, um ihn zu moralisieren und die Gesellschaft vor der von ihnen dargestellten Gefahr zu bewahren. Das Gefängnis ist zu diesem Zweck absolut nicht geeignet. Die gewöhnliche Irrenanstalt genügt diesen Anforderungen nur in unvollkommenem Masse. Man soll daher spezielle Anstalten schaffen, wie dies bereits im Département de la Seine der Fall ist. — Brunnleohner (9) macht den Vorschlag, man solle in Strafverfahren gegen Jugendliche zur Erzielung grosser Objektivät wenigstens zwei Lehrer der Betreffenden hören. — Die Arbeit Bornsteins (91) stellt die neuerdings wieder mehr in den Vordergrund der psychiatrischen Forschung tretenden Degenerationstypen und deren psychotische Exazerbationen übersichtlich zusammen. Berücksichtigt sind nur die Störungen ohne besondere Intelligenzeinbusse; deren gemeinsame Merkmale sind der Mangel an einem harmonischen Verhältnis zwischen den einzelnen psychischen Faktoren, das Ueberwiegen der emotionellen Elemente über die intellektuellen, die krankhafte Verarbeitung äusserer Reize und die Unfähigkeit sich dem Leben anzupassen. Innerhalb dieser grossen Gruppe gibt es abgrenzbare Unterabteilungen. Bei der Psychasthenie herrschen Zwangsvorstellungen, Zwangsgefühle und Zwangsbewegungen vor. Im Vordergrund steht hier das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, gegen welches die Betreffenden nicht ankämpfen können, obwohl sie sich der krankhaften Natur derselben bewusst sind. Dazu kommt dann noch das Gefühl der Fremdartigkeit sich selbst und der Aussenwelt gegenüber, d. h. es kommt ihnen vor, als ob sie selbst gar nicht sprechen und handeln, sondern ein anderer für sie, und als ob sie träumen. Steigert sich der Zustand, so kommt es entweder zu akuten heftigen Depressionen mit Selbstmordneigung im Anschluss an eine längere Periode des Zwangsdenkens oder zu paranoischen Bildern, in welchen die Wirklichkeit mit dem Erwünschten konfluiert. Der Unterschied zu den eigentlichen paranoischen Erkrankungen liegt in dem Verhältnis des Betreffenden zu den Ideen, indem bei der erwähnten Form die Kranken sich zeitweise des wahnhaft Erträumten bewusst sind. Im Gegensatz zu der die Psychastenie charakterisierenden allgemeinen psychischen Spannungsherabsetzung, welche zu dem Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst führt, ist die Quelle der hysterischen Störung eine Einengung des Bewusstseinsinhaltes, so dass das ganze Interesse sich auf das eigene Ich konzentriert. Dazu kommt das Vorherrschen der Einbildungskraft gegenüber der Verstandestätigkeit (hyst. Lügen), das Fehlen einer deutlichen Lebensrichtung und daher die Unbeständigkeit und die erstaunlichen Gegensätze selbst innerhalb einer Sphäre (Feinfühligkeit neben Roheit). Unter den hysterischen Psychosen spielen die Dämmerzustände die Hauptrolle, deren Erkennung infolge der Mannigfaltigkeit der Bilder oft ausserordentlich schwer ist und als deren wichtiges Zeichen die Abhängigkeit der Symptome von äusseren Eindrücken gilt. Eine spezielle Varietät ist der Ganser sche Symtomenkomplex mit dem an Simulation stets denkenlassenden Vorbeireden und dem Mangel der allereinfachsten Kenntnisse, dabei besteht Unorientierung in Raum und Zeit und Halluzinationen, nach dem Ueberstehen Amnesie, deren Grad bei den hysterischen Dämmerzuständen aber durchaus verschieden ist. Der katatone Stupor unterscheidet sich vom hysterischen durch die geringe sug-

[1]) Vgl. hierzu auch die interessante kasuistische Mitteilung von Göring, Ein hysterischer Schwindler. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, 1910.



gestive Beeinflussung, durch die Affektlosigkeit und die Beständigkeit des Zustandsbildes, sowie durch das Fehlen der hysterischen Stigmata. Mit der Hysterie nahe verwandt ist die Pseudologia phantastica. Es handelte sich hier um eine besondere Ausprägung der von der Hysterie her bekannten Fälschung der Erinnerung und der Ergänzung derselben durch Produkte der eigenen Phantasie. Neben den vorübergehend und dann korrigiert jahrelang bestehen bleibenden phantastischen Wahnideen kann es zur Ausbildung von Verfolgungsideen kommen, indem die Kranken sich als die unschuldigen Opfer fremder (von ihnen selbst ersonnener) Intrigen imponieren und diese wahnhaften Beeinträchtigungen durch Beschwerden usw. bekämpfen (Pseudoquerulantenwahn). Zustände, welche stark den manisch-depressiven Zustandsbildern ähneln, werden durch die konstitutionelle Erregung und Verstimmung hervorgerufen, ohne dass aber die Aehnlichkeit der Symptome die Vermischung bedingen. Die rein endogene Entstehung der manisch-depressiven Perioden und die reaktive der konstitutionellen Affektsteigerung sprechen sogar eher für eine Trennung. Eine grosse Gruppe innerhalb der degenerativen Zustände bilden noch die paranoiden Zustände bei den Gewohnheitsverbrechern nach der Verhaftung oder einer längeren Strafhaft. Nach geringer Ursache treten Erregungszustände mit Angstgefühl, Sinnestäuschung und Wahnideen der Beeinträchtigung und der Verfolgung auf nach einer einleitenden Periode der Verwirrtheit. Mit einer Aenderung der Umgebung verschwindet alles wieder, um bei erneut unglücklicher Wendung wieder zum Ausbruch zu kommen. Charakteristisch für die Wahnideen der Degenerierten ist der oberflächliche, nicht erhebliche reale Wert, die Unbeständigkeit und Abhängigkeit derselben von äusseren Umständen die Betreffenden reden sich in ihre Wahnidee hinein. Besser als von Wahnideen spricht man daher von „wahnhaften Einfällen“. — Nicht nur vom allgemeinen neurologischen und psychiatrischen Standpunkt, sondern auch vom psychiatrisch-forensischen verdienen die Arbeiten Bossis Beachtung. Bevor wir näher darauf eingehen, will ich gleich von vornherein bemerken, dass Bossis Anschauungen fast allgemein abgelehnt worden sind. Von Gynäkologen ist ihm bloss B. S. Schultze[1]) (Jena) beigetreten, während Stöckel[2]) (Kiel) und Matthes[3]) (Graz) ihn desavouieren. Gewisse Beziehungspunkte, Uebergänge und Konzessionen gegenüber Bossis Ausführungen bietet Walthard[4]), sonst ist noch die Arbeit von Ruckert[5]) zu nennen, die aber eine persönliche Stellungnahme vermissen lässt und mehr referierend als kritisierend gehalten ist. Eine vollständige Absage hat Bossi mit seinen Anschauungen bei den Neurologen und Psychiatern erfahren, wie aus den Polemiken von Siemerling[6]), Schubert[7]) Peretti[8]) und in letzter Zeit Wagner v. Jauregg[9]) hervorgeht[10]). Endlich ist noch Ortenau[11]) zu nennen, der sich an Ort und Stelle (Universitäts-Frauenklinik in Genua) von der Richtigkeit der Bossischen Anschauungen überzeugen konnte und sie mit Wärme vertritt. Damit dürfte die Literatur über diesen Gegenstand erschöpfend angegeben sein. Auch wir lehnen Bossis Anschauungen ab. Bossi lehrt folgendes: Die Grundlage der gynäkologischen Therapie muss angesichts ihrer wohltätigen Wirkungen auf das Nervensystem und den psychischen Zustand der Frau die anatomische Heilung des Genitalapparates bilden, so dass dessen Verrichtungen in vollständig naturgemässem Zustande vor sich gehen. Die Häufigkeit und die Schwere, der die Uteruserkrankungen begleitenden Neuropsychopathien sind noch nicht hinreichend erkannt und gewertet, weil weder in den Kliniken noch beim Unterrichte besonders darauf aufmerksam gemacht wird, und die notwendigen methodischen

[1]) B. S. Schultze, Gynäkolog. Rundschau 1911. Zentralbl. f. Gynäkologie 1911. Münch. med. Wochenschr., 1912. — [2]) Stöckel, Zentralbl. f. Gynäkologie. 1912. — [3]) Matthes, Münch. med. Woch. 1912. — [4]) Walthard, Ergebnisse d. Geburtshilfe und Gynäkologie. 1911. Zeitschr. f. Geburtshilfe und Gynäkologie, 1912 u. a. a. O. — [5]) Ruckert, Internat. med. Revue. 1912. — [6]) Siemerling, Zentralbl. f. Gynäkologie. 1912. — [7]) Schubert, Münch. med. Woch. 1912. — [8]) Peretti, Gynäkologie und Psychiatrie. Med. Klinik. 1912. Nr. 46. — [9]) Wagner v. Jauregg, Wiener klin. Wochenschr., 1913. — [10]) Vgl. ausserdem die zahlreichen (zumeist ablehnenden) Kritiken in den medizinischen Fachzeitschriften: u. a. Dora Telecky (Wiener klin. Wochenschr. 1912.) — [11]) Ortenau, Münch. med. Woch. 1912; vgl. dazu auch Bossis Polemik gegen Matthes: Münch. med. Woch. 1913.

Untersuchungen bei den einzelnen vorkommenden Fällen vielmals unterlassen werden. Die Häufigkeit, die Schwere und die Heilung dieser Neuropsychopathien hängen zusammen: a) mit erblicher Veranlagnng; b) mit gesellschaftlicher und familiärer Umgebung; c) mit der Dauer der Chronizität der Uteruserkrankungen; d) mit dem frühzeitigen Einschreiten gegen die Erkrankungen. Die frühzeitige Behandlung und die Heilung der krankhaften Eierstocks-Uterusveränderungen sollten die Grundlagen der allgemeinen Prophylaxe darstellen gegen: Hysterie und Pseudohysterie, gegen epileptiforme Anfälle, Selbstmord, Verbrechen und Irrsinn der Frau. Die Prophylaxe sollte vor allem Anwendung finden, wenn die angeführten Erscheinungen bei solchen Frauen auftreten, welche durch ihre gesellschaftliche oder familiäre Umgebung, ihre Beschäftigung, ihre Erziehung, vorzugsweise aber durch Vererbung dazu neigen. Zum Zwecke seiner Mitteilung und der sich daranschliessenden Diskussion ein zweckmässiges und bestimmtes Gepräge zu geben, unterbreitet Bossi die folgenden Vorschläge: 1. Man veranstalte gegen Neuropsychopathien, wodurch die Einrichtungen der Familie und der Gesellschaft geschädigt werden, gegen die stetig sich ausbreitende Neigung zum Selbstmord, zu Verbrechen gegen den Irrsinn sowohl unter den Aerzten als auch im Publikum eine werktätige Propaganda, wobei auf die Wichtigkeit hingewiesen werde, die dem Zustande des Genitalapparates bezüglich seines Einflusses auf den psychischen Zustand und den moralischen Charakter der Frau beizumessen ist. 2. Es soll den die Verbrechen der Frauen und besonders die Verbrechen infolge geschlechtlicher Leidenschaft betreffenden gesetzlichen Bestimmungen die Verordnung beigefügt werden, dass ein Gynäkologe zur Bestätigung beigezogen werde, ob anatomische und funktionelle Störungen seitens des Genitalapparates bestehen, und wenn dies der Fall ist, dass sie zur Heilung geführt werden, und zwar sowohl zur Beurteilung des Verbrechens als auch zur Prophylaxe gegen weitere Verbrechen, welche die Angeklagte oder Verurteilte bei Wiedererlangung der persönlichen Freiheit begehen könnte. 3. Die Patientinnen, welche Irrsinnserscheinungen zeigen, müssen genau hinsichtlich des Genitalapparates untersucht werden, und zwar wenn möglich vor ihrer Einschliessung in eine Irrenanstalt. Sind Eierstocks-Uteruserkrankungen vorhanden, so sollen solche Patientinnen sofort entweder in besonderen Anstalten oder in besonderen Abteilungen der bestehenden gynäkologischen Institute untergebracht werden. In dieser Weise könnten oftmals, wie es Bossis eigene klinische Erfahrung beweise, sowohl die Irrsinnserkrankungen als die Einschliessungen in Irrenhäuser vermieden werden: zwei Tatsachen, die schwere unglückliche Folgen in den Familien für zwei und drei Generationen hinterlassen, da sie das verhängnisvolle Mal des erblichen Irrsinns aufprägen, das seinen unheilvollen und schmerzlichen Einfluss auf das ganze Leben der schuldlosen Kinder ausübt, nicht allein hinsichtlich ihres individuellen psychischen Lebens, sondern auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Beziehungen. — Bowers (96) berichtet über einen Fall, in welchem ein Paralytiker im ausgesprochenen Stadium wegen eines für diese Krankheit typischen Verbrechens interniert wurde, obgleich seine Krankheit deutlich zutage getreten war. — Bürger (97) gibt folgende Anweisungen für die Tätigkeit der Medizinalbeamten vor dem Jugendgericht und bei Vollzug des Fürsorgegesetzes an: Alle jugendlichen Gesetzübertreter sind möglichst einer psychiatrischen Untersuchung zu unterziehen. Ueber die Frage, ob der Täter zur Zeit der Begehung der Tat die nötige Reife hatte, sind in zweifelhaften Fällen vom Staatsanwalt vor Erhebung der Anklage oder vom Richter vor der Eröffnung des Hauptverfahrens ärztliche Sachverständige zu hören; das Verfahren ist bei Verneinung einzustellen. Diese Einsichtsgutachten sind grundsätzlich nur durch ärztliche Sachverständige abzugeben unter Verwertung der Angaben von Geistlichen, Lehrern, Jugendgerichtshöfen etc. Findet eine Hauptverhandlung statt, so hat in allen zweifelhaft gewesenen Fällen der vorher gehörte gerichtsärztliche Sachverständige oder dessen Vertreter bei der Hauptverhandlung und möglichst auch bei den Zeugenvernehmungen zugegen zu sein. Bei allen Jugendlichen, die eine Hilfsklasse besucht haben oder taubstumm sind, ist stets ein ärztlicher Sachverständiger zu hören. Gemeinsame Straftaten von Jugendlichen und Erwachsenen sind ebenso wie Straftaten gegen Jugendliche möglichst vor das Jugendgericht zu bringen. Der Gerichtshof muss das Recht haben, jugendliche Uebeltäter zeitweise aus dem Verhandlungsraum zu entfernen, wenn erzieherische Rücksichten es erfordern. Jugendliche



sind bis zur Aburteilung möglichst nicht in Untersuchungshaft, sondern in besonderen Anstalten unterzubringen. Zur Anordnung erzieherischer Massnahmen ist eine etwa vierwöchige Beobachtung in besonderen pädagogisch geleiteten Anstalten anzuraten. Diese Anstalten sind dem Jugendgerichtsarzt zu unterstellen. Als Jugendgerichtsärzte sind nicht Kinder- oder Nervenärzte, sondern besonders erfahrene Gerichtsärzte anzustellen. Soweit möglich sollen sämtliche Sachen vor dem Jugendgericht einem einzigen Gerichtsarzt übertragen werden. Zur Fortbildung der Jugendgerichtsärzte, der Jugendrichter und Jugendstaatsanwälte sind besondere Fortbildungskurse notwendig, die für erstere natürlich besonders abzuhalten sind. Eine Verwendung von Aerzten, Geistlichen, Lehrern als Schöffen- resp. Strafkammerlaienrichter ist nicht anzuraten, eher vielleicht eine solche von Frauen. Die Medizinalbeamten, besonders die Gerichtsärzte, haben dahin zu wirken, dass die Kinder oder Jugendlichen nicht erst, wenn sie kriminell geworden sind, sondern schon bei drohender Verwahrlosung der Fürsorge überwiesen werden, sei es in Form der Schutzaufsicht oder der Familien- und Anstaltspflege. Bei Beantwortung der ausserordentlich schwierigen Frage, welche Art der Fürsorge geeignet erscheint, ist das Zusammenwirken von kriminalistischen und pädagogisch erfahrenen Richtern, Pädagogen und Aerzten unbedingt erforderlich. Für unklare Fälle ist eine besondere Anstalt als Beobachtungsstation einzurichten, wo die Jugendlichen etwa 4 Wochen verbleiben. Eine Herabsetzung der oberen Altersgrenze von 18 auf 16 Lebensjahre im § 1 des Fürsorgegesetzes ist vom ärztlichen Standpunkt aus sehr zu widerraten. Da das Kammergericht bei seiner Auffassung von der Subsidiarität der Fürsorgeerziehung stehen geblieben ist, so ist eine Aenderung des § 1 des Fürsorgegesetzes dringend erforderlich. Die Festsetzung einer unteren Altersgrenze dürfte sich nicht empfehlen. Für die Erziehungsanstalten völlig ungeeignete Zöglinge müssen aus ihnen entfernt und in Arbeitshäusern, Zwischenanstalten, Bewahranstalten usw. untergebracht werden können. Bei Psychopathen kann ein Wechsel in der Anstalt unter Umständen zu empfehlen sein. Körperliche Züchtigungen sollten in Anstalten möglichst nicht stattfinden, ebensowenig gesundheitsschädigende Massnahmen wie Kostschmälerung, Entziehung der warmen Kost usw. Nach den Straflisten besonders oft bestrafte Zöglinge hat der Medizinalbeamte gelegentlich der Anstaltsrevision sich vorführen zu lassen und auf eventuelle irrenärztliche Beobachtung hinzuwirken. Allzufrühes Aufstehen, wie es in manchen Anstalten üblich ist, ist für jüngere Zöglinge zweifellos gesundheitsschädlich. Ueber sämtliche unfallverletzte Zöglinge ist eine Liste zu führen. Sie alle sind gelegentlich der Anstaltsrevisionen oder bei Familienpflege bei gelegentlicher Anwesenheit im Ort durch den Kreisarzt zu untersuchen. Vor Unterbringung eines Zöglings in Familienpflege sind nicht nur die Ortspolizeibehörde, der Pfarrer, die Handwerkskammer usw., sondern möglichst auch der Hausarzt der Familie und eventuell der Kreisarzt zu hören, wobei auf Tuberkulose, Syphilis und ägyptische Augenkrankheit besonders zu achten ist. Jedes Familienoberhaupt hat vor Uebernahme eines Zöglings einen Revers zu unterschreiben, worin es seinem Hausarzt gestattet, über den Gesundheitszustand aller Familienmitglieder der Behörde Mitteilung zu machen. Jeder Aufenthaltswechsel eines Zöglings ist dem zuständigen Kreisarzt binnen 8 Tagen unter Angabe der neuen Adresse mitzuteilen. Carrie (10) macht den Vorschlag, dass in analoger Weise wie den Militärersatzkommissionen auch den Staatsanwaltschaftsbehörden die Personalbogen über frühere Hilfsschüler oder wenigstens deren Verzeichnis namentlich zugänglich gemacht werden, was für die Beurteilung ehemaliger kriminell gewordener Hilfsschüler von Wichtigkeit ist und demnach eine Ausgestaltung resp. Ergänzung des Strafregisters darstellt. Dazu bedarf es einer Mitteilung der Hilfsschulbehörde nach erfolgter Entlassung und Aufbewahrung des diesbezüglichen Materials bei den Staatsanwaltschaften, was auf administrativem Wege leicht zu erreichen wäre. Diese Massnahme ist bereits in Hamburg durchgeführt, doch wünscht Verf. eine generelle Anordnung für das ganze Reich durch den dafür zuständigen Bundesrat. Das Reichsjustizamt steht diesem Vorschlag, der auch im Reichstag zur Sprache kam, im Hinblick auf die Strafgesetzreform sympathisch gegenüber. Auch über die Fürsorgezöglinge, bei denen im Vordergrund der meist psychopathischen Veranlagung moralische, weniger intellektuelle Defekte stehen, sollten Personalbogen angelegt werden und den Militär- und Staatsanwaltschaftsbehörden zu-



gänglich gemacht werden. Nur für die Fürsorgezöglinge mit gutem Intellekt und gesunder ethischer Veranlagung, die lediglich wegen misslicher äusserer Verhältnisse in Fürsorgeerziehung kamen, erübrigt sich diese Massnahme, da diese als vor dem Gesetz vollverantwortlich zu betrachten sind. Verf. regt an, auch diesen Vorschlag dem Reichstag zu unterbreiten zwecks Berücksichtigung bei der Strafgesetzbuchreform. — Clarke (11) betont die Notwendigkeit einer Kastration bei geisteskranken Personen, in Anbetracht der grossen Bedeutung der psychopathologischen Heredität [1]). Das gegenwärtige Material weist noch zahlreiche Lücken auf, für deren Ergänzung Verf. geeignete Vorschläge macht. Weiter führt Verf. aus, dass die grosse Klasse der „dégénérés" für die Gesellschaft noch eine viel grössere Gefahr darstellen, als die eigentlichen Geisteskranken. Endlich wünscht Verf., dass in manchen Fällen unter Hintansetzung des gesellschaftlichen Interesses eine Kastration bei Geisteskranken zulässig sein soll. An den Vortrag des Verfassers schloss sich ein lebhafter Meinungsaustausch an, der im Original nachgelesen werden muss. — Colin (98) berichtet über einen jungen homosexuell veranlagten Menschen, der aus Eifersucht einen seiner „Liebhaber", mit dem er zusammenwohnte, umbrachte. Der Beweggrund zur Tat war darin zu erblicken, dass der Getötete mit Geldforderungen herantrat, dass es zu Streitigkeiten kam, in deren Verlauf er mit Aufgabe des Verhältnisses usw. drohte. Verf. wirft die Fragen auf: 1. Muss die sexuelle Inversion als ein Zustand von Geisteskrankheit aufgefasst werden? 2. Muss ein solches Individuum, auch wenn es sonst keine Anzeichen von Geisteskrankheiten bietet, dauernd interniert werden? Verf. bejaht beide Fragen, ganz abgesehen von der nervösen Prädisposition und den früheren Alkoholexzessen des Patienten. — Conradi (12) berichtet über folgenden Fall: Eine Russin, die an Paranoia persecutoria litt und deswegen kurze Zeit in einer englischen Anstalt behandelt worden war, tötete auf der Ueberfahrt von England ihr Kind. In klinischer Hinsicht bietet der Fall, dem einige Bruchstücke aus dem selbstverfassten Lebenslauf der Patientin beigegeben sind, nichts Bemerkenswertes. Ganz kurz geht Verf. auf die forensische Bedeutung der chronischen Paranoia ein unter besonderer Betonung der Gemeingefährlichkeit solcher Kranken. Die vorliegende Arbeit zeigt wieder einmal an einem eklatanten Beispiel, dass man mit der Entlassung von Paranoikern gar nicht vorsichtig genug zu Werke gehen kann [2]). — In der Einleitung bespricht Cramer (13) zunächst die allgemeine Bedeutung der Geisteskrankheiten für die Armee, wie sie zahlenmässig in den jährlichen Sanitätsberichten zum Ausdruck kommt. Seinen eigentlichen Ausführungen schickt Verf. zwei Thesen voraus, nämlich erstens, dass es falsch ist, in jedem Falle den Militärdienst für die relative Häufigkeit der Geisteskrankheiten in der Armee verantwortlich zu machen, und zweitens, dass es im allgemeinen ratsam ist, von der Wiedereinstellung geisteskranker Soldaten auch nach erfolgter Genesung abzusehen. Unter 33 Marineangehörigen, die der Göttinger psychiatrischen Klinik zur Beobachtung überwiesen waren, gehörten 30 zum Typus der Grenzzustände, nur drei litten an Psychosen. In Betracht kommen namentlich die Neurasthenie, die endogene Neurasthenie (degenerative Neurasthenie), die echten Degenerierten, die Hysterie, die traumatischen Charaktere, die Epileptiker, die Imbezillen und Debilen, die Arterio-

---

[1]) Aus der umfangreichen Literatur der letzten Jahre über Kastration bei kriminellen Geisteskranken sei hier noch folgendes erwähnt: Good, Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht 1910; Müller, Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft 1912; Maier, H. W., Nordamerikanische Gesetze gegen Vererbung von Verbrechen und Geistesstörungen. Juristisch-psychiatrische Grenzfragen VIII. 1911. Heft 1—3 und Inaug.-Dissert. Zürich. 1911; Oberholzer, Kastration von Geisteskranken in der Schweiz. Juristisch-psychiatrische Grenzfragen VIII. 1911. Heft 1—3; Juliusburger, Kastration und Sterilisation von Verbrechern und Geisteskranken. Deutsche med. Wochenschr. 1912. Nr. 9. Vgl. ferner die verschiedenen Arbeiten Näckes. Der vorliegende Bericht berücksichtigt ferner die Arbeiten von Daniel (15), Field (18) und Nolan (758), Lydston (42) und v. Sury (78). Vgl. ferner die Arbeiten von M. Fränkel (Die Bekämpfung sexueller Reize und Ueberreize durch Röntgenstrahlen Reichs-Medizinal-Anzeiger 1912 u. a. a. O.). — [2]) Vgl. auch über die forensische Bedeutung der Paranoia chronica die weiter unten in diesem Bericht referierte Arbeit von Eschle.

sklerotiker, die Hirnsyphilitiker und die chronischen Alkoholisten. Die Neurastheniker unterscheiden sich von den endogenen Neurasthenikern wesentlich dadurch, dass sie viel stärker auf körperliche Anstrengungen reagieren. Die einfache nervöse Erschöpfung ist vielfach von pathologischer Angst begleitet. Diese Fälle können sich durch suggestiven Einfluss erheblich bessern. Prognostisch ungünstiger liegen dagegen die Fälle, die mit rasch vorübergehenden Störungen infolge exogener Momente einhergehen. Die echten Degenerierten (dégénérés supérieurs) weisen keine intellektuellen Mängel an sich auf, wohl aber eine abnorme Anamnese. Im allgemeinen zeichnen sie sich durch eine krankhaft gesteigerte Impulsivität aus, die sie oft in Konflikt mit dem Gesetz bringt. Dazu kommt eine pathologische Steigerung der Affekte und Alkoholintoleranz. Oftmals ist der Zustand nicht ein solcher, dass man ihnen den Schutz des § 51 zubilligen kann. Von 17 vom Verf. begutachteten Fällen, welche die verschiedensten zivilen und militärischen Delikte betrafen, konnten sechs nicht exkulpiert werden. Die psychiatrische Begutachtung bietet oft Schwierigkeiten und muss vor allem der Anamnese gerecht zu werden versuchen. Bei Taten, die im Rauschzustand begangen worden sind, muss das Alkoholexperiment herangezogen werden. Die forensische Behandlung der Grenzzustände ist insofern schwierig, als das Gesetz den Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit nicht kennt. Die Behandlung der Degenerierten beim Militär wird sich so zu gestalten haben, dass nur die leichtesten Fälle, bei denen sich ausgesprochene Zwangsvorgänge, schwere Affekte und Alkoholintoleranz ausschliessen lassen, in der Armee belassen werden können, während die übrigen zu entlassen sind, auch wenn ihre Delikte nicht gerade auf Grund des § 51 exkulpiert werden können. Mit den übrigen soll wenigstens ein weiterer Versuch bei der Truppe gemacht werden, namentlich kommt es dabei auf die Eliminierung anderer schädlicher Momente (Tropendienst usw.) an. Mit Strafen lässt sich hier nur selten eine Besserung erzielen. Ganz besondere Schwierigkeiten machen die mit starken moralischen Defekten hervortretenden Fälle, die teils vorgetäuscht, teils übertrieben, teils endlich wirklich vorhanden sein können, in Verbindung mit mehr oder minder ausgesprochen hysterischen Zügen. Die Ueberführung der Simulanten gelingt oft erst durch Ueberlistung. Ist dieselbe erwiesen, so müssen wir mit allen Kräften auf Unschädlichmachung dieser Elemente bedacht sein. In den Fällen von moralischer Idiotie auf degenerativem Boden ohne Intelligenzdefekt kommt es im allgemeinen bei militärischen Vergehen zu einer Freisprechung derartiger Individuen, die den Kompagniedienst nur stören, indem sie ihre Anomalität durch ihre überragende Intelligenz zu kompensieren suchen; sie gehören in die im Vorentwurf zum Strafgesetzbuch vorgesehenen Zwischenanstalten. Die moralischen Idioten auf dem Boden des Schwachsinns sind dagegen zu exkulpieren. Unser Soldaten- und Matrosenstand muss von diesen Fällen unbedingt rein gehalten werden. Leichte somatische Symptome von Hysterie, die Verf. häufiger bei Armee- und bei Marineangehörigen beobachtet hat, sind unerheblich. Dagegen sind Hysterische mit stärker hervortretenden psychischen Anomalien, Krämpfen und Dämmerzuständen vom Heeresdienst auszuschliessen. Meist werden die Symptome der Hysterie schon während der Ausbildungszeit entdeckt; oftmals werden sie absichtlich bei der Musterung verschwiegen, um eine Invalidenrente herauszuschlagen. Ganz besonders macht Verf. auf die forensische speziell militärforensische Bedeutung der hysterischen Dämmerzustände aufmerksam, die oft als Simulation angesprochen werden. Die traumatische psychopathische Konstitution ist charakterisiert durch starke Reizbarkeit im Affekt, Alkoholintoleranz, gelegentlich auch weitgehende ethische Defekte und Dämmerzustände, in denen es zu Konflikten mit den militärischen Disziplinargesetzen kommen kann. Gelegentlich kann sich dieser traumatische Charakter zurückbilden. Ist dies innerhalb eines Vierteljahres nicht der Fall, so empfiehlt Verf. Entlassung aus dem Dienst. Im allgemeinen liegt die Sache so, dass das Trauma nur auf dem Boden einer angeborenen oder erworbenen neuro- oder psychopathischen Anlage zu Psychosen und Grenzzuständen führt. Nur selten ist der Unfall die direkte Ursache der Erkrankung. Epileptiker sind schon, weil über ihnen stets das Damoklesschwert des Dämmerzustandes, abgesehen von der sekundären Demenz hängt, vom Heeresdienst auszuschliessen. Die Frage nach dem Zusammenhang der während der Dienstzeit aufgetretenen Epilepsie mit Dienstbeschädigungen ist sehr schwer und nur auf Grund genauer Recherchen zu entscheiden. Immerhin ist die



Möglichkeit, dass schwere Traumen zu Epilepsie führen, nicht von der Hand zu weisen. Leute mit angeborenem Schwachsinn werden meist schon bei der Musterung oder während der Ausbildungszeit als dienstuntauglich erkannt und sind unbedingt zu entlassen. Arteriosklerose und Hirnsyphilis betreffen meist ältere Offiziere und höhere Subalternchargen. Bei Arteriosklerose ist am besten Pensionierung anzuraten, ohne erst abzuwarten, bis es zu schwereren somatischen und psychischen Erscheinungen kommt. Die Lues cerebri ist prognostisch insofern günstiger gestellt als die betreffenden Patienten nach einer energischen antiluetischen Kur mitunter noch jahrelang ihren Dienst zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten versehen können. Bezüglich der zerebrospinalen und spinalen Syphilis liegt freilich die Sache nicht so günstig. Fälle von chronischem Alkoholismus, die relativ selten vorkommen und meist ebenfalls ältere Militärpersonen betreffen, äussern sich bei Militärpersonen meist als Soldatenmisshandlungen. In solchen Fällen muss auf dauernde Entfernung gedrungen werden. Zum Schluss legt Verf. noch besonderen Wert darauf, dass den Militärbehörden namentlich über frühere Fürsorgezöglinge, die bekanntlich ein Hauptkontingent zu den Grenzzuständen stellen, seitens der Zivilbehörde weitgehende Auskünfte erteilt werden, um eine Einstellung solcher Elemente in die Armee von vornherein im Interesse des Dienstes und der militärischen Disziplin zu verhindern [1]). — Crasemann (14) macht folgenden Vorschlag: 1. Die volljährigen geistig Minderwertigen sind, soweit gesetzlich zulässig, zu entmündigen. 2. Sie sind einer staatlichen (amtlichen) Berufsvormundschaft zu unterstellen. 3. Sie unterstehen damit ständiger staatlicher (amtlicher) und damit wirksamer Schutzaufsicht der Berufsvormundschaft, sei es, dass sie interniert sind, sei es, dass sie sich in Freiheit bewegen. 4. Es sind besondere sogenannte Bewahrungsanstalten, zur Aufnahme und Bewahrung der Unsozialen zu schaffen. 5. Die Erzeugnisse der Gewerbetätigkeit innerhalb der Internate sind nicht in den Handel zu bringen, wohl aber vom Staate zu übernehmen [2]). — Daniel (15) bringt ein umfangreiches statistisches Material zur Hereditäts- und Kastrationsfrage bei Geisteskranken. Auf die zahlreichen interessanten Einzelheiten, die sich dabei ergeben haben, kann im Rahmen eines Referats nicht eingegangen werden. Nur zwei Punkte seien hervorgehoben:

| | Sohn | Tochter | Total |
|---|---|---|---|
| Vater überträgt die Geisteskrankheit auf . . . | 7 | 9 | 16 |
| Sterilisation hätte die Geburt verhindert . . . | 1 | 1 | 2 |
| Mutter überträgt die Geisteskrankheit auf . . | 8 | 13 | 21 |
| Sterilisation hätte die Geburt verhindert . . . | 0 | 3 | 3 |
| Die Eltern übertragen die Geisteskrankheit auf | 15 | 22 | 37 |
| Sterilisation hätte die Geburt verhindert . . . | 1 | 4 | 5 |

Ferner: Eltern geisteskrank aber nicht in der Anstalt 17 Fälle, Geisteskrankheiten konnten nicht ermittelt werden 26 Fälle, Eltern begingen Selbstmord 6 Fälle. Weiterhin ist noch bemerkenswert der vom Verf. aufgestellte Vererbungsmodus: 1. Vom Vater auf den Sohn: Manie — Dementia praecox; 2. vom Vater auf die Tochter: rekurrierende Manie — rekurrente Manie; 3. von der Mutter auf die Tochter: Manie — Dementia praecox; 4. von der Mutter auf die Tochter: rekurrierende Manie — klimakterische Melancholie; 5. von der Mutter auf die Tochter: Melancholie — Melancholie. In der Diskussion zu dem vorliegenden Vortrag wurden eine Reihe interessanter Gesichtspunkte vorgebracht, so dass sich das Studium desselben im Original lohnen dürfte. — Dasjenige Gebiet der forensischen Psychiatrie, auf dem in den letzten Jahren wohl am intensivsten gearbeitet worden ist, ist unzweifelhaft die Behandlung der Jugendlichen und Fürsorgezöglinge vor Gericht. Ausser den in diesem Bericht referierten Arbeiten von Brunnlechner (9), Delitsch (16), Gifford und Goddlard (19), Graf Gleispach (20), Gudden (22), Guilhermet (23), Hinrichs (28), Jödicke (31), Major (44, 45, 46), Marinè (49), Moeli (43), Müller (57), Räcke (59), Rupprecht (63), Schenk (66), Schuppius (70), liegen noch

[1]) Vgl. hierzu die Arbeit Jüttners (32), eines Cramer-Schülers. — [2]) Vgl. damit besonders die weiter unten in diesem Bericht referierten Vorschläge von v. Hessert (27).





eine Reihe weiterer Veröffentlichungen von Hellwig[1]), Major[2]), Mönkemöller[3]), Redepennig[4]), Rupprecht[5]), Schnitzer[6]), Schott[7]), Thoma[8]), Weyert[9]) u. a. vor, auf die wir wegen der Fülle der darin enthaltenen Einzelheiten an dieser Stelle nicht näher eingehen können und wegen der Eindeutigkeit der daraus aus ihnen sich ableitenden Ergebnisse auch nicht zurückzukommen brauchen. Um so mehr verdienen jene Publikationen unsere Beachtung, die sich mit der sozialen Fürsorge der ehemaligen Hilfsschüler beschäftigen. Wir erwähnen hier besonders die Arbeit eines alten Hilfsschulpraktikers wie Delitsch (16), der folgende Mittel der sozialen Fürsorge für die aus der Hilfsschule Entlassenen empfiehlt: 1. Eingehende Unterstützung der Eltern durch die Schule bei der Berufs- und Stellungswahl. 2. Angliederung von Fortbildungsschulklassen an die Hilfsschule. 3. Jährlich wiederkehrende statistische Erhebungen über Arbeitsverhältnis und sittliche Führung der ehemaligen Hilfsschüler bis zur Mündigkeit. 4. Gründung von Arbeitslehrkolonien für männliche und weibliche halbe Kräfte. 5. Prämiierung von Arbeitgebern, die halbe Kräfte mit gutem Lehrerfolge dauernd beschäftigen und menschlich behandeln. 6. Uebertragung der Schutzaufsicht über die geistig beschränkten Jugendlichen an geeignete freiwillige Fürsorger, in erster Linie an Hilfsschullehrer. Antrag auf Bevormundung, ja Fürsorgeerziehung gefährdeter ehemaliger Hilfsschüler. — Deutsch (99) berichtet über einen 39 Jahre alten, intelligenten Arbeiter, der sich an die Brünner Fürsorgestelle um Rat gewendet hat. Er hat als Knabe und Jüngling stark onaniert, auch mit Mädchen geschlechtlich verkehrt, ist seit 12 Jahren verheiratet, Vater zweier Kinder. Im Alkoholgenuss ist er sehr mässig, trinkt nur gelegentlich $^1/_2$—1 Liter Bier. Danach ist er immer stark sexuell angeregt, fühlt immer das Gelüste, sich an jugendliche männliche Personen heranzudrücken und ihr Genitale zu betasten. Bei solcher Gelegenheit liess er sich einmal hinreissen, einen Burschen, den er traf, in ein Gasthaus mitzunehmen, ihm ein Glas Bier zu zahlen und unter dem Tisch sein Genitale zu betasten; er entging nur mit Mühe der strafgerichtlichen Verfolgung. Er lebt seit der Zeit vollständig abstinent, im nüchternen Zustande ist seine Libido nur auf das weibliche Geschlecht gerichtet, er hat sogar Widerwillen und Abscheu vor homosexueller Betätigung. Rausch und moralische Minderwertigkeit sind in diesem Falle ausgeschlossen, ebensowenig ist Intoleranz gegen Alkohol anzunehmen. Es handelt sich wohl um latente Bisexualität, die zum Vorschein kommt, wenn die Hemmungen durch Alkohol ausgeschaltet werden[10]). — Dodel (100) bringt einige kasuistische Beiträge zum Kapitel der sadistischen Verbrechen, die um deswillen beachtenswert sind, als ihnen das amtliche Material des Kgl. Polizeipräsidiums in Berlin über die Mordsache Günther zugrunde liegt. — Im Anschluss an einen früheren Fall von Suicidium menstruale[11]) referiert Boas (7) über einen von Elpermann[12])-Kiel behandelten Fall. Er betrifft eine Frau von 34 Jahren. Ihr Bruder endete durch Selbstmord. Der Mann wurde sechs

---

[1]) Hellwig, Die Schädlichkeit von Schundfilms für die kindliche Psyche. Aerztl. Sachverständigen-Ztg. 1911. Nr. 77. — [2]) Major, Zur Psychopathologie jugendlicher Krimineller. Monatschr. f. Psychiatrie u. Neurologie. XXXI. Ergänzungsheft. Vgl. ferner St. Petersb. Med. Wochenschr. 1911 u. a. O. — [3]) Mönkemöller, Zeitschr. für die Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns. 1911. Ferner: Zur Kriminalität des Kindesalters. K. Gross' Arch. 1911 und anderweitige Publikationen desselben Verf. — [4]) Redepennig, Richtlinien für die Behandlung psychopathischer Fürsorgezöglinge. Der Monatsbote aus dem Stephansstift, 1912. Nr. 1. — [5]) Rupprecht. Kindlicher Schwachsinn und Straffälligkeit Jugendlicher. Arch. f. Psychiatrie. XLVIII. 1911. — [6]) Schnitzer, Die Mitwirkung des Psychiaters bei der Fürsorgeerziehung. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. V. Heft 1. — [7]) Schott, Psychiatrie und Fürsorgeerziehung in Württemberg. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. LXIX. — [8]) Thoma, Untersuchungen an Zwangszöglingen in Baden. Ebenda. LXVII. — [9]) Weyert, Untersuchungen an ehemaligen Fürsorgezöglingen im Festungsgefängnis. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. LXIX. Vgl. auch die weiter unten in diesem Bericht referierte Arbeit von Schenk (66). — [10]) Vgl. über das Thema „Alkohol und Homosexualität" auch die Arbeit von Näcke (124). Siehe weiter unten in diesem Bericht. — [11]) Boas, Suicidium menstruale. Ein Beitrag zum psychischen Verhalten des Weibes während der Menstruation. Jahrg. 1910 dieser Zeitschr. — [12]) Elpermann, Inaug.-Dissert. Kiel. 1909.

Wochen nach der Heirat wegen Epilepsie und Tobsuchtsanfällen in die Irrenanstalt gebracht. Nach der Entbindung eines gesunden Kindes wurde die Patientin unterleibskrank und fünf Jahre später wurden beide Ovarien wegen chronischer Entzündung exstirpiert. Danach psychische Veränderungen. Sie machte Verkehrtheiten, wurde melancholisch, war in pekuniären Sorgen, die eine gewisse reelle Basis hatten, und äusserte Lebensüberdruss. Vor dem Eintritt der Menses (trotz der doppelseitigen Ovariektomie?) hatte sie stets schlimme Tage und wusste nicht, was sie tat, während der Menses psychisches Gleichgewicht. In einem solchen Zustand versuchte sie, sich und ihre zwei Kinder durch Leuchtgas zu töten. Ins Leben zurückgerufen, hatte sie totale Amnesie für die Tat[1]). — Eschle (17) berichtet über folgenden Fall: Eine 72jährige Pfründnerin, die ihr Leben als Gouvernante oder in ähnlichen Stellungen gefristet hatte, fiel ihrer Umgebung zunächst durch ihren Geiz und die Vernachlässigung ihrer äusseren Person auf, mit der ihr hochmütiges Wesen durchaus nicht in Einklang zu bringen war. Wegen vollständiger Ertaubtheit kam sie in ein Damenstift, wo sie durch ihr unverträgliches und ablehnendes Wesen, ihr reduziertes Exterieur und ihren Sammeltrieb auffiel. Ganz besonders trat ihre Unreinlichkeit hervor, die schliesslich die drastischsten Formen annahm. Sie bewahrte ihr Essen im Nachtgeschirr auf, das sie anderen Personen als Waschgeschirr anbot, gönnte sich nur alle drei Tage frisches Essen, obschon sie mit Mitteln versorgt war, war im Gesicht so schmutzig, dass sie fast den Eindruck eines Bartweibes machte, kochte vom Bett aus mit einer Petroleumlampe mit abgebrochenem Zylinder. Aus diesen Gründen wurde sie einer Anstalt überwiesen. Bis auf ihren absonderlichen Lebenswandel zeigte sich die Patientin für ihr Alter ganz geordnet, auch körperlich noch recht frisch. Sowie aber das Gespräch auf ihre Eigentümlichkeiten kam, fiel sie durch die Inkonsequenz des Urteils und Gedankenganges, ferner durch Beeinträchtigungs-, Verfolgungs- und Grössenideen auf. Dies erklärte ihr ablehnendes Wesen gegen ihre gesamte — männliche und weibliche — Umgebung. In der Anstalt kehrte sie langsam zur Reinlichkeit und gewisser Ordnung zurück, obgleich sie noch immer an ihren alten schäbigen Sachen hing. Auch der Sammeltrieb bestand noch deutlich fort. Körperlich erholte sie sich auffallend gut. Die genannten Symptome liessen den Verf. die Diagnose auf paranoide Form der senilen bzw. praesenilen Demenz stellen. Demzufolge kam er in seinem Gutachten zu dem Ergebnis, dass die Patientin wegen Verfalles in Geisteskrankheit zu entmündigen sei, welchem Antrag auch vom Gericht stattgegeben wurde. — Field (18) bespricht die Möglichkeiten der Eheverhinderung bei kranken Individuen. Vor der weiteren praktischen Anwendung eugenetrischer Prinzipien wäre eine systematische Untersuchung der gesamten Bevölkerung wünschenswert. — Francotte (101) formuliert betreffs der psychiatrisch-forensischen Gutachtertätigkeit folgende Wünsche: 1. Das gerichtliche Protokoll soll den Sachverständigen zugänglich gemacht werden, wenn das Gutachten den Geisteszustand des Angeklagten betrifft. 2. Der Sachverständige soll berechtigt sein, Zeugen durch den Untersuchungsrichter vernehmen zu lassen. Er soll dem Verhör der Zeugen und des Angeklagten beiwohnen und an diese Fragen richten dürfen. 3. In schwierigen Fällen soll man den Angeklagten zum Zweck einer genauen psychiatrischen Beobachtung für einen Zeitraum von höchstens sechs Wochen einer psychiatrischen Klinik oder, falls eine solche nicht vorhanden, einer Irrenanstalt überweisen dürfen. — Friedrich (102) meint, „der deutsche Richter brauche nicht von jeder Art des Alkoholgenusses die Degeneration des Deutschtums zu befürchten." Er wird am sichersten gehen, wenn er pro et contra vorsichtig abwägt und sich nicht mit der Feststellung der Tatsache der Trunkenheit genügt, sondern auch den Motivationen nachgeht, welche den Einfluss des Alkohols auf die Willensbetätigung nachweislich hergestellt haben. Den Bestrebungen der Abstinentenvereine, des Guttemplerordens u. a. steht Verf. einigermassen skeptisch gegenüber und schätzt die Tätigkeit

[1]) Vgl. über menstruelles Irresein und deren forensische Bedeutung die Arbeiten von Wolter, Inaug.-Dissert. Kiel. 1910; Haffner, Inaug.-Dissert. Erlangen. 1912 und Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. 1912 und König, Ueber das menstruelle Irresein. Berl. klin. Wochenschr. 1912 (daselbst Zusammenstellung der nach meiner Arbeit erschienenen Literatur).







der Mässigkeitsvereine, der Vereine zur Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs und der Fürsorgevereine höher ein. — Friedrich (103) äussert sich über die strafrechtliche Bedeutung des manisch-depressiven Irreseins und der Dementia praecox wie folgt: Bei manisch-depressivem Irresein löst die Stimmungsanomalie die eigentlichen Handlungen aus. Erst in zweiter Linie sind die Halluzinationen und Wahnvorstellungen zu nennen. Auch bei der Dementia praecox spielen die letzteren anscheinend eine geringere Rolle. In erster Linie sind es die sogenannten impulsiven Handlungen, welche zu Vergehen gegen die öffentliche Ordnung führen. Zu bedenken bleibt dabei allerdings, dass das, was den Sachverständigen als impulsive Handlung imponiert, oft nur deshalb impulsiv erscheint, weil es nicht möglich ist, die erforderlichen Aufschlüsse über eventuelle Halluzinationen und Affektstörungen von dem Patienten zu erhalten, wie das ja auch bei den in hysterischem Dämmerzustande vorkommenden Impulsionen der Fall ist. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass auch bei diesen Handlungen Stimmen oder Gestalten eine Rolle spielen. Bei den Fällen, in denen der Charakterveränderung das Delikt zur Last gelegt wird, ist das Fehlen der ethischen Vorstellungen in erster Linie wesentlich. Bei Eigentumsdelikten kann eventuell wohl auch das Fehlen von Gegenvorstellungen die Straftat auslösen. — Gault (104) kritisiert den Wert der Entlassung von kriminellen Geisteskranken und spricht sich in Fällen, in denen keine soziale Genesung zu erwarten steht, unbedingt für lebenslängliche Internierung aus. Alle sentimentalen Bedenken, die man etwa dagegen geltend machen könnte, sind fallen zu lassen. — Speziell auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Amerika zugeschnitten ist der Aufsatz von Henry H. Goddard[1]) (105), über die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Jugendlichen, auf den hiermit kurz hingewiesen sei. — Nach Gifford und Goddard (19) waren von 100 Fällen des Jugendgerichtshofes zu Newark 34 weniger als vier Jahre zurück, 66 ausgesprochen schwachsinnig. Betrachtet Raecke in seinem weiter unten referierten Bericht die amerikanische Fürsorgeerziehungsanstalten mit dem Auge des Psychiaters, so urteilt der bekannte Grazer Jurist Graf Gleispach (20) über verschiedene amerikanische Jugendstrafanstalten. Als einen Fehler der von ihm besichtigten Anstalten hebt er die Aufnahme besserungsunfähiger Elemente in die Reformatories und die Errichtung von Massenanstalten hervor. Dagegen zeigt sich der Vorteil des amerikanischen Systems darin, dass der Strafvollzug in den Vereinigten Staaten prospektiv, bei uns dagegen im wesentlichen retrospektiv ist[2]). — Goronzek (107) fasst seine Beobachtungen über Tätowierungen bei Soldaten[3]) in folgenden Schlusssätzen zusammen: 1. Tätowierungen sind bei Soldaten selten (1 %), sie finden sich bei Bestraften nicht so häufig wie bei Unbestraften (2,9 % bestrafte Tätowierte). 2. Tätowierungen werden vor der Dienstzeit gemacht, zum Teil in früher Jugendzeit, während der Dienstzeit sehr selten. 3. Man findet die gleiche Art von Bildern und Zeichnungen bei bestraften und unbestraften, körperlich und geistig gesunden, wie geistig minderwertigen und geistig kranken Leuten. 4. Die Bilder werden willkürlich ausgewählt und lassen infolgedessen keinen Schluss zu auf Beruf, Charakter, Neigungen, Kriminalität. 5. Tätowieren ist in der Kindheit Nachahmungstrieb und Spielerei, später Modesache und Zeichen der Langeweile, es dient vielfach dem Gelderwerb. 6. Tätowierungen können nicht zu den sogenannten Degenerationszeichen gerechnet werden. — Goob (108) führt in einer bemerkenswerten Arbeit etwa folgendes aus: Nach Art. 28 des Bundesgesetzes über Zivilstand und Ehe ist Geisteskranken und Blödsinnigen das Eingehen einer Ehe verboten. Art. 97 des neuen Zivilgesetzbuches schliesst ferner Geisteskranke von der Ehe aus und knüpft die Ehefähigkeit an das Bestehen der Urteilsfähigkeit. Gewohnheitsgemäss wurden aber bisher und werden wohl auch in Zukunft diese Gesetzesbestimmungen lax gehandhabt und Geisteskranke und hochgradig Schwachsinnige getraut. Die dauernde Raumnot in den Irren-

[1]) Eine weitere Arbeit desselben Verfassers hat die Sterilisationsfrage asozialer Individuen zum Gegenstande. — [2]) Vgl. über das amerikanische Fürsorgewesen die oben zitierte Arbeit von Raecke (59) und die weiter unten in diesem Bericht referierte Arbeit von Gudden (22), über das niederländische Fürsorgewesen die Arbeit von L. Müller (57). — [3]) Vgl. darüber auch die Arbeiten des französischen Oberstabsarztes Boigey (Versailles) in La nouvelle Iconographie de la Salpêtrière u. a. a. O.



anstalten bringt es mit sich, dass Geisteskranke, wenn sie das akute Stadium ihrer Krankheit überstanden haben und für sich und andere nicht mehr gefährlich erscheinen, aus den Anstalten entlassen werden müssen; dadurch werden sie in die Lage versetzt, Kinder zu zeugen, und es drängt sich immer wieder die Frage auf, ob es nicht wünschbar wäre und gestattet sein sollte, unheilbare Geisteskranke von der Fortpflanzung auszuschliessen. Mit Gesetzesbestimmungen, welche die Ehefähigkeit beschränken, lässt sich dies nicht erreichen; denn der Geschlechtstrieb lässt sich nicht durch Gesetze regeln und durch strenge Handhabe der Eheverbote würde sich die Zahl der unehelichen Kinder vermehren. Die Indikation zur Sterilisation Geisteskranker ist daher gegeben und die Sache des Gesetzgebers ist es, derselben einen gesetzlichen Boden zu schaffen. Die schweizerischen Irrenärzte haben in ihrer Jahresversammlung 1905 einstimmig eine Resolution angenommen, welche die Berechtigung der sozialen Indikation zur Sterilisation Geisteskranker anerkannte, sie haben sich damit unter sich einen Halt gegeben, ohne sicher zu sein, eventuell bei den durch sie ausgeführten Sterilisationen vom Richter geschützt zu werden. Zu betonen ist, dass es sich nicht um Kastration, d. h. um die operative Entfernung der Geschlechtsdrüsen handelt, sondern um Sterilisation. Bei Männern wird dieser Zweck erreicht durch Vasektomie, ein Eingriff, der ohne allgemeine Narkose ausgeführt werden kann. Die entsprechende Operation bei den Frauen, die Tubenresektion, gestaltet sich allerdings schwieriger; sie bedingt allgemeine Narkose und Eröffnung der Bauchhöhle. Die nunmehr sicher festgestellte Tatsache, dass durch Röntgenstrahlen Menschen unblutig und schmerzlos sterilisiert werden können, dient der sozialen Indikationsstellung zur Sterilisation in hervorragendem Masse. Es wird zu diesem Verfahren sowohl von den Kranken als den Angehörigen viel leichter die Zustimmung zu erhalten sein, schlimme Nebenwirkungen treten nicht auf und, was sehr wichtig ist, ausser der Zeugungsunfähigkeit bleibt das Geschlechtsleben unbeeinflusst. Indiziert ist die Sterilisation bei unheilbar Geisteskranken, schwer Degenerierten und moralischen Idioten, wenn sich dieselben im zeugungsfähigen Alter befinden und aus irgend einem Grund in die Freiheit versetzt werden sollen; die Indikation wird in erster Linie gestellt, um die Zunahme psychischen Misswuchses zu verhindern. Es ist ein Unrecht und Unglück für die Familie, die Gemeinde, den Staat, wenn durch Menschen, die unheilbar geisteskrank sind, Kinder gezeugt werden, das grösste Unglück aber ist es für die Kinder selbst, unter solchen Auspizien geboren zu werden. Verf. illustriert an einigen selbst beobachteten Beispielen diese Indikationsstellung und bespricht dann die Bedenken, die gegen seine Stellungnahme gemacht werden können. Hierbei kommt es auf die Auffassung über die ärztliche Berufspflicht an. Hafter sagt hierüber: „Wenn man davon ausgeht, dass der Staat die Erhaltung des menschlichen Lebens und der Gesundheit als Zweck der Tätigkeit des Arztes anerkennt, dass er aber zugleich damit die Mittel billigen muss, die von der ärztlichen Wissenschaft als zur Erreichung des Zweckes erforderlich bezeichnet werden, so ist dadurch dem Begriff der Berufspflicht der richtige Ausdruck und Inhalt gegeben." Nun erklärt die ärztliche Wissenschaft, es bestehe eine soziale Indikation zur Sterilisierung Geisteskranker. Wenn man nun den Begriff der ärztlichen Berufspflicht etwas weiter fassen könnte und darunter nicht nur eine Erhaltung von Leib und Leben verstehen würde, sondern auch eine Sanierung der Rassen durch Ausschaltung kranker Elemente von der Fortpflanzung, so wäre der Eingriff auch vor dem Strafrecht gerechtfertigt. Anfragen bei juristischen Instanzen in St. Gallen und Bern haben aber ergeben, dass eine genügend sichere Ansicht über diese Frage nicht vorhanden und dass grössere Klarheit nötig ist. Die juristischen Ueberlegungen führen dazu, dass es notwendig erscheint, in Art. 25 des Entwurfs zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch ausdrücklich die Sterilisierung Geisteskranker auf soziale Indikation hin zu erlauben und zu Recht bestehend anzuerkennen. Als Bedingungen zur Ausführung einer Sterilisierung auf soziale Indikation hin, verlangt Good folgendes: 1. Sie kann ihre Anwendung nur bei Geisteskranken oder trunksüchtigen Eheleuten in zeugungsfähigem Alter finden, wenn dieselben in Verhältnisse kommen, in welchen sie wieder Gelegenheit zu legalem Geschlechtsverkehr bekommen. 2. Die Indikation zum sterilmachenden Eingriff soll motiviert und schriftlich von drei erfahrenen Aerzten gestellt werden. 3. Zur Ausführung ist die schriftliche Einwilligung des Gewaltinhabers des betreffenden Kranken nötig. Die Zustim-

mung des Kranken soll, wenn immer möglich, auch beigebracht werden. 60 % aller Geisteskranken sind erblich belastet, davon $^{2}/_{3}$ direkt; die aufgeworfene Frage hat also für das Volkswohl eine eminente Bedeutung, und es ist nachgewiesen, dass von einzelnen Kranken oder Alkoholikern nach Dutzenden zählende krankhafte Nachkommen vorhanden sind, und wenn auch jährlich in der Schweiz nur einzelne derartige Kranke von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden können, so würde sich dies sehr bald in vorteilhafter Weise bemerkbar machen. — Göring (109) resumiert seine Vorschläge bezüglich der Reform des deutschen Strafgesetzbuches in folgenden Schlusssätzen: 1. Die Krankheitsbezeichnung in § 63, I sind zu eng gefasst. 2. Der Ausdruck „freie Willensbestimmung" ist ungeeignet. 3. Ueber die verminderte Zurechnungsfähigkeit sollen noch Erhebungen stattfinden. 4. Liegen bei dem Täter Abweichungen des psychischen Lebens vor, soll dem richterlichen Ermessen möglichste Freiheit gelassen werden. 5. Die Berücksichtigung des Geisteszustandes vermindert Zurechnungsfähiger beim Strafvollzug ist am Platze. 6. Wer trotz seiner Minderwertigkeit bestraft werden konnte und musste, gehört wegen dieser Minderwertigkeit nachträglich nicht in eine Heil- oder Pflegeanstalt. 7. Auch bei Freisprechung auf Grund des § 63 muss die Täterschaft festgestellt werden. 8. Die Frage, von wem und wann die Verwahrung und Entlassung anzuordnen ist, muss nochmals erwogen werden. 9. Die Bestimmungen über die selbstverschuldete sinnlose Trunkenheit sind ungeeignet. 10. Die Einweisung in eine Trinkerheilanstalt soll unabhängig sein von Strafhöhe und -art und auch bei Freisprechung zulässig sein. 11. Die Bestimmungen über Trunksucht und Trunkenheit sind möglichst zusammenzufassen. 12. Heil-, Pflege- und Erziehungsanstalten sind keine Strafanstalten für jugendliche Verbrecher. 13. Strafschärfungen sollen bei vermindert Zurechnungsfähigen nicht ausgesprochen werden. 14. Die bedingte Strafaussetzung ist für Erwachsene ebenso empfehlenswert, wie für Jugendliche. 15. Die vorsätzliche Befreiung von Geisteskranken ist unter Strafe zu stellen. — Gudden (21) berichtet über folgenden Fall: Es handelte sich um eine 48 jährige, den besten Kreisen angehörende Gesellschaftsdame, die insgesamt wegen sieben Diebstählen angeklagt war. Bei der Vernehmung gab Patientin noch spontan eine weitere Reihe ähnlicher Delikte zu. Sie wurde zunächst zu 15 Tagen Gefängnis verurteilt, die durch die Untersuchungshaft als verbüsst angesehen wurden. Patientin beruhigte sich nicht bei diesem Urteil. Die Untersuchung durch den Verf. ergab nun, dass die Patientin an Zwangsvorstellungen litt und dass speziell die „Erwartungsangst" auf den verschiedensten Gebieten bei ihr in die Frscheinung trat. Auch das jüngst eingetretene Klimakterium und die kurz und während der Diebstähle vorhandenen Migränezustände wurden als mildernde Momente betont. Patientin wurde daraufhin auf Grund des § 51 exkulpiert, Wenige Monate nach der Verhandlung fühlte sich die Patientin wesentlich freier, erklärte, sie habe „Proben" gemacht und leide nicht mehr unter Stehldrang. — Guddens (23) Arbeit ist der Niederschlag dessen, was der Verf. bei einer psychiatrischen Studienreise in der neuen Welt gesehen hat. Seine bemerkenswerten Ausführungen, die in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Vorschläge zum neuen Strafgesetzbuch gehört zu werden verdienen, Gegenstand lebhafter Diskussionen sind, müssen im Original selbst studiert werden, da Verf. nicht nur einfach das, was er mit kritischen Augen geschaut, auch dem Leser vorführt, sondern daran beachtenswerte Vorschläge für Reformen bei uns knüpft. Um dem Leser von der Stellungnahme des Verf. zu dem Problem der Jugendlichen-Kriminalität ein Bild zu geben, führt Referent hier die Schlussworte des Verf. an: „Dass die reine Vergeltungsstrafe mit ihrer zeitlich genauen Fixierung weder einen wirksamen Schutz für die Gesellschaft, noch eine Besserung des Verbrechers und eine Minderung der Kriminalität herbeizuführen vermag, ist eine Tatsache, welche die Anhänger der Vergeltungstheorie durch allen Widerspruch nicht aus der Welt schaffen können. Das Verbrechen ist, wie vor kurzem erst Kraepelin treffend ausgeführt hat, eine „soziale Krankheit" und muss daher als solche behandelt werden. Unter den Mitteln, welche diese soziale Krankheit einschränken und namentlich die verbrecherische Jugend wieder auf gute Bahnen leiten können, haben sich die in Amerika eingeführten Institutionen zweifellos glänzend bewährt, so dass ihre Uebertragung nach Deutschland nur von Segen sein könnte. Was jetzt in Deutschland Jugendgericht heisst, ist nur ein Schema ohne Fleisch und Blut, weil es nach wie vor mit Gefängnis operiert und hier

die hochentwickelten Erziehungsanstalten und ein wohlorganisiertes Fürsorge- und Schutzaufsichtssystem fehlen. So lange der Staat sich nicht, wohlbemerkt nicht zuletzt zu seinem eigenen finanziellen Vorteil, zu einer gründlichen Aenderung in der Behandlung jugendlicher Krimineller aufrafft, werden alle seine schönen Gesetze über Zwangserziehung wertlos bleiben und die Wohltat der bedingten Verurteilung wird zur Plage." Dieser Kampfesruf gegen die modernste aller Institutionen: das Jugendgericht, in dessen Verurteilung der Verf. nicht allein dasteht, gibt einen Einblick in die Probleme, die Verf. in der vorliegenden Schrift erörtert. Das eingehende Studium ist daher dem Arzt, besonders dem Psychiater, dem Richter und darüber hinaus jedem Freunde unserer Jugend dringend ans Herz zu legen. — Guilhermet (23) erörtert die psychologische Grundlage der kindlichen Lüge und macht besonders auf die Gefahren der kindlichen Zeugenaussagen bei Sexualdelikten aufmerksam. Das Kind kommt den Fragen des Untersuchungsrichters instinktiv entgegen und hat durch seine Aussagen schon manchen Unschuldigen um Ruf und Ehre gebracht [1]. — Glaser (24) führt in seiner Arbeit etwa folgendes aus: Wenn ein Kranker im Zustande des hypomelancholischen oder hypomanischen Stadiums eine strafbare Handlung begeht, ist ihm der Schutz des § 51 zuzubilligen. Wird eine strafbare Handlung im freien Intervall begangen, so kann er als vermindert zurechnungsfähig, d. h. als zurechnungsfähig trotz psychischer Mängel, angesehen werden, wobei dann die vorhandenen krankhaften Züge als strafmildernd in Betracht zu ziehen sind. Entmündigt sollte der Kranke in den leichteren Fällen nicht werden, sondern wenn es möglich und notwendig ist, für die Zeit des Anfalls einer Pflegschaft unterworfen werden, die beim Einsetzen des Intervalls wieder aufgehoben werden soll. Ein Testament des Kranken hat im allgemeinen nur dann Gültigkeit, wenn es in der Zeit des Intervalls aufgestellt wurde. Die Zeugnisfähigkeit soll von Fall zu Fall entschieden werden. Glaser führt dann 2 Fälle von zirkulärem Irresein an, bei denen ein Entmündigungsantrag gestellt wurde. In klinischer Hinsicht sind beide Fälle durch ein im höheren Alter eintretendes paranoisches Endstadium bemerkenswert, das durch Fehlen von Störungen des Gedächtnisses und der Merkfähigkeit und Vorhandensein einer Urteilsschwäche charakterisiert war. In beiden Fällen wurde der Zustand durch die langjährige Internierung in ungünstigem Sinne beeinflusst, so dass Verf. meint: „Die Entmündigung und Internierung leichterer Fälle von zirkulärem Irresein und konstitutioneller Erregung mit manischen Zügen wird oftmals unumgänglich notwendig sein, obgleich nicht zu verkennen ist, dass die vorhandenen psychischen Störungen durch diese Massnahme direkt eine Verschlimmerung erfahren können und oft erfahren [2]. — Zu den hohen Verdiensten von Hans Gross (25), die sich der Begründer der Kriminalistik als Wissenschaft, als Verfasser mehrerer über die eigentlichen Fachkreise hinaus bekannt gewordenen Bücher u. a. des Handbuchs für Untersuchungsrichter und des Sammelwerkes über Kriminalpsychologie, und als Herausgeber des rühmlichst bekannten, jetzt im 51. Bande stehenden Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik bereits erworben hat, kommt jetzt ein weiteres, nämlich die Schaffung eines kriminalistischen Institutes an der Universität Graz. Aus dem Programm heben wir hervor, dass die Aufgabe des neuen Institutes in folgendem bestehen soll: 1. Abhaltung von Vorträgen; 2. Schaffung einer Handbibliothek, 3. Errichtung eines Kriminalmuseums, 4. Errichtung eines Laboratoriums, 5. Gründung einer kriminalistischen Station. Als Publikationsorgan soll das vorerwähnte Grosssche Archiv dienen. Wir können an dieser Stelle nicht näher auf die Details, die das Programm enthält, eingehen, möchten aber schon jetzt eine hervorragende Förderung der kriminalistischen Wissenschaft, sowie sekundär der gerichtlichen Medizin und Psychiatrie erwarten. Dafür bietet der anerkannte Name des Leiters sowie seiner Mitarbeiter u. a. Pfeiffer-Graz vollauf Gewähr. Freilich ist auf ein Bedenken hinzuweisen, nämlich die Gefahr der Kollision mit dem Fache der gerichtlichen Medizin, das, soviel ich unterrichtet bin, an der Grazer Univerität durch einen Extraordinarius

[1] Vgl. hierzu auch die weiter unten in diesem Bericht referierte Arbeit von Major (44). — [2] Vgl. über forensische Bedeutung der Melancholie die weiter unten in diesem Berichte referierte Arbeit von Rodiet (62).



(Pfeiffer), dem ein eigenes Institut untersteht, vertreten ist. Jedoch wird das gemeinsame Arbeiten diese scheinbaren Gegensätze gewiss überbrücken. Wir rufen dem jüngsten Institut der Grazer alma mater und ihrem Leiter ein herzliches Glückauf! zu. — Heines (25) Arbeit stellt im wesentlichen ein kritisches Sammelreferat dar. Eigene Beobachtungen werden nicht bekannt gegeben. Das Literaturverzeichnis umfasst 115 Nummern. Die wichtigsten Punkte fasst Verf. in folgenden Leitsätzen zusammen: 1. Die Amnesie kann unter Umständen das einzige Symptom sein, das auf eine vorhergegangene Bewusstseinstörung hinweist. 2. Die Amnesie ist, wenn sie auch unter Umständen gänzlich fehlen kann, immerhin noch ein wichtiges Symptom zur Diagnose der Dämmerzustände, das allerdings der Gefahr der Simulation wegen nur in Gemeinschaft mit anderen Symptomen Verwendung finden darf. 3. Handlungen, die in eine Periode fallen, für welche später die als eine einfache Amnesie bezeichnete Art der Erinnerungslosigkeit besteht, sind nach § 51 des St.G.B. straffrei. Ebenso besteht bei derartigen Handlungen des § 827 des B.G.B. für etwaigen durch dieselben erwachsenden Schaden keine zivilrechtliche Verantwortlichkeit. Willenserklärungen, welche in der Periode abgeschlossen sind, sind nach § 105 des B.G.B. nichtig. 4. Für Handlungen, die in eine Periode fallen, für die retrograde Amnesie besteht, ist keine Straflosigkeit vorhanden. Dieselben sind zivilrechtlich verantwortlich, und Willenserklärungen, welche in der Periode abgegeben sind, haben ihre Gültigkeit. 5. Zeugenaussagen über Vorgänge, welche in eine Periode der einfachen Amnesie oder retrograden Amnesie des Zeugen fallen, sind mit Vorsicht zu verwerten. 6. Ein erheblicher Grad von lokalisierter retrograder Amnesie oder gewisse Formen der systematisierten retrograden Amnesie sind unter Umständen zivilrechtlich als vorübergehende Geistesstörungen im Sinne des § 105 des B.G.B. anzusehen. 7. Schwerere Formen der anterograden Amnesie bedingen gleichfalls eine Aufhebung der Geschäftsfähigkeit, namentlich der Testierfähigkeit. 8. Durch eine über das ganze Leben ausgedehnte retrograde Amnesie können unter Umständen Schwierigkeiten im Individuum zu rekognoszieren erwachsen, was die weitestgehenden rechtlichen Folgen nach sich ziehen kann. 9. Diejenigen Zustände, bei denen die Amnesie zu ihren verschiedensten Formen am meisten gerichtsärztlich eine Rolle spielt, sind der epileptische Dämmerzustand, der hysterische, der nach Kopfverletzungen, sowie der komplizierte Rauschzustand. — v. Hessert (27) gibt folgende, zum Teil recht beachtenswerte Anregungen: 1. Im zukünftigen Strafgesetz ist für die wegen Geisteskrankheit ausser Verfolgung Gesetzten oder Freigesprochenen, sowie für die milder gestraften geistig Minderwertigen neben und nach Anstaltsverwahrung die Anordnung einer ärztlichen Aufsicht für zulässig zu erachten. 2. Die Entmündigung wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche ist auch dann auszusprechen, wenn der Kranke die Rechtssicherheit anderer gefährdet. 3. Die Beaufsichtigung aller Geisteskranken, die sich ausserhalb der Staatsanstalten befinden, ist besonderen ärztlichen Behörden zu übertragen. Gegen die Verwirklichung des letzteren Vorschlags dürfte sich neben der Schwierigkeit der Durchführung in der Praxis auch mancherlei sonst einwenden lassen. — Hinrichs (28) untersuchte 144 schulentlassene Fürsorgezöglinge aus Schleswig-Holstein. Bei weiter Fassung des Begriffes waren normal 38% der männlichen, 40% der weiblichen Zöglinge. 76% der männlichen und 73% der weiblichen Zöglinge scheinen zur Fürsorgeerziehung weiter geeignet. Verf. fordert, es müssten alle Zöglinge fortlaufend untersucht werden. Für schwer erziehbare psychopathische Individuen müssten Zwischenanstalten geschaffen werden. — v. Heuss (29) äussert sich über die Zwangsvorstellungen in der Pubertät unter besonderer Berücksichtigung militärischer Verhältnisse folgendermassen: Echte Zwangsvorstellungen mit spezifisch militärischem Inhalt können nur ein- oder das anderemal zu offenem Konflikt mit der Disziplin führen, da die sofortige Entfernung aus dem militärischen Milieu die notwendige Folge des ersten Manifestwerdens ist. Zwangsvorstellungen wurden freiwillig nur geäussert in der Absicht, dadurch dienstunbrauchbar oder straffrei zu werden. Zwangsvorstellungen kommen auch als ätiologische Faktoren neben der grossen Gruppe der sexuellen und nostalgischen Motive (Stier) für unerlaubte Entfernung in Betracht. Hartnäckigkeit der Zwangsvorstellung, Einfluss auf die Ideenassoziation und Alter beim ersten Auftreten sind im allgemeinen ein Gradmesser für die Schwere einer psychopathischen Konstitution (Soutzo). Echte Zwangsvorstellungen sind bei Dementia hebephrenica äusserst selten.



Daraus erhellt ihre diagnostische Wichtigkeit bei einer für Hebephrenie verdächtigen Erkrankung. Da Zwangsvorstellungen ein Symptom einer schweren allgemeinen seelischen Gleichgewichtsstörung im Sinne obiger Krankheitsbilder sind, so ist die Dienstfähigkeit damit behafteter Militärpersonen zunächst zweifelhaft. In allen Fällen empfiehlt sich deshalb längere Lazarettbehandlung. Nicht selten wird man dahin kommen müssen, die Dienstunfähigkeit auszusprechen. Im einzelnen Falle in sinngemässer Anwendung der Anlage I. E. 15 der Heeresordnung[1]). — Der Fall Hoffmanns (30) betrifft einen Soldaten, bei dem keine nachweisbare Heredität vorlag, der die Schule leidlich absolvierte und nach seiner Schulentlassung von seinen Arbeitgebern als geistig minderwertig und arbeitsunlustig geschildert wurde. Sein abweisendes Benehmen gegen die Eltern liess schon damals einen gewissen moralischen Defekt erkennen. Vor der Einstellung zum Militär erlitt er wegen Bettelns und Vagabundage eine Anzahl von Vorstrafen. Gleich bei der Musterung fiel er durch seine reduzierte Kleidung auf. Bei der Ausbildung, namentlich im theoretischen Unterricht und in der Instruktionsstunde fiel er durch seine mangelhaften Leistungen auf, so dass er 14 Tage nach der Einstellung dem Garnisonlazarett zwecks Einleitung des Dienstunbrauchbarkeitsverfahrens überwiesen wurde. Hier machte er sich der eigenmächtigen Entfernung vom Truppenteil in der Absicht der Desertion, der Beleidigung und Achtungsverletzung und eines tätlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten schuldig. Wegen seines stupiden Verhaltens im Lazarett wurde er einer psychiatrischen Klinik überwiesen. Hier fiel er schon rein äusserlich durch seinen abnormen Schädelbau mit dem geringen Horizontalumfang und niedrigen Stirnbein, relativ ausgeprägtem Gesichtsschädel auf. Sein Wissensmaterial bestand bloss aus gedächtnismässigen Einzelheiten. Weiterhin war bei ihm Stumpfheit und Unempfänglichkeit gegen äussere Eindrücke bemerkbar. Dazu kam eine Verarmung des Vorstellungslebens, Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit des Gedankenganges, mangelhafte Reproduktionstreue, Gedankenlosigkeit, Zerstreutheit, Urteilsschwäche und Unselbständigkeit, Gemütsstumpfheit und ethischer Defekt mit Hervortreten der niederen Gefühlszustände. Die Tat selbst musste als Ausfluss pathologischer Affektzustände gedeutet werden. Das Gutachten, das in dieser Affäre erstattet wurde, kam zu dem Ergebnis, dass dem Patienten der Schutz des § 51 zuzubilligen sei. — J. Hoffmanns (110) Arbeit liegen 60 forensisch-psychiatrische Gutachten aus der Marburger psychiatrischen und Nervenklinik (Tuczeck) zugrunde, die im einzelnen tabellarisch zusammengestellt sind. Die Arbeit ist im wesentlichen statistisch-kasuistisch und zu kurzem Referat nicht geeignet. Neue Vorschläge zur Abänderung des § 51 werden nicht gemacht. — In dem Fall Jödicke (31) verstand es der Kranke, epileptische Anfälle mit solcher Vollendung nachzuahmen, dass sich selbst Aerzte täuschen liessen. Erst nach längerer Beobachtung konnte die Simu-

[1]) Von sonstigen deutschen Erscheinungen auf dem Gebiete der militärforensischen Psychiatrie seien an dieser Stelle die Arbeiten von Becker (Begutachtung von Alkoholdelikten), Krause (forensische Bedeutung der Dementia praecox), Krüger (Festungsgefangene), Schnizer (Achtungsverletzung im hysterischen Dämmerzustand), Schuppius (Zur Psychopathologie der Fahnenflucht und des Fremdenlegionärs), Weyert (Schwachsinn) und weitere Aufsätze in der Deutschen militärärztl. Zeitschr. 1910—1912 erwähnt. Vgl. ferner Auer (Begutachtung von Marineangehörigen. Arch. f. Psychiatrie. 1912). Aus der einschlägigen französischen Literatur erwähne ich die Arbeiten von Botte (Selbstmord in der französischen Armee. Thèse de Lyon 1911), Jude (Caducée 1910), Lantheaume (zwei Aufsätze in den Archives de médecine et de pharmacie militaire 1911 und 1912) und Simonin (Behandlung der Schwachsinnigen in der französischen Armee; Annales d'hygiène publique et de méd. légale 1912). Vgl. ferner die Gutachten von Biaute (Expertise conseil de guerre. Annales médico-psychologiques. 1912. LXX. Nr. 2), Belletrud (4) und Martin, Roussel und Lafforgue (51). Vgl. ferner in dem vorliegenden Berichte die Arbeiten von Bennecke (5), Hoffmann (30), Jüttner (32), Richards, Schuppius (70) Stier (75), Cramer (18). Von sonstigen Arbeiten der letzten Jahre erwähne ich noch diejenigen Mönkemöllers über Begutachtung von Delikten von Marine- und Heeresangehörigen (Arch. f. Psychiatrie 1910 und Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin und öffentl. Sanitätswesen 1910) und dessen Kontroverse mit Th. Becker (Deutsche med. Wochenschr. 1911).

lation entdeckt, der Schwindler entlarvt werden. Als sicheres Kriterium erwies sich hierbei die Untersuchung der Pupillen. Ferner konnte Verf. feststellen, dass es selbst bei solchen Psychopathen durch eine geeignete Heilanstaltsbehandlung gelingt, aus unreifen, haltlosen Kriminellen geeignete Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen[1]). — Höpfner (111) führt des näheren aus, dass beim Stotterzustand eine äussere und innere Disposition zu asozialer Entwicklung vorhanden ist. Dazu kommt, dass der Stotterzustand die Affektivität des Menschen in einer ausserordentlich unlusterregenden Weise konsumiert und die Lebenslust und Lebensunlust, den Geselligkeitstrieb in den Trieb nach einem Alleinsein und Anderssein verkehrt. Verf. belegt seine Anschauungen durch eine Reihe von Fällen, die asoziale Sonderlinge, „räudige Schafe in der Familie", „Phantasten", „Weltenbummler", „Negativisten", „Asoziale" und „Antisoziale" betrafen. Dazu kommen drei Fälle, in denen sich vereinzelte anormale Züge bei Normalen fanden. In all den erwähnten 21 Fällen sieht Verf. den Stotterzustand als direkte Ursache der antisozialen Betätigung. Die These des Verf. ist sehr interessant und fordert dringend zur Nachprüfung heraus. Sollte sie sich bestätigen, so wäre sie von unabsehbaren forensischen Konsequenzen. — Isserlin und Gudden (112) stellen betreffs der Handhabung der psychiatrischen Jugendfürsorge folgende Leitsätze auf: Den Kreisirrenanstalten sind besondere Abteilungen für Idioten und Epileptiker anzugliedern. Alle Privatanstalten für Idioten, Epileptiker und Unheilbare sind der ständigen Aufsicht der nächsten Kreisirrenanstalt zu unterstellen. An die Stelle der Laienpflege muss die ärztliche Behandlung treten, deshalb sind mindestens an den grossen Pflegeanstalten mit 200 Kranken und darüber Irrenärzte als Hausärzte anzustellen. Auch an den kleineren Anstalten ist für regelmässige ärztliche Behandlung zu sorgen. Für Grossstädte empfiehlt es sich, eigene Anstalten für jugendliche Idioten, Schwachsinnige und Epileptiker zu errichten, in nachbarlicher und administrativer Verbindung damit eine Zwangserziehungsanstalt mit Sonderanstalt für geistig minderwertige Fürsorgezöglinge, ferner ein Heim für arme, schwächliche Volksschulkinder, insbesondere Hilfsschulkinder. Es ist notwendig, dass nunmehr auch in Bayern nach dem Vorgang Preussens und Badens eine psychiatrisch-neurologische Untersuchung der sämtlichen in Zwangserziehungsanstalten untergebrachten Zöglinge alsbald durchgeführt werde. Diese Untersuchungen sind regelmässig zu wiederholen und zu ergänzen durch Einsicht der Akten, der Erziehungsberichte und anderer der Verwaltung zugehenden Bekundungen. Für die Fixierung der Untersuchungsergebnisse ist die Verwendung eines besonderen, einheitlichen Fragebogens zweckmässig. Es erscheint geboten, die mit krankhaften Mängeln und Abweichungen behafteten defekten und abnormen Fürsorgezöglinge möglichst frühzeitig durch eine sachverständliche ärztliche Untersuchung zu ermitteln und sie in allen zweifelhaften Fällen einer gründlichen psychiatrisch neurologischen Beobachtung zu unterwerfen. Am besten ist die Untersuchung bereits bei der Ueberweisung in die Fürsorgeerziehung vorzunehmen. Die Kosten der Untersuchung sind entsprechend der Kgl. Verordnung vom 4. Aug. 1910 über die Gebühren für ärztliche Dienstleistungen bei Behörden zu honorieren. Bei den als geistig minderwertig erkannten Fürsorgezöglingen soll die erzieherische Tätigkeit nach Möglichkeit im Vordergrund stehen bzw. berücksichtigt werden. Die psychiatrische Tätigkeit hat sich zu erstrecken: darauf, ob und zu welchem Berufe sich ein Zögling eignet, (zweckmässig werden die Berufe, welche für den betreffenden Zögling auszuschliessen sind, unter Angabe der Gründe angeführt), auf die der Familie (dem Meister) zu erteilende Aufklärung über die Eigenart des Zöglings; ob, falls die Einweisung in eine Zwangserziehungsanstalt beschlossen wird, die Unterbringung in einer Sonderanstalt angezeigt ist; ob statt Zwangserziehung die Unterbringung in eine Irrenanstalt bzw. Anstalt für Schwachsinnige zu geschehen hat; ob bei herannahender Grossjährigkeit des Fürsorgezöglings die Einleitung des Entmündigungsverfahrens angezeigt ist. Die leichteren Schwachsinnsformen — Debilität und auch Imbezillität leichten Grades — werden in den Erziehungsanstalten zu belassen sein, wofern diese für besondere Einrichtungen nach Art der Nebenklassen und Hilfsschulen Sorge tragen können. Ebenso können

[1]) Vgl. über die forensische Bedeutung der Epilepsie, ferner die weiter unten in diesem Bericht referierten Arbeiten von Marinè (49) und Schlue (67).



die Zöglinge mit leichteren nervösen und psychopathischen Erscheinungen unter Berücksichtigung ihrer speziellen Eigenart in den gewöhnlichen Erziehungsanstalten bleiben. Beide Gruppen sollen als erziehungsfähig gerade an dem Beispiel der gesunden und normalen Zöglinge aufgerichtet und gefördert werden. Die schwer erziehbaren und schwer psychopathischen, zumeist auch mehr oder weniger schwachsinnigen Zöglinge sind in psychiatrisch geleiteten Sonderanstalten unterzubringen. Aus finanziellen und betriebstechnischen Erwägungen, sowie um auch die abnormen in der gewöhnlichen Erziehungsanstalt zurückgebliebenen Zöglinge ärztlich im Auge behalten zu können, erscheint es zweckmässig, die psychiatrisch geleiteten Sonderanstalten wirtschaftlich und administrativ mit den gewöhnlichen Erziehungsanstalten zu verbinden. Tieferstehende Schwachsinnige, ausgesprochen hysterische, epileptische und schwer psychopathische, degenerierte und geisteskranke Zöglinge sind in den entsprechenden Irrenanstalten unterzubringen. Auch in diesen wird das erzieherische Prinzip nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten sein, wenngleich es sich naturgemäss hier mehr und mehr mit den ärztlichen Behandlungsmassnahmen deckt oder durch diese ersetzt wird. Auch hier ist, wie in den Erziehungsanstalten, die systematische Ausbildung zu zweckvoller Beschäftigung und Arbeit das vornehmste Mittel zur Herbeiführung von Besserung und Heilung. Sämtliche mit der Behandlung und Erziehung der Fürsorgezöglinge betrauten Anstalten, von der einen Schul- und Erziehungsanstalt an bis zur Irrenanstalt haben dahin zu streben, die Zöglinge und zwar gerade die defekten und abnormen für die Erziehung und Weiterbildung in einer geeigneten Familie vorzubereiten, um sie auf diesem natürlich gegebenen Wege der Welt und der eigenen Freiheit wieder zuzuführen. Diese Familienpflege bedarf bei den defekten und abnormen Zöglingen der sachgemässen Mitarbeit des Arztes. Es muss dringend gefordert werden, dass ähnlich wie in Preussen, regelmässige und eingehende Ausbildungs- und Fortbildungskurse unter Mitwirkung von Psychiatern für Vorstände, Lehrer und Aufsichtsbeamte der Zwangserziehungsanstalten abgehalten werden. Die Anstellung des Personals ist schon von einer vorhergehenden Ausbildung abhängig zu machen. Für die grossjährig werdenden defekten und abnormen Zöglinge wird die Fürsorge in ihrem eigenen Interesse und in dem der Gesamtheit mit Beendigung der Fürsorgeerziehung in vielen Fällen noch nicht abgeschlossen sein können. Hier hat die Entmündigung bzw. obligatorische Schutzaufsicht einzutreten. Die Zwangserziehungsanstalten und Sonderanstalten sollen auf dem Lande errichtet werden und nicht zu gross sein. Die Adaptierung aufgelassener Strafanstalten zu Erziehungsanstalten ist zu verwerfen. — Jolly (114) berichtet über nachstehenden Fall: Im Anschluss an einen, durch einen Betriebsunfall herbeigeführten Knochenbruch entwickelt sich bei dem Unfallpatienten, einem Alkoholiker, ein Delirium tremens, welches allmählich abklingt, aber einer chronischen melancholischen Verstimmung Platz macht. In dieser erhängt sich der Betreffende und die Witwe erhebt Rentenansprüche, da der Selbstmord als Unfallfolge anzusehen sei. Verf. führt in seinem Gutachten aus, dass zwar den Boden für die Geistesstörung der chronische Alkoholismus abgegeben, der Unfall und seine Folgen aber die Geistesstörung ausgelöst haben. Dass der Selbstmord in einem deliranten Zustand ausgeführt worden sei, könne man nicht annehmen. Allem nach muss mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der Selbstmord unter dem wesentlichen Einfluss der Unfallfolge verübt sei. Zuerst Zuerkennung der Rentenansprüche. Beim Rekurs an das R.V.A., welcher insbesondere die Ausserachtlassung der Neigung von Alkoholikern zum Selbstmord und die Notwendigkeit hervorhebt, dass bei Anerkennung Geisteskrankheit oder der hier fehlende Ausschluss der freien Willensbestimmung gefordert werden müsse, deren Entstehung in der Art der Verletzung und im Verlauf der Wundbehandlung begründet sein muss, wird die Rentenwerberin abgewiesen. Das R.V.A. führt aus, dass es zunächst an bestimmten Anhaltspunkten dafür fehle, es habe sich bei dem Verunfallten eine abnorme Geistesverfassung als Unfallfolge ausgebildet. Ferner sei der Nachweis einer wesentlichen Beeinträchtigung der freien Willensbestimmung nicht erbracht worden, vielmehr müsse der Selbstmord als Einfluss ruhiger Ueberlegung angesehen werden. Der Tod sei daher nicht auf den Unfall zurückzuführen. Folgen prinzipielle Erörterungen und Kritik dieses Schiedsspruches, die im Originale nachgelesen werden müssen. — Juliusburger (115) berichtet über nach-



stehenden Fall: Ein 17jähriger junger Kaufmann, der bereits früher mehrfach Schwindelanfälle gehabt hatte, wurde, als er eines Tages später als sonst nach Hause kam, mit ungewöhnlich scharfen Vorwürfen empfangen. Es wurde ihm u. a. vorgehalten, dass es ihm noch einmal so gehen werde wie einem Kollegen von ihm, der des Diebstahls überführt worden war. Das Vergehen des Patienten bestand darin, dass er ein Liebesverhältnis mit einem Mädchen angeknüpft und darum von seiner Löhnung 5 Mk. zurückbehalten hatte. In der Nacht schlief er anfangs ruhig, bis ihm plötzlich der Gedanke kam, dass er gestohlen habe. Er war fest überzeugt, zusammen mit seinem Kollegen Seidenstoffe entwendet und versetzt zu haben. Am nächsten Morgen fiel er den Angehörigen nicht besonders auf. Der Patient wollte nun zunächst ins Geschäft gehen, um seinen Chefs alles zu gestehen, zog es dann aber vor, sie von einem Café aus schriftlich von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Von dem Inhalt wusste er aber hernach selbst nichts mehr, sondern erfuhr davon nur durch seine Angehörigen. Er gab dann die Briefe zur Post, ging durch einige Strassen in der Nähe seines Geschäftes, ohne sich daran zu erinnern, welche es waren. Dann fuhr er zu seiner Schwägerin, die inzwischen benachrichtigt war. Dort hielt er an seinen Angaben fest, ebenso zu Hause. Erst als man ihm das Unmögliche seiner Erzählung vorhielt, wurde ihm seine Schuldlosigkeit klar. Bei seiner Heimkehr nach Hause sei es ihm vorgekommen, als habe er die Strasse lange nicht gesehen, als käme er von einer weiten Reise zurück. Dagegen erkannte er die Angehörigen und die Wohnung ohne weiteres. Die betreffenden Briefe teilt Verf. mit. In der Anstalt klagte er über Kopfschmerzen, weiterhin fiel er durch seine mürrische reizbare Stimmung auf. Einmal erlitt er einen Schwindelanfall, machte einen verstörten Eindruck, verstand an ihn gerichtete Fragen nicht gleich, fragte wiederholt und hatte in beiden Armen leichte Zuckungen. Verf. lehnt die Annahme einer Benommenheit oder allopsychischen Desorientiertheit entschieden ab, vielmehr war die dem Patienten aufgefallene ganz partielle Fremdartigkeit im Wahrnehmungsakte wohl die Folge der primären autopsychischen Identifikationsstörung. — Die Zusammenfassung der Jüttnerschen (32) Arbeit lautet folgendermassen: 1. Der grosse Prozentsatz der Grenzzustände kann wegen seiner ausgesprochenen psycho- bzw. neuropathischen Veranlagung und seiner meist von Hause aus mehr oder weniger minderwertigen Gehirne den gesteigerten Anforderungen des Heeres- und Marinedienstes nicht genügen. Er wird während der Dienstzeit oft nicht nur persönlichen Schaden davontragen, sondern auch der gleichmässigen Ausbildung, der Schlagfertigkeit und auch der Disziplin unabsehbaren Schaden zufügen können. 2. Deshalb sind zunächst allgemein als dienstuntauglich anzusehen: die Epileptiker, die Hysteriker mit ausgesprochenen seelischen Symptomen, die Imbezillen, die Debilen und die chronischen Alkoholiker. 3. Während bei den genannten Gruppen die Untauglichkeit oft schon bei der Musterung oder Einstellung sich herausstellen wird, ist bei den Degenerierten meist erst im Verlauf der Dienstzeit eine Entscheidung möglich. 4. Hierzu ist notwendig, dass der Truppenarzt vor der Einstellung an den ihm durch Belastung, Vorleben und Vorstrafen, sowie durch gehäufte Entartungszeichen verdächtigen Rekruten, besonders wenn sie bald durch ihre Schwererziehbarkeit und Neigung zu militärisch-unsozialen Handlungen auffallen, seine ständige Aufmerksamkeit schenkt. Er wird bei seinen Beobachtungen durch die Wahrnehmungen der militärischen Vorgesetzten, die entsprechend zu belehren und anzuregen sind, oft auch einsichtiger Kameraden wesentlich gefördert werden können. 5. Jeder Degenerierte, der wegen seiner Straftat den Schutz des § 51 St.G.B. gefunden hat, muss dann auch für den Militärdienst als nicht mehr tauglich angesehen werden. Denn die krankhaften Momente, die bei der Strafhandlung mitgewirkt haben, z. B. Alkoholintoleranz, schwere Affekt- und Zwangszustände können sich jederzeit wieder einstellen. Entsprechend ist natürlich auch dann so zu verfahren, wenn diese krankhaften Störungen, auch ohne dass es zu Straftaten gekommen ist, nachgewiesen sind. 6. Die grösste Gefahr für die Truppen bilden die intellektuell vollwertigen, moralisch aber verkommenen Degenerierten, deren Unschädlichmachung, im Notfalle durch Unterbringung in eine Arbeiterabteilung, einen Akt der Notwehr der Militärbehörden darstellt. 7. Von den neurasthenischen Formen bildet die endogene Nervosität im Gegensatz zu der oft heilbaren Neurasthenie für die Diensttauglichkeit meist ungünstige Aussichten. 8. Bei Traumatikern, Arteriosklerotikern,

Hereditärsyphilitikern lässt sich die Diensttauglichkeit nur von Fall zu Fall entscheiden. 9. Die Mehrzahl der Vergehen gegen die militärische Unterordnung geschieht unter Alkoholwirkung, da es sich hierbei häufig um pathologische Alkoholreaktionen handelt, die stets auf krankhafter Grundlage (angeborene oder erworbene Alkoholintoleranz beruhen, ist bei der Beurteilung aller Trunkenheitsdelikte die sachverständige ärztliche Mitarbeit zu fordern [1]). — Keferstein (33) berichtet über folgenden Fall: Ein Beamter, der bis dahin seinen Dienst tadellos versehen hatte, erkrankte plötzlich an chronischer Paranoia. Er glaubte sich vom Staatsanwalt, von allen möglichen Personen verfolgt. Er habe unter einem Wettbewerb zu leiden. Nachts würde bei ihm eingebrochen, wobei er betäubt, ihm Blut entzogen und eine Einspritzung gemacht wurde. Weiterhin behauptete er, seine Frau habe unter den Nachstellungen eines Villenbesitzers zu leiden. Auf Grund seiner Erkrankung wurde er pensioniert. Seine Ehefrau, die ebenfalls an Paranoia litt, hatte ihn induziert und zwar wähnte sie sich schon vor 10 Jahren durch den Villenbesitzer verfolgt und hatte dies Wahnsystem ihrem Manne implantiert, der es dann weiterhin ausbaute. Nun schritt seinerseits der Staatsanwalt ein und beantragte die Entmündigung des Patienten. Verf., der mit der Untersuchung und Abgabe eines Gutachtens über den psychischen Zustand des Patienten betraut wurde, fand, dass der Patient zwar an chronischer Paranoia leide, dass er jedoch seine Angelegenheiten in durchaus sachgemässer Weise ordne. Er erklärte daher den Patienten für geschäftsfähig und beantragte die Ablehnung des Entmündigungsverfahrens, obwohl sich der Patient ablehnend verhielt und auf seine Untersuchung und auf die Gründe, die zu seiner Pensionierung geführt hatten [2]), nicht eingehen wollte. — Keller (34) begründet die Errichtung von Inselanstalten für kriminelle Geisteskranke. Seit kurzem besitzt Dänemark eine derartige Anstalt auf der Insel Livö in Linsfjord, die von einer festländischen Mutteranstalt Breinen ressortiert. Bis jetzt bestehen zwei offene Pavillons für je 20 Kranke, weitere sind geplant, ferner ein festes Haus für gewalttätige Irre. Verf. schildert des näheren die Einrichtung der Anstalt und die Auswahl der aufzunehmenden Patienten. Bei Entlassung wird zunächst eine Bewährungszeit in der Anstalt Breinen durchgemacht, die sich über das weitere Schicksal — Entlassung, Rückgabe an Livö oder Belassung daselbst — zu äussern hat. Auf Livo werden die Leute vorwiegend im landwirtschaftlichen Betriebe beschäftigt und zwar nach den bisherigen Erfahrungen mit bestem Erfolg. — Kinberg (35) zeigt in ausführlicher Begründung, dass die Annahme, ein Teil der Menschen besässe eine metaphysische Willensfreiheit, einem andern fehle sie, zu unüberwindlichen logischen Schwierigkeiten führt. Aus den beachtenswerten Ausführungen des Verf., die im einzelnen und namentlich im Zusammenhange im Original studiert werden müssen, seien sonst noch einige bemerkenswerte Sätze hervorgehoben: „Die Frage nach der Möglichkeit einer begrifflichen Feststellung der sogenannten Zurechnungsfähigkeit muss verneint werden“ (S. 395). Darum sind auch bisher alle Definitionsversuche der Zurechnungsfähigkeit nach Ansicht des Verf. verfehlt. Am akzeptabelsten erscheint ihm noch die Torpsche Fassung: Zurechnungsfähig ist der, welchen im Falle verbrecherischen Handelns zu bestrafen, vernünftig und verantwortlich ist. Jede, auch die beste wissenschaftliche Definition verfällt in den Fehler, dass sie in den Indeterminismus zurückfällt. Besonders für die gerichtliche Psychiatrie hält Verf. die indirekte und unbeabsichtigte Anerkennung der Vergeltungsidee und des Indeterminismus, die in der Annahme eines „Zurechnungsfähigkeitszustandes“ liegt, für geradezu verderblich und legt Wert darauf, dass dieser Ausdruck aus den künftigen Strafgesetzen möglichst verschwinde. Statt dessen haben rein praktische Gesichtpunkte bei der forensischen Beurteilung der Rechtsbrecher zu treten, gegen die der Staat in verschiedener Weise einzuschreiten hat, unter steter Berücksichtigung des Grundsatzes: möglichst ge-

[1]) Vgl. auch die weiter unten referierte Arbeit Cramers (13). Die Lektüre einer der letzten Nummern des „Simplizissimus“ legt es nahe, den von Cramer geprägten Ausdruck „Grenzzustände“ durch einen weniger missverständlichen zu ersetzen, da die namentlich in Offizierskreisen naheliegende Verwechslung mit den Zuständen an der Grenze nicht ganz ausgeschlossen erscheint. — [2]) Vgl. auch die kasuistische Mitteilung von Thomalla (81) in diesem Bericht.

ringes subjektives Leiden für den einzelnen — möglichst grosse Sicherheit für die Gesellschaft[1]). — Kinberg (116) bringt eine Anzahl von Tabellen, die die Beziehungen zwischen Geisteskrankheit und Verbrechen illustrieren, und entwirft ein Schema für die obligatorische psychiatrisch-neurologische Untersuchung gewisser Verbrecherkategorien. — Kirchberg (117) gibt eine Schilderung von sieben Fällen, in denen von ausgesprochenen Paralytikern kleinere oder grössere Diebstähle begangen wurden. Ueberall fällt bei der Begehung wie bei der Entschuldigung die Unverfrorenheit und Harmlosigkeit auf und läst einen deutlichen Schwachsinn erkennen. Das Motiv der Diebstähle ist entweder Sammeltrieb oder Grössenideen. In der Praxis der Begutachtung solcher Fälle spielen die für die Frühdiagnose der Paralyse bedeutsamen Kennzeichen eine gewisse Rolle. — Köhler (56) bringt aus seiner reichen Heilstättenpraxis interessante Beiträge zur Psyche der Tuberkulösen und stellt einen gewissen psychopathischen Symptomenkomplex auf, den Ref. in Anlehnung an Ziehens Nomenklatur als „tuberkulöse psychopathische Konstitution" bezeichnen möchte, in deren Vordergrunde Störungen des affektiven und intellektuellen Lebens stehen. Zunächst ist bei den Phthisikern eine Labilität der Stimmung auffallend, die dementen Charakter, aber auch ein melancholisches oft auch hypochondrisches Kolorit zeigen kann, so dass der Patient schliesslich in den Zustand der psychophysischen Gleichgewichtsstörung gerät. Verbunden mit diesen Anomalien des Gefühlslebens ist die Nörgelsucht, ausserordentliche Reizbarkeit, eine leichte Erregbarkeit und Erschöpfbarkeit, die ihrerseits zu der schwer zu bekämpfenden Insomnie führt. Diese neurasthenischen Symptome berechtigen nicht ohne weiteres zu der Annahme eines ätiologischen Zusammenhanges mit der Tuberkulose. Die Appetitlosigkeit, die Schlaflosigkeit, das Herzklopfen und die Nachtschweisse des Phthisikers lassen sich ebenso zwanglos auch durch das toxische Moment bei der Phthise erklären. Im übrigen kann auch die Neurasthenie bereits vor dem Auftreten der Tuberkulose selbständig bestanden haben, so dass das Zusammentreffen beider Erkrankungen ein rein zufälliges ist. Das bei vielen Patienten zu beobachtende Heimweh deutet Verf. im Sinne einer psychischen Hypersensibilität. Diese Stimmungsanomalien führen dazu, dass bei den Patienten die altruistische Tendenz gegenüber einem ausgeprägten Egoismus zurücktritt. Die intellektuellen Defekte bei der tuberkulösen psychopathischen Konstitution halten sich im Rahmen der bei Neurasthenie beobachteten. Auffallend ist die Mangel an Logik und Ausdauer und Selbstbeherrschung, die die Patienten zu leichtsinnigen Handlungen veranlassen. Psychosen sind bei Phthisikern gar nicht selten: so hat Verf. selten einen Fall von Lungentuberkulose gesehen, der an Dementia praecox zugrunde ging. Weiterhin sind Manie und Paranoia beobachtet worden. Der Intelligenzdefekt und das gesamte sonstige Verhalten erinnert mitunter lebhaft an Dementia paralytica. Suizidversuche kommen relativ häufig vor. Meist wird als Motiv die Unheilbarkeit des Leidens angegeben, seltener kommt es aus pathologischen Gründen zum Selbstmord. Maniakalische Anfälle mit pathologischen Traumausbrüchen unter dem Bilde der asthenischen Verwirrtheit treten meist in den letzten Lebenswochen auf und sind prognostisch sehr ernst zu beurteilen. Sie sind charakteristisch durch ihr akutes Einsetzen und gehen mit Delirien, Bewegungs- und Rededrang ohne tieferen Affekt, auch mit Halluzinationen einher. Diese Anfälle in Beziehung zum Alkoholismus zu setzen ist nicht für alle Fälle zutreffend. So hat sie Verf. z. B. auch bei Abstinenten gesehen. Bisweilen erholen sich die Kranken von diesen Anfällen, können auch mitunter von Rezidiven heimgesucht werden. Bezüglich des Alkoholgenusses warnt Verf. vor Ueberschätzung bei der Gesamtbetrachtung der tuberkulösen psychopathischen Konstitution. Auch über die Beziehungen des Alkoholmissbrauches zu der erhöhten Libido der Phthisiker äussert sich Verf. recht skeptisch. Was diese selbst betrifft, so ist die Potenz meist bis in die Endstadien der Krankheiten erhalten, die erhöhte Libido dagegen keineswegs die Regel, aber auch keine Ausnahme, sondern von individuellen Momenten abhängig. Die Steigerung der Libido ist keineswegs grundsätzlich charakteristisch für Tuberkulöse und keine pathologisch durch den speziellen tuberkulösen Toxizismus bedingte Erscheinung, son-

[1]) Siehe auch die in diesem Bericht weiter unten referierte Arbeit von Wilmanns (87).



dern eine okkasionell bedingte Reaktionserscheinung des Geistes und der durch ihn bedingten körperlichen Funktion. All die genannten Momente kommen ganz allgemein zur Entstehung der tuberkulösen psychopathischen Konstitution in Betracht. Auch die mangelnde geistige Gymnastik, das Uebermass von Mitleid seitens der Umgebung wirken bestimmend mit. Letzten Endes kommt jedoch der Resorption von Tuberkelgiften die ausschlaggebende Bedeutung zu. Trotzdem kann von einer speziellen Psychose der Lungentuberkulösen gesprochen werden, schon weil nicht alle Patienten die geschilderten Anomalien des Affektes und Intellektes aufweisen. Vielmehr drängt sich einem die Vorstellung einer Intoxikationspsychose auf. Die Milieuveränderung, die mangelnde geistige Gymnastik, der Toxizismus, die Irratiomie und Anämie und schliesslich die vasomotorischen Störungen führen so zu echten psychischen Störungen, wobei Verf. nochmals auf die augenfälligen Aehnlichkeiten namentlich hinsichtlich der Labilität der Affektlage mit der Dementia paralytica hinweist. Bei Betrachtung der forensischen Bedeutung der tuberkulösen psychopathischen Konstitution geht Verf. von den Grundbegriffen der physiologischen Psychologie aus, wie sie namentlich von Wundt und Ziehen vertreten werden, mit besonderer Berücksichtigung ihrer gesetzmässigen Anwendung auf die Psychopathologie und das Verbrechen. Die Straftaten der Tuberkulösen lassen sich wie bei jedem Verbrecher aus der Affektlage und deren Einfluss auf den Vorstellungsablauf erklären. Dabei ist von vornherein zu erwarten, dass im allgemeinen der psychisch deprimierte Phthisiker bedeutend weniger zur kriminellen Handlung disponiert ist als der exaltierte, leicht erregbare. Immerhin geht aus der forensischen Praxis und aus den Beobachtungen des Verf. an Heilstättenmaterial hervor, dass gerade bei den depressiv verstimmten Naturen elementare Hemmungen in Wegfall kommen. Den Zusammenhang von Sittlichkeitsvergehen und Verbrechen aus Heimweh mit der depressiven Stimmungslage der Phthisiker hält Verf. für nicht wahrscheinlich. (Ref. macht an dieser Stelle auf einen Fall aufmerksam, der unter der Spitzmarke: „Aus der Lugenheilstätte ins Zuchthaus“ durch die Presse ging, natürlich mit allem Vorbehalt, den man gegenüber der Verwertung solcher Zeitungsnotizen annehmen soll. Ein Phthisiker hatte einige Stunden nach der Entlassung aus der Heilstätte ein des Weges daherkommendes Mädchen vergewaltigt. Ob hier die in der Heilstätte gewaltsam niedergehaltene Libido hemmungslos hervortrat oder die ganze psychopathische tuberkulöse Konstitution verantwortlich zu machen ist, sei dahingestellt.) Verf. weist fernerhin auf die Tätlichkeiten gegen die Umgebung und gegen die eigene Person und die Zornesaffekte hin. Wieder ist es der Mangel an Selbstbeherrschung, der als psychologisches Moment der Entfaltung des Affektes zugrunde liegt, und schliesslich eine Unfähigkeit des Widerstandes gegenüber okkasionellen Reizen, dem das normale Individuum Hemmungen entgegensetzt. Verf. erinnert weiterhin an das krankhafte Selbstgefühl, dem nicht selten ein gewisser Intelligenzdefekt zugrunde liegt, wie in dem Falle einer putzsüchtigen Patientin, bei der die Begehrlichkeit ein gewaltiges Missverhältnis zur Opportunitätsfrage erkennen liess. Die damit nahe verwandte Selbstüberschätzung des materiellen Konnexes muss ebenfalls im Sinne dieses Affekts des Selbstgefühls gedeutet werden. Der Mangel an altruistischer Tendenz zeitigt weiterhin den Affekt der Habsucht, der Begehrlichkeit, führt zu Arbeitsunfähigkeit (in dieser Hinsicht ist das schädigende toxische Moment dem Trauma in der Genese der Unfallsneurosen vergleichbar. Ref.) und Genusssucht, mit einem Wort: Die Lahmlegung geiststärkender und arbeitsfreudiger Leistungsfähigkeit bahnt dem Emporwuchern ethisch verwerflicher Gefühle und Handlungen den Weg, tötet die normalerweise zu erwartenden Hemmungsvorstellungen ab und degradiert den Kranken um so leichter, je weniger Familienbildung, Charakterentwicklung und Umgebungseinfluss in der Psyche vor der Entwicklung der Krankheit Boden gefasst haben. Diesen Einflüssen unterliegt ein sanguinisches oder cholerisches Temperament leichter als ein melancholisches oder phlegmatisches, so dass die kriminelle Disposition der Tuberkulösen wesentlich von dem Zustand ihrer Gemütsverfassung abhängig ist. Besonders aufmerksam macht Verf. auf den vermutlichen Zusammenhang zwischen Sexualdelikten und Lungentuberkulösen, von dem sich Verf. nach Untersuchungen der aus seiner Heilanstalt entlassenen Patienten in zwei Fällen überzeugen konnte. Eine diesbezügliche Nachfrage bei den Strafanstaltsdirektionen konnte wegen „Wahrung dienstlicher Interessen“ nur in einigen Fällen erhalten werden. In



bezug auf die Vergehen gegen die Sittlichkeit sind die Listen der Lungentuberkulösen den zeitlichen Zuständen beim Eintritt in das Pubertätsalter und im Senium vergleichbar. Es findet sich eine gesteigerte Affinität zum weiblichen Geschlecht, die nicht immer kriminell auszuarten braucht, aber doch häufig genug zu Ehebruch, Vergehen mit Minderjährigen, Notzucht, Päderastie und homosexuellen Vergehen führen kann. Die Ursachen sind die Steigerung des Sexualtriebes im Verlauf der Lungentuberkulose, beziehungsweise auffallend langes Erhaltensein der Potenz trotz physischen Gesamtrückganges, okkasionelle Momente positiver wie negativer Art und Rückgang der Intelligenz und Hemmungslaszenz in der Gefühlssphäre. Geill fand bei seinen Beobachtungen an dänischen Sittlichkeitsverbrechern in 18,68 % Tuberkolose. Verf. hat in seiner Anstalt die verschiedenartigsten Sexualdelikte beobachtet und kommt zu dem Ergebnis, dass die Rolle der Tuberkulose in der Genese der Sexualdelikte erheblich unterschätzt würde. Verf. streift kurz die assoziative Rolle des Alkoholismus bei Verbrechen von Phthisikern und erinnert an die tuberkulösen Delirien, die mit Halluzinationen und starker Affektsteigerung einhergeht und zu Verbrechen mannigfacher Art Veranlassung geben kann. So weit wie Mercoli mochte Verf. jedoch nicht gehen, den tuberkulösen Verbrecher auf Grund seiner psychopathischen Konstitution für unzurechnungsfähig zu erklären. Es kommt auf eine Gesamtauffassung des tuberkulösen Individuums nach der organischen wie der psychischen Seite hin an [1]). — Ueber das Verhalten der anonymen Briefschreiber lässt sich nach Kusnetzoff (118) folgendes sagen: Das männliche Geschlecht beschäftigt sich vorwiegend mit anonymen Bedrohungen und Schimpfereien, hauptsächlich im früheren Alter. Hierbei möglicherweise mitspielende krankhafte Geisteszustände sind: die Entartung in Form von Psychopathien, Idiotie, Imbezillität und vielleicht epileptische Verkümmerung der Psyche. Wenn ein erwachsener Mann anonym falsche Anzeigen erstattet oder durch Verleumdungen und Intriguen das Leben der Umgebung zu stören sucht, so kann hier ein Zustand von psychischer Entartung, Hysterie und eine Alterspsychose in Betracht kommen. Die Personen, welche Schwindeleien mittels anonymen Briefschreibens anstiften, Erpresserbriefe [2]), Brandbriefe schreiben, fallen meistens unter die Gruppe der Verbrechercharaktere. Beim Weibe prävalieren als Formen des anonymen Briefschreibens falsche Anschuldigungen, Verleumdungen, Schmähbriefe und verlästernde Liebesbriefe. Zustände verminderter oder aufgehobener Zurechnungsfähigkeit können hier durch die Menstruation (besonders zur Zeit der Pubertät) vielleicht auch durch Schwangerschaft und körperliche Erkrankungen, dann durch Klimakterium und Altersveränderungen, dann durch Idiotie, Imbezillität und überhaupt durch die häufige intellektuelle Schwäche des Weibes bedingt sein. Als Grundstein in diesem Bau sind die durch psychische Entartung und Hysterie bedingten Charakteranomalien und Geistesstörungen zu verzeichnen. Ueber die Häufigkeit des anonymen Briefschreibens bei einzelnen psycho-pathologischen Gruppen kann Verf. nichts sagen, ebensowenig ein zahlenmässiges Verhältnis zwischen normalen und psychisch abnormen anonymen Briefschreibern angeben. Die graphologische Untersuchung bildet für die Beurteilung der Geisteszustände oder Charaktereigenschaften der Schreiber kein zuverlässiges Mittel, wenn auch auf Grund der Schriftzüge, der Orthographie und des Inhalts der Verdacht auf ein Kind, einen Idioten, ein Weib oder eine Hysterische mit Wahrscheinlichkeit gelenkt werden kann. Sehr oft sind aber die Schriftzüge verstellt, oder ein Kind oder eine andere Person wird zum Schreiben des Briefes herangezogen. — Der Arbeit Lacazes (37) liegt die offizielle französische Kriminalstatistik zugrunde. Die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit sind folgende: 1. Die Kriminalität umfasst nicht nur die dem Strafgesetzbuch zugrunde liegenden Vergehen und Verbrechen. Um zu einer richtigen Bewertung zu gelangen, muss man zwei Faktoren berücksichtigen: Selbstmord und Prostitution. 2. Die weibliche Kriminalität erlitt eine Umwandlung. Die durchschnittliche Zahl der weiblichen Verbrechen gegen die Person betrug 1860 14 % aller Angeklagten überhaupt, 1907 dagegen 17,5 %.

[1]) Vgl. hierzu die Arbeiten von Liebe und Weygandt (Medizinische Klinik 1911 und 1912). — [2]) Vgl. über das Thema der Erpresserbriefe speziell die dem Verf. entgangene Arbeit von Schweickert, Zur Psychologie der Erpresserbriefe. Zeitschr. für med. Psychologie und Psychotherapie. 1912. Bd. III.



Im Gegensatz dazu betrug die Durchschnittsziffer der weiblichen Verbrechen gegen das Eigentum 1860 21 % aller Angeklagten überhaupt, 1907 dagegen bloss noch 16 %. 3. Die ökonomischen Faktoren haben einen grösseren Einfluss auf die weibliche Kriminalität als die sozialen Faktoren. 4. Bezüglich der Verbrechen gegen die Person übertrifft das Weib den Mann in: Vergiftung (53 % aller Angeklagten sind Frauen), Kindesmord (94,4 %), Fruchtabtreibung (79,2 %), Unterdrückung oder Beiseiteschiebung (89 %), Gewalttätigkeit oder Angriffe auf Kinder (58,9 %), Kastration (61 %). Bezüglich der Eigentumsverbrechen übertrifft die Frau niemals den Mann. Das Maximum der weiblichen Kriminalität ist erreicht bei: Hausdiebstahl (34,5 % aller Angeklagten sind Frauen), Fälschung von Titeln oder Unterschriften (34,3 %), Brandstiftung (25,5 %). 5. Die Gesetze haben in erster Linie das männliche Geschlecht im Auge und obgleich in Wirklichkeit die weibliche Bevölkerung die männliche übertrifft (auf 100 Einwohner kommen durchschnittlich 49 Männer und 51 Frauen), so bezieht sich doch die Totalbilanz des Verbrechertums auf eine Zahl von Frauen, die im Vergleich zu der analogen Ziffer beim weiblichen Geschlecht viel geringer ist. 6. Das Weib hat eine fast spezifische Kriminalität, die es gestattet, den Gedanken einer „angeborenen Moralität" auszuschliessen. Es begeht Verbrechen gemäss seiner Lebensweise und der Stellung, die ihm in der modernen Gesellschaft angewiesen sind. Es sind in der Mehrzahl Verbrechen in der Familie, okkulten Charakters, von denen sich ein grosser Teil unbemerkt vollzieht. 7. Die Kriminalität des Weibes zeigt im Vergleich zu der des Mannes keinen quantitativen, sondern qualitativen Unterschied. Die Frau ist ebenso kriminell veranlagt wie der Mann, aber in einer anderen Art. — Lazar (38) behandelt die Frage, wann und wie der Arzt in die Fürsorgeerziehung eingreifen soll, an mehreren Beispielen. Wegen der Häufigkeit psychischer Defekte fordert der Verf., der Sachverständiger am Wiener Jugendgerichtshof ist, eine spezielle psychiatrische Untersuchung. — Leers (39) bespricht in eingehender Weise die Einflüsse, welche die senile Involution insbesondere auf den Charakter, das Gefühlsleben, den Intellekt und die Stimmung alternder Menschen ausübt und inwiefern sich dadurch die typischen straf- und zivilrechtlichen Verwicklungen für die Greise ergeben. Die Psyche der Greise verändert sich namentlich in zwei Richtungen. Sie wird von Charakterzügen dominiert, die früher schon, aber in weniger intensiver und extensiver Form gegeben waren, oder von solchen, die neu in die Erscheinung treten. Dieser Umwandlungsprozess kann im Einzelfalle noch in die physiologische Breite fallen und führt zu einer Aufhebung der Verantwortung erst dann, wenn den primären Empfindungen und Vorstellungen sich nicht mehr hemmende (insbesondere altruistische) Motive sekundärer Art entgegenstellen, also von einem „Wollen" nicht mehr die Rede sein könne. Sowohl auf straf- als auf zivilrechtlichem Gebiet sollte, ähnlich wie bei den Jugendlichen, auch dem Greisenalter eine Ausnahmestellung gegenüber vollwertigen Personen eingeräumt, die senile Involution legislatorisch berücksichtigt werden. Schon die Feststellung der Testierfähigkeit erfordert die Anwesenheit eines psychiatrisch geschulten Testamentszeugen[1]. — Leppmann (40), der bereits früher eine ausführliche Arbeit über die Sittlichkeitsverbrecher publiziert hat, teilt eine Reihe von ihm eingeforderter Gutachten über Sexualverbrecher mit. Es ist dem Verf. besonders aufgefallen, dass relativ häufig sich die Sittlichkeitsverbrecher zu unreifen Personen hingezogen fühlen. „So oft sich eine besondere Neigung zu unerwachsenen Personen ermitteln liess, waren diese entweder „sekundär" auf dem Wege des Reizhungers bei übermässiger geschlechtlicher Betätigung entstanden, oder sie liess sich darauf zurückführen, dass unter besonderen pathologischen Bedingungen die geschlechtlichen Eindrücke eines unreifen Knabenalters, die bei Normalen ebenso vorkommenden Abwegigkeiten des „undifferenzierten Geschlechtstriebes" auch in späteren Jahren dauernd oder zeitweise für die Richtung des Geschlechtstriebes be-

[1]) Von neueren Arbeiten über die forensische Bedeutung der Dementia senilis seien ausser der umfangreichen Arbeit des Ref. in H. Gross' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik 1910 und 1911 die Arbeiten von Zingerle (Ebenda 1911) und Hübner (Zur Psychopathologie des Greisenalters, Med. Klinik 1911. Daselbst umfangreiche Literaturangaben) erwähnt. Vgl. auch die Arbeit von Leppmann im Jahrgang 1910 dieser Zeitschrift.



stimmend blieben resp. wieder bestimmend wurden. Verf. glaubt, dass es sich hierbei um fest eingewurzelte Perversionen handelt, hält zwar die Grundlagen des § 51 nicht für gegeben, plädiert aber doch für Annahme verminderter Zurechnungsfähigkeit. Verf. wünscht ferner für derartige Individuen eine Abänderung des Strafvollzuges, da eine Zellenhaft mit Tütenkleben oder Rohrflechten bei derartigen Personen antitherapeutisch wirkt [1]). — Im ersten Falle Liebermann von Sonnenbergs (41) handelte es sich um eine Frau, die ein von einem Fabrikanten kürzlich gekauftes Haus wiederholt bei Nacht mit Kot bestrich, um ihm den dortigen Aufenthalt zu verleiden und ihn zu veranlassen, ihr eigenes Haus käuflich zu erwerben. Im zweiten Fall handelte es sich um eine polnische Arbeiterin, die aus Rache gegen die Kriminalpolizei wochen- und monatelang Pakete mit feuchtem Kot in einen bestimmten Briefkasten hineinpraktizierte, ohne dass es den Kriminal- und Postbeamten gelang, die Täterin zu überführen. Vielleicht spielt hier als unbewusstes Moment ein Jugenderlebnis der Täterin mit, der einmal von einem Perversen ein Verlangen in ähnlicher Richtung gestellt wurde. Da Sachbeschädigung im Sinne des Gesetzes nicht vorlag, da eigentlich nichts beschädigt war, ausser den bei der Post abgewaschenen Briefsachen, konnte nur wegen groben Unfugs gegen die Täterin Strafantrag gestellt werden. Der Amtsanwalt beantragte zehn Tage Gefängnis, das Gericht ging weit über diesen Antrag hinaus und verurteilte die Täterin zu drei Monaten Gefängnis. Interessant ist noch, dass bald darauf noch zwei ähnliche Delikte aus Rache in derselben Gegend vorkamen. Verf. glaubt mit Recht, dass Frauen in der weitaus grössten Zahl dieser Fälle als Täter in Betracht kommen, weil durch die tägliche Besorgung des Aufräumens der natürliche Ekel gegen die Exkrete abgestumpft wird, wozu auch namentlich die Menses beitragen. Der innere Grund aber ist die Ohnmacht der Frauen, die sich auf andere Weise nicht zu helfen wissen. In einer Anmerkung nimmt der Herausgeber, H. Gross, Stellung zu den beiden Fällen. Er glaubt, dass es sich im ersten Fall um eine kleinliche, verängstigte, ethisch tiefstehende, selbstverständlich auch unreine Person handelte, die nicht Anstand nahm, ihre Zwecke durch das ihr zweckmässig erscheinende Mittel zu erreichen. In dem zweiten Falle nimmt Verf. hauptsächlich wegen der Multiplizität der Handlungen Saliromanie an und glaubt, dass es dem Psychiater in diesem Falle vorbehalten gewesen wäre, eine Entscheidung dahin zu treffen, ob hier eine Zwangshandlung vorlag, für die der Täterin der Schutz des § 51 zuzubilligen gewesen wäre. Von Geisteskrankheit braucht bei ihr darum noch keine Rede zu sein. Mit der Annahme einer „zweifellos vorhandenen geistigen Minderwertigkeit" war der Sachlage nicht Genüge getan. Der Psychiater hätte wahrscheinlich exkulpierende Saliromanie in Verbindung mit einer Art von Koprolagnie festgestellt. Bei der Gelegenheit möchte Ref. einen Irrtum von A. Münzer richtigstellen, der diesem anlässlich seines Referates über die Arbeit „Ein Fall von Saliromanie" im Neurologischen Zentralblatt 1911 zugestossen ist. Verf. schreibt im Titel und im Text konstant Salivomanie und scheint das Wort von Speichel abzuleiten, während es in Wirklichkeit von dem lateinischen salire = besudeln, beschmutzen abzuleiten ist. — — Lydston (42) führt aus: dass Indiana der erste Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika war, der die fakultative Sterilisation eingeführt hat. Verf. erblickt mehr eine wirksame Prophylaxe des Verbrechens, namentlich in bezug auf Sittlichkeitsverbrechen. Individuen mit physischen oder moralischen Defekten, bei denen eine minderwertige Nachkommenschaft mit Sicherheit zu erwarten steht, soll nur dann der legale Heiratskonsens erteilt werden, wenn sie sich freiwilliger Sterilisation unterziehen. Lydston (119) kritisiert Stekels Abhandlung über die sexuelle Wurzel der Kleptomanie und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass zwar gewisse Beziehungen zwischen Kriminalität und Sexualität bestehen, dass aber Stekels Ausführungen weit über

---

[1]) Von sonstigen Arbeiten über Sexualdelikte ist an erster Stelle zu erwähnen die Arbeit von Senf (Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik 1912: daselbst auch zahlreiche andere meist kasuistische Beiträge). Vgl. ferner Raecke (Psychiatrische Begutachtung von Sittlichkeitsdelikten. Arch. f. Psychiatrie 1911), Rupprecht (Ueber jugendliche Sexualverbrecher, Friedreichs Blätter für gerichtl. Med. 1911). Der vorliegende Bericht bringt ferner die Arbeiten von Liebermann von Sonnenberg (41), Rupprecht (63), Svenson (79), Mariné (49) und Strassmann (77). —

das Ziel schiessen und seine Beweisführung sehr unlogisch ist. Als Anhang zu seinem bekannten Werke über die Transvestiten bringt M. Hirschfeld (113) in Gemeinschaft mit Tilke auf insgesamt 54 Tafeln zahlreiche Illustrationen zu den textlichen Ausführungen, zum Teil ist dabei direkt auf den Text Bezug genommen, zum Teil fehlt ein derartiger Hinweis. Eine Durchsicht der reproduzierten Kupferstiche, Gemälde, Photographien usw., bietet ungemein viel Interessantes und fesselt von der ersten bis zur letzten Abbildung. Es liesse sich vielleicht darüber diskutieren, ob es nicht zweckmässiger gewesen wäre, die Abbildungen gleich dem Text einzuverleiben, statt sie apart zu bringen. Ref. vermag die Gründe, die die Verff. dabei geleitet haben, nicht recht einzusehen. Wie dem auch sei: wir müssen Hirschfeld, der gerade in der letzten Zeit wieder eine ungemein fruchtbare Schriftstellertätigkeit entwickelt hat, auch für die vorliegende Gabe dankbar sein und würden es lebhaft begrüssen, wenn der Absatz sich derart gestalten würde, dass der von den Verf. in Aussicht genommene Plan einer zweiten Sammlung von Transvestitenbildern sich recht bald verwirklichen liesse. — Hans W. Maier[1]) wünscht eine Ausbildung der Polizei in psychiatrisch-psychologischer Richtung und gibt dazu anleitende Direktiven. Gewiss ein beachtenswerter Vorschlag aber ob praktisch durchführbar? Ich glaube, man überschätzt da denn doch das psychiatrische Verständnis und die psychologische Auffassungsgabe unserer braven Schutzleute um ein Beträchtliches. Immerhin erscheint ein Versuch angezeigt, dessen Ausgang im Ungewissen liegt. Eine andere Arbeit desselben Verf.[2]) berichtet über Erfahrungen über die Sterilisation Krimineller in der Schweiz und Nordamerika als Mittel der sozialen Hygiene. — Maix (43) hat sich die Mühe genommen, an den in Lyoner Gefängnissen internierten Sträflingen den Wuchs, Handspreite, Figur und Kopfindex durch anthropometrische Messungen festzustellen. Im ganzen wurden 2000 Messungen an 1971 Gefangenen verwertet. Vergleichshalber hat dann Verf. ähnliche Untersuchungen an seinen Kameraden von der Ecole de service de santé militaire angestellt. Natürlich kann es nicht Aufgabe eines Referates sein, die zahlreichen anthropometrischen Befunde im Detail anzuführen. Ref. muss sich daher mit der Wiedergabe der in den Schlusssätzen des Verf. formulierten wichtigsten Schlussfolgerungen begnügen: 1. Die vom Verf. untersuchten Gefangenen sind insgesamt für ihr Alter von kleinem Wuchs. 2. Man findet bei ihnen einige Figuren, die noch nicht einmal 80 cm erreichen. Die Kameraden von der Ecole de santé miltaire wiesen alle Figuren oberhalb dieser Zahlengrenze auf. (Letztere Angabe ist nicht recht verwertbar, da das Testmaterial ein besonders gewähltes, aus kräftigen Individuen bestehendes, darstellt. Ref.) 3. Gleichviel welchen Alters und welchen Wuchses die Gefangenen seien, sie weisen zweimal mehr Hyperbrachyzephale auf als die Kameraden des Verf. Diese weisen im Gegensatz dazu mehr Mesozephale und Dolichozephale auf. Die Brachycephalen sind bei beiden Gruppen in gleicher Zahl vertreten. 4. Die Kriminellen weisen weniger gleiche Handspreiten auf. Sie sind im Verhältnis zum Wuchs geringer als bei den Normalen. Im Gegenteil sind die Handspreiten, die den Wuchs bei weitem übertreffen, bei ihnen viel zahlreicher, namentlich bei den Individuen von kleiner Statur. 5. Man findet bei den Gefangenen etwas mehr Figuren, die kleiner oder gleich dem halben Wuchs sind, als bei seinen Kameraden; aber hauptsächlich mehr Figuren, die bei weitem den halben Wuchs übertreffen. Bei unseren Kameraden findet man gerade im Gegenteil mehr Figuren, die den halben Wuchs nur um ein weniges übertreffen. Bei unseren Kameraden übertreffen die Figuren um so weniger den halben Wuchs als der Wuchs zunimmt. Bei den Gefangenen findet sich dies in viel weniger ausgesprochenem Masse. Bei den Gefangenen stimmen die Handspreiten, die den Wuchs um ein weniges übertreffen, hauptsächlich mit den Figuren überein, die den halben Wuchs um ein Beträchtliches übertreffen. Dies ist auch, wenn

[1]) Hans W. Maier, Die Ausbildung der Polizei in psychiatrisch-psychologischer Richtung. Schweizerische Zeitschr. f. Strafrecht. Bd. XXV. Heft 1. 1912. S. 61. — [2]) Hans W. Maier, Erfahrungen über die Sterilisation Krimineller in der Schweiz und Nordamerika als Mittel der sozialen Hygiene. Bericht über die Verhandlungen des VII. Internationalen Kongresses für Kriminal-Anthropologie in Köln a. Rh. 9.—13. Oktober 1912.





auch in viel geringerem Grade, bei unseren Kameraden der Fall. Bei den Gefangenen sind die Dolichozephalen und unter ihnen besonders die Hyperdolichozephalen, diejenigen, die vom Standpunkt der im Verhältnis zum Wuchs geringen Handspreiten begünstigt sind, bei unseren Kameraden dagegen sind dies die Brachyzephalen und besonders die Hyperbrachyzephalen. Bei allen treffen die Handspreiten, die den Wuchs um ein Beträchtliches übertreffen, mit der Hyperdolichozephalie zusammen; diejenigen Handspreiten, die sie weniger übertreffen mit der Mesozephalie. Die Dolichozephalie und Mesozephalie treffen hauptsächlich mit den Figuren überein, die den halben Wuchs um mehr als 5 cm übertreffen, bei unseren Kameraden mit denen von 0 bis 5 cm. 6. Die Verbrecher gegen Personen sind im allgemeinen von grösserem Wuchs als die Eigentumsverbrecher. Erstere weisen Figuren auf, die den Wuchs um 4—8 cm übertreffen. Letztere haben gleiche und geringe Handspreiten, die den Wuchs um ein Geringes übertreffen oder sie im Gegenteil sehr stark überragen. Die Figuren, die den halben Wuchs um 5—10 cm übertreffen, finden sich häufiger bei den Eigentumsverbrechern, die anderen Figuren mehr bei den Verbrechern gegen die Person. Wie auch immer das Delikt beschaffen sein mag, stets überwiegt die Brachyzephalie. Die Mesozephalie ist besonders häufig bei Verbrechern gegen die Person, die Brachyzephalie häufiger bei den Sittlichkeitsverbrechern. 7. Das Studium der Beziehungen der anthropometrischen Grössen [1]) liefert interessante Ergebnisse zum Beweis für den physischen Degenerationszustand eines Individuums. — Die von dem Herausgeber H. Gross mit einigen kritischen Bemerkungen eingeleitete Abhandlung Bruno Meyers (120), Professors der Kunstgeschichte in Berlin, erörterte in eingehender Weise die Beziehungen der Homosexualität im gegenwärtigen Strafrecht und in lege ferenda. Zu einem kurzen Referat sind die Ausführungen des Verf. nicht geeignet, verdienen jedoch wegen der teilweisen originellen Auffassung der Dinge und der Polemik gegen Magnus Hirschfeld im Original nachgelesen zu werden. — Major (44) liefert einen interessanten kasuistischen Beitrag zur Psychologie der Kinderaussagen. Ein 12jähriges debiles Mädchen, das vom Vater gemissbraucht worden war, wurde das erstemal durch einen Schutzmann vernommen, was Verf. mit Recht schon für einen schweren Missgriff hält, Das Kind wurde dann einer Anstalt zugewiesen, wo man sich redlich Mühe gab, sie diese unerquicklichen Dinge vergessen zu lassen. Da kommt aus heiterem Himmel eine zweite gänzlich unzureichend motivierte Vorladung. Die Anstalt belehrte das Kind vorher, es solle keinem anderen Anstaltsinsassen Mitteilung machen und sich die Sache nicht zu Herzen zu nehmen. Vor Gericht musste es dann den ganzen Hergang ausführlich erzählen. Das Mädchen kam gänzlich verändert mit allen Zeichen der Scham nach Hause, fiel ihren Kameradinnen durch ihr eigentümliches Wesen auf und offenbarte sich ihnen schliesslich. Mit Recht geisselt Verf. das Verhalten der Behörden, die wohl schonungsvoller hätten verfahren und nicht alte Wunden wieder hätten aufreissen sollen. Seine Ausführungen gipfeln in der Forderung: Kinder und Jugendliche sollen nur einmal durch eine besonders geeignete Person gleich oder bald nach der in Frage kommenden Straftat in ungezwungener, nicht beängstigender Weise und Situation vernommen werden. Dieser Forderung dürfte man sich vom medizinischen, psychologischen und allgemein menschlichen Standpunkt vorbehaltlos anschliessen. Wie jedoch aus einer Anmerkung der Schriftleitung hervorgeht, stehen ihr juristische Bedenken entgegen. Vielleicht schafft hier der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch, der ja psychologischer gehalten ist als der frühere, Abhilfe, die dringend geboten erscheint. — Während die Zahl der kriminellen Jugendlichen in den letzten Jahren einen geringen Rückgang erfahren hat, ist die Zahl der Fürsorgezöglinge dauernd in Zunahme begriffen. Verkehrt wäre es in jedem jugendlich Kriminellen einen Geisteskranken zu erblicken. Für die Zunahme der Straftaten Jugendlicher sind drei Momente verantwortlich zu machen: soziale Ursachen, Gelegenheitsursachen und psychische Ursachen. Letztere kann durch Minderwertigkeit, Krankheit und Wider-

[1]) Vgl. hierzu auch die verschiedenen Arbeiten von Etienne Martine (z. B. Revue de méd. 1911. Festschr. f. R. Lépine u. a. a. O.) ferner die verschiedenen von ihm inspirierten Thesen, z. B. Vermalle (Thèse de Lyon 1911).

standslosigkeit bedingt sein. Unter Minderwertigen versteht Major (45) Individuen, deren geistige Kräfte nicht vollwertig sind. Psychische Kranke haben keinen Mangel an geistigen Fähigkeiten, sondern ihre psychischen Phänomene weichen von der Regel ab durch Hemmungen oder Steigerung des assoziativen Ablaufes der Vorstellungen, der Aufmerksamkeit des Gedächtnisses, der Urteilsbildung, der Gefühlsbetonung, der Strebungen usw. Die Widerstandslosen sind vorübergehend nicht spannkräftig und leistungsfähig und kommen so zu Straftaten. Verf. illustriert jeden dieser Typen durch instruktive Beobachtungen aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen. Einen besonders breiten Raum nehmen dabei die Eigentumsdelikte und Sexualvergehen ein. Eine besonders wichtige Rolle spielt das Pubertätsalter. Unter 170 Zöglingen der früher vom Verf. geleiteten Anstalt waren nur 27 Normale, d. h. 16,4 %, schwachbefähigt waren 18, d. h. 10,51 %. Die übrigen 73 % bestanden aus geistig defekten Kindern. Obgleich diese Zahlen nicht direkt Fürsorgezöglinge betreffen, so handelt es sich doch um diesen ausserordentlich nahestehende Elemente, so dass die Ausführungen und statistischen Betrachtungen mutatis mutandis auch auf diese übertragbar sind. — Major (46) berichtet über einen psychopathischen Schüler, der sich eine Reihe von Diebstählen hatte zuschulden kommen lassen und darum von der Schule verwiesen worden war. Einen Teil der Delikte gab er zu. Es handelte sich um einen erblich belasteten jungen Menschen, der unter der Last der Schularbeit zusammengebrochen war. Auf den Rektor machte der Patient einen sonderbaren Eindruck. Nachforschungen ergaben, dass er eine Liebhaberei für elektrische Dinge an den Tag legte und mit wahrer Sammelwut eine Reihe von Gegenständen zusammengebracht hatte. Ausserdem hatte er Unterschriften gefälscht, sich Sachen auf den Namen seines Vaters und anderer Personen verschafft und allerhand weitere Dummenjungenstreiche begangen. Die Schule und die Mutter erklärten sein Leugnen für Trotz, Verstocktheit, Lüge nur der Vater glaubte an einen geistigen Defekt bei seinem Sohne. Verf. fand bei dem Patienten eine auffallende Verschlechterung des Willensgedächtnisses, teilweise Amnesie für seine Straftaten, verminderte geistige Aufnahmefähigkeit, intellektuelle Defekte namentlich auf mathematischem Gebiete, allgemeine Urteilsschwäche mit besonderer Beteiligung des ethischen Momentes. Verf. fasst den Zustand als leichte Debilität auf. Dies erklärt die Urteilsschwäche, das Treiben zu falschen Taten und die Verstärkung der intellektuellen Mängel. Aus dem Fall zieht Verf. folgende Lehre: Wenn ein bislang gutes braves Kind ins Gegenteil umschlägt, wenn der Schlaf und Appetit herabgehen, wenn sein Wesen sich ändert, so darf man verkehrte Handlungen nicht als Verstocktheit ansehen und es nicht für moralisch defekt erklären. Solche schwer einschneidenden psychischen und physischen Veränderungen sind krankhafter Natur. Diese Kinder sind nicht durch den Stock gesund zu machen. Die heilpädagogische Behandlung brachte vollen Erfolg. Patient lernt mit grossem Eifer, er hat sich nie wieder etwas zuschulden kommen lassen[1]). — Marie und Mac-Auliffe (47) untersuchten auf Anregung Bertillons 61 Mörder und Selbstmörder auf die morphologische Beschaffenheit. Die Ergebnisse sind tabellarisch zusammengestellt und müssen im einzelnen studiert werden. Es ergab sich ein Ueberwiegen des Typus mit besonderer Beteiligung der Muskeln. Zu dem Typus mit besonderer zerebraler Beteiligung gehören 11 von 61 Individuen. Diese hatten ihre Tat zumeist ohne Muskelanstrengung ausgeführt. Charakteristisch für sie ist, dass ihre Opfer Mädchen waren, auf die sie schossen. Auffallend war bei dem „Muskeltypus" die kräftige Ausbildung des gesamten Körpers mit Ausnahme der Figur. Es ist nicht leicht zu sagen, ob hier der Riesenwuchs und die Akromegalie als Ausdruck einer endikrinen Hypofunktion als ursächliches Moment herangezogen werden müssen. Tatsache ist jedenfalls, dass sie in etwas mehr als 50 % vorlagen, nämlich in 31 von 61 Fällen. Damit sollen die Verbrecher natürlich nicht entschuldigt sein. Die erneute Nachprüfung der früheren Befunde von Marie und Mac-Auliffe (48) an Selbstmördern und Mördern an einem

---

[1]) Ausser den genannten Arbeiten hat Verf. noch zahlreiche andere Aufsätze in medizinischen und pädagogischen Zeitschriften, teilweise auch als selbständige Schriften veröffentlicht.

grösseren Material bestätigte im allgemeinen die früheren Schlussfolgerungen. Die Leute zeigten eine im allgemeinen robuste Körperentwicklung mit Ausnahme der Figur wenigstens in dem Sinne der Höhe und der distalen Extremitäten. — Marinè (49) berichtet über einen 13jährigen Knaben, der bereits wiederholt mit Prostituierten Geschlechtsverkehr gehabt und nach einem Koitus in einem Bordell einen Angriff auf ein Freudenmädchen gemacht und diese mit einem Rasiermesser mehrfach verletzt hatte. Der jugendliche Verbrecher entstammte einer stark belasteten Familie (Psychosen und Alkoholismus) und war selbst nach dem körperlichen und geistigen Befund zu den Degenerierten und Epileptikern zu rechnen. Der Tat war ein Zustand von Bewusstlosigkeit und Hinstürzen auf die Erde gefolgt. — Martin (50) berichtet über folgenden Fall: Eine Frau im Wochenbett erdrosselt mit den Händen das eine ihrer Zwillinge und versucht dasselbe bei dem anderen, das später an einer Krankheit zugrunde geht. Verf. betont, dass in anderen früher bekannten Fällen von Zwillingsmorden die Mutter stets beide Kinder auf dieselbe Weise getötet habe. Deshalb gehe beim Auffinden von zwei Leichnamen Neugeborener, die man als Zwillinge vermute, eine hohe Wahrscheinlichkeit für den Zwillingscharakter aus der Identität der auf den Körpern entdeckten ähnlichen Gewalttätigkeiten hervor[1]). — Martin, Roussel und Lafforgue (51) geben ein ausführliches Gutachten über einen an beginnender Dementia praecox leidenden Rekruten wieder, der sich zu Tätlichkeiten gegen Vorgesetzte hatte hinreissen lassen und sich auch sonst bei der Truppe durch sein eigentümliches Benehmen auffällig gemacht hatte. Die Gutachter gaben ihrer Meinung dahin Ausdruck, dass es sich bei dem Patienten um eine impulsive Handlung handle, die als Prodromalerscheinung einer bis jetzt larvierten Dementia hebephrenica aufzufassen sei. Zum Schluss lassen Verff. noch einige andere Autoren mit ihren Ansichten über den krankhaften Wandertrieb und die impulsiven Handlungen bei Hebephrenie zu Worte kommen, ohne selbst dazu kritisch Stellung zu nehmen. — Meier (52) berichtet über 11 Fälle von Kindesmord, bei denen als Täterinnen in 10 Fällen die eigene Mutter, in einem Fall die Grossmutter in Betracht kamen. Die Tat wurde teils unmittelbar nach der Geburt, teils erst mehrere Wochen darnach begangen. Es handelte sich zumeist um ledige Frauen. Als Motive kamen in Betracht: Verlassenheit im engeren Sinne (d. h. durch den Kindesvater) achtmal, Verlassenheit im weiteren Sinn (d. h. durch die Umgebung) elfmal, Ehenotstand sechsmal, finanzielle Not achtmal, Abneigung gegen Kind und Vater dreimal, Abneigung gegen das Kind einmal. Der Geburtsvorgang führt nach Ansicht des Verf. für gewöhnlich nicht zu pathologischen Zuständen, er ist aber nie unwirksam, sondern stets mit einer gewissen Summe von Erregung verbunden, die die Rolle des Reizzuwachses, in dem das Zuviel enthalten ist, spielen und die Hemmungen in Wegfall bringen kann. Die beschriebenen Fälle zeigen das Gemeinsame, 1. dass die schwersten Verantwortlichkeiten nicht in den Täterinnen selbst liegen, sondern in Personen, die der Richter heute noch nicht erreichen kann, oder die er bei keinem Rechtszustand wird erreichen können (Cherchez l'homme!), 2. dass die Täterinnen in bezug auf Vergehen gegen Leib und Leben Gelegenheitsverbrecherinnen sind, 3. dass die Verhältnisse überall der Entwicklung der mütterlichen Gefühle entgegenwirken. Der heutige Rechtszustand der unehelichen Kinder und die heute allgemein verbreiteten Anschauungen müssen bei der Tötung unehelicher Kinder als mitschuldig erklärt werden. Die Tötung eines Kindes durch die Mutter ist im wesentlichen eine Art Selbstmord, indem die Mutter dadurch einen Teil ihrer selbst am Weiterleben hindert. Die Gesellschaft ist durch die hier behandelten Verbrechen nicht, oder höchstens in einem Falle geschädigt worden. Die Täterinnen waren in verschieden hohen Graden geistig oder ethisch, oder geistig und ethisch minderwertig. Der Beschluss zur Kindestötung ist in den seltensten Fällen fest und unumstösslich vorgefasst; in den meisten Fällen wird er den Täterinnen durch die Wucht erdrückender Tatsachen und Verhältnisse erst im Moment der Tat aufge-

[1]) Ueber forensisch-psychiatrische Begutachtung von Mördern vgl. ferner die in diesem Bericht weiter unten referierten Arbeiten von Meier (52), Sarrat (65) und Weygandt (65).





zwungen. Verf. kommt als Aerztin und Frau zu folgenden Gesichtspunkten ev. Postulaten: 1. Der Begriff des Kindesmordes sollte auf jede Tötung eines Kindes durch seine Mutter, ohne Rücksicht, in welchem Zeitpunkt nach der Geburt sie stattfindet, ausgedehnt werden. 2. Die Psychologie des Falles (das psychologische Prinzip von Prof. Gross) sollte in der Beurteilung der Kindermörderinnen ausschlaggebend sein. Zu diesem Ende hin sollten a) über das Vorleben, das Milieu, die Aszendenz, den Charakter, die Affektivität der Täterin und die Motive der Tat genaue Erhebungen angestellt werden, b) die Verteidiger genügend Zeit erhalten, um die Erhebungen ev. zu ergänzen. (In mehreren Fällen des Verf. mussten die Verteidiger reklamieren, dass sie kaum Zeit gehabt hätten, mit ihren Klientinnen das Notwendigste zu besprechen). 3. Das Gesetz sollte für das Verbrechen des Kindesmordes kein Strafminimum festsetzen, sondern es dem Richter überlassen, die Strafe nach dem psychologischen Befund zu bestimmen. 4. Als Gründe zur milden Bestrafung sollen in Betracht gezogen werden: a) die Verantwortlichkeiten, die hinter den Täterinnen stehen und für die es kein Gesetz geben kann (Rücksichtslosigkeiten, falsche Beschuldigung des Ehemannes usw.). Nutzt es nichts den Mann zu suchen, so soll man wenigstens an ihn denken, b) der heutige Rechtsstand des unehelichen Kindes muss, solange er existiert, bei der Tötung eines solchen als mitschuldig angesehen und im Sinne einer Strafmilderung geltend gemacht werden, c) das besondere Verhältnis zwischen Mutter und Kind (das Kind, namentlich das neugeborene oder noch kleine, ist im wesentlichen nur ein Teil der Mutter selbst), d) dass es sich fast ausnahmslos nur um Gelegenheitsverbrecherinnen handelt, die ausser gegen sich oder ihr Kind sich niemals ein Vergehen gegen Leib und Leben schuldig machen würden, e) dass die Gesellschaft durch diese Verbrechen kaum jemals geschädigt wird, da es sich fast ausnahmslos um Kinder minderwertiger Eltern und sehr häufig um Frühgeburten handelt, die zu allen moralischen und geistigen Krankheiten besonders disponiert sind, f) bei Kindstötung während oder gleich nach der Geburt rechtfertigt sich die besondere Berücksichtigung des Geburtsvorganges im Sinne einer Strafmilderung, denn derselbe ist immer mit einer gewissen von Fall zu Fall variierenden Summe von Erregung verbunden und diese Erregung spielt gewöhnlich die Rolle des Reizzuwachses, der das Zuviel enthält. 5. Der Mann sollte zur strafrechtlichen Verantwortung mit herangezogen werden, wenn er durch seine Schuld die Motive der Kindestötung mitverursacht hat. 6. Dies ist immer der Fall, wenn er der aussereheliche Vater ist und die Tötung aus Furcht vor Schande, aus Not oder wegen Verlassenheit stattgefunden hat. Diese strafrechtliche Heranziehung ist nach Ansicht des Verf. nur dann möglich, wenn das Gesetz über die Rechsverhältnisse unehelicher Kinder dahin abgeändert wird, dass die unehelichen Kinder auch dem Vater gegenüber alle Rechte des ehelichen Kindes geniessen sollten, der Vater also die gleichen Pflichten gegen sie hat wie gegen die legitimen. In bezug auf die näheren Bestimmungen eines in diesem Sinne abzuändernden Zivilgesetzes verweist Verf. auf die Vorschläge von Fritz Reimighaus: „Gerechtigkeit und wirksamen Rechtsschutz schaffe das schweizerische Zivilgesetz für die aussereheliche Mutter und ihr Kind.“ 6. Die Strafuntersuchungen gegen sexuelle Verbrecherinnen sollten von Frauen geführt werden. Dass der Verhörende Fragen stellt, die für ihn selbst einen erotischen Reiz zu bedeuten scheinen, wie in einem Fall des Verf. tatsächlich geschehen ist, fördert die Untersuchung nicht und bringt die Verhörte in Verwirrung. Ebenso sollten Frauen in den Gerichten miturteilen, denn sie verstehen die Psyche der Verbrecherinnen besser als die Männer. Nach Gross „Kriminalpsychologie“ ist diese Forderung schon alt und bereits von Schaumann unter der gleichen Begründung aufgestellt worden. 7. Die Frauen sollten bei der Gesetzgebung Mitverantwortung haben, denn wie namentlich ein Fall des Verf. in typischer Weise zeigt, haben sie zu den nur von Männern geschaffenen Gesetzen absolut kein Verhältnis und kein Verständnis und es kommt deshalb vor, dass sie Delikte begehen, die ein Mann von gleicher Bildung, gleichem Intellekt und gleicher Moralität nie begehen würde, weil das Verständnis für das von seinesgleichen geschaffene artverwandte Gesetz für ihn die stärkste Hemmung bildet. Obgleich manches in den Forderungen des Verf. übertrieben erscheint und auf das Konto der modernen, über das Ziel hinausschiessenden feministischen Bewegung zu setzen ist, so kann man sich doch gegenüber mancher von



feinem psychologischen Verständnis und treffender Logik zeugenden Tatsachen nicht verschliessen. Die Arbeit des Verf. erscheint dem Ref. gerade im gegenwärtigen Moment, wo über unsere Strafgesetzreform so lebhaft diskutiert wird, besonders bedeutungsvoll und der Beachtung der in Frage kommenden forensischen Kreise wert! — Mezger (121) versucht zu zeigen, dass sich der Begriff „Zustand krankhafter Störung der Geistestätigkeit usw." in § 51 St.G.B. aus deskriptiven (naturwissenschaftlich-psychologischen) und normativen (juristischen Elementen zusammengesetzt und sucht im Hinblick auf einige praktische Fragen der Zurechnungslehre diese beiden Begriffselemente von einander zu unterscheiden. Eine rein deskriptive Frage stellt das Problem der partiellen Zurechnungsfähigkeit dar. Aus der psychologischen Tatsache der Einheit unseres Bewusstseins ergiebt sich für die Psychopathologie die Konsequenz, dass wir nicht von bestimmt abgegrenzten seelischen Erkrankungen, sog. Monomanien, reden dürfen; diese Anschauung entspricht der durchaus herrschenden Meinung der Psychiater, die gegenteilige Ansicht von Ziehen für gewisse Fälle von Paranoia ist nahezu einmütig abgelehnt worden. Für den Juristen folgt daraus die Verneinung einer partiellen Zurechnungsfähigkeit, was er verlangen muss, ist ein Gesamturteil über den Geisteszustand des Täters zur Zeit der Tat; man darf aber mit dieser Frage nicht die andere verwechseln, ob ein bestimmtes Individuum etwa nur in bestimmter Richtung, also nur für bestimmt geartete Delikte, als unzurechnungsfähig zu behandeln sei. Wesentlich komplizierter ist das Verhältnis deskriptiver und normativer Gesichtspunkte dort, wo es sich um den Inhalt des Krankheitsbegriffs in § 51 St.G.B. handelt. Auf deskriptivem Standpunkt vermögen wir zwischen „abnorm" und „krankhaft" einen begrifflichen Unterschied nicht aufzustellen, alle derartigen Versuche verlassen den rein naturwissenschaftlich-psychologischen Boden. Deshalb ist hier auch der psychische Defekt auf moralischem Gebiet als „Krankheit" zu bezeichnen, und zwar gleichgültig, ob derselbe angeboren (moral insanity) oder erworben (unverbesserlicher Verbrecher, verkommenes Individuum) ist. Dagegen muss für die juristische Verwendung des Krankheitsbegriffs der Satz statuiert werden: „Ein abnormer Mangel ethisch-rechtlicher Motive kann beim Ausschluss der Zurechnungsfähigkeit (und bei der Strafzumessung) für die juristische Beurteilung als solcher überhaupt nicht in die Wagschale fallen." Praktische Bedeutung gewinnt diese Beurteilung namentlich auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis. Auch auf dem Gebiete des Alkoholismus bedarf der naturwissenschaftlich-medizinische (deskriptive) Krankheitsbegriff einer Einschränkung für die juristische (normative) Verwertung. Naturwissenschaftlich betrachtet ist der Alkohol ein Gift, die akute und chronische Alkoholvergiftung, insbesonders also auch der gewöhnliche, „normale" Rausch sind krankhafte Störungen der Geistestätigkeit. Die juristische Behandlung der Alkoholfrage in § 51 St.G.B. darf weder die radikale Durchführung dieser medizinischen Gesichtspunkte zugrunde legen, noch aus rechtlichen Gründen das medizinische Forschungsergebnis verfälschen; ebensowenig kann offen eingestandene Inkonsequenz eine befriedigende Basis schaffen. Auch hier muss vielmehr die prinzipielle Verschiedenheit der beiden Betrachtungsweisen klar erkannt, der medizinische Krankheitsbegriff vom Richter selbständig für seine Zwecke verwendet und weitergebildet werden. Naturwissenschaftlich-medizinisch völlig äquivalente Zustände können eine durchaus verschiedene Beurteilung erfahren. Dies ist wichtig insbesondere für die Beurteilung der sog. „selbstverschuldeten" Trunkenheit. Von medizinischer Seite soll demnächst eine Erwiderung in Aschaffenburgs Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform erscheinen[1]). — Moeli (58) bespricht die moderne Fürsorgegesetzgebung, die statistisch feststellbare Beteiligung psychopathischer Elemente an dem Kontingent der Fürsorgezöglinge, die durchschnittliche Werte von ca. 50 % liefert. Weiterhin erörtert Verf. die bekannten exogenen und endogenen Ursachen der psychopathischen Minderwertigkeit, deren Abstellung dringende Aufgabe der Hygiene ist. Von dem Grundsatz ausgehend, dass nur durch kausales Vorgehen etwas erreicht werden kann, empfiehlt Verf. den deutlichen erkennbaren Schwachbefähigten ganz besondere Auf-

[1]) Nach einem Autoreferat des Verf., für dessen Ueberlassung ich auch an dieser Stelle ergebenst danke. (Boas).



merksamkeit auch nach der Schulentlassung zu schenken. Eine weitere Frage ist, welche besondere Anforderungen durch das pathologische Material der Fürsorgezöglinge an die Fürsorgeerziehung selbst in praktischer Beziehung entstehen. Ueber die endgültige Form der Fürsorge lassen sich keine allgemeinen Normen aufstellen, hier muss durchaus individuell im Einzelfall verfahren werden. Zur Beobachtung pathologischer Geisteszustände, deren Wesen Verf. im Rahmen der Arbeit kurz erläutert, müssen wenigstens in grösseren Städten Beobachtungsstationen unter spezialistischer Leitung den Fürsorgeanstalten angegliedert werden, die jedoch ein selbständiges Dasein führen müssten. Noch sympathischer steht Verf. im Interesse der Gewährleistung einer wirklich systematischen Erziehung der Schaffung besonderer Jugendabteilungen einer grossen Anstalt für psychisch Abnorme gegenüber, etwa für jede Provinz eine. Die nicht genügend zu sozialer Reife Förderbaren, sollten über das 21. Jahr hinaus in Anstalten, in der Familie oder in Gruppenpflege versorgt und ihre rechtliche Stellung festgelegt werden. Die Fürsorgeerziehung würde sich um so freier und wirksamer entfalten, wenn die aussichtslosen, die eigentlichen kriminellen Elemente genügend abgestossen oder getrennt werden könnten, so dass sie nicht zum Schaden für die ganze Einrichtung werden. — Möller (122) berichtet über einen Epileptiker — es handelte sich um eine traumatische Epilepsie — der sich mehrfach der Notzucht und des Exhibitionismus schuldig gemacht hatte. Das auffällige Benehmen bei der Ausführung der einzelnen Delikte, der terminale Schlaf, die absolute Amnesie für die betreffenden Vorgänge führten zu der Annahme eines epileptischen Dämmerzustandes, auf Grund dessen der Angeklagte in Gemässheit des § 51 R.St.G. freigesprochen wurde. — Mönkemöller (54) macht die Brandstifter zum Gegenstand einer ausführlichen, weit über 100 Seiten umfassenden psychopathologischen Studie, an deren Schluss er zu folgendem Gesamtergebnis kommt: Nach alledem bleibt es, was den Einfluss der Psychopathologie auf die Brandstiftung anbetrifft, dabei, dass diese auf der Grundlage der verschiedensten psychischen Affektionen aus den mannigfachsten normalen und pathologischen Motiven heraus entstehen kann. Eine gewisse Steigerung findet in den Pubertätsjahren statt, und das weibliche Geschlecht beteiligt sich in dieser Zeit etwas mehr an diesem Delikt als an anderen Formen der Kriminalität. Um wesentliche Steigerung der Zahlen handelt es sich hierbei aber nicht. Zum Teil war die Steigerung in diesen Jahren durch die physiologischen Verhältnisse der Frau bedingt. Bei den meisten pathologischen Brandstifterinnen liegen psychische Störungen vor, die nicht allein an diese Altersperiode gebunden sind. Normale Motive machen sich auch in einem grossen Prozentsatz bei diesen pathologischen Wesen bemerkbar. Insbesondere erweist sich gerade bei diesen die Brandstiftung als das bequemste Mittel der Rache. Ausserdem spielen eine ganze Reihe von äusseren Umständen mit, die auf pathologische Naturen besonders stark einwirken. — Seinen früheren Berichten über das Ergebnis der psychiatrisch-neurologischen Untersuchung schulpflichtiger Fürsorgezöglinge lässt Mönkemöller (123) einen weiteren folgen, dem ein Material von 124 Knaben (davon 104 Fürsorgezöglinge) zugrunde liegt. Die an interessanten Details ausserordentlich reiche Arbeit ist leider zu kurzem Referat an dieser Stelle nicht geeignet. Referent möchte noch besonders auf die Reformvorschläge des Verf. betreffs der Handhabung des Fürsorgeverfahrens hinweisen, die wegen der in langjähriger praktischer Arbeit erworbenen Kompetenz des Verf. in diesen Dingen lebhaftem Interesse und besonderer Beachtung bei den massgebenden Behörden begegnen werden. Vergleiche auch die seither erschienenen Arbeiten von Siefert, Psychiatrische Untersuchungen über Fürsorgezöglinge. Halle a. S. 1912, Carl Marhold und Schnitzer, Bericht an den Landeshauptmann der Provinz Pommern über das Ergebnis der psychiatrisch-neurologischen Untersuchung der Fürsorgezöglinge in den Erziehungsanstalten Züllchow, Wassow und Magdalenenstift bei Stettin. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie XII, 1912, S. 135. — Mörchen (55) geht den Ursachen der Mesalliancen vom psychiatrischen Standpunkt aus nach, unter Ausschluss der sexuell (im weitesten Sinne natürlich) motivierten Handlungen. Dabei ergibt sich, dass in erster Linie die progressive Paralyse und die Dementia senilis in Betracht kommen. Der Krankheitscharakter der Paralyse, namentlich die gehobene Affektlage und die gesteigerte Libido bei meist erloschener Potenz, machen dies auch durchaus erklärlich. Während im



allgemeinen zu den Mesalliancen Geisteskranker die Männer das bei weitem grösste Kontingent stellen, kommen solche auch, wenn auch in viel selteneren Masse, bei senil dementen weiblichen Personen vor. Weitere Geisteskrankheiten, die gelegentlich den davon Betroffenen zu Mesalliancen führen können, stellen das manisch-depressive Irresein — natürlich die manische Phase — der allgemeine Schwachsinn und die „Moral insanity" dar. Namentlich die letzte Gruppe kommt ziemlich häufig in Betracht, was sich aus der ganzen Veranlagung, besonders dem ausgiebig entwickelten Tierleben dieser Abart von psychopathischen Konstitutionen erklärt. Verf. teilt einen derartigen Fall mit, wo ein Angehöriger der besten Kreise ein Dienstmädchen, das sich gleichzeitig mit anderen Personen einliess, ehelichte und trotz Vertrautseins mit dessen Untreue an ihr festhielt. In manchen Fällen, wie z. B. bei beginnender Paralyse, kann der Partnerin kein Vorwurf, wie etwa der der Spekulation auf das Vermögen des Patienten, gemacht werden. In anderen Fällen, in denen der Schwachsinn klar zutage liegt, muss ein solcher jedoch mit Recht erhoben werden. Nur in besonderen krassen Fällen wird man zur Ehescheidung, in anderen zur Entmündigung raten müssen. Durch die Trauungen im Ausland, speziell in London, ist derartigen Manipulationen Tor und Tür geöffnet. Die Trauung ist dann nach unseren Gesetzen gültig und ebenso die testamentarischen Bestimmungen, Erbverträge usw. Der Hausarzt und besonders der hinzugezogene Psychiater haben die heikle Aufgabe in solchen Fällen, die viel Takt erfordert, prophylaktisch zu intervenieren [1]). — De la Motte (56) teilt zunächst einen Fall von hysterischem Dämmerzustand bei einem Marineangehörigen mit, der sich zweimal einer schweren Achtungsverletzung gegenüber seinen Vorgesetzten schuldig gemacht hatte. Das erste Mal kann nicht mit Sicherheit ein hysterischer Dämmerzustand angenommen werden. Dagegen liess das Verhalten des Patienten im zweiten Falle eine solche Annahme gerechtfertigt erscheinen. Für einen hysterischen Dämmerzustand sprach das Einsetzen desselben unmittelbar im Anschluss an eine psychische Erregung, das ängstliche Benehmen, die gemacht erscheinende kindliche Sprechweise, die geäusserten Wahnvorstellungen, die verkehrten Antworten auf einfache Fragen, die falsche Bezeichnung ganz bekannter Gegenstände, ferner der körperliche Befund, speziell die charakteristischen Sensibilitätsstörungen, das plötzliche Erwachen aus diesem Zustand mit nachfolgender Amnesie. Die Beobachtung ergab ferner in einwandfreier Weise einen abnormen Umschlag der Stimmung nach geringem Alkoholgenuss und das zeitweise Vorhandensein einer abnorm gesteigerten krankhaften Reizbarkeit. Die Anamnese ergibt das Vorliegen einer sehr schweren Belastung. Patient soll ferner eine Trauma — eine 4—5 cm lange bis auf den Knochen gehende Kopfwunde — erlitten haben und seitdem geistig verändert sein. Bei der Marine erlitt er eine ganze Reihe von Vorstrafen, die sich namentlich gegen Schluss der Dienstzeit auffällig mehrten. In den beiden anderen Fällen des Verf. handelt es sich um akute halluzinatorische Paranoia bei Strafgefangenen. Der erste Patient wurde zunächst für einen Simulanten gehalten. Im Krankheitsbilde traten besonders Vergiftungsideen und Geruchshalluzinationen hervor. Im Krankheitsverlaufe traten periodische Exazerbationen in die Erscheinung, die eine ungünstige Prognose und Ausgang in Demenz unter langsamem Zerfall des Wahnsystems befürchten lassen. Der zweite Fall lag insofern günstiger, als hier die Psychose während der Strafhaft rechtzeitig erkannt wurde und der Patient in die Klinik kam. Die Milieuveränderung brachte in der Tat eine gewisse Besserung, wenngleich sich der Ausgang noch nicht mit Sicherheit absehen lässt [2]). — Müller (57) berichtet über das holländische Fürsorgewesen. Es gibt in Holland Zuchtschulen für 8—21jährige zu so weitführender

---

[1]) Vergleiche dazu auch die Gutachten von E. Meyer und G. Puppe, Gegenseitige Anziehung und Beeinflussung psychopathischer Persönlichkeiten. Vierteljahrschrift f. gerichtl. Med. u. öffentl. Sanitätswesen XL III, 1912, Heft 1.

[2]) Von sonstigen Veröffentlichungen über Psychosen in der Strafhaft erwähne ich namentlich die Arbeiten von Heinicke, Gefängnispsychosen. Aus der Psychiatrie XLVIII, Heft 3, 1911 und Geistige Störungen bei Strafgefangenen. Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrecht. Vgl. auch die weiter unten referierten Arbeiten von Richardson (61) und Stern (74).

Besserung, dass die Familienerziehung wieder einsetzen kann, und zur Erziehung Verwahrloster Fürsorgeerziehungsanstalten. Verf. äussert sich sehr anerkennend über das Gesehene. — Nolan (58) macht eine Reihe von Bedenken gegen die beabsichtigte Sterilisierung Geisteskranker geltend. Er warnt vor Uebereilung und Uebertreibung in dieser Sache, die nur durch grosse Erfahrung erledigt werden kann. — Ein Bericht, der sich auf die Fürsorgeerziehungsanstalten in den Vereinigten Staaten bezieht, liegt von Raecke (59) vor, aus denen Verf. folgende Forderungen für uns ableitet: Man baue nicht gesondert offene und geschlossene Erziehungsanstalten, milde und strenge, man dringe nicht auf die Errichtung von besonderen Heimen für Psychopathen, sondern man sorge für ausreichende Gliederung der vorhandenen Institute, dass sie allen Fällen gerecht zu werden imstande sind. Gerade die dann vorhandene Möglichkeit, je nach der Führung eine Verlegung von einer Station zur anderen jederzeit vornehmen zu können, bildet ein wertvolles Erziehungsmittel. — Näcke (124), nächst Magnus Hirschfeld, Iwan Bloch und Numa Prätorius wohl der beste Kenner der Homosexualfrage, ist der Ansicht, dass der Alkohol bei nicht dazu Disponierten Homosexualität nicht zu erzeugen, dagegen bei gegebener Disposition eine Inversion zu wecken vermag, z. T. infolge des Wegfalls der Hemmungsvorstellungen. Auch sonst besteht kein Unterschied hinsichtlich der Alkoholwirkung zwischen Urningen und Heterosexuellen. Abstinenzler scheinen unter denselben häufiger vertreten zu sein als unter den Normalen. — Oberholzer[1]) führt in seinem Vortrage über die Sterilisierung von Geisteskranken und geisteskranken Verbrechern aus sozialen und rassenhygienischen Motiven folgendes aus: Bei der Bekämpfung der auf ererbter Grundlage entstehenden Geisteskrankheiten und ihrer Folgen ist die Ausschaltung der betreffenden Kranken von der Fortpflanzung das sicherste Mittel. Damit wird die Uebertragung der zu geistiger Erkrankung und Minderwertigkeit führenden Anlage, die man als solche nicht zu treffen und unschädlich zu machen vermag, auf weitere Nachfolger verhindert. Diesen Zweck involviert die durch Gesetz festgelegte Eheunfähigkeit von Geisteskranken. Dieselbe unterbindet aber nicht die uneheliche Fortpflanzung, die gerade bei geistig minderwertigen besonders wichtig ist. Andere zur Verhütung der Zeugung kranker und minderwertiger Nachkommen angewandte und empfohlene Massregeln sind ebenfalls unzulänglich. Die dauernde Internierung ist nicht nur sehr häufig aus ökonomischen und praktischen Gründen schwer oder unmöglich durchzuführen, sondern erfordert grosse wirtschaftliche Opfer. Zudem kämpfen die meisten Irrenanstalten mit beständiger Ueberfüllung. Der Staat aber soll seine Mittel nicht fortgesetzt und in vermehrtem Masse für Arbeitshäuser, Besserungs- und Irrenanstalten verwenden müssen, sondern dieselben produktiven Kulturwerten und sozialen Werken zuwenden können. Die dauernde Internierung würde ferner, wo sie lediglich zur Verhütung von Schwängerung und Konzeption angewendet würde, die Betreffenden jedoch sonst nicht anstaltsbedürftig sind, eine mit nichts zu rechtfertigende Härte bedeuten. Nach der künstlichen Unfruchtbarmachung dagegen könnten die Betreffenden der Freiheit zurückgegeben und ihre Arbeitsfähigkeit zu ihrem Lebensunterhalt verwendet werden, zugleich würden die Anstalten entlastet und Staat und Gesellschaft vor minderwertigen Nachkommen und weiteren Verbrechen (Kindesmord, Sexualverbrechen) geschützt. Die Unfruchtbarmachung kann geschehen: operativ durch Sterilisation (Tubenresektion und Vasektomie) und Kastration oder auf unblutigem Wege durch Röntgenstrahlen. Letztere hat den Vorteil, einen chirurgischen Eingriff und eine äussere Verstümmelung zu vermeiden. Die Kastration, die das Erlöschen des Geschlechtstriebs zur Folge hat, ist auf Sexualverbrechen und sexual-pathologische Individuen zu beschränken. Lege artis ausgeführt, hat die Sterilisation keinerlei Nachteile für die Betreffenden. Entsprechend der rassenhygienischen und sozialen Wichtigkeit der Sterilisation und der immer mehr sich durchringenden Anerkennung der

[1]) Oberholzer, Ueber Sterilisierung von Geisteskranken und geisteskranken Verbrechern aus sozialen und rassehygienischen Gründen. Bericht über den II. internationalen Kongress für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. VII. Band, Heft 3, 1912.





Rechte des Kindes auf geistige und körperliche Gesundheit sollte das Verfahren von Gesetzes wegen nicht nur im Einverständnis mit den Betreffenden und deren Angehörigen, sondern ev. auch ohne deren Zustimmung, man denke etwa an einen nicht dispositionsfähigen Idioten und völlig einsichtslose Eltern, angewendet werden können. Es bedarf deshalb für die zwangsweise verhängte Aufhebung der Fortpflanzungsfähigkeit der Schaffung der nötigen gesetzlichen Grundlage. — Oberholzer (125) berichtet über nachstehenden Fall: Ein 24jähriger geisteskranker Mensch hatte zuerst seine 20jährige, darauf seine 17jährige Schwester, beide ebenfalls geistesschwach respektive idiotisch, verführt und geschwängert. Da die Persönlichkeit der Eltern keinerlei Garantie für die Wiederholung des Deliktes bot, so handelte es sich darum, ob dauernde Anstaltsinternierung oder Sterilisierung hier am Platze waren. Auch sonst waren die Betreffenden unsozial. Die dauernde Interierung wäre mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Es käme früher oder später ja doch zur Entlassung. Auch die peinlichste Durchführung der Beaufsichtigung könnte eine erneute Schwängerung nicht verhüten. Endlich würde die Massnahme eine durch nichts berechtigte Härte gegen die Betreffenden bedeuten. Schliesslich wären auch materielle Bedenken gegen die Internierung geltend zu machen. All diesen Bedenken ginge die Sterilisierung aus dem Wege, die freilich die Einwilligung der Betreffenden und der Eltern zur Voraussetzung hat. Der Delinquent, um den es sich dabei in erster Linie handelt, wäre auch mit der Kastration einverstanden, seine Eltern sind aus Unverstand und Gier dagegen und wollen einer erneuten Schwängerung dadurch vorbeugen, dass sie ihren Sohn von Haus fernhalten und verheiraten (!). Unter solchen Umständen kann die Sterilisierung leider nicht zur Ausführung kommen. Verf. stellt die berechtigte Forderung auf: Soziale Gründe allgemeiner Natur, rassenhygienische und kriminalprophylaktische im speziellen erfordern die Möglichkeit, in solchen Fällen die Sterilisierung in Anwendung bringen zu können und zwar ev. auch ohne die Zustimmung des Betreffenden und einsichtsloser Angehöriger. — Im Jahre 1909 berichtete Rüdin[1]) über den Geisteszustand lebenslänglicher Verbrecher und im vorigen Jahre Többen[2]) weitere Beobachtungen über diesen Gegenstand. Das Jahr 1913 brachte uns eine weitere grossangelegte Arbeit von Homburger[3]) über das Lebensschicksal geisteskranker Verbrecher. Ein kasuistisches Interesse bietet auch die Analyse von Oppen über den Mörder Göhlert und dessen Geisteszustand vor der Hinrichtung, die Verf. auch zu prinzipiellen Erörterungen über den Geisteszustand von Mördern im allgemeinen führen. — Das preussische Ministerium des Innern hat über das Nachleben aller in der Zeit vom 1. April 1904 bis dahin 1910 entlassenen Fürsorgezöglinge eingehende Ermittelungen angestellt. Sie erstrecken sich auf 9931 Zöglinge. Auskunft wurde erlangt über 8155 Zöglinge. Von diesen führten sich gut seit ihrer Entlassung 69 %, zweifelhaft hielten sich 11,3 %, ungenügend bis schlecht 19,8 %. Die Prozenthöhen beim männlichen und weiblichen Geschlecht differieren wenig voneinander. Die Erfolge verringern sich in demselben Verhältnis wie das Alter der Zöglinge bei ihrem Eintritt in die Erziehung höher ist. Bei den unter 14 Jahren Eingelieferten war das Resultat bei 85 % männlichen und 88 % der weiblichen ein gutes. Bei den mehr als 16jährigen war das Resultat nur bis 64 bzw. 65 % günstig. Diese Zahlen widerlegen die pessimistischen Anschauungen über die Fürsorgeerziehung. Auch bei den allerschwierigsten Elementen, bei den Mädchen, die mit 16 Jahren und noch früher bereits Dirnen geworden waren, waren die Erfolge sicher befriedigend. 62,9 % der Entlassenen sind gut geblieben, 38 % sind ordentliche Ehefrauen geworden. Was die Bestrafungen anlangt, so beziffern sich dieselben vor und während der Fürsorgeerziehung auf 76 % der männlichen und 38,6 % der weiblichen Zöglinge bei den Entlassenen auf 30,1 % und 18,5 %. — Nach den Ausführungen Partenheimers (129) ist bei der Prüfung der Dienstfähigkeit Berücksichtigung der Vorstrafen von grosser

---

[1]) Rüdin Habilitationsschrift, München, 1909. — [2]) Többen, Verhandlungen des medizinisch-naturwissenschaftlichen Vereins in Münster, 1912; ferner Monatschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 1912. — [3]) Homburger, Lebensschicksale geisteskranker Verbrecher. Heidelberger Abhandlungen aus dem Gebiete der Kriminalpsychologie. Heft 2.

Bedeutung; aus ihnen allein kann aber eine endgültige Beurteilung der geistigen und moralischen Wirkung nicht oder nur in den seltensten Fällen erfolgen. Zweifellos aber ist die ärztliche bzw. psychiatrische Untersuchung und Beobachtung aller mehrfach Vorbestraften eine unabweisbare Forderung. — Pettow (130) erörtert den Begriff der Transvestie, ihre Erscheinungsformen, Ursachen und Wirkungen in verschiedenstem Sinne, auf die Person selbst, wie auf die Aussenwelt. Als Fazit resultiert: Die echte Transvestie ist ein psychischer Zwangstrieb; entspringen ihr ihrer Natur gemässe Delikte, so muss für diese Straffreiheit gefordert werden. Verf. glaubt nicht, dass dieser Trieb unausrottbar sei, sondern glaubt vielmehr an eine Beseitigung im Wege der Hypnose. In die Arbeit ist eine Fülle von kasuistischem Material eingestreut. Schade nur, dass Verf. ausschliesslich mit Zeitungsmaterial operiert, dessen Unzulänglichkeit wiederholt von kriminalistischer Seite (Hans Gross, Hellwig u. a.) betont wurde. Authentisches Aktenmaterial wäre weit zuverlässiger gewesen. Von weiteren Erscheinungen über Transvestie erwähne ich namentlich die Arbeiten von M. Hirschfeld, Neurolog. Zentralbl. 1911. Ders., Die Transvestiten. 2. Aufl. Berlin 1911, Pulvermacher; ders. und M. Tilke Der erotische Verkleidungstrieb (die Transvestiten). Illustrierter Teil, Berlin 1912, Pulvermacher; Näcke, Zum Kapitel der Transvestiten nebst Bemerkungen zur weiblichen Homosexualität. Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik XLII, 1911, S. 236. Vgl. auch den Vortrag von Stabel auf dem letzten internationalen Gynäkologenkongress, Berlin 1912. — Placzek (131) kam in einem forensischem Gutachten zu folgenden Schlüssen: 1. Der Angeklagte leidet an Erbsyphilis, die zur Zeit der Geschlechtsreife einen Rückgang der geistigen Fähigkeiten bewirkt hat; 2. ein Zustand von Bewusstlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit im Sinne des § 51 des St.G.B. liegt nicht vor; 3. die zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderliche Einsicht ist so mangelhaft vorhanden, dass sie keineswegs ausreicht, um das Triebleben zu zügeln. Es erfolgte Freispruch. Verf. kommt auf Grund dieses Falles zu folgenden allgemeinen Schlusssätzen: Ist es an sich schon von begreiflichem Interesse, dass man rein zufällig einen bisher nicht luessuspekten Sohn eines Tabikers nach Wassermann zu untersuchen für nötig erachtet, nur weil er auffällige sexuelle Delikte begangen hat, und dann die Vermutung so prägnant bestätigt findet, so ist es gleichfalls für den oft genug mit schwer definierbaren Begriffen vor Gericht operierenden ärztlichen Sachverständigen ein nicht zu unterschätzender Gewinn, dass er seine Vermutungen und Auffassungen der Anklagebehörde so ad oculos demonstrieren kann. Hier liess sich der Staatsanwalt eingehend über das Wesen der Wassermannschen Probe informieren, die er zuerst mit dem Wassermannschen forensischen Blutnachweis verwechselt hatte, und verstand und würdigte dann auch die Tatsache, dass vererbte Syphilis das Gehirn in Mitleidenschaft ziehen muss, wenn sie unerkannt Jahre bestand und unbehandelt blieb. — Die Arbeit Richards (60) gibt eine statistische Uebersicht über die in der amerikanischen Armee in den letzten 50 Jahren zur Aburteilung gelangten Straftaten, soweit diese von Geisteskranken begangen wurden. Zum Vergleich werden die Verhältnisse der europäischen Armeen, speziell der deutschen herangezogen. Verf. erörtert die einzelnen militärischen Delikte nach ihrer prozentualen Häufigkeit und Beteiligung. Was speziell 122 Fälle von Disziplinarvergehen betrifft, so gibt Verf. im Vergleich zu der deutschen Statistik (Anhaltspunkte zur Beurteilung der Frage der Dienstbeschädigung bei Geisteskranken und Heeresangehörigen. Herausgegeben von der Medizinalabteilung des Kgl. preus. Kriegsministeriums Berlin 1908) folgende Uebersichtstabelle (s. nächste Seite oben). Was das Verhältnis des Krankheitsbeginnes zu der Länge der Dienstzeit bei den Fällen von Dementia praecox und Alkoholpsychosen betrifft, so fand Verf. folgendes: 1 Jahr und darunter in 14 Fällen (29,78 %), 2 Jahre und darunter in 23 Fällen (48,93 %), 3 Jahre und darunter in 36 Fällen (79,59 %), 3 Jahre und darüber in 11 Fällen (23,4 %). Zu bemerken ist noch, dass nach den Erfahrungen des „Government Hospital of Insane", dem das Material für die vorliegende Arbeit entstammt, in 57 % der behandelten Fälle Heilung eintrat. — Richardson (61) teilt fünf Fälle von Haftpsychosen mit, deren Analyse unter Würdigung der bisherigen Literatur zu folgenden Ergebnissen führt: 1. Der in Frage stehende Symptomenkomplex kann als eine klinische Einheit aufgefasst werden. 2. Er entwickelt sich zumeist bei erwachsenen und jugendlichen



| | | Amerikanische Armee | Deutsche Armee |
|---|---|---|---|
| Dementia praecox . . . . . . . | 62 Fälle = | 50,82 % | 42,3 % |
| Alkoholpsychosen . . . . . . . | 13 „ | | |
| Manisch-depressives Irresein . . . | 9 „ | | |
| Akute Verwirrtheitszustände . . | 8 „ | | |
| Chronische Manie . . . . . . | 6 „ | | |
| Eleptische Psychosen . . . . . | 4 „ = | 3,2 % | 6,73 % |
| Paranoide Zustände . . . . . . | 4 „ | | |
| Demenz . . . . . . . . . . . | 3 „ | | |
| Intoxikationspsychosen . . . . . | 3 „ | | |
| Paralyse . . . . . . . . . . . | 2 „ | | |
| Psychopathische Konstitutionen . . | 2 „ | | |
| Nicht geisteskrank im Militärlazarett | 2 „ | | |
| Hysterie . . . . . . . . . . . | 1 „ | | |
| Akute Melancholie . . . . . . . | 2 „ | | |
| Imbezillität . . . . . . . . . . | 1 „ | | |

Verbrechern. 3. Er kann sich mit anderen Psychosen kombinieren. Oftmals entsteht er lediglich auf der Basis eines ausgesprochenen geistigen Defekts, der sich in manchen Fällen bis zu Imbezillität steigern kann. 4. Er ist häufig mit den Anzeichen einer beabsichtigten Simulation kombiniert. 5. Obgleich man ihn seiner Natur nach mit der Hysterie zusammengebracht hat, kann er doch wohl kaum als hysterische Psychose gedeutet werden, trotz des psychogenen Ursprungs. 6. Grosse Furchtsamkeit mit partiellem Stupor, Gesichts- und Gehörshalluzinationen und in vielen Fällen Mutismus sind häufig die hervorstechendsten Symptome. Ihr rasches Verschwinden nach Verlegung der Patienten in eine Anstalt für Geisteskranke ist die Regel. Die Melancholischen können, wie Rodiet (62) des näheren ausführt, nach drei Richtungen hin Gegenstand des forensischen Interesses werden. Sie können wegen Selbstanklagen oder besser Selbstbezichtigungen, Selbstmord oder Mord mit den Gerichten zu tun haben. Verf. bespricht im einzelnen das Verhalten, das der begutachtende Arzt in solchen Fällen zu beobachten hat. Besonders instruktiv ist der Abschnitt von den Selbstmordneigungen der Melancholischen, wobei Verf. seine eigenen Erfahrungen zu Worte kommen lässt. Ein besonders instruktiver Fall von Suizid bei einer im Klimakterium stehenden melancholischen Patientin, bei der es zweimal beim Tentamen blieb, während das dritte Mal das selbstmörderische Vorhaben glückte, wird in extenso mitgeteilt, ebenso auch über die verschiedenen in Betracht kommenden Todesarten näheres auf Grund eigener Erfahrungen mitgeteilt. Bei den übrigen Abschnitten klingt nicht so sehr die persönliche Note des Verf. an, dem hierüber keine eigenen Erfahrungen vorzuliegen scheinen und der sich infolgedessen auf diejenigen anderer Autoren beziehen muss. — Rohde (132) führt etwa folgendes an: Entmündigte Trunksüchtige können gegen ihren Willen vom Vormunde in eine Anstalt gebracht und einer Zwangsbehandlung unterworfen werden. Dasselbe ist zulässig, wenn ein Trinker nach Stellung des Antrags auf Entmündigung wegen Trunksucht unter vorläufige Vormundschaft gestellt ist. Dasselbe Recht steht dem Vormundschaftsgericht zu, gegen oder ohne den Willen des Vormundes, was jedoch nicht unbestritten ist. Die polizeiliche Verwahrung gemeingefährlicher oder schutzbedürftiger Trunksüchtiger ist nach dem Landesrecht zu beurteilen und von der Entmündigung des Trinkers unabhängig. Die Entmündigung ist das einzige Mittel, um ein längeres Festhalten eines polizeilich verwahrten Trinkers zu ermöglichen. Andrerseits ist auch die vormundschaftliche Unterbringung nicht unbedingt unabhängig von Vorschriften des öffentlichen Rechtes, so dass die Frage, wie lange ein Trunksüchtiger in einer Anstalt zwangsweise festgehalten werden darf und wann er auf Verlangen zu entlassen ist, sowohl eine öffentlichrechtliche als auch eine privatrechtliche Seite hat. Jene tritt überwiegend bei der Unterbringung in eine Irrenanstalt, diese mehr bei der Unterbringung in eine Trinkeranstalt hervor. — Rorschach (133) berichtet über

folgenden interessanten Fall: Ein geistesschwacher, wiederholt vorbestrafter 34jähriger Mensch, der von Jugend an an Epilepsie leiden will und kurz vor der letzten in Frage stehenden Straftat zweimal Dämmerzustände gehabt haben will, in denen er sich an fremdem Eigentum vergriff, behauptete, einen ihm zur Last gelegten Pferdediebstahl ebenfalls im Dämmerzustand verübt zu haben. Für die Annahme eines solchen sprach der Umstand, dass der Patient ein Pferd und zwei Fuhrwerke stehlen wollte. Die weitere Beobachtung ergab, dass eine erinnerte Phase als Kontaminationsprodukt anzusprechen war und somit die Wahrscheinlichkeit eines traumartigen Dämmerzustandes noch erhöhte. Da sich für Hysterie und Epilepsie keinerlei Anhaltspunkte ergaben, wurde der Zustand des Patienten als konstitutionelle degenerative Psychopathie aufgefasst. Das gegen den Patienten schwebende Verfahren wurde auf Grund dieses Gutachtens wegen Unzurechnungsfähigkeit eingestellt. — Rosenfeld (134) stellt vom juristischen Standpunkt folgende Forderungen betreffs der Beobachtung des Geisteszustandes im Strafverfahren auf: In Abänderung des Entwurfes von 1909 möge eine Ausdehnbarkeit der Unterbringung auch über sechs Wochen hinaus erfolgen. Doch soll das nur in Ausnahmefällen auf ein eingehend begründetes Gutachten der vernommenen Sachverständigen durch erneuten Beschluss des Gerichts zulässig sein und nur ganz subsidiär, wenn andere Mittel sich als nicht ausreichend erwiesen haben. In Ergänzung des Entwurfes von 1909: Der Richter soll auch von Amts wegen die Unterbringung anordnen dürfen, nachdem ein Gutachter zwar gehört worden ist, aber keine bestimmte Ansicht ausgesprochen hat. Der Aufenthalt in einer öffentlichen Irrenanstalt muss in der Regel auf die etwa verhängte Strafe angerechnet werden, der freiwillige Aufenthalt in einer privaten Anstalt darf angerechnet werden. Die Verbringung ist nur bei nicht ganz unerheblichem Tatverdacht statthaft. Nach bisherigem Recht ist die natürliche Voraussetzung der ganzen Massregel zu wenig gewahrt, nämlich, dass die psychiatrische Vorbegutachtung auch in den richterlichen Fällen angeordnet werde. Heute ist das ganz dem laienhaften Ermessen des Richters überlassen. So können etwa selbst Taubstumme trotz Strafgesetzbuch § 58 ohne irrenärztliche Untersuchung und nach künftigem Recht, da Strafprozessordnung § 140 Ziffer 1 insoweit nur noch Ordnungsvorschrift sein soll, sogar ohne Verteidiger abgeurteilt werden. Irgend einen Hinweis auf die Wichtigkeit der Heranziehung eines Psychiaters müsste daher das Gesetz enthalten und neben der generellen Klausel müssten einige Beispiele angedeutet sein. Zu denken wäre etwa an die Sittlichkeitsverbrechen der Greise über 70 Jahren, an Eifersuchtsdelikte von Alkoholikern, an halbwüchsige Kindermädchen, die Brandstiftungen oder Vergiftungen begehen, an Warenhausdiebinnen, die ihre Beute nutzlos aufspeichern. Alle Mordfälle sollten obligatorisch hierher gezogen werden. Jedenfalls könnte einiges nach dieser Richtung durch Anleitung des Richters im Gesetze geschehen; denn die Zahl der zu Freiheitsstrafen verurteilten Geisteskranken wird kein Kundiger gering veranschlagen, so sehr auch die Angaben und Schätzungen etwa von Aschaffenburg, Bonhöffer, Näcke, Krohne von einander abweichen. Des weiteren aber belehren uns die Beispiele, von denen die Bücher etwa von Wilmanns und Ernst Schultze erfüllt sind, dass der zuzuziehende Arzt nicht etwa ein beliebiger Zivil-, Militär- oder Amtsarzt sein darf, sondern ein Psychiater von Fach sein muss. — Rupprecht (63) gibt eine ausserordentlich interessante Darstellung über die gewerbsmässige männliche Prostitution, wie sie heutzutag im Getriebe der Grossstadt immer mehr an Boden gewinnt. Die jüngsten Vertreter dieser Zunft sind die „Strichjungen", die weitgehende Aehnlichkeiten mit den Strichdirnen aufweisen. Sie lieben es, sich in der Nähe öffentlicher Bedürfnisanstalten und öffentlicher Anlagen aufzuhalten (das dürfte für Berlin wenigstens nicht zutreffen, wo sich der Hauptverkehr der Homos in einer Querstrasse der Friedrichstrasse, ferner in einigen Cafés der Potsdamerstrasse und Balllokalen, in denen ausschliesslich 175er verkehren. Ref.) und durch auffallendes Benehmen, auffällige Kleidung Männer, bei denen sie homosexuelle Neigungen vermuten, anzulocken. Die Strichjungen sind meist aus Not und durch Verführung zu ihrem schimpflichen Gewerbe gekommen. Meist beschränkt sich dies auf mutuelle Onanie, zum Coitus in anum kam es — wenigstens in des Verf. Fällen schon wegen der Schmerzen — selten. Nicht selten ergibt die psychiatrische Untersuchung psychopathische Konstitutionen. Das Interessanteste, was wir aus der Darstellung des Verf. erfahren, ist



dass auch die Strichjungen ihre Zuhälter haben, ganz wie die Strichdirnen. Nebenbei haben sie auch fast regelmässig ein Liebesverhältnis mit einem Mädchen, was am besten für ihre bisexuelle Veranlagung spricht. Die Zuhälter der Strichjungen sind durch das gegenwärtige Strafgesetz nicht zu fassen, weil das Gesetz nur Zuhälterei bei Frauenspersonen vorsieht. Hier schafft der Vorentwurf zum neuen Strafgesetzbuch Abhilfe, der zwischen Zuhältern von weiblichen und männlichen Prostituierten keinen Unterschied kennt und beide unter gleiche Strafe stellt. Die Gefahr der Zuhälter der Strichjungen ist um so grösser, als sie sich sehr oft der Erpressung schuldig machen, indem sie dem homosexuellen Akt ihres Schützlings mit dem Opfer in der Nähe beiwohnen und dann mit ihren erpresserischen Anträgen hervortreten. In München ist eine besondere Sittenabteilung gegründet worden, welche die Aufgabe hat, der männlichen und weiblichen Prostitution nachzuspüren. Die Erfolge sind sehr befriedigende. Erwähnenswert ist noch, dass alle Strichjungen ihre Kenntnisse über die leichte Art des Verdienstes durch den Eulenburgprozess gewonnen hatten, dessen demoralisierende Wirkung schon so viele Existenzen auf die Bahn des Verbrechens gewiesen hat. — Santelli und Hesnard (64) beschreiben einen Fall von Unterschlagung der Schiffskasse und unerlaubter Entfernung von der Truppe durch einen Marineoffizier nebst dem Ergebnis der psychiatrischen Untersuchung, in dem sie zu dem Schluss gelangen, dass der Täter ein schon degenerierter Mensch sei; seine Handlungen seien durch seine krankhafte Veranlagung zu erklären. Immerhin betonen die Verff. die bestimmt verminderte Zurechnungsfähigkeit bei Begehung der Tat. Das Marinekriegsgericht erkannte auf 18 Monate Gefängnis. — Die kasuistischen Mitteilungen Rupprechts (185) beziehen sich auf ein grösseres Material von Sexualdelikten mehrerer jugendlicher Personen, die Verf. in seiner Eigenschaft als Jugendstaatsanwalt in München zu beobachten Gelegenheit hatte. Verfehlungen von willenlosen oder geisteskranken Frauenspersonen kamen nicht zur Anzeige. Notzucht kam nur ein einziges Mal zur Aburteilung (nächtliche Vergewaltigung eines 11 jährigen Mädchens durch vier Knaben im Alter von 14 Jahren). Die überwiegende Mehrzahl der sexuellen Attentate bezog sich auf kleine Mädchen. Am häufigsten standen die Opfer im Alter von 5—7 Jahren, seltener von 2—5 Jahren, noch seltener waren Mädchen über 9 Jahre Angriffen ausgesetzt. Die meisten Handlungen sind relativ harmloser Natur, zu Beischlafversuchen kommt es selten. Im übrigen gehen die Täter bei der Befriedigung ihrer innerlichen Regungen ziemlich wahllos vor, indem sie sich auch gelegentlich an Knaben vergreifen. Geradezu charakteristisch ist die Naivität und Ungeniertheit, mit denen die strafbaren Handlungen oft coram publico vorgenommen werden. Nicht selten können schon aus diesem Umstande berechtigte Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit der kleinen Attentäter geweckt werden. Während der Jahre 1909 und 1910 hatten sich 88 Jugendliche wegen Sexualdelikten zu verantworten. Gegen 17 wurde Anklage erhoben, gegen 61 wurde das Verfahren eingestellt. Drei Angeklagte wurden wegen mangelnden Beweises freigesprochen, die übrigen zu Gefängnisstrafen von einer Woche bis zu zwei Monaten verurteilt. In sieben Fällen erfolgte die Einstellung des Verfahrens infolge ungenügender Glaubwürdigkeit der Belastungszeuginnen, in den übrigen Fällen aus Gründen, die in der Person des Täters lagen. Die Mehrzahl der Täter war vollsinnig. Die übrigen Angeklagten zeigten psychische Defekte im Sinne psychopathischer Minderwertigkeit, jedoch ohne Ausschliessung der strafrechtlichen Verantwortlichkeit. Für die Grenzfälle strafrechtlicher Verantwortlichkeit bietet das System der bedingten Begnadigung ein recht zweckmässiges Zuchtmittel. Völlige Straflosigkeit ist zu verwerfen. Die Gerichtsverhandlung macht auf solche Individuen oft einen so gewaltigen Eindruck, dass sie ernstlich Reue empfinden. Die seit etwas über drei Jahren in Deutschland eingeführten Jugendgerichte sollen durch Bestrafung der jugendlichen Verbrecher einerseits sühnend, andererseits vorbeugend wirken durch Fürsorge für die noch erziehungs- und besserungsfähigen Jugendlichen. Das jugendgerichtliche Strafverfahren hat nur Personen zwischen 12 und 18 Jahren zum Objekt. Die geistig nicht völlig normalen Jugendlichen lassen sich in drei Klassen einteilen: in psychopathische, hysterische und schwachsinnige. Die letzteren überwiegen und zwar vor allem in den Jahren vom 14. aufwärts. Als Ursache findet man neben der elterlichen Trunksucht Schädelverletzungen. Rupprecht (186) bringt sowohl für die verschiedenen ätiologischen Momente als für die Vergehen Bei-



spiele und plädiert für eine sachgemässe psychiatrische Untersuchung der jugendlichen Rechtsbrecher, um so mehr, als Eltern und Schule häufig die krankhafte Veranlagung nicht erkennen. In einer weiteren Arbeit äussert sich Rupprecht[1]) über die bedingte Begnadigung folgendermassen: „Die Bewährung im Jugendstrafverfahren besitzt hohe erzieherische Bedeutung und erzielt wertvolle soziale Erfolge. Darum ist ihre Ausdehnung wünschenswert insoweit dem Jugendgericht eine gut organisierte Jugendgerichtshilfe tatkräftig zur Seite steht“. — Russel (137) bespricht die Gründung eines Instituts für Erforschung anormaler Individuen nach russischem Muster. Das in Washington zu gründende Institut sieht die Erforschung der anormalen Psyche in ihren mannigfaltigen Beziehungen zur sozialen Lage, Pauperismus, Alkoholismus usw. vor und macht sich zu deren Erforschung alle zu Gebote stehenden Hilfswissenschaften (Jurisprudenz, Nationalökonomie, Medizin, insbesondere Psychiatrie, Anthropologie usw.) zunutze. — Unter Bezugnahme auf einen von Etienne Martin (Lyon) begutachteten Fall von Kindsmord bei einer vorübergehenden Wochenbettpsychose und etliche Fälle aus der Literatur (wobei die deutsche Literatur nur sehr mangelhaft berücksichtigt ist), gelangt Sarrat (65) zu folgenden Schlusssätzen: 1. Es gibt keine besondere Form von Psychosen, die plötzlich bei einem gesunden Individuum im Augenblick der Entbindung auftritt und eine impulsive Handlung auslösen kann, welche die Ermordung des neugeborenen Kindes zur Folge hat. 2. Es gibt eine Anzahl Fälle von Kindsmord im Verlauf vorübergehender Geistesstörungen während und bald nach der Entbindung. Diese Geistesstörungen treten nur bei prädisponierten (degenerierten, epileptischen, hysterischen, alkoholischen) Personen auf. 3. Die Ursachen, die bei den prädisponierten Personen den impulsiven Anfall oder die vorübergehende Geistesstörung begünstigen, sind die Erstgeburt, die Zwillingsschwangerschaft und die Intoxikationen der Gravidität. 4. Die forensische Begutachtung wird es sich daher zur Aufgabe machen müssen, nach hereditären oder erworbenen psychopathologischen Momenten zu forschen, welche die Möglichkeit der Annahme einer vorübergehenden Geistesstörung gestatten. 5. Man kann forensische Präsumptionen, aber keine Gewissheit annehmen. Letztere kann nur durch Zeugenaussagen gewonnen werden. 6. Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich die Notwendigkeit einer somatischen und psychischen Untersuchung einer wegen Kindesmordes angeklagten Frauensperson, um den Behörden zu ermöglichen, den Ursprung des Verbrechens möglichst genau zu erforschen. — Schäfer (188) berichtet über einen äusserst hartnäckigen, verhältnismässig reinen Fall von Simulation bei einem Strafgefangenen. Derselbe führte dieselbe mehr als neun Monate mit einem gewissen Achtungserfolge durch. Psychische Abnormitäten erheblicheren Grades, die Simulation und Geisteskrankheit annehmen liessen, lagen nicht vor. Verf. hält einen derartig langen und tatkräftig durchgeführten Versuch, Geisteskrankheit vorzutäuschen, nicht schon für das Zeichen einer beträchtlich gestörten Geistesverfassung[2]). — Schenk (56) bringt den Entwurf eines Personalbogens für aus der Hilfsschule abgehende Zöglinge an die Gerichte und fordert Ausdehnung des Erlasses des Justizministers vom 11. November 1911 betreffs Heranziehung der Personalakten bei Einleitung des Strafverfahrens gegen ehemalige Hilfsschüler auf alle in den Volksschulen noch zurückbleibende schwachbefähigte Kinder. — Schlue (67) berichtet über zwei Epileptiker, die im Dämmerzustande in Konflikt mit dem Gesetz gerieten (Fall I Sittlichkeitsverbrechen, Fall II Fahnenflucht). Beiden wurde der Schutz des § 51 Str.-G.B. zuteil. Fall I war schon wiederholt vorbestraft, Fall II hatte sich schon ähnliche Dinge (unmotivierte Entfernung) bei der Handelsmarine zuschulden kommen lassen. — Die Zusammenfassung der Schubartschen (68) Arbeit lautet folgendermassen: Die Diagnose angeborener Geistesschwäche ist im allgemeinen vor Gericht dann zu stellen, wenn der Untersuchte von Jugend auf neben Störungen der körperlichen Entwicklung, Schwäche der Intelligenz und des Urteils gezeigt und diese psychische Schwäche

[1]) Rupprecht, Die bedingte Begnadigung im Strafverfahren gegen Jugendliche. Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. IL. 1912. S. 12. —

— [2]) Genau derselben Ansicht ist übrigens Salles (Contribuiçao al estudo da simulacão da locura. (Arch. Brasil. de Psych., Neur. e Med. leg. VII. 1911. Nr. 1—2. Neurolog. Zentralbl. 1912. S. 1193.)



der gesamten Persönlichkeit und ihrer ganzen Lebensführung ein besonderes Gepräge gegeben hat. Der angeborene Geistesschwache ist meistens unfähig, als Zeuge zu fungieren, seine Angelegenheiten zu besorgen und die strafrechtliche Verantwortung für seine Straftaten zu übernehmen. Er ist dies aber nicht schlechthin, sondern es muss dies in jedem einzelnen Falle unter eingehender Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse und äusseren Umstände festgestellt werden. — Schott (139) stellt betreffs der nervösen (besser geistigen; Ref.) Entartung folgende Leitsätze auf: 1. Wir sind derzeit noch nicht in der Lage, Vererbungsgesetze aufzustellen. 2. Der Begriff der Entartung im irrenärztlichen Sinne bedeutet ein Abweichen vom Typus nach der ungünstigen Seite hin. 3. Die Aufstellung des Irreseins der Entarteten ist berechtigt. 4. Zum klinischen Begriff der Entartung gehört eine Minderwertigkeit, eine Disharmonie des Seelenlebens in ihren verschiedensten Aeusserungen und von angeborener Dauer, vielfach gepaart mit äusseren oder inneren Entartungszeichen. 5. Die Erforschung des kindlichen und jugendlichen Entarteten vermag manche Aufklärung auch hinsichtlich des Fortschreitens und der Zurückbildung der Entartung zu bringen. 6. Die Kenntnis und Bewertung der äusseren und inneren Entartungszeichen ist eine Aufgabe der gesamten Medizin. 7. Die Erblichkeitsforschung nach gemeinsamer Verständigung auf Grund der Familienforschung ist in umfassender Weise durchzuführen. 8. Nicht nur die Lehre von den Geistes- und Nervenkrankheiten, sondern auch die Lehre vom Verbrecher und dessen Behandlung werden aus den Ergebnissen exakter Erblichkeitsforschung weitgehenden Nutzen ziehen. 9. Das Problem der nervösen Entartung ist nicht bloss für die Aerzte von erheblichem Interesse, sondern es greift über auf die Familie, die Rasse und den Staat. Es enthält Fragen von ausserordentlicher Tragweite. 10. Diese Tragweite macht es dem ärztlichen Stand zur Pflicht, mit allen Mitteln an der Lösung dieses gewaltigen Problems zu arbeiten. — Freiherr v. Schrenck-Notzing (140) teilt folgenden Fall mit: Ein 20 jähriges Mädchen stand bei einem 40 jährigen Kollegen wegen Bettnässen in Behandlung, die in Blasenmassage, Elektrizität nnd Hypnose bestand. Später ist sie an schwerer Tuberkulose erkrankt. Sie gab ihrem Beichtvater und ihrer Mutter an, von dem Arzte während der Hypnose gemissbraucht zu sein. Sie schildert die Situation in allen Einzelheiten. Später ergänzte sie ihre Angaben dahin, der Arzt habe sie, nachdem er bereits mehrmals das Glied in ihrer Scheide hin und her bewegt habe, sie nochmals um Erlaubnis gefragt, ob er das tun dürfe. Am nächsten Tag ging sie wieder zu dem Arzte und dieser soll sie gefragt haben, ob er das wieder tun dürfe, was sie verneinte, worauf ihr auch nichts geschah. Erst später kam dann die Sache zur Anzeige. Patientin erfreut sich eines guten Rufes, sie soll durchaus wahrheitsliebend sein. Mit 17 Jahren hatte sie bereits geschlechtlichen Verkehr. Dem angeblichen Täter traut niemand die Handlung zu. Insbesondere bestreiten andere hypnotisch behandelte Patientinnen, dass je etwas Derartiges vorgekommen sei. Auf Grund des Gutachtens des Verf., der die Unglaubwürdigkeit der Aussagen der Belastungszeugen in überzeugender Weise nachwies, wurde der Angeklagte freigesprochen. (Schluss folgt.)

Anmerkung. Vgl. auch die weiter unten in diesem Bericht ref. Arbeit von Ziemke (88).

---

# Referate.

**Kahane, Dr. Max.** Therapie der Nervenkrankheiten. (Handbuch der Therapeutischen Praxis in Einzeldarstellungen, I. Band), Leipzig-Wien, 1912, K. K. Universitätsbuchhandlung Georg Szelinski, 168 S.

Der Verfasser will dem praktischen Arzte für die Behandlung von Nervenkrankheiten einen Führer geben und will über alle Methoden, die dem ärztlichen Praktiker zugänglich sind, berichten: über die medikamentöse, die hygienisch-diätetische Therapie sowie über die physikalischen Heilmethoden, soweit sie nicht in die Spezialistendomäne gehören. Leider wird von dem Verfasser die Psychotherapie nur kurz, fast nur als Unterabteilung der hygienisch-diätetischen Therapie berücksichtigt. Er erwähnt hier die berufliche Tätigkeit, dann die psychische Behandlung des Sexuallebens.

Dr. Albert Moll.



# Zur Theorie der „fausse reconnaissance" [1]).

Von Dr. phil. **Richard Hennig**, Berlin-Friedenau.

Es gibt eine ganz erstaunlich grosse Anzahl von Menschen, die öfters oder mindestens vereinzelt in ihrem Leben das sonderbare, nicht sehr behagliche Gefühl gehabt haben, dass sie während irgend eines Ereignisses die sehr bestimmte Empfindung überkommt, genau dieselbe Situation unter genau denselben äusseren Umständen bis in alle Einzelheiten hinein schon einmal erlebt zu haben. Oft sind es ganz gleichgültige Vorgänge, welche diese Vorstellung auslösen, zuweilen aber auch komplizierte Erlebnisse, bei denen jede Logik von vornherein sich sagen muss, es sei vollständig undenkbar, dass genau derselbe Komplex von Handlungen und Empfindungen schon einmal in genau der gleichen Kombination sich abgespielt habe. Und dennoch drängt sich auch in derartigen Situationen, der Stimme der Vernunft zum Trotz, der Gedanke des „déjà vu", der „fausse reconnaissance", wie französische Forscher das seltsame Gefühl getauft haben, mit geradezu unwiderstehlicher Gewalt auf.

In der wissenschaftlichen Literatur lässt sich eine Vertrautheit mit dem Problem mit Sicherheit nur bis 1844 zurückverfolgen; damals erörterte der Engländer Wigan zuerst das „Gefühl der Vorexistenz". Feuchtersleben bezeichnete dann die gleiche Empfindung als „Phantasma des Gedächtnisses", Huppert rechnete sie unter seine „Doppelwahrnehmungen", Kraepelin nannte sie „identifizierende Erinnerungsfälschung". Aber alle diese Bezeichnungen sind geschwunden vor dem treffenden französischen Ausdrucke „fausse reconnaissance", den besonders eine umfassende Monographie von Bernard-Leroy 1898 [2]) in der Literatur einbürgerte und den man, gemäss einem Vorschlag Bärwalds, vielleicht am besten mit „Pseudo-Bekanntheitsgefühl" übersetzen kann.

Die Empfindung der „fausse reconnaissance" findet sich gelegentlich schon bei kleinen Kindern; es sind einzelne Fälle bekannt, dass sie sich schon im Alter von 6 Jahren einstellt (vgl. z. B. die Aussage des 17jährigen Gymnasiasten in Bernard-Leroys Beobachtung Nr. 63 [3]): „Das Phänomen seit dem Alter von 6 Jahren bis heut beobachtet"). In den eigentlichen Entwicklungsjahren kommt sie offenbar besonders oft und gern vor, um im späteren Leben des Erwachsenen in der Regel

[1]) Nach einem in der Psycholog. Ges. zu Berlin am 31. Oktober 1912 gehaltenen Vortrag. — [2]) Eugène Bernard-Leroy, „L'illusion de fausse reconnaissance". Paris, Alcan. 1898. — [3]) a. a. O. S. 212.





seltener zu werden oder auch ganz zu schwinden. Verschiedene Personen der Bernard-Leroyschen Enquête betonten, dass die „fausse reconnaissance" nach beendeter Pubertätszeit bei ihnen nicht mehr vorgekommen sei (vgl. z. B. Bernard-Leroys Beobachtung Nr. 86[1]): „ihre Häufigkeit wuchs bis zu meinem 20. Lebensjahr; dann nahm sie ab"), und auch aus meinen eigenen Erfahrungen weiss ich, dass das merkwürdige Gefühl, das ich in der Schulzeit einige wenige Male — freilich stets nur sehr unbestimmt und nur auf einen Augenblick — empfunden habe, seit mindestens 20 Jahren mir nicht wieder begegnet ist, obwohl die Wahrscheinlichkeit aus naheliegenden Gründen dafür sprechen sollte, dass mit steigendem Lebensalter die Gelegenheit zur „fausse reconnaissance" sich immer häufiger einstellt. Sehr oft tritt die „fausse reconnaissance" nur als unbestimmtes Gefühl auf, dass uns eine bestimmt zum erstenmal durchlebte Situation in undefinierbarer Weise bekannt anmutet; nicht selten aber weist sie auch eine peinlich genaue Bestimmtheit auf, die selbst das diskordanteste Nebeneinander als zusammengehörig und schon einmal gemeinsam wahrgenommen auffasst. Ganz besonders typisch hierfür ist vielleicht der folgende, von Dromard-Albès mitgeteilte Fall[2]):

„Ich lese in meinem Zimmer bei offenem Fenster; vor mir liegt der Roman „Quo vadis". Während ich lese, denke ich an Petronius und befasse mich mit der Analyse seines Charakters. Ich denke daran und lese weiter, und die Begebenheiten der Erzählung defilieren an mir vorbei, während all mein Denken dem antiken arbiter elegantiarum gilt. Da sagt mein Nachbar, der die Zeitung liest, mit lauter Stimme dazwischen: „Sieh mal! Barnum in Paris!" In demselben Moment habe ich die sehr bestimmte Empfindung, denselben Komplex von Eindrücken bereits auf genau dieselbe Weise empfangen zu haben. In einer Vergangenheit, die ich nicht präzisieren kann, war ich — so kommt es mir vor — bereits hier in demselben Zimmer, im selben Anzug, dasselbe Buch lesend, das in mir dieselben Betrachtungen hervorrief. Derselbe Freund hat, auf demselben Stuhl sitzend, im selben Journal lesend, die gleiche Bemerkung mit der gleichen Stimme fallen lassen."

In der schönen Literatur ist die „fausse reconnaissance" nicht eben selten künstlerisch verwertet worden — ein deutliches Zeichen, dass die Schilderung der Erscheinung ohne weiteres auf das Verständnis weitester Kreise rechnen kann! In Dickens' „Copperfield", in Zschokkes „Julius", in Spielhagens „Hammer und Amboss", in Tolstois „Krieg und Frieden", in Frenssens „Peter Mohrs Fahrt" finden sich Beschreibungen des Zustandes, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Als Beispiel stehe hier die betreffende Stelle aus dem Dickensschen Roman:

„Lieber Copperfield, wenn Sie uns nicht an jenem angenehmen Nachmittag, den wir bei ihnen zuzubringen das Vergnügen hatten, versichert hätten, dass D Ihr Lieblingsbuchstabe sei," sagte Mr. Micawber, „so würde ich jedenfalls glauben, es hätte A sein müssen." — Wir alle kennen ein Gefühl, das uns manchmal überkommt, als ob das, was

[1]) a. a. O. S. 286. — [2]) J. Ps. Pa. 2, 1905, S. 217.



wir sagen und tun, schon früher vor langer Zeit gesagt und getan worden wäre, als ob wir vor uralter Zeit dieselben Gesichter, Gegenstände und Verhältnisse um uns gesehen — als ob wir vollkommen voraus wüssten, was jetzt gesagt werden wird, als ob wir uns dessen plötzlich erinnerten! Diese geheimnisvolle Empfindung war nie stärker in mir als jetzt, wo Mr. Micawber diese Worte sprach."

Wie man sich derartige Vorkommnisse, die man angesichts ihrer Häufigkeit geradezu als Gemeingefühle bezeichnen darf, wissenschaftlich erklären und deuten soll, ist bisher nicht einwandfrei festgestellt. Man geht aber wohl kaum fehl, wenn man annimmt, dass ein einzelnes bekanntes Moment innerhalb einer Summe von neuen Eindrücken das falsche Gefühl hervorruft, man habe den ganzen Vorgang schon einmal genau ebenso erlebt. Ein einzelnes Wort, eine einzelne Phrase, die wir hören oder lesen, haben wir in einem ähnlichen Zusammenhang früher schon einmal vernommen, und es erwacht in uns die irrige Meinung, wir hätten die ganze Rede, die ganze Abhandlung, die wir jeweilig in uns aufnehmen, früher schon einmal kennen gelernt; oder in der Summe von Gehörs- und Gesichtseindrücken, die ein beliebiges Erlebnis mit sich bringt, mutet ein nebensächliches, vielleicht kaum beachtetes Detail uns vertraut an, und alsbald haben wir — man kennt ja die verschlungenen, oft kaum kontrollierbaren Wege der Ideenassoziation — die mehr oder weniger deutliche Empfindung, einem Komplex von bekannten, schon einmal erlebten Tatsachen gegenüberzustehen. — Einige Beispiele mögen die Berechtigung dieser Vermutung dartun.

Bernard-Leroy berichtet folgenden Fall[1]):

„Ich befinde mich z. B. in einem Salon mit mehreren anderen, teils stehenden, teils sitzenden Personen, die sich unterhalten. Plötzlich, in dem Augenblicke, wo jemand irgend ein Wort ausspricht, fahre ich zusammen, und es kommt mir vor, als hätte ich genau dieselben äusseren Umstände schon einmal erlebt."

Zwei von Bernard-Leroy befragte Personen erklärten ebenfalls:

Nr. 74 der Umfrage[2]): „Das Phänomen, das ich ziemlich oft beobachtet habe, hatte entweder ein Wort oder einen einfachen Gesichtseindruck als Ausgangspunkt. Die Begleitumstände waren stets banal." Und Nr. 65 der Umfrage[3]): „Im allgemeinen stellte sich die Empfindung ein beim Hören irgend einer Redensart oder beim Gedanken daran."

Noch bezeichnender ist der folgende, derselben Enquête entstammende Fall[4]), denn er zeigt zur Genüge, dass etwa stereotype Phrasen, wie sie in politisch aufgeregten Zeiten gern als amtliches Beruhigungselixir dargereicht werden, die „fausse reconnaissance" hervorzurufen geeignet sind: die Phrase selbst ist in geringfügiger Variation schon einmal oder vielleicht auch schon oft bei früheren Gelegenheiten aufgetaucht, und dieses Gefühl der „vraie reconnaissance" zieht die Täuschung nach sich, als habe man mit der ganzen Situation schon einmal zu tun gehabt. — Ein Gewährsmann Bernard-Leroys schilderte nämlich seine Empfindungen bei der Lektüre einer Rede, die der französische Minister des Auswärtigen am 16. März 1898 über die Kretafrage hielt, folgendermassen. Er las in der Zeitung „Echo de Paris":

„Gewiss können die Dinge auch ohne Sie geregelt werden. Aber sie würden

[1]) a. a. O. S. 29. — [2]) a. a. O. S. 229. — [3]) a. a. O. S. 217. — [4]) a. a. O. S. 163/4.



sich dann sicher gegen Ihren Willen regeln. Ich frage mich, ob hierfür eine Majorität vorhanden ist, angesichts einer Schwierigkeit von verhältnismässig untergeordneter Bedeutung, zumal da alle Grossmächte einig sind und da wir unsere Haltung nach ihrer einmütigen Uebereinstimmung richten." ... Beim Lesen dieser letzten Phrase hatte ich plötzlich den Eindruck, sie schon einmal vernommen zu haben, in einem unbestimmten Zeitpunkt, genau in derselben Fassung (und mit demselben Tonfall), dieselbe Zeitung vor den Augen ... Die folgenden 10 Zeilen werden sehr rasch und ohne Störung gelesen, aber die „fausse reconnaissance" begann abermals bei der folgenden Stelle der Rede: „In einer sehr korrekten Sprache, ohne grosse rednerische Effekte erzielen zu wollen, ist sehr geschickt der Versuch gemacht worden, zu erreichen, dass wir im europäischen Konzert verbleiben können" ... Dann hörte die „fausse reconnaissance" plötzlich auf. Ich war nur wenige Sekunden der Täuschung verfallen."

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Lektüre politischer Zeitungen in den Zeiten der Balkankrise 1912/13 auf Grund gleicher Ursachen auch gar manche „fausse reconnaissance" ausgelöst hat.

Die vorhandenen Berichte erwecken den Eindruck, der auch sonst viel psychologische Wahrscheinlichkeit für sich haben dürfte, als ob bei einigermassen erregenden Erlebnissen, wie Hochzeiten, Trauerfeiern, Examensnöten usw., der Boden für eine „fausse reconnaissance" besonders gut geebnet sei. Folgende Beispiele sprechen jedenfalls für die die Täuschung begünstigende Wirkung der besonders festlichen oder traurigen Momente des Lebens, worin übrigens ebenfalls ein Beleg für die obige theoretische Erklärung des Phänomens zu suchen ist, denn dass man bei Trauerpredigten, Hochzeitsreden, Taufen usw. leichter als sonst an frühere ähnliche Situationen und gleichlautende Redensarten erinnert wird, liegt ja in der Natur der Sache.

Wigan hat schon 1844 den wohl ältesten, in der Literatur bekannten Fall einer sicheren „fausse reconnaissance" beschrieben, der für diese Behauptung spricht. Eine Person, die im Jahre 1817 den Trauerfeierlichkeiten für die verstorbene Prinzessin Charlotte von England beiwohnte, berichtete nämlich [1]):

„Ich war in einen Zustand dumpfer Träumerei verfallen, als ich durch einen Ausbruch heftigen Schmerzes des hinterbliebenen Gatten, der in dem Augenblick erfolgte, da der Sarg in der Gruft versank, zum Bewusstsein zurückkehrte ... In diesem Augenblick empfand ich nicht nur den Eindruck, sondern geradezu die Ueberzeugung, dass ich dieser ganzen Szene bei einer früheren Gelegenheit schon einmal beigewohnt hatte, ja, ich glaubte sogar schon genau dieselben Worte vernommen zu haben, die jetzt Sir George Naylor an mich richtete."

Eine von W. Sander beobachtete, 25jährige Persönlichkeit hatte beim Empfang einer unerwarteten Trauerbotschaft die Empfindung der „fausse reconnaissance":

„Ich war zu Bett gegangen, als man mir meldete: „K. Müller ist gestorben." „Müller ist gestorben! Herr Gott! Aber er kann doch nicht zum zweitenmal gestorben sein." Es schien ihm in der Tat, dass er dieselbe Situation schon einmal erlebt habe, dass dieselbe Person ihm dieselbe Nachricht unter denselben Umständen gemeldet habe."

[1]) Wigan, „The duality of the mind", Kap. 9, S. 85—87, London 1844. — [2]) W. Sander, „Ueber Erinnerungstäuschungen" im „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten", Jahrg. 1874, S. 244.



Arnaud berichtet von einem seiner Patienten, bei dem die „fausse reconnaissance" eine ungewöhnlich kräftige Intensität zu erreichen pflegte und schon entschieden ans Krankhafte grenzte:

„Bei der Hochzeit seines Bruders erklärte er plötzlich, er sei ganz sicher, dass er derselben Feier unter denselben Umständen im vorigen Jahr schon einmal beigewohnt habe, dass er alle Einzelheiten wiedererkenne und nicht wisse, warum man das alles noch einmal wiederhole."

Noch seltsamer mutet der fast berühmt gewordene Fall einer „fausse reconnaissance" während eines Geschichtsexamens an, den Dugas mitgeteilt hat. Der Kandidat erklärte nämlich[2]):

„er habe genau dieselben Fragen durch denselben Professor in demselben Saale und mit derselben Stimme schon einmal vorgelegt erhalten. Auch seine eigenen Antworten schienen ihm schon einmal gegeben worden zu sein; er hörte sich selbst zum zweiten Male."

Gelegentlich trifft man auch auf die Behauptung, eine bestimmte, fälschlich als schon einmal erlebt empfundene Situation mute dermassen bekannt an, dass im voraus gewusst worden sei, was nun kommen werde. Hierher gehört folgende Schilderung in Zschokkes Novelle „Julius oder die Bibliothek des Oheims"[3]):

„Ach, Fräulein, wenn man immer fände, was man suchte!" . . . seufzte ich, und während ich diese Worte sprach, ward mir, als wäre das schon einmal dagewesen wie jetzt, und ich dachte mir ihre Antwort im voraus: „Oft findet man auch Besseres, als man sucht." Doch dacht' ich dies nur flüchtig und unklar. Aber sie entgegnete, was ich gedacht hatte: „Oft findet man Besseres, als man sucht." Damit ging sie zur Tür . . ."

Auf derartige Behauptungen ist natürlich nicht viel Wert zu legen; vielmehr ist anzunehmen, dass im Fall einer länger anhaltenden „fausse reconnaissance" nachträglich kombiniert wird, man habe auf Grund des angeblich schon einmal gehabten Erlebnisses vorher gewusst, wie die Szene sich weiter abspielen werde.

Die „fausse reconnaissance" ist wohl stets von einem Gefühl der Unruhe, um nicht zu sagen der Unlust begleitet: sie ruft einen unheimlichen Eindruck hervor, als habe man es mit etwas Unbegreiflichem, Mystischem zu tun, das über das Verständnis hinausgeht und deshalb recht unbehaglich ist. Jeder einzelne, der ein solches Erlebnis hat, sucht sich in seiner Art eine Erklärung zurechtzulegen, wobei der individuelle „Geschmack", die individuelle allgemeine Weltanschauung die Art der Deutung in der mannigfachsten Weise zu bestimmen vermag. Besonders gern scheint eine Lösung des rätselhaften Gefühls in der Richtung gesucht zu werden, dass der Mensch annimmt, er habe das Ereignis, das in ihm das Gefühl des Bekanntseins hervorruft und

[1]) Arnaud, „Un cas d'illusion de „déjà-vu" ou „fausse mémoire" in Ann. méd. psychol. Mai-Juni 1896, S. 445. Paris 1896. — [2]) Dugas, „Observations sur la fausse mémoire" in Revue Philosophique, Bd. 37, S. 34. Paris 1894. — [3]) Gesammelte Schriften, Bd. 14, S. 226. 1851.



das er doch bestimmt noch nie zuvor erlebt haben kann, irgend wann einmal früher geträumt.

Zwei Beispiele seien hierfür gegeben.

Das erste entstammt wieder dem Bernard-Leroyschen Werk:

„A. R. kommt eines Abends mit Freunden in einen Bäckerladen. „Kaum eingetreten", berichtet er, „habe ich den sehr lebhaften, ja geradezu unwiderstehlichen Eindruck, dieselbe Szene schon einmal erlebt zu haben, und zwar muss dies in der letzten Nacht oder in einer anderen im Traum geschehen sein."

Ein zweiter Fall ähnlicher Art ist noch interessanter, da er erstens eine sehr bekannte Persönlichkeit betrifft, den englischen Dichter Shelley, und da zweitens die Schilderung deutlich erkennen lässt, wie unheimlich ein solches Erlebnis auf den Menschen rückzuwirken vermag. Shelley berichtet, wie ihn eines Nachmittags im Spätherbst bei beginnender Dämmerung auf einem Spaziergang in der Nähe von Oxford beim Anblick einer Mühle eine „fausse reconnaissance" überfiel:

„Ich erinnerte mich, im Traum vor sehr langer Zeit genau dieselbe Situation schon einmal erlebt zu haben. Ein Schauer fasste mich, eine Art von Schreck bemächtigte sich meiner ... Ich musste den Platz sogleich verlassen."

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass der einst allgemein verbreitete und auch gegenwärtig noch keineswegs ganz erloschene Glaube an das Vorkommen prophetischer Wahr- und Wunderträume durch derartige Fälle von „fausse reconnaissance" und die dann naheliegende Deutung auf eine Traumvision eine mächtige Anregung erfahren hat. Ein Fall, der in Pertys bekanntem, als Materialsammlung wertvollen, sonst aber höchst kritiklosen Buch „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" berichtet ist, mag als typisch hier angeführt sein, denn wenn er auch auf Glaubwürdigkeit nicht den geringsten Anspruch machen kann, so ist es doch durchaus möglich, dass er sich genau so abgespielt hat, wie Happach ihn schildert. Happach hat einen Ruf als Pfarrer nach Mehringen bekommen und erzählt nun über sein Eintreffen an diesem Ort:

„Ich war vormals nie hier gewesen und besuchte jetzt, ehe ich noch anzog, vorher die Witwe (des Vorgängers). Sie empfing mich in der Haustüre, und ehe sie mich noch in ihre Wohnstube führte, machte sie mir die andere Stubentüre auf, und ich war schon darin gewesen; ich fand die drei übereinander gemauerten Sitze, wie ich sie im Traume gesehen; ich wunderte mich darüber und hörte, dass es die Decke eines Kellerhalses war."

Happach nahm an, die Situation, die zur „fausse reconnaissance" führte, volle 30 (!) Jahre zuvor in einem Traum durchlebt zu haben; für ihn sowohl wie für den unkritischen Perty ergab sich daraus der Schluss, dass es zukunftkündende Wahrträume wirklich gebe.

Aufs engste verwandt mit derartigen, zum Mystizismus neigenden Anschauungen ist der Glaube, der insbesondere der schönen Literatur oftmals fruchtbare Anregungen gegeben hat, dass bei der sogenannten „Liebe auf den ersten Blick" die vom Verliebten plötzlich leibhaftig



mit Augen geschaute Verkörperung seiner sexuellen Ideale ihm schon früher begegnet und „im Traume erschienen“ sei.

Dieses Motiv ist in zahlreichen Dichtungen behandelt und z. T. sogar beträchtlich ausgesponnen worden, so z. B. in Wielands „Oberon“ und in Kleists „Käthchen von Heilbronn“. Im letztgenannten Drama lautet die wichtigste der hierauf bezüglichen Stellen in der zweiten Szene des vierten Aktes, wo das schlafende Käthchen dem Grafen Wetter von Strahl sein Innenleben enthüllt:

„Als ich zu Bett ging, da das Blei gegossen,
In der Silvesternacht, bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär', was mir die Marianne sagte,
Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen,
Und da erschienst du ja um Mitternacht
Leibhaftig, wie ich jetzt dich vor mir sehe.“

Auch in Richard Wagners Musikdramen ist das Motiv des den künftigen Liebsten zeigenden Wahrtraumes gleich auffallend oft verwendet worden, so in der duftigen Liebesszene des dritten „Lohengrin“-Aktes, in der Elsa sagt: „Doch ich zuvor schon hatte dich gesehen, In sel'gem Traume warst du mir genaht“, und weiterhin im vierten Akt der „Walküre“ mit seiner ganz ähnlichen Situation:

Sieglinde:
„. . . Ein Wunder will mich gemahnen:
den heut zuerst ich erschau,
mein Auge sah dich schon!!
Siegmund:
Ein Minnetraum gemahnt auch mich:
in heissem Sehnen sah ich dich schon!“

Auch in den „Meistersingern“ klingt dasselbe Motiv leise an:

„Eva: Gut' Lene, lass mich den Ritter gewinnen!
Magdalene: Sahst ihn doch gestern zum erstenmal?
Eva: Das eben schuf mir so schnelle Qual,
Dass ich schon längst ihn im Bilde sah.“

Und im „Fliegenden Holländer“ begegnen wir wiederum dieser mystischen Formel, allerdings in der ins Wunderbare umgebogenen Variante, dass es sich nicht nur um ein Traumbild, sondern ein wirklich vorhandenes Bild handelt.

Dass aber nicht nur in der Phantasiewelt der Dichter, sondern auch in der lebendigen Wirklichkeit Liebende vermeinen, die geliebte Person im Traume geschaut zu haben, beweist ein von Bernard-Leroy mitgeteilter Fall:

„Ich habe an sie den ganzen Tag mit einem sehr schmerzlichen Gefühl gedacht, das sich während eines Monats mehrfach erneuerte. Wenn ich mich daran erinnere, so meine ich, dass ich sie im Traume gesehen habe, denn ich bin vollkommen sicher, dass ich ihr an jenem Tage zum erstenmal begegnete.“

In gewissen Fällen geistiger Störung kann die „fausse reconnaissance“ geradezu zur Manie werden. Fast jedes Erlebnis wollen solche Kranken



schon früher einmal im Traume geschaut oder gar bereits einmal erlebt haben. Einen besonders typischen Fall dieser Art hat Arnaud beschrieben: Einer seiner Patienten behauptete 1894, schon im Jahre 1895 zu leben, weil er alle Ereignisse des Jahres „ein Jahr zuvor" bereits einmal durchlebt, alle Tageszeitungen mit der Aufschrift 1894 vor Jahresfrist schon gelesen zu haben behauptete. Alles, was er in der Heilanstalt erlebte, in die man ihn gebracht hatte, kam ihm bekannt vor, alles wollte er in derselben Anstalt ein Jahr zuvor schon einmal erlebt haben:

„Tag für Tag habe ich meinen vorigen Aufenthalt in dieser Anstalt nochmals durchlebt... Sie haben mir dieselben falschen Nachrichten schon damals zugehen lassen, den Tod des Fräuleins X, die Hochzeit des Fräuleins Z. Ich kann daher an Frau X nicht schreiben, weil ich nicht weiss, ob die Mitteilung wahr oder falsch ist. Ich glaube aber, sie ist falsch, denn ich weiss genau, dass ich dieselbe Sache schon im vorigen Jahre gelesen habe ... Ich werde also an Frau X nicht schreiben, trotz der guten Gelegenheit, die mir der Pseudo-Tod ihrer Tochter gibt. Ich werde genau ebenso handeln wie beim erstenmal, und ich bin sicher, dass ich ihr im letzten Jahr auch nicht geschrieben habe... In den sechs Monaten, die ich jetzt hier weile, gibt es nicht zwei Minuten, die sich von meinem ersten Aufenthalt unterscheiden."

Ein ähnlicher Fall ist mir selbst einmal vorgekommen. Eine stark phantasiebegabte Frau stellte sich mir eines Tages als Hellseherin vor und behauptete neben mancherlei anderen hellseherischen Fähigkeiten, die bei näherer Betrachtung übrigens in nichts zerflossen, auch die zu besitzen, dass sie nachts oder morgens alle die Personen halluzinatorisch im Bilde erblicke, mit denen sie im Laufe des Tages erstmalig in Berührung kommen solle. Wiederholt erklärte sie mir gegenüber, irgend eine Persönlichkeit, der ich sie zum erstenmal gegenüberstellte, sei ihr schon in der Nacht zuvor erschienen. Verschiedene Versuche, diese Behauptung durch exakte Experimente zu rektifizieren, scheiterten dann freilich in geradezu kläglicher Weise. In die Enge getrieben, berief sich diese sonderbare Seherin schliesslich auf das Zeugnis ihres Mannes und gab an, dass dieser wiederholt Personen, mit denen das Ehepaar tagsüber unerwartet zu tun bekam, auf Grund der Beschreibung ihrer nächtlichen Gesichte wieder erkannt habe. Ich benutzte alsbald die erste sich bietende Gelegenheit, um den Ehemann zu befragen, ob diese Aussage zutreffend sei, und er erwiderte mir ebenso verständig wie naiv: „Nein, ich erkenne die Personen nicht, aber meine Frau erkennt sie wieder." — Ich möchte glauben, dass dieser sonderbare Fall mit etwas grotesk-komischem Beigeschmack ebenfalls für einen engen Zusammenhang zwischen einer durch krankhaft-exaltierte Phantasie genährten „fausse reconnaissance" und angeblicher Hellseherei spricht.

Verhältnismässig häufig wird die „fausse reconnaissance" auch in dem Sinne gedeutet, dass der Mensch glaubt, eine bestimmte, erstmalig von ihm durchlebte Szene müsse er in einer unbekannten Vorzeit, in einer früheren Existenz auf Erden schon einmal geschaut und empfunden haben, und es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass der in den verschiedensten Philosophien und Religionen aller Zeitalter wiederkehrende Glaube an die Seelenwanderung aus derartigen Erlebnissen heraus eine reichliche Speisung erfuhr. So erklärte einst ein zwanzigjähriger Student, als er den Boulevard Haussmann in Paris zwischen der Avenue Friedland und dem Place Shakespeare zum erstenmal in seinem Leben sah [1]):

[1]) Bernard-Leroy, a. a. O. S. 175 (Fall 47).



„Es erschien mir, dass ich diesen Ort mehrere Jahrhunderte früher schon einmal besucht hatte.“ Bemerkenswert ist es, dass dieselbe Person ein Jahr später an derselben Stelle wiederum dieselbe Empfindung, wenn auch in abgeschwächtem Grade, hatte. In einem von Lalande mitgeteilten Fall hatte eine Person zu wiederholten Malen das Gefühl, irgend welche Situationen des Lebens schon von einer früheren irdischen Existenz her zu kennen, mit solcher Bestimmtheit, dass sie „energisch“ behauptete [1]): „Diese frühere Erfahrung erleichtere ihr die in Angriff genommenen Handlungen.“

Schon Rhys Davids hat die Vermutung ausgesprochen, dass selbst die psychologische Wurzel der buddhistischen Seelenwanderungslehre in der „fausse reconnaissance“ zu suchen sei. Neuere Erfahrungen und Beobachtungen machen es durchaus wahrscheinlich, dass diese Annahme psychologisch korrekt ist. Es ist zwar gar nicht unmöglich, dass auch gewisse philosophische Spekulationen des Altertums über das „grosse Weltjahr“, die „Phönixperiode“ usw. und die in zahllosen Variationen bis auf unsere Zeit stets wiederkehrenden Seelenwanderungsideen letzten Grundes auf den wunderlichen Erlebnissen fussen, die heute wissenschaftlich als „fausse reconnaissance“ bezeichnet werden. Somit wäre mindestens ein beträchtlicher Teil des so weit verbreiteten Seelenwanderungsglaubens nicht als ein Produkt philosophischer Grübeleien, sondern als eine Wirkung psychologischer Tatsachen anzusprechen.

In jüngster Zeit hat vornehmlich Ottokar Fischer in einer gedankenreichen Abhandlung [2]) den Nachweis von dem engen Zusammenhang zwischen „fausse reconnaissance“ und Seelenwanderungsglaube erbracht. Fischer spricht sogar den kühnen, aber bei näherer Betrachtung durchaus plausiblen Gedanken aus, dass auch die modernste philosophische Umwandlung des Seelenwanderungsglaubens, die jüngste Wiederaufnahme der altgriechischen Lehren von dem „grossen Weltjahr“ und der „Phönixperiode“, dass auch Nietzsches seltsam-trübselige Idee von der „ewigen Wiederkunft“ alles Geschehenden in engem Zusammenhang mit „fausse reconnaissance“-Eindrücken stehe. Es lässt sich in der Tat fast mit mathematischer Sicherheit der Beweis liefern, dass Nietzsches Lehre von der „ewigen Wiederkunft“ unmittelbar durch wiederholte Vorkommnisse einer „fausse reconnaissance“ des Autors angeregt worden sein muss. Ottokar Fischer weist nach, wie der erste Anklang des Gedankens der ewigen Wiederkunft, der später im „Dionysos“ zu einem System ausgebaut wurde, sich bereits im „Zarathustra“ findet, und zwar bei Gelegenheit einer Beschreibung eines geradezu klassischen Falles von „fausse reconnaissance“, die durch ein nächtliches Hundegebell und eine dadurch neu erwachte, vergessene Kindheitserinnerung ausgelöst wurde. Die betreffende Stelle im „Zarathustra“ lautet [3]):

---

[1]) A. Lalande, „Sur les paramnésies“ in Rev. philos. Bd. 36, S. 488. Paris 1893. — [2]) „Eine psychologische Grundlage des Wiederkunftsgedankens“ in der „Zeitschr. f. angew. Psychologie und psychologische Sammelforschung“, Bd. V, Heft 5/6, S. 487—515. Leipzig 1911. — [3]) 6, S. 128 ff.: „Vom Gesicht und Rätsel.“



„Und diese langsame Spinne, die im Mondscheine kriecht, und dieser Mondschein selber, und ich und du im Torwege, zusammen flüsternd, von ewigen Dingen flüsternd — müssen wir nicht schon alle dagewesen sein — und wiederkommen und in jener anderen Gasse laufen, hinaus, vor uns, in dieser langen, schaurigen Gasse — müssen wir nicht ewig wiederkommen?“ Also redete ich, und immer leiser: denn ich fürchtete mich vor meinen eigenen Gedanken und Hintergedanken. Da, plötzlich hörte ich einen Hund nahe heulen. Hörte ich jemals einen Hund so heulen? Mein Gedanke lief zurück. Ja! Als ich Kind war, in fernster Kindheit: — da hörte ich einen Hund so heulen. Und sah ihn auch, gesträubt, den Kopf nach oben, zitternd, in stillster Mitternacht, wo auch Hunde an Gespenster glauben: — also dass es mich erbarmte. Eben nämlich ging der volle Mond, totschweigsam, über das Haus, eben stand er still, eine runde Glut ...“

Dass Nietzsche stark zur „fausse reconnaissance“ neigte, ist schon allein hiermit bewiesen. Dass ihm aber auch sein Grundgedanke der Wiederkunftslehre durch ein ähnliches Erlebnis geradezu geweckt wurde, hat er selbst geschildert [1]):

„Die Grundkonzeption des Werkes, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann — gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift 6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit. Ich ging an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen, pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke.“

Ottokar Fischer fügt zwar diesen bedeutsamen Darlegungen die z. T. damit im Widerspruch stehende Bemerkung hinzu [2]):

„Ich würde als läppisch jene Behauptung zurückweisen, welche etwa formulieren würde: „Anfang August 1881 wurde Nietzsche am See von Silvaplana beim Anblick eines pyramidal aufgetürmten Blocks von dem Zustande der „fausse reconnaissance“ befallen und erhielt dermassen den Anstoss zu seiner Wiederkunftstheorie.“

Ich persönlich vermag eine solche Behauptung durchaus nicht als „läppisch“ zu empfinden und meine sogar, dass O. Fischer selbst die Belege für die Richtigkeit einer derartigen Annahme beigebracht hat und den Nachweis, dass Nietzsche durch offenbar jahrelang wiederholte Erlebnisse von „fausse reconnaissance“ gewissermassen prädestiniert dafür war, dass ein besonders intensives, neues Vorkommnis dieser Art seine Aufmerksamkeit erregte und ihn zwang, sich philosophisch mit solchen sich häufenden, unerklärlichen Eindrücken irgendwie abzufinden.

Nietzsche sagt zwar nicht geradezu, dass er dort am See von Silvaplana die Empfindung des Pseudo-Bekanntheitsgefühls verspürt habe, aber es kann dies kaum zweifelhaft sein, da er eben zur „fausse reconnaissance“ neigte und da dies Gefühl gerade auf Spaziergängen, wohl infolge der kräftigen körperlichen Anregung, besonders gern zum Durchbruch kommt. Wir hörten schon oben (S. 262), wie Shelley auf einem Spaziergang bei Oxford eine besonders lebhafte

[1]) Brief an Peter Gast vom 3. September 1883. — [2]) a. a. O. S. 509.



„fausse reconnaissance“ verspürte, ein von Dugas mitgeteilter Bericht zeigt uns ebenfalls eine ganz auffällige Aehnlichkeit mit dem Empfindungs- und Gedankenprozess, den Nietzsche an jenem Augusttage des Jahres 1881 durchgemacht haben muss und der die Lehre von der „ewigen Wiederkunft“ gebar. Bei Dugas heisst es nämlich:

„Eines Tages begegnete es mir, dass ich bei einem Spaziergang im Freien erschrocken innehielt, indem ich feststellte, dass ich den soeben verflossenen Augenblick genau ebenso schon einmal erlebt hatte.“

Ebenso berichtet Anjel[1]) über sich selbst:

„Auf mehrstündigen Spaziergängen hatte ich beim Anblick eines Denkmals, eines Platzes, einer Schlossfassade oft das Gefühl, schon einmal gelebt und denselben Gegenstand unter gleichen Umständen gesehen zu haben.“

Ja, Kraepelin, der die „fausse reconnaissance“ ebenfalls aus eigener Erfahrung kannte, knüpft seine Definition des Begriffs geradezu an die Erlebnisse auf Spaziergängen an[2]):

„Unsere eigene Person steht mitten drin in der Täuschung, es überfällt uns gegen unser besseres Wissen plötzlich das unentrinnbare und gebieterische Gefühl, dass wir von dieser Person schon einmal gehört, mit denselben Personen (unter gleichen Umständen) auf dem gleichen Berggipfel gestanden haben.“

Wie kann unter solchen Umständen eigentlich noch ein Zweifel daran bestehen, dass Nietzsches vielbefehdete Lehre von der „ewigen Wiederkunft“ durch eine Reihe von Erlebnissen des Pseudo-Bekanntheitsgefühls unmittelbar inspiriert worden sein muss?

Nur vermutungsweise sei an dieser Stelle dem Gedanken Ausdruck gegeben, ob nicht vielleicht auch Goethe als ein Beweis für die enge Verwandtschaft zwischen „fausse reconnaissance“ und Seelenwanderungsideen angeführt werden kann. Die berühmte Stelle in seiner Selbstbiographie, in der er von der Begegnung mit einem gespenstischen Doppelgänger nach dem letzten Abschied von Friederike Brion erzählt, schildert uns zwar zunächst nur eine gewöhnliche Gesichtshalluzination, wie sie in Zuständen schwerster Gemütsdepression nicht eben selten zu sein pflegt; aber der wunderlichste Zug in diesem Bericht, das „hechtgraue Kleid mit etwas Gold“, das die Doppelgängergestalt vom August 1771 angeblich trug und das dann Goethe bei seinem erneuten Besuch in Sesenheim im September 1779 wirklich angelegt hatte, ist möglichenfalls (wenn das Ganze nicht etwa bloss eine einfache Erinnerungstäuschung ist, wofür eine nicht ganz geringe Wahrscheinlichkeit spricht) auf eine „fausse reconnaissance“ bei Gelegenheit des Besuches von 1779 zurückzuführen.

Andererseits aber finden wir bei Goethe ungefähr in derselben Zeit seines Lebens eine über das bloss Spielerische hinausgehende Hinneigung

[1]) Anjel, „Beitrag zum Kapitel über Erinnerungstäuschungen“ im „Archiv für Psychiatrie“, Bd. 8, S. 57—64. Berlin 1878. — [2]) Arch. f. Psychologie, 1887, S. 425.



zum Seelenwanderungsglauben, die besonders durch seine merkwürdige Aeusserung über Frau von Stein bezeugt wird:

„Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib!"

Nicht unwichtig erscheint mir die Feststellung, dass auch umgekehrt durch die Ueberzeugung von der Tatsächlichkeit der Seelenwanderung gelegentlich, unter besonders günstigen Umständen, eine „fausse reconnaissance" ausgelöst werden kann. Ein typisches Beispiel hierfür liefert eine Mitteilung Flournoys über sein klassisches Trance-Medium Helene Smith. Bei dieser hat sich, wie es bei Trance-Medien verhältnismässig häufig vorkommt, durch die wunderbaren Leistungen und Fähigkeiten im Trance-Schlaf, mit der Anhängerschaft an den Spiritismus auch die so häufig damit verbundene Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Seelenwanderung ausgebildet und als Folge davon die von Flournoy in ihren Wirkungen so wundervoll studierte „fixe Idee", sie selber sei in ihrer letzten Existenz auf Erden niemand anders gewesen als die Königin Marie-Antoinette. Als sie nun im November 1900 aus Genf zum erstenmal in ihrem Leben nach Paris kam, waren alle Vorbedingungen in selten günstiger Weise beisammen, um in ihr den Wahn hervorzurufen, dass sie in einer früheren Existenz die in der neuen Umgebung empfangenen Eindrücke schon einmal empfunden habe. Tatsächlich weiss denn auch Flournoy von ihr zu berichten[1]):

„In den an ihre in Genf gebliebene Mutter gerichteten Briefen sprach Helene davon, dass in Paris sie nichts überrasche und dass sie die Empfindung habe, dort schon lange gelebt zu haben ... „Ich überschritt einen grossen Platz und empfand während der ganzen Zeit des Hinübergehens ein Zittern in den Armen, in den Händen und im Kopf; eine schreckliche Angst schnürte mir das Herz zusammen, und ich beeilte mich, wieder fortzukommen ... Ich wurde mir darüber klar, dass ich den Platz Ludwig XV.[2]) überschritten hatte."

Es ist gar kein charakteristischer Beweis dafür denkbar, dass eine „fausse reconnaissance" auch durch Autosuggestion ausgelöst werden kann, die in diesem Fall um so naiver anmutet, als der Place de la Concorde von 1900 mit dem von 1793 wohl nicht mehr die geringste Aehnlichkeit hat. Immerhin wird aus naheliegenden Gründen der Seelenwanderungsglaube als Ursache der „fausse reconnaissance" nur sehr selten vorkommen, wenn nicht der Flournoysche Fall gar als ganz vereinzeltes Vorkommnis zu bewerten ist; und der umgekehrte Prozess, die „fausse reconnaissance" als eine Ursache des Seelenwanderungsglaubens, dürfte jedenfalls die Regel darstellen.

---

[1]) „Nouvelles observations sur un cas de somnambulisme avec glossolalie" im „Archive de Psychologie", Dezember 1901, S. 216/7. — [2]) Der Platz, auf dem Marie-Antoinette hingerichtet wurde, heute: Place de la Concorde.

---



# Zur Psychologie des Schamgefühls.

Von Dr. G. **Flatau**, Nervenarzt in Berlin.

Ueber das Schamgefühl nachzudenken hat sehr viel Verlockendes. Zwar arbeiten wir damit wie mit einem fest begründeten Begriff; das Gesetz kennt sogar einen Normalmenschen mit einem feststehenden Schamgefühl, dessen gröbliche Verletzung zu ahnden ist. Aber, wie es so häufig geschieht, wenn wir solchen Begriffen, die ein allgemein fester Besitz zu sein scheinen, zu Leibe gehen, das scheinbar gut begrenzte und sicher begründete wird schwankender, die Umrisse zerfliessen, sie gehen in die anderen ähnlichen Begriffe über und statt klarer Antworten auf unsere Fragen, statt deutlicher, umschriebener Forschungsresultate, erhalten wir immer neue Probleme, neue Fragestellungen und müssen uns oft mit Wahrscheinlichkeiten und Vermutungen abfinden, die unser Kausalitätsbedürfnis wohl beruhigen, ohne aber ihm völlig zu genügen. So wird es uns in mancher Hinsicht auch bei der Psychologie des Schamgefühls gehen.

Aber vielleicht ist es schon interessant genug, nur die Probleme, die Fragestellungen, die Ausblicke Revue passieren zu lassen, Anregungen zu geben und zu empfangen.

Es ist doch auffällig — und auch Havelock-Ellis klagt darüber, dass die Psychologen dem Schamgefühl keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. In den Lehrbüchern der Psychologie wird es meist mit wenigen Worten abgetan; es scheint, als ob die Schwierigkeiten der Erfassung abschreckend gewirkt hätten.

Gehen wir vom Sprachgebrauch aus, so können wir eine Reihe von Situationen feststellen, bei welchen es zur Entstehung von Schamgefühl kommt; d. h. ich sage hier noch nichts über den Begriff selbst aus, sondern führe nur an, bei welchen Gelegenheiten Menschen aussagen, dass sie Scham empfinden.

1. Jemand kann sich seiner Eltern oder Geschwister schämen, weil deren Stand oder ihre Aufführung ihm zu seinen Verhältnissen nicht zu passen scheint.

2. Ein Knabe schämt sich seines ärmlichen Anzuges, seiner zerrissenen Stiefel, gegenüber seinen besser gekleideten Mitschülern.

2a. Ich kenne aber auch ein Kind, das sich schämt, wenn es rein und neu gekleidet ist, unter seine Kameraden zu gehen. Hierüber wird weiter unten noch zu sprechen sein.

3. Jemand schämt sich, wenn er bedenkt, dass er Tags zuvor im Rausche sich übel aufgeführt hat. Er sagt vielleicht, er schäme sich vor sich selber. Und ein solches „sich schämen vor sich selber“ hören



wir auch oft hypothetisch geäussert: „Wenn ich das oder das täte, oder gesagt hätte, würde ich mich vor mir selbst schämen".

4. Der Feige schämt sich, dass er nicht mehr Mut gezeigt, und das Gefühl der Scham kann den von Hause aus Feigen zu Taten der Tapferkeit anfeuern, um es den Kameraden gleich zu tun und der ihm peinlichen Empfindung zu entgehen. Das Schamgefühl kann in solchen Fällen so überaus unangenehm empfunden werden, dass jede Furcht und Scheu vor Gefahr überwunden wird.

Wenn jemand sagt, er schäme sich vor sich selber, wie im Beispiel 3, so spaltet er seine Persönlichkeit in zwei Teile, von denen der eine gewissermassen die handelnde Person, der andere das zuschauende Publikum darstellt.

Nach den bisherigen Beispielen setzt das Schamgefühl eine Umgebung von Personen voraus; eine Wechselbeziehung von Lebewesen; es verlangt ein Vergleichen und Bewerten. Simmel drückt es so aus, „die Scham sei die Scheu, sich von anderen abzuheben, und betont damit ein sehr wichtiges Element des Schamgefühls.

Wir dürfen vorweg sagen, dass das Schamgefühl einen Vorgang von besonders hoher sozialer Bedeutung darstellt, von einer sozialen Bedeutung, welche z. B. die der Schmerzgefühle bei weitem übertrifft. Dieses nämlich kann durch leblose anorganische Dinge erregt werden. Ich kann mich an einer Felskante stossen, mich an einer Nadel ritzen, mich an einem Feuer verbrennen, das alles sind keine beseelten Wesen, die mir körperlichen Schmerz machen, obwohl natürlich das auch der Fall sein kann. Ganz anders ist es mit dem Schamgefühl; dieses kann nur erregt werden durch beseelte oder beseelt gedachte Wesen, ja ich gehe noch weiter und sage, nur beseelte oder beseelt gedachte Wesen, schliesslich Menschen können ein Schamgefühl im Menschen erregen.

Ferner lehrt uns das bisher Betrachtete: Das Schamgefühl ist ein komplizierterer psychischer Vorgang, es kann daher, wie sich späterhin noch zeigen wird, erst ein später erworbener Besitz sein; da es kein primitives Gefühl, kein psychisches Element ist, so ist es ein variabler Besitz der Psyche, er sitzt gewissermassen loser und kann im Krankheitsfalle eher Schaden leiden, als andere psychische Vorgänge.

Wir sehen weiter, dass wir Schamgefühl empfinden gegenüber anderen Personen. Das eigene Verhalten wird dem des anderen verglichen und als unterwertig beurteilt; aber Simmel hatte schon ein Element der Scham in dem Sichabheben des Einzelnen gesehen, und hier kann der Vergleich so ausfallen, dass zunächst das Gefühl aufzufallen entsteht, während das Werturteil noch nicht gefällt ist: das Werturteil kann sogar eigentlich dahin gehen, dass unser Verhalten besser ist, als das der anderen und doch kann ein Schamgefühl entstehen. So wäre

es zu erklären, dass sich der Knabe (2a) schämte, wenn er rein und neu gekleidet war, zu seinen Kameraden auf die Strasse zu gehen. Hier mischt sich offenbar der Furcht aufzufallen noch ein Element der Scheu und Schüchternheit hinein; wir wissen noch nicht, wie man uns gegenübertreten wird.

Ehe wir dies weiter verfolgen, gedenken wir noch einiger Beispiele, wie Scham erregt werden kann. Nicht nur unser Sein und Verhalten kann das tun, sondern auch das Verhalten der anderen. Das Tun eines Familienmitgliedes, der Volksgenossen, des engeren Gremium, zu dem ich freiwillig oder durch Zwang gehöre, kann Anstoss erregen. Das Offizierkorps, das unwürdige Mitglieder hat, der Deutsche, der erfährt, dass Volksgenossen Landesverrat begehen, kann anderen Völkern gegenüber Scham empfinden. Der Schamempfindende identifiziert sich oder glaubt sich dann mit den Angehörigen identifiziert und vergleicht sich mit den anderen Berufsverbänden oder Volksstämmen und empfindet sich als minderwertig, weil er ein Teil eines Ganzen ist, welchem die Minderwertigkeit zugeschrieben wird.

Ich antizipierte bei der Erklärung der gegebenen Beispiele, dass dem Schamgefühl zunächst ein Vergleichen und sodann ein Urteil zugrunde liegt. Bewiesen habe ich das eigentlich noch nicht, sondern habe die Beispiele für sich sprechen lassen; es könnte nun eingewendet werden, dass die Beispiele uns ja nur Formen des Sprachgebrauches geben, bei denen von psychischen Zuständen gesagt wird, dass sie ein „Sichschämen“ darstellen; es ist daher zweckmässig, den vorhandenen psychischen Zustand psychologisch weiter zu betrachten. Ohne jeden Zweifel steht fest, dass es sich beim Sichschämen nicht um ein primitives Gefühl handelt, wir müssen Hohenemser in dieser Beziehung durchaus bestimmen, wenn er sagt: „Das Schamgefühl ist kein Gefühl im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Seelenzustand, d. h. ein Spannungszustand mit Unlustgefühl, eine psychische Stauung; nach Lipps tritt eine psychische Stauung immer ein, wenn das psychische Geschehen gleichzeitig nach zwei oder mehreren Richtungen gelenkt werden soll. Die Wirkung der psychischen Stauung ist zunächst eine Hemmung der Funktionen.

Ich glaube, man kann das bei der Scham begleitende Unlustgefühl noch spezieller als ein Peinlichkeitsgefühl bezeichnen, es hat unbedingt etwas Quälendes an sich und drängt mit Macht dazu, davon frei zu werden und der Scham veranlassenden Ursache zu entgehen oder irgendwie sich von ihr zu befreien; es ist daher doch nicht völlig zutreffend, hier, wie vielfach geschieht, von einer Lähmung zu sprechen, die Stauung gleicht eher einer Aufspeicherung von Kräften; die Kraftäusserung nach Durchbrechung der Stauung kann eine sehr intensive sein, wie das Beispiel 4 deutlich zeigt.

Wie aber entsteht das Peinlichkeitsgefühl?

Beschämung tritt überall da ein, wo wir, sei es in unserem äusseren Auftreten, sei es in unserem Können und Leisten, in den Augen anderer nicht so erscheinen, wie wir unserem Selbstgefühl nach wünschen (Jodl).

Die Scheu, sich von anderen abzuheben, u. zw. in einem für uns ungünstigen Sinne, führt zur Scham. Die Beurteilung, ob das der Fall ist, treffen wir hauptsächlich durch eine Wertvergleichung.

Hohenemser drückt das so aus, dass er sagt: das Auftreten eines isolierten Bewusstseinsinhaltes führt zu psychischer Stauung; die Isoliertheit ist aber nicht immer eine logische, weil aus logischen Gründen der Bewusstseinsinhalt der Persönlichkeit nicht eingeordnet werden kann, sondern auch aus Gründen der Wertung; und gerade das letztere ist bei der Scham das Charakteristische.

Der Bewusstseinsinhalt kann der Einordnung in die Persönlichkeit widerstreben, weil er höher bewertet wird, als die Persönlichkeit; der Zwang der Einordnung und das Widerstreben gegen ihn macht jenen Zustand unlusterfüllter Spannung, der als Stauung zu bezeichnen ist. Aber derselbe Zustand kann eintreten, weil ein Bewusstseinsinhalt, der niedriger bewertet wird, einzuordnen ist; das soll speziell nach Hohenemser auf die sog. sexuelle Scham zutreffen.

Nun ist aus dem bisher Gesagten ersichtlich, dass ein Komplex psychischer Geschehnisse erst das Schamgefühl zusammensetzt. Wahrnehmung, Urteil, Wertung im Gefühl ergeben erst den psychischen Zustand, den wir als Schamgefühl bezeichnen, daher ist klar, dass wir Schamgefühl erst auf einer höheren Stufe der Entwicklung sowohl des einzelnen Individuums als des Volkes erwarten können, und ich nehme vorweg, dass beim Tier das Gefühl nicht vorauszusetzen ist, jedenfalls wäre es absurd, beim nicht domestizierten und dressierten Tiere ein Schamgefühl anzunehmen; ob die Beobachtungen an solcher Art veränderten Tieren, welche auf Schamgefühl zu deuten scheinen, richtig sind, darauf will ich hier nicht eingehen. Jedenfalls glaube ich a priori es leugnen zu müssen, dass bei den Tieren Schamgefühl vorhanden sein kann. Wir werden annehmen dürfen, dass die Entwicklung dessen, was wir als Schamgefühl bezeichnen, ebenso notwendig geschah, wie die aller anderen psychischen Eigenschaften gleichen Grades, dass es allmählich primitivere Komplexe abgelöst hat, welche die Wurzeln des Schamgefühls enthielten oder darstellten. In diesem Betracht hätte es wohl Sinn, auf das Verhalten der Tiere einzugehen und auch das, was wir vom primitivsten Menschen wissen, zur Erklärung des Schamgefühls heranzuziehen, dabei darf aber nicht vergessen werden, dass das, was uns Forscher von Volksstämmen auf niederster Kulturstufe berichten, doch einen Grad von Entwicklung darstellt, der dem von uns gedachten



primitivsten Menschen noch durchaus nicht zukommt. Das differenzierte Schamgefühl der heutigen Kulturmenschen ist in vieler Hinsicht verschieden von dem, welches wir dem primitiven Menschen zuschreiben dürfen. (Das ganze Gefühls- und Vorstellungsleben ist fortschreitend verändert, aber seine Wurzeln sind gewiss im Tier und im primitiven Menschen auffindbar, ebenso steht es mit dem Schamgefühl.) An sich sagt uns die Gefühlsbetonung im engeren Sinne, wie ein seelischer Vorgang vom Gesamtbewusstsein aufgenommen wird; erscheint er als erwünscht oder wünschenswert oder erstrebenswert, ordnet er sich also gewissermassen wie eine Ergänzung ein, so ist er lustbetont; ist das Gegenteil der Fall, so ist er unlustbegleitet. Den schamerregenden Dingen muss also ein Fremdes, Unberechtigtes anhaften, da ihr erstes die Erregung von Unlust ist; mit der Ausbildung des Persönlichkeitsgefühls und ganz besonders mit der Ausbildung der Vorstellungen des Eigenwertes werden nicht allein die Angriffsflächen wachsen, sondern die Gelegenheiten zu Vergleichungen, zu Werturteilen vermehrt werden; die Mannigfaltigkeit der Lebensäusserungen, der Beziehungen zur Umwelt wird wachsen. Wir sehen schon, dass das Werturteil im Schamgefühl eine grosse Rolle spielt, das Werturteil wird aber durch Vergleichung und Abwägung unseres Seins und Verhaltens mit dem der Mitlebenden gewonnen. Ein Ereignis wird zu einem schamerregenden, also unlustbetonten, dadurch, dass es unsere Persönlichkeit als gemindert erscheinen lässt.

Wählen wir noch andere Beispiele: ein junger Mann wird wegen eines begangenen Fehlers von seinem Vorgesetzten in Gegenwart anderer hart angelassen. Ein anderer erhält eine körperliche Züchtigung. Beiden kann das Gefühl der Beschämung erregt werden, da sie finden, dass die Art der Bestrafung, mögen sie eine Strafe an sich verdient haben und als berechtigt ansehen, weder ihrem Lebensalter noch ihrer Stellung entspricht. Hier haben wir einen Eingriff in die Persönlichkeit, welcher als unberechtigt empfunden wird, die jungen Menschen fühlen sich in ihrem Eigenwert vor sich selbst herabgesetzt und gemindert; sie vergleichen sich mit den Alters- und Standesgenossen, denen dergleichen nicht widerfährt, und das Gefühl der Scham kann auch dann vorhanden sein, wenn die Bestrafung ohne Zeugen erfolgte, denn alle übrigen Bedingungen des Minderungsgefühles sind auch ohnedies gegeben.

Jetzt können wir auch in bezug auf die früheren Beispiele sagen, dass die Vergleichung und Eigenwertschätzung, welche eigenes Verhalten oder das der anderen gegen uns veranlasst, auch dann zu Schamgefühl führen kann, wenn andere gar nicht von diesen Dingen erfahren, also die Herabsetzung nicht in den Augen anderer erfolgt, sondern lediglich auf sich selbst beschränkt bleibt. Es kann also auch jemand sich einer Handlung schämen, von der er allein weiss, wenn er nur findet, dass





die Vorstellung der Tat ihn vor sich selbst als gemindert erscheinen lässt, das wird also dann der Fall sein, wenn sein Werturteil über die Tat seinem sonstigen Persönlichkeitswert widerspricht — es ist leicht einzusehen, dass das Werturteil hier auch nur durch Vergleichen gefunden wird; gewiss aber wird dabei auch die Befürchtung, auch anderen Personen minderwertig zu erscheinen, mitsprechen —; wir werden noch hören, dass beim sexuellen Schamgefühl die Furcht eine Rolle spielen soll. In dieser Beziehung könnte man nur von einer antezipierten Furcht sprechen. Wie kommt es aber, dass man sich eines Verhaltens halber zu einer Zeit schämt, zu anderer nicht? Ich kann als Erwachsener mich eines Verhaltens in der Kindheit schämen, welches mir seinerzeit keine Scham erregte. Wenn ich mein Verhalten aus der Kindheit reproduziere, so gewinnt es für mich den Gegenwartswert; es kann als gegenwärtige Vorstellung sich der Einordnung in mein jetziges psychisches Leben widersetzen, damit sind die Vorbedingungen des Schamgefühls gegeben, ich widerstrebe der Einordnung, weil der Komplex mir minderwertig erscheint; die fertig gedachte Zugehörigkeit des Komplexes zu mir veranlasst mich, meinen Wert verringert zu sehen; alles das war in einer vergangenen Zeit nicht der Fall, so dass ein Schämen damals nicht erfolgte.

Das Vorhandensein und die Begründung eines Persönlichkeitsgefühls wird mit zu den Voraussetzungen des Schamgefühls gehören; dass dieses je nach dem Grade der Entwicklung der Volksstämme und Individuen schwanken muss, bedarf keines besonderen Beweises.

Der primitive Mensch wird sein Persönlichkeitsgefühl lediglich aus seiner Körperlichkeit empfunden haben. Seine Tauglichkeit und Ausdauer im Umherstreifen, in Jagden, Kriegen wird eben die Empfindung gegeben haben, sich von den andern Menschen nicht unvorteilhaft abzuheben; wo aber durch körperliche Mängel er sich andern gegenüber minderwertig erschien, wird das Unlust erzeugende Gefühl des Minderwertes aufgetaucht sein, das Gefühl der Wertlosigkeit gegenüber dem Stärkeren, Gewandteren, die Scheu, solchen Besseren gegenüberzutreten, kurzum das Schamgefühl. Das wiederum musste bestimmte Körperreaktionen auslösen, unter denen das Sichverbergen eine grosse Rolle spielte. Die Auslösung dieser Reaktion kann nur die Abwehr des Eingriffes in die Persönlichkeit bedeuten. Sie musste sich gewissermassen in Andeutung vollziehen, wenn das Entrinnen und Verbergen nicht mehr möglich war. Auch heute ist der körperliche Ausdruck der Schamreaktion das Verbergen und Abwehren. Das Gefühl, in den Erdboden versinken zu müssen vor Scham, bedeutet nichts anderes, als den lebhaften Wunsch, sich den Blicken der Umgebung zu entziehen, seine Persönlichkeit vor dem Schamgefühlerregenden zu flüchten. An Stelle der ausgeführten Bewegung tritt zunächst das Senken des Kopfes oder das Seitwärtswenden,



wobei der scheue Seitenblick sich von der Dauer und Grösse der Schamgefahr zu überzeugen sucht. Insbesondere charakteristisch tritt das beim Kinde auf, das sich nicht begnügt, den Kopf und Körper abzuwenden, sondern auch die Augen bedeckt, um nicht zu sehen, in der Meinung, dass, was es nicht sähe, auch nicht vorhanden sei. Die Bewegung hat etwas Plötzliches, Reflexartiges, zu vergleichen dem Schreckreflex und wie dieser begleitet von einem starren Festhalten der Stellung, wie bei einer vorübergehenden starren Lähmung. Damit sind aber die körperlichen Reaktionen nicht beendet, die vorübergehende Lähmung erstreckt sich auch auf die Blutgefässe, speziell des Gesichtes und des Kopfes; es beschränkt sich aber das erzeugte Erröten durchaus nicht auf das Gesicht, sondern geht auch oft auf Hals und Brust über. Bemerkenswert ist, das es hier halt zu machen scheint und die Extremitäten und den Rumpf im übrigen freilässt. Auch die blosse Vorstellung schamerregender Dinge, die Reproduktion solcher Erlebnisse kann sich mit Gesichtsrötung verbinden. So ist auch die Gesichtsrötung, die bei sensiblen Personen auftritt, wenn Dinge vor ihnen erwähnt werden, die sie begangen haben, von denen aber der Erwähnende nichts weiss und die der Sprechende nicht auf sie bezieht, als Schamröte anzusehen. Es ist zweifelhaft, wie man das Schamerröten zu deuten hat, vielleicht soll es wie eine Maske wirken, um das Gesicht zu verbergen oder unkenntlich zu machen.

Es brauchen aber die körperlichen Schamreaktionen nicht durchaus in der beschriebenen Weise aufzutreten, sondern der Betroffene sucht das Schamerregende auf andere Weise aus dem Umkreis seiner Persönlichkeit zu beseitigen. So durch Fortwenden des Blickes, Wechseln des Gesprächsthemas, scheinbares Uebersehen oder Ueberhören dessen, was ihm anstössig erschien (ich meine dabei anstössig durchaus nicht nur im sexuellen Sinne, sondern denke dabei an alles, was in Unlust erregender Weise gegen die Persönlichkeit sich gewaltsam eindrängt und was fern von ihr gehalten werden soll und nicht in sie eindringen darf, was wie etwas Feindliches gegen sie anstösst).

Die ersten Schamgefühlsauslösungen müssen durch die Körperlichkeit des Menschen entstanden sein, Vorstellungen der Schwäche, der Ungewandtheit, das Gefühl, durch irgendwelche Körpereigenschaften aufzufallen, abzustossen, muss die erste Anregung zu jenen peinlich betonten Urteilen eigener Minderwertigkeit gegeben haben. Der lebhafte Wunsch, den Grund des Schamgefühls zu vermeiden, gibt weiterhin den Anstoss, jene Eigenschaften, die es hervorriefen, abzulegen. Darauf kommen wir noch weiter unten zurück. So erklärt sich auch, dass Havelock-Ellis in der Furcht, Widerwillen zu erregen, eine der Wurzeln des Schamgefühls sieht; Hohenemser stimmt dem allerdings nicht bei, ich glaube aber, wenn man es so fasst, dass die antezipierte Furcht, Widerwillen



erregt zu haben, zu dem peinlich betonten Werturteil führen kann, so darf man Havelock-Ellis' Ansicht wohl gelten lassen und kann sie verstehen. Ohne weiteres führen von diesem körperlichen Schamgefühle die Entwicklungslinien weiter zu dem sogenannten sexuellen Schamgefühl, derjenigen Abart, die den meisten Menschen als Scham par excellence gilt und an welche sie einzig und allein denken, wenn von Scham die Rede ist; auch der Gesetzesparagraph, auf den oben schon hingedeutet wurde, bezieht sich lediglich auf das sexuelle Schamgefühl. Indessen für vieles, was dem sexuellen Schamgefühl zugerechnet wird, passt besser die Bezeichnung des körperlichen Schamgefühls, auch die Einführung des Begriffes des Naturalienschamgefühls, wie Jodl es vorschlägt, scheint mir zur Klärung der Sachlage von grossem Nutzen. Auch ihm ist das sexuelle Schamgefühl nichts anderes als eine spezielle Form des Beschämungsgefühles, welches jeden Abbruch des Selbstgefühls und der Würde begleitet. Buschan meint, das Schamgefühl, speziell das sexuelle sei nicht angeboren, es sei etwas Konventionelles, es sei von der Bekleidung des Körpers ursprünglich unabhängig gewesen. Der moderne Begriff der Schamhaftigkeit und die Auffassung der Naturvölker haben wenig miteinander gemein. Bei Hohenemser dagegen lesen wir, die Scham vor dem Reinsexuellen sei tief in der menschlichen Natur begründet. Am wenigsten scheint mir Forel das Wesen des Gefühls erfasst zu haben, wenn er seinen Ursprung in der Angst und Schüchternheit gegenüber dem Neuen und Ungewohnten sieht und es daher bei den Kindern am ausgesprochensten findet. Ich gedenke noch zu zeigen, dass das Schamgefühl bei den Kindern sich anders verhält.

Den ersten Schritt, sagt Iwan Bloch, auf dem Wege der Individualisierung der Liebe bezeichnet die Entstehung des geschlechtlichen Schamgefühls. Es ist nichts Angeborenes, sondern ein spezifisches Kulturprodukt, ein Entwicklungsphänomen, das dem nackten, aber auch dem bekleideten Menschen eigentümlich ist — Schamgefühl und Kleidung haben sich miteinander entwickelt.

Ich meine, dass auf dem langen Wege von dem körperlichen Schamgefühl bis zu seiner Abart, dem rein sexuellen Schamgefühl, sich eine ganze Reihe von Einflüssen in der Entwicklung bemerkbar machen musste; von den religiös-magischen Vorstellungen spricht auch Havelock-Ellis, ebenso von den Einflüssen von Gewohnheiten, aus denen sich rechtliche Schranken der Sexualität ergeben; das macht es begreiflich, wenn wir noch den Einfluss der Lebensweise, der Ernährung, des Klimas dazu fügen, dass bei dem Vergleich des Verhaltens sich so vielerlei Schwankendes und Gegensätzliches aufzeigen lässt.

Weniger das Verbergen bestimmter Körperteile ist die erste Aeusserung des körperlichen Schamgefühls als die Ausübung der Funktionen im Verborgenen. Hier mögen wohl die Empfindungen, während der Zeit



wehrlos zu sein, eine Rolle gespielt, damit aber auch das Gefühl sich verbunden haben, dass die Ausscheidungen, deren Absetzung geschieht, Widerwillen erregen. Beides Dinge, die Havelock-Ellis als Wurzeln des Schamgefühls anführt. Dass die Erwägung, die Teile seien an sich nicht ästhetisch schön, zur Bedeckung geführt habe, ist wenig einleuchtend; denn erstens ist das Urteil nicht allgemein richtig, man vergleiche nur, was Bölsche darüber sagt, und zweitens sind auch andere Teile des Körpers oft mit den Gesetzen des ästhetisch Schönen in Widerspruch, ohne dass das Grund wäre, sie zu bedecken. Wir sehen ja gerade bei manchen Völkern die Tendenz, die Sexualteile recht auffallend zu machen. Eher könnte man denken, dass — da die Natur die Ausführungsgänge an verborgenen Stellen plaziert hat — der Mensch diese Tendenz durch Einhüllen und Verbergen noch gestärkt habe. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Schamgefühl sich von da weiter auf das Genitale und dessen Funktion erstreckt hat und nunmehr mit der Zivilisation, mit der Vergeistigung des Geschlechtstriebes auch das Schamgefühl, ganz besonders die genitalen Funktionen und alles Drum und Dran betroffen hat. Wir sind heute geneigt, absolut sichere Beziehungen zwischen Keuschheit, Sittsamkeit und Schamgefühl anzunehmen und sind ganz besonders geneigt, das Schamgefühl mit der Neigung zur Bekleidung und Entblössung in Relation zu setzen. Eine Ansicht, zu der viele Ethnologen sich nicht bekennen mögen. Sagt doch Peschel geradezu: Keuschheit und Sittsamkeit seien unabhängig von dem Mangel oder der leichten Erregbarkeit des Schamgefühls; doch, fährt er fort, bezeichnet das Erwerben des letzteren eine Hebung des Volkes. Bevor irgend ein Mensch auf den Einfall geriet, sich zu bedecken, muss von ihm Hässliches und Schönes unterschieden sein, daher müssen die ältesten ästhetischen Regungen der Ursprung der Bekleidung gewesen sein.

Kommen wir noch einmal auf die Definition des Schamgefühls zurück, so werden wir es begrenzen als einen Seelenzustand, bei welchem unter einem Unlust- und Peinlichkeitsgefühl eine Minderung der Persönlichkeit empfunden wird.

Wir dürfen in dem körperlichen Schamgefühl ein solches erkennen, bei welchem der Seelenzustand insbesondere durch Vorstellungen, die sich auf den Körper und seine Funktionen beziehen, hervorgerufen wird. Setzen wir statt körperliches Schamgefühl den ganz speziellen Fall des sexuellen Schamgefühls, so werden es im wesentlichen Vorstellungen sexueller Natur sein, welche den charakteristischen Seelenzustand hervorrufen. Offenbar sind die Grenzen zwischen dem körperlichen und dem sexuellen Schamgefühl keine festen; wir dürfen sogar sagen, dass letztere in dem ersteren enthalten sind, da Sexualvorstellungen durchaus nicht nur von dem Genitale im speziellsten Sinne hervorgerufen werden, sondern von verschiedenen Körperteilen ausgehen können, so



werden Beziehungen zu solchen auch sexuelles Schamgefühl jederzeit auslösen können.

Wenn wir die früher genannten Beispiele nun übertragen denken in andere Volks- und Landessitten, so werden wir sehen, dass die Vorstellung der Wertminderung durchaus wechselnd sein kann. Ja sogar im gleichen Volke sind die Vorstellungen, worüber man Scham empfinden müsse — ich spreche eben jetzt vom Schamgefühl im allgemeinen —, durchaus wechselnd. Der eine schämt sich durchaus nicht, auf der Anklagebank gesessen zu haben, der andere nimmt eine öffentliche Züchtigung ohne Schamgefühl hin, während der andere diese Dinge zum Anlass der Selbstvernichtung nimmt, weil das Schamgefühl in ihm zu lebhaft ist; so wechseln die Anschauungen im Laufe der Jahrhunderte, so wechseln sie auch mit der Entwicklung des einzelnen Individuums, sie können wechseln mit der Veränderung des Milieus, in welchem der Mensch lebt, sie sind beeinflussbar durch Beispiel und erzieherische Massnahmen. Das sexuelle Schamgefühl zeigt nur diese Abhängigkeit und Variabilität in einem ganz besonders grossen Masse, doch unter solchen Bedingungen, dass ein gewisses Bestreben, bestimmte Funktionen zu verbergen, stets erkennbar ist. Das Verbergen bezieht sich nicht allein auf das Körperliche dabei, sondern auch auf die Scheu und die Ablehnung, davon zu sprechen.

Freilich dürfen wir mit unseren heutigen Begriffen von Schamgefühl nicht als absolutem Wertmesser an die Beurteilung gehen, und nichts hat mehr geschadet als die allgemeine Idee, dass die Bekleidung aus Gründen der Schamhaftigkeit entstanden sei, denn das würde weiter zur Folgerung führen, dass im Punkt der Schamhaftigkeit die Völker am meisten vorgeschritten seien, die sich am meisten bedeckten, eine Meinung, die durch die ethnologische Forschung ganz und gar widerlegt wird. Eine Bemerkung v. d. Steinens lässt uns erfahren, dass die Bakairi, welche völlig nackt gehen, sich verbergen, wenn sie Nahrung zu sich nehmen, bei ihnen tritt also das Schamgefühl beim Essen auf; unwillkürlich gedenkt man eines Tieres, welches seinen Anteil am Raube beiseite trägt, damit ihm nichts genommen wird, vielleicht ist auch hier wieder an die Wehrlosigkeit, welche beim Nahrungaufnehmen besteht, zu denken. Das Verbergen der Frau und der sexuellen Funktionen mag mit der Raubehe zusammenhängen, das geraubte Weib musste verborgen gehalten werden, auch die Wehrlosigkeit, die im Augenblicke des sexuellen Verkehrs vorhanden ist, mag mit zu den Wurzeln des sexuellen Verbergungsdranges gehören. Mit Recht wiesen auch Autoren darauf hin, dass die Sicherung des Besitzes der Frau bei der Erziehung zur Schamhaftigkeit eine Rolle gespielt haben muss, die grössere Schamhaftigkeit des Weibes aber ist — nach Ellis — auch auf die beim weiblichen Tiere nachweisbare Periodizität zurückzuführen; ursprünglich weist das

Tier ausserhalb der Brunstzeit den männlichen Bewerber ab, später dient die scheinbare Abweisung zur Erhöhung des Reizes für das Männchen; diese Wurzel soll auch in der grösseren weiblichen Schamhaftigkeit zur Geltung kommen.

Wir hatten schon auf manches hinweisen können, was die Sitten und besonders die Schamhaftigkeit beeinflusst, die religiös magischen Vorstellungen verdienen eine Erwähnung, diese führen zur Bedeckung der Schamteile, weil die Entblössung Unheil hervorruft. Insofern die Sitte durch religiös magische Vorstellungen bestimmt wird, unterstützen diese die Schamvorstellungen; wie Wundt ausführt, erstreckt sich das Schamgefühl stets auf solche Teile des Körpers, die nach der Sitte bedeckt getragen werden. Er verweist auf das auch bei Havelock-Ellis zitierte Beispiel der Hottentottenfrau, die, wenn man ihr die Hinterschürze nimmt, sich sofort auf den Boden setzt und nicht zu bewegen ist, sich zu erheben. Der Schutz und die Bedeckung dienen manchen Völkern dazu, den Einfluss böser Geister fernzuhalten. Wundt sieht in der Lendenschnur der Frauen ein aus dem Bandzauber entnommenes Motiv und widerspricht der Annahme, als sei sie ein Ueberrest früher gebräuchlicher Bekleidung. Wo das männliche Besitzrecht besonders stark betont war, wird auch die grössere Schamhaftigkeit der Frau sich entwickelt haben, weil hier der Schutz des Eigentums im Vordergrunde steht und schon die geringste Entblössung als Verletzung des Herrenrechtes gedeutet werden konnte.

Gehen wir jetzt zu einer genauen Betrachtung der jetzigen Verhältnisse über, die das sexuelle Schamgefühl betreffen, so lassen sich folgende Tatsachen feststellen:

Das sexuelle Schamgefühl ist offenbar bei den heutigen Menschen — ich halte mich im wesentlichen an die germanischen Völker — ganz besonders stark entwickelt; Staat und Gesellschaft beweisen ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung des Schamgefühls und treten jedem wirklichen und vermeintlichen Angriff auf dasselbe streng entgegen. Zum Teil mag das mit dem gesteigerten Individualleben zusammenhängen mit dem von jedem geforderten Schutz der Persönlichkeit, mit der Wertschätzung der Persönlichkeit. Zu der Persönlichkeit gehört aber auch die Kleidung, sie ist uns nicht nur Schutz gegen die Witterungseinflüsse, sondern sie bedeutet uns Schmuck und Charakterisierung. Daher werden Mängel irgendwelcher Art schon als schamverletzend empfunden, auch wenn es sich nicht um Entblössung spezieller Körperteile handelt. Im allgemeinen steht aber die Entblössung, die Nacktheit an erster Stelle; diese wird perhorresziert, aber auch ihre Beschreibung, ihre plastische Darstellung. Die Erwähnung vieler Körperteile ist auch Gegenstand des Anstosses, so dass Umschreibungen gewählt werden, weiterhin steht unter dem Banne des Schamgefühls die Erwähnung der Funktionen, soweit sie die

Ausscheidungen und die Sexualität betreffen, und schliesslich werden auch die Kleidungsstücke gerne verborgen, nicht nur solange sie am Körper getragen werden, sondern auch wenn sie abgelegt sind; auch ihre Besprechung folgt nur ungern, und Umschreibungen sind beliebter als die ursprüngliche Bezeichnung.

In allen diesen Dingen können wir aber Modifizierungen unterscheiden, und wir finden wiederum auch Gelegenheiten, bei denen Entblössung gefordert wird und das Fehlen derselben peinlich empfunden wird.

Nun kann das Schamgefühl erregt werden einmal durch das eigene Verhalten gegenüber anderen, sei es, dass das zufällig geschieht, sei es mit Absicht. Man kann unbekleidet unter bekleidete Menschen geraten und sich seiner Nacktheit schämen; man denke nur an die oft empfundenen peinlichen Traumsituationen, bei welchen man nackt oder im Hemd in eine bekleidete Gesellschaft gerät; natürlich wird es normalerweise so sein, dass, weil ich weiss, dass das mein Schamgefühl erregt, ich mich hüten werde, das zu tun; Schamgefühl kann aber entstehen, wenn mir der Anblick von Dingen zugemutet wird, die sonst verborgen werden. Wenn sich eine Person vor mir entblösst oder plastische Darstellungen derart vor mir gezeigt werden, kann ich das als Eingriff empfinden, ich kann dann denken: wenn ich so entblösst wäre, würde ich mich schämen, und übertrage dann das supponierte Schamgefühl der anderen auf mich, oder es ist auch möglich, dass die Nacktheit sexuelle Vorstellungen erregt und dass ich Scham darüber empfinde, dass das unter Umständen vorkommt, in denen ich es weder wünsche, noch erwarte. Das Schamgefühl kann verstärkt werden, wenn das verletzende Moment nicht eine Persönlichkeit allein betrifft, sondern eine Mehrzahl, so dass gewissermassen eine Kumulation des Seelenzustandes eintritt, dadurch, dass angenommen wird, auch die anderen empfinden alle das Gleiche. Insbesondere wenn das Publikum aus Personen verschiedenen Geschlechts besteht, wird die Steigerung eine ganz erhebliche sein können.

Man kann bei irgend einer Gelegenheit ungewiss sein, wie das Verhalten auf andere wirken wird. Hat man den Eindruck, dass bei den anderen Scham nicht erregt wird, so kann der Seelenzustand ausbleiben, bzw. die Anfänge desselben wieder schwinden. Auch wenn ich mich in den Seelenzustand anderer versetze und deren negative Reaktion gegenüber Schamverletzendem beobachte, kann die ursprüngliche Regung schwinden. So sagt v. d. Steinen über seine Eindrücke unter den nackt gehenden Indianern: „Diese böse Nacktheit sieht man nach einer Viertelstunde gar nicht mehr, und wenn man sich absichtlich ihrer erinnert und sich fragt, ob diese nackten Menschen, Vater, Mutter und Kinder, die dort arglos umherstehen, wegen ihrer Schamlosigkeit verdammt oder bemitleidet werden sollten, so muss man entweder lachen wie über etwas unsäglich Albernes oder dagegen Einspruch erheben wie



gegen etwas Erbärmliches.“ Vom ästhetischen Standpunkte hat die Hüllenlosigkeit ihr Für und Wider wie alle Wahrheit. Jugend und Kraft scheinen in ihren zwanglosen Bewegungen oft entzückend, Greisentum und Krankheit in ihrem Verfall oft schauderhaft. Unsere Kleidung erschien jenen Leuten so merkwürdig wie uns ihre Nacktheit.

Die Erzwingung einer Entblössung wird von uns als erheblich schamerregend empfunden werden, sie wird einen starken Grad von Beeinträchtigung der Persönlichkeit herbeiführen, die Stärke des Schamgefühls kann einem körperlichen Schmerzempfinden gleichkommen; dieses Bewusstsein kann Menschen dazu veranlassen, erzwungene Entblössung als Strafe zu verhängen; es kann sich eine Art sadistischer Betätigung darin kund tun, dem gleichkommen würde eine gewissermassen geistige Entblössung, wie sie der Erzähler obszöner Anekdoten verübt, der ein Vergnügen daran findet, jüngeren weiblichen Personen die Schamröte ins Gesicht zu treiben. Völlig zurücktreten sehen wir das Schamgefühl in Augenblicken der Gefahr, bei Schiffbrüchen, Feuersbrünsten, bei der Notwendigkeit ärztlicher Eingriffe; ferner aber bei beruflichen Verrichtungen; die hierdurch bedingte Nacktheit wird gewöhnlich nicht als schamverletzend empfunden, ich erinnere an das Modell des Künstlers und der Künstlerin; an das gemeinsame Arbeiten medizinbeflissener Männer und Frauen in der Klinik. Hier überragt das Berufsinteresse, der wissenschaftliche Trieb alles andere, so dass es zu einer Schamerregung nicht kommt und nicht kommen soll, was auch immer an Menschlichem zur Besprechung und zur Demonstration gelangt.

Am seltsamsten stellt sich der Einfluss des Konventionellen dar: die Projektion des Schamgefühls auf Körperteile, so die Verhüllung des Gesichts bei den türkischen Frauen, das Verbergen der Füsse bei den Chinesinnen. Zuviel ist schon von der Sitte des Dekollettierens, von den engen hochgerafften Röcken, von Miedern usw. gesprochen worden und ich kann mir den Hinweis auf die Merkwürdigkeit schenken, dass der angeblich weniger schamhafte Mann stets bis zum Halse in einem Futteral steckt, während bei Gelegenheiten die so viel schamhaftere Frau, das keusche junge Mädchen sich in erstaunlich freier Weise entblösst, ja sogar eher Scham empfinden würde, als einzige im geschlossenen Kleide zu erscheinen. Es gibt ja Gelegenheiten, bei denen der höhere Grad von Festlichkeit sich durch die Tiefe des Kleiderausschnitts markieren muss.

Auch der Einflüsse der Situation muss gedacht werden. Am gemeinschaftlichen Strande der Seebäder mischen sich die Geschlechter in allen Arten von Badeanzügen; letztere dienen dazu, die Illusion einer Verhüllung zu geben, damit die Schamhaftigkeit auch hier nicht verletzt werde. Manche schwedische Strandbäder verschmähen auch diese Konzession.





Wie wir die Entwicklung des Schamgefühls beim primitiven Menschen verfolgt haben, so wird es nützlich sein, ihr auch beim Kinde nachzugehen. Die Frage so zu stellen: „besitzt das Kind ein angeborenes Schamgefühl, welches durch Erziehung beeinflusst wird, oder hat es ein solches nicht, bezw. würde, wenn die Erziehung keinen dahingehenden Einfluss nimmt, ein Schamgefühl sich nicht entwickeln", ist für unsere Verhältnisse nicht möglich. Es lässt sich kein Fall konstruieren, in welchem nicht auf das heranwachsende Kind Einflüsse ausgeübt werden, die aus den angeborenen Elementen jene Art seelischer Reaktion entwickeln. Natürlich kann ein Schamgefühl dem Säugling nicht eigen sein; aber die Wurzeln müssen vorhanden sein, und die Entwicklungsrichtung ist als vorgezeichnet durch die jahrtausendelange Vererbung anzusehen; die Frage ist nun die: wie und wie weit soll ein Schamgefühl sich entwickeln; ist das Schamgefühl etwas Nützliches und Notwendiges, muss es geschützt und bewahrt werden, ist es berechtigt, von einem Zuviel und Zuwenig zu sprechen, welche Kriterien bieten sich dafür? Welche Gefahren drohen ihm; ferner soll auch das Schamgefühl des erwachsenen Menschen geschützt werden? Was geschähe, wenn das nicht geschieht, welche Gefahren liegen hier vor. Sie sehen, eine Unzahl von Fragen, deren restlose Beantwortung nicht möglich erscheint.

Moll spricht einmal von Kinderaussagen und unterscheidet die Kinder, welche dabei ein unverdorbenes Schamgefühl und solche, welche ein erheucheltes zeigen.

Ribbing spricht von der gewaltigen, veredelnden und kulturellen Kraft des weiblichen Schamgefühls. Er sieht darin einen wichtigen Faktor in der sexuellen Ethik.

Bloch nennt die Prüderie ein irregeleitetes Schamgefühl, er kennt ein natürliches, berechtigtes Schamgefühl, es ist eine Schranke der Lust, es leitet die Vergeistigung und Veredelung des Sexualtriebes.

Ganz merkwürdig äussert sich Jean Jacques Rousseau; er sagt: „Die Schamhaftigkeit, die Begleiterin des schlechten Gewissens war mit den Jahren gekommen usw." Offenbar werden hier Scheu und Schamhaftigkeit verwechselt.

Ein körperliches, sexuelles Schamgefühl besitzt das Kind im ersten Kindesalter zunächst nicht, es entblösst sich ohne alle Scheu, es kennt keine Bedenken bei seinen Bedürfnissen, auch der Anblick des Nackten bei anderen Personen, bei Bildern, Statuen, die Wahrnehmung der Funktionen löst keinerlei als schamhaft zu deutende Regung aus.

Mehrere Mädchen von 8—10 Jahren, die ich beim Besuch von Museen beobachtete, betrachteten Statuen, Bilder, die nackte Männer darstellen, ohne jede Scheu und Verlegenheit, ohne jede Veränderung, die auf eine Schamreaktion schliessen liess.

Im Seebade liessen sich Knaben und Mädchen im Alter von 8—10 Jahren in der gleichen Badezelle auskleiden; als ihnen das verboten wurde, hatten sie nur eine



erstaunte Frage nach dem Grunde des Verbots. Vor Jahren, als die Wogen der Unsittlichkeitsbekämpfung sehr hoch gingen, brachte ein Witzblatt folgenden charakteristischen Scherz. Der Herr Pfarrer trifft den neunjährigen Peter und sagt: „Aber, Peter, ich hatte doch verboten, dass ihr Jungen und Mädchen zusammen badet und du hast es gestern doch getan.“ „Ja,“ sagte der Kleine, „aber wie ich gestern an den Teich kam, waren alle schon ausgezogen und da habe ich sie nicht mehr auseinander gekannt.“ In einem dänischen Seebade badeten drei Kinder von 4—8 Jahren, zwei Knaben und ein Mädchen völlig unbekleidet an der Hand des Vaters. Nach einigen Tagen kam der Badeaufseher und ersuchte den Vater, den Kindern Badehosen anzuziehen, da sich Herrschaften beschwert hätten. Die Kinder begriffen den Grund der Massregel nicht.

Jedenfalls also erscheint dem ersten Kindesalter die Nacktheit in keiner Weise anstössig. Ganz junge Kinder kann man schwer davon abhalten, sich ganz zu entblössen, sie zeigen sogar eine grosse Lust an der Nacktheit des eigenen Körpers; ich erkläre dies teils aus dem Spieltrieb, der völlige Bewegungsfreiheit der Glieder fordert, teils aus dem Hautlufthunger, aus dem Lustgefühl, das die Luft dem Körper gewährt, sobald sie auf die unbedeckte Haut trifft. Wir empfinden ja das Gleiche oft genug, wenn bei lauer, warmer Witterung wir der Last der Kleidung ledig, den Körper der Luftströmung aussetzen, und je öfter das geschehen ist, je mehr die der Luftatmung entwöhnte Haut wieder daran gewöhnt wird, desto intensiver wird das Gefühl der Annehmlichkeit. Eine sexuelle Lust ist das beim Kinde nicht, wie Freud behauptet hat. Ebenso, wie bei den Primitiven, ist es also auch beim Kinde wohl nicht die Nacktheit, welche die ersten Schamregungen verursacht, vorausgesetzt natürlich, dass nicht erzieherische Einflüsse zu allererst darauf hinwirken, aber gemeinhin werden wir die ersten Regungen derart zu erwarten haben von dem Widerwillen, den die Ausscheidungen erregen; dabei wird auch die erste Neigung zum Abseitsgehen und Verbergen auftreten, noch verstärkt durch die Massnahmen der Wartung und Pflege. Ein weiteres Element der Entblössung ist übrigens in der Zeigesucht zu sehen, der Sucht, sich schön und vorteilhaft zu demonstrieren. Beim Tier sehen wir dies Zurschautragen der Körpereigenschaften bei buntgefiederten Vögeln zum Beispiel. Es ist hier das Zusammentreffen von angeborenen Elementen mit Einfluss der Umgebung am deutlichsten zu erkennen. Die Zeigesucht wird eingeschränkt und später variiert durch Einflüsse der Umgebung, der Mode, der Sitte, und da die Kinder weiterhin merken, dass vieles, was mit dem Körper zusammenhängt, und vor allem die sexuellen Funktionen verborgen gehalten werden, so entwickelt sich das Schamgefühl im allgemeinen zu dem, wie wir es täglich bemerken. Man muss natürlich nicht glauben, dass die Erziehung lediglich durch die gegebenen Vorschriften und Verbote wirke, oft ist die Einwirkung des Beispiels viel stärker. Da in unseren Breiten die Menschen bekleidet gehen, so wird die Nacktheit als ein Ausnahmezustand empfunden, es wird vom Kinde unter rich-



tiger Anleitung erkannt, dass eine Entblössung nur bei bestimmten Gelegenheiten stattfinden dürfe. Der Fehler, der von Erwachsenen leicht begangen wird — worauf ich an anderer Stelle bereits hingewiesen habe [1]) — ist der, das wir unser — der Erwachsenen — Gefühl zu leicht in den Kindern wiederzusehen glauben, dass wir den Einfluss nackter Darstellungen auf das Kind uns viel lebhafter vorstellen, als es in der Tat sein kann; so hindert uns unser eigenes Peinlichkeitsgefühl, indem wir es beim Kinde in gleicher Stärke vermuten, in jener ruhigen und harmlosen Weise über den Körper und die sexuellen Funktionen zu sprechen, die allein richtig und angezeigt wäre. Es wäre nun sehr verlockend, hier das Thema der sexuellen Aufklärung anzuschneiden und das Für und Wider zu erörtern, indessen will ich doch davon absehen, zumal da Moll die Prinzipien der sexuellen Aufklärung in ausreichender Weise unter Berücksichtigung aller Verhältnisse auseinandergesetzt hat, ich kann dem dort Gesagten nur zustimmen.

Dass natürlich eine falsche Erziehung ein schädliches Uebermass von körperlicher Scham erzeugen kann, darüber ist kein Zweifel. Wenn man immerfort die Nacktheit als etwas Tadelnswertes hinstellt, und Kindern schon in frühester Zeit für jede Entblössung Strafe androht, weil sie etwas Hässliches und Verabscheuenswertes tun, wenn man ihnen Bilder und plastische Darstellungen anzusehen verbietet, nur weil Körperteile an ihnen unbekleidet sind, bringt man jene Form des Schamgefühls zustande, die als Prüderie bekannt ist und von Einsichtigen verlacht wird. Dann züchtet man Kinder heran, die sich vom Arzte nicht untersuchen lassen, weil ihnen das Auskleiden eine seelische Qual ist. Aus diesen werden dann Erwachsene, die körperliche Uebel zu unheilbaren Graden fortschreiten lassen, weil sie ihren Körper nicht den Blicken anderer aussetzen wollen, nicht etwa nur den Angehörigen des andern Geschlechtes. So empfinden das Gleiche z. B. weibliche Kranke weiblichen Aerzten gegenüber; und ich kenne Knaben, welche sich nur unter Anwendung grosser Ueberredung vor dem Arzte entkleiden. Natürlich schützt eine solche Erziehung durchaus nicht vor sexuellen Regungen und vor Unarten. Erst vor kurzem hatte ich ein 25jähriges Mädchen zu untersuchen, das seit der Kindheit masslos masturbierte, und nur mit Mühe zu bewegen war, sich zur Untersuchung ein wenig zu entkleiden. Das Mädchen stammte aus einer gebildeten Familie und war äusserst strenge und fromm erzogen worden. Eine solche scheinbare Steigerung des sexuellen Schamgefühls ist bei Masturbanten häufig, sie verbindet sich mit Scheu, Schüchternheit und Neigung zu unmotiviertem Erröten. Nur in diesem Betracht ist die Bemerkung Rousseaus richtig zu verstehen: „Die Schamhaftigkeit, die Begleiterin des schlechten Ge-

[1]) G. Flatau, Neurasthenia sexualis, 1912. Fischers med. Verlag (H. Kornfeld, Berlin).

wissens, war mit den Jahren gekommen, sie hatte meine natürliche Schüchternheit unüberwindlich gemacht usw." Wenn nun Bloch die Prüderie als ein irregeleitetes Schamgefühl bezeichnet — „es ist nichts anderes als Anschauen des Nackten mit verhehlter Begierde", so geht daraus hervor, dass es ein notwendiges und richtig geleitetes Schamgefühl geben muss, er erkennt das auch an, wie schon oben erwähnt war, als eine Schranke der Lust zur Vergeistigung und Veredelung des Sexualtriebes. Ich sehe die grosse Schwierigkeit darin, die genaue Grenze zu ziehen, und zu sagen, soweit ist das Schamgefühl berechtigt, und was darüber hinausgeht, ist nicht berechtigt. Es haben sich nur wenige die Mühe gegeben, diese grosse Schwierigkeit zu klären und beseitigen zu helfen; sie sind wohl bereit, Uebertreibungen und Lächerlichkeiten zu geisseln, Uebergriffe der Behörden zurückzuweisen, was aber das berechtigte Schamgefühl sei, was es im Menschenleben bedeute, wann es geschützt werden müsse, darüber erfährt man nur wenig.

Wenn wir anerkennen, dass im psychischen Leben sich nur solche Dinge entwickeln und durchsetzen, die in ihrem Kern ein Notwendiges und Berechtigtes darstellen, so werden wir diese Voraussetzung auch auf das Schamgefühl anwenden dürfen und müssen; es ist, wie oben schon angedeutet wurde, als eine Schutzreaktion anzusehen, die Eingriffe in unsere Gesamtpersönlichkeit abwehren lässt, der Weiterentwicklung des Individuums dient, indem es hilft, Situationen und Handlungen zu meiden und die Lebensbetätigung so zu gestalten, dass ein berechtigtes Sichschämen nicht oft auftritt. Der Bedeutung in sozialer Beziehung war oben schon gedacht worden, hier hilft eine Betrachtung des negativen Zustandes uns wesentlich weiter, wir finden, dass wenn infolge von Erkrankungen die Schamschranke durchbrochen wird, es zu Handlungen kommt, wie sich entkleiden, nackt auf die Strasse laufen, Entleerungen coram publico; obszöne Geberden und Handlungen werden verübt, das Verhalten im täglichen Leben, bei Essen und Trinken zeigt etwas Ungehemmtes, das Aeussere wird vernachlässigt in einer Art, die die Umgebung verletzt. Attentate auf Personen des anderen Geschlechts kommen nicht so selten vor. Die Verletzung der Gebote des eigenen und des bei anderen vorausgesetzten Schamgefühls machen die Kranken sozial unbrauchbar, das sich Abheben in ungünstiger Weise von der Umgebung, die Scheu Widerwillen zu erregen, werden nicht mehr empfunden. Das geistige und seelische Verbergen, das Sich- und Andereschützen, wird nicht mehr geübt.

Der Alkohol wirkt offenbar häufig deletär auf die durch das Schamgefühl gegebenen Hemmungen; in akuter Weise bekommt man das an der Kneiptafel zu sehen, bei welcher sich die Fidelitas zur Urfidelitas und manchmal noch zu einem höheren Grade steigert, der treffend als



Suitas bezeichnet wird, und sich durch einen erheblichen Grad von sexueller Hemmungslosigkeit in Worten, Geberden und Liedern charakterisiert. Neben diesen akuten und vorübergehenden Schamgefühlslähmungen bringt aber der chronische Alkoholismus auch dauernde hervor, die von denen der schweren Psychosen nicht abweichen.

Aus dem negativen Beweise mag die Wichtigkeit der Schamschranke noch deutlicher erschlossen werden. Aber die Veränderlichkeit, der Einfluss des Konventionellen, der Sitte, der Gewohnheiten bringt es doch dahin, die Grenzen so undeutlich erscheinen zu lassen, dass wir vorläufig einmal uns damit begnügen, zu sagen: Das Schamgefühl ist eine in der kulturellen Entwicklung begründete, notwendige psychische Reaktion, seine Wurzeln liegen im Körperlichen und übertragen sich von hier auf das Seelische; es wird zu allererst sich auf Körperliches, speziell auf Sexuelles beziehen, dann erst auf die anderen seelischen Funktionen übergehen. Wenn man allgemein die Prüderie als ein falsches Schamgefühl bezeichnet hat, so trifft das doch nicht ganz zu. Als ein falsches Schamgefühl könnte man nur bezeichnen ein solches, das nur äusserlich sich kundgibt und zwar in einer übertriebenen Weise, während innerlich gar nichts empfunden wird. Ein Schamgefühl, bei welchem Heuchelei eine grosse Rolle spielt, sodann ein Schamgefühl, das durch Dinge erregt wird, durch die es für gewöhnlich nicht erregt wird, während die adäquaten Reize es nicht erregen; nun aber bedeutet Prüderie auch ein übermässig ausgebildetes Schamgefühl, die Steigerung eines normalen Grades, nicht durchaus ein Falsches; denn die Empfindung ist ja echt, wenigstens kann sie es sein, sie ist nur überempfindlich, die Reaktion erfolgt auf zu geringe Reize hin. Diese Art der Prüderie ist sicher nicht so tadelnswert, sie macht sich im ganzen auch nur für die eigene Person bemerkbar und verursacht ein scheues, sensitives zurückhaltendes Wesen, eine Neigung, seine Körperlichkeit durchaus vor jedem Blick zu verbergen, aber auch selbst ihn von der Körperlichkeit anderer abzuwenden; sie wird beherrscht von der Furcht vor sexuellen Regungen; eine strenge religiöse Erziehung, die vor Sinnenlust gewarnt hat und die Askese in den Vordergrund stellt, wird oft die Grundlage dieser Prüderie sein, etwas Heuchlerisches braucht ihr durchaus nicht zugrunde zu liegen; sie ist nicht selten die Schutzwehr gegen eine übermässig entwickelte Sexualität, streng wird alles gemieden, was sinnlich-sexuell reizen könnte, um nicht Gedanken und Begierden zu wecken, die den Geboten der Religion zuwiderlaufen. Hier hat eine Erziehung gearbeitet, die im Körperlichen, im Sexuellen ein Prinzip des Bösen aufgestellt hat, des Verderblichen und Unreinen. Aus dieser Form kann aber die Prüderie hervorgehen, mit der man gewohnheitsmässig den Begriff der falschen, geheuchelten verbindet, die nichts Nacktes mehr anschauen kann, ohne es unzüchtig und schamlos zu

nennen, die die körperlichen Funktionen nicht nennen und nicht hören will, weil es Gefühle auslöst, die nur aus äusseren Gründen und nur äusserlich verborgen werden, während die innere Phantasie sich fortwährend mit ihnen beschäftigt und die sexuelle Phantasie durchaus nicht unterdrückt wird, sondern heimlich aller Orten sich zu befriedigen strebt. Das sind die Leute mit der schmutzigen Phantasie, die stets geneigt, die eigenen regen, aber sorgfältig verborgenen Lüste auch bei andern zu suchen und zu vermuten; so kommen wir auch zur Beantwortung der Frage, wo die Grenzen des „gesunden" Schamgefühls liegen und was wir zu tun haben, um als Berater und Erzieher dieses gesunde Schamgefühl zu erhalten, wir kommen, wie im Prinzip festgestellt sein mag, zu dem Schluss, dass das gesunde Schamgefühl etwas ist, was erhalten und geschützt werden soll, dem verderbliche Einflüsse ferngehalten werden sollen.

Die einseitige Belehrung und Betonung des Unschicklichen und Hässlichen der Nacktheit ist meist schuld an der Entstehung des falschen Schamgefühls. Es darf bei der Erziehung nicht die Nacktheit stets als etwas Hässliches und Unsittliches dargestellt werden, die Vorgänge des Körpers sollen nicht absolut verborgen gehalten werden. Ein mir bekannter Herr war entrüstet, als ich in Gegenwart seines 18jähr. Sohnes von der schweren Entbindung einer verwandten Frau sprach. Ein 14jähriger Knabe wurde eiligst unter einem Vorwande aus dem Zimmer geschickt, als ein Gast in aller Harmlosigkeit erzählte, dass seine verheiratete Tochter schwanger sei. Natürlich ist das entgegengesetzte Extrem ebenso falsch, vor Kindern in der Entblössung völlig ohne Rückhalt zu sein, es kommt alles darauf an, zu zeigen, dass die Entblössung begründet und richtig motiviert sein muss. Das im einzelnen anzuführen, dürfte zu weitläufig sein; die Motivierungen, welche die Sitten uns gewöhnlich geben, sind selbst im gleichen Lande oft noch zu verschieden, die denkbaren Verhältnisse und Situationen kaum vollzählig aufzuführen. Belehrung und Beispiel müssen dem Alter entsprechend angepasst werden. Der Schutz des Schamgefühls hat besonders die Fernhaltung des Unzüchtigen im Auge, aber nach dem Gesetz soll auch die Darstellung verboten sein, welche, ohne unzüchtig zu sein, geeignet ist, das Schamgefühl gröblich zu verletzen. Leider ist schon der Begriff des Unzüchtigen sehr schwer zu fassen, es kann leicht vorkommen, dass der eine eine Darstellung völlig harmlos ansieht, die dem anderen unzüchtig erscheint. Das Unzüchtige, Obszöne soll das Schamlose in sexueller Beziehung sein. Iwan Bloch nennt obszön nur dasjenige Buch, welches einzig und allein zum Zwecke der geschlechtlichen Erregung geschrieben wurde; massgebend ist die Gesamttendenz. Das wird nicht nur für diese Form, sondern auch für die plastische Darstellung im ganzen zutreffen, doch sind Ausnahmen wohl denkbar, bei

denen es nicht gelingen wird, den Charakter der Tendenz genau zu fixieren; es wird sich die Frage erheben: muss die Obszönität unbedingt erkennbar sein; kann nicht auch der Standpunkt des Beschauers, des Rezipierenden erst die Darstellung obszön machen? Das letztere muss unbedingt bejaht werden, und der in dieser Beziehung findig Veranlagte wird verstehen, aus jedem Wort und Bild das sexuell für ihn Erregende herauszufinden. Es kommt dadurch etwas so Subjektives in die Beurteilung, dass das Ergebnis sehr schwankend werden muss. Es ist ja für manche Gemüter die Bibel eine wahre Fundgrube des Erregenden; ganz ernsthafte wissenschaftliche Werke der Anatomie, der Gynäkologie, der Sexualwissenschaft können für den einen Kreis eben das sein, was sie sein sollen, während sie für einen anderen eine obszöne Darstellung werden, weil sie im wesentlichen sexuell erregend auf ihn wirken und diese Erregung gesucht wird. Dass man sich auf das Urteil der Behörde nicht unbedingt verlassen kann, dafür lassen sich genug Beispiele anführen (aus letzter Zeit etwa das Verbot der Aufführung von Dülbergs Korallenkettlin; H. Hyans, Die Verführten u. a. m.). Charakteristisch ist, dass der Verleger eines Buches über sexuelle Neurasthenie auf Abbildungen lieber verzichten wollte, weil er den Staatsanwalt fürchtete. Weitgehende Befürchtungen, dass unserer Kinder Schamgefühl geschädigt werden könne, hegen die „Verbesserer" bekannter Märchen und Volkslieder in für Schulen bestimmten Sammlungen. Dass deren Bemühungen im allgemeinen nur spöttische Verwunderung erregen und die helle Freude satirischer Witzblätter bilden, ist selbstverständlich. Gegen solche Kastrationsversuche ist energische Abwehr am Platze. Die Bekämpfung wirklicher Pornographie, die namentlich für das Pubertätsalter eine schwere Gefahr bildet, dürfte bei weitem wichtiger sein. Hier ist die deutlich erkennbare sexuelle Tendenz gewöhnlich mit einer recht rohen und unkünstlerischen Darstellung verbunden, und sie ist geeignet, die Phantasie zu vergiften. Gegen diese Büchlein, die in den Schulklassen heimlich von Hand zu Hand wandern, muss natürlich eingeschritten werden, ebenso gegen die bildlichen und photographischen Darstellungen vom gleichen Kaliber. Ob der Erwachsene eines solchen Schutzes bedarf, ist zwar fraglich, indessen da die gekennzeichneten Produkte in keinem Fall etwas nützen, in vielen Fällen aber schaden, so ist gegen ihre Verbreitung auch unter Erwachsenen vorzugehen. Ein eigenes Kapitel ist die Wirkung der Nacktheit in der darstellenden Kunst. Wir haben eine Richtung, die sie ganz gern verbieten möchte, die sie jedenfalls von den öffentlichen Strassen und Plätzen in die Museen und Häuser verbannen will, das Schamgefühl der Menge, sagt Bredt, soll berücksichtigt werden. Für die eine Richtung ist also jede Nacktheit ohne weiteres unzüchtig, eine weniger strenge will die kunstmässigen Darstellungen zwar dulden, aber



sie von der Oeffentlichkeit verbannen und in Sammlungen und Museen unterbringen; diese sollen dann aber nicht jedem, jedenfalls nur Erwachsenen zugänglich sein; diese Richtung löst die Frage nach der Unsittlichkeit der plastischen Kunst lediglich nach dem Grade der Bekleidung und der Verbergung. Mit Recht hat Bredt darauf aufmerksam gemacht, dass im Laufe der Zeit ein Wandel eingetreten ist, der deutlich zeigt, dass die heute vielfach vertretene Anschauung, es sei namentlich die unmotivierte Nacktheit verpönt, früher nicht geteilt wurde; die künstlerische Darstellung im Mittelalter beschränkte sich durchaus nicht auf das Motivierte in diesem Sinne, das beweisen Abbildungen von Plastiken aus Kirchen, Kapellen, Domen, das beweist die Kleinkunst in Bibeln und Gebetbüchern. Zum mindesten geht daraus hervor, dass die sog. Motivierung oder Nichtmotivierung der Nacktheit nicht das Kennzeichen dafür sein kann, ob ein Kunstwerk als unzüchtig und schamverletzend angesehen werden kann; sie kann dem Künstler motiviert sein, weil ihn sein Inneres zur Darstellung treibt, während sie dem Beschauer nicht motiviert erscheint. Also müssen wir den Begriff des Unzüchtigen und Schamverletzenden anderswo suchen.

Der erstaunliche Gegensatz, den heute namentlich die Geistlichkeit gegen die darstellende Kunst einnimmt, wird sehr fein charakterisiert durch die Bemerkung Hausensteins: Am Hochaltar, über dem ewigen Licht der Kerzen, über dem Tabernakel erschien das Bild des Menschen so nackt und ursprünglich, wie er nach dem unendlich künstlerischen Schöpfungsmythos des Moses aus der Hand des Welten modellierenden Bildhauers hervorgegangen war.

Der § 184 des D.R.St.G.B. sagt: „Mit Gefängnis bis zu einem Jahre usw. wird bestraft: 1. Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen von Darstellungen feilhält, verteilt, verkauft, an Orten, welche dem Publikum zugängig sind, ausstellt, anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung herstellt oder zu demselben Zwecke vorrätig hält, ankündigt oder anpreist. 2. Unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen einer Person unter 16 Jahren gegen Entgelt überlässt oder anbietet. 3. Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt usw. 4. Oeffentliche Ankündigungen erlässt, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen." Daran schliesst sich der § 184a, laut dem Schriften, Darstellungen usw., welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, Personen unter 16 Jahren nicht gegen Entgelt überlassen werden dürfen. Aus den Rechtsprechungen geht hervor, dass für den Begriff der Unzüchtigkeit massgebend sein soll, dass das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl nach allgemeinen im Volke geltenden Ansichten verletzt sei. Für die Jugend unter 16 Jahren soll dieser Begriff nicht ohne weiteres gelten, hier soll schon





verboten sein, was, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen kann. Da die Rechtsprechung als unzüchtig namentlich das ansieht, bei welchem erkennbar wird, dass der Verfasser der Bilder einen geschlechtlichen Reiz beim Leser oder Beschauer bezweckt, so ist damit schon gesagt, dass nicht der Gegenstand allein oder die Form der Bearbeitung als massgebend gelten können. Anatomische Abbildungen, Nachbildungen in Stein, Wachs sind natürlich nicht als solche unzüchtig, sie können es aber unter gewissen Umständen sein oder werden. Es muss aus dem Produkt die Willensrichtung des Herstellers unzweideutig hervorgehen. Es wird also, insbesondere wenn es sich um Jugendliche handelt, scheinbar nicht der Standpunkt des Beschauers als massgebend angenommen, sondern die Willensrichtung des Herstellers; wie soll das aber entschieden werden, woraus ist denn auf die Willensrichtung zu schliesen, und ist denn die sexuelle Reizung beim Betrachten und beim Lesen stets auszuschliessen? Man braucht durchaus nicht so weit zu gehen wie Wulffen, der durch die Freudschen Lehren sehr stark beeinflusst ist, und zu sagen, dass das Künstlerische und die ganze Kunst aus dem Sexualleben abzuleiten ist — das trifft für den grössten Teil der Heldensagen, das trifft für die künstlerische Darstellung des Landschaftlichen schon nicht zu —, aber wir brauchen uns auch, wie Bredt mit Recht sagt, nicht des Bekenntnisses zu schämen, dass auch beim höchst gesteigerten künstlerischen Genuss erotische Empfindungen mitschwingen. Es wird also weder die Feststellung der Nacktheit, noch die vorhandene Wirkung auf sexuelle Erregung für die Beurteilung, ob etwas unzüchtig und schamverletzend sei, ohne weiteres massgebend sein dürfen, sondern lediglich die Feststellung, dass ein Werk ganz allein und ausschliesslich auf die sexuelle Erregung ausgeht, dass es keinerlei Qualitäten darbietet, die das Aesthetische, das Grosse und Schöne vor allem betonen, und dadurch das Sexuelle zwar mitschwingen lässt, es aber gegenüber diesen Einwirkungen nicht einzig und beherrschend in den Vordergrund treten lässt. Dass es durchtriebenen Spekulanten gelingt, selbst einwandfreie Werke in den Ruf der Unsittlichkeit zu bringen, kann man vielfach erleben. Ernsthafte wissenschaftliche Schriften erhalten ein schreiend buntes Titelblatt von aufdringlichem Hinweis auf geheime Dinge. Photographische Reproduktionen klassischer Bildwerke werden mit einem weissen Bande, das gerade die Sexualteile verbirgt, ins Schaufenster gestellt, um den Käufer anzulocken. Bocaccio, Casanova, an sich schon durch vielfache Konfiskationen in Haut-goût versetzt, prangen in eigenartiger Umrahmung im Schaufenster, bei anderen soll der Vermerk „Konfisziert gewesen“ dem Käufer ganz besondere Genüsse in Aussicht stellen. Das „Konfisziertgewesen“ hat schon manchem langweiligen Machwerk zu grösster Verbreitung verholfen, mancher hat es noch unter der Hand vom gefälligen Händler erhalten, lediglich um Enttäuschung



und Aerger zu erleben. Die vielberufenen behördlichen Missgriffe erklären sich nicht alle aus der Schwierigkeit der Materie, die Kennzeichen der Unzüchtigkeit absolut festzustellen. Wir sahen ja schon: der Stoff allein ist es nicht, auch die Darstellung nicht ohne weiteres. Oft genug ist eine obszön anmutende Schilderung aus der Gesamtlage des Werkes zu erklären und derbe Schilderungen nicht zu vermeiden, ich brauche ja nur an unsere Grossen und Grössten zu erinnern. Ferner wird die Beurteilung von seiten der Staatsanwälte und Richter von vielerlei subjektivem Ermessen abhängig sein, der eine wird schneller geneigt sein, dem Künstler eine rein unzüchtige Absicht zu unterschieben, als der andere. Für ganz ausgesprochene Pornographie und unzüchtige plastische Darstellungen wird das Gefühl im allgemeinen nicht versagen, für manches, was auf der Grenze steht, wird schliesslich im Streitverfahren Klarheit geschaffen werden können; es muss aber aus der im ganzen herrschenden prüden Richtung doch auf eine Gefahr geschlossen werden, dass nämlich der an sich notwendige Schutz des Schamgefühls zu häufigen Missgriffen führt, dass vielerlei in Bausch und Bogen verdammt wird, dass der Kunst und Wissenschaft Fesseln angelegt werden, und dass auch die persönliche freie Betätigung im Sport und Spiel Schaden leidet. Es wird eine übertriebene Schamhaftigkeit im Volke gezüchtet, die dem Kunstempfinden und der Anschauung schadet, die aber auch hygienische Schäden mit sich bringt. Solange man sicher sein kann, dass wirklich nur das Schamverletzende und Unzüchtige getroffen wird, kann man der Bekämpfung nur beipflichten; aber nicht nur in der bildenden Kunst sind die Grenzen unsicher und schwer zu bestimmen; einen Normalmenschen mit einem amtlich geeichten Normalschamgefühl gibt es nicht, und solange das Volk sich aus verschiedenen Schichten, mit verschiedener Bildung, mit verschiedenen Gefühlen und Anschauungen zusammensetzt, werden in vielen Fällen die Ideen über das, was zulässig ist und was nicht, auseinandergehen. Stümke sagt: „Das leichtlebige Naturell der Franzosen liest über freiere Schilderung lächelnd hinweg, bei der der Deutsche entsetzt das Buch zuschlägt oder, wenn er weiterliest, sagt er es wenigstens nicht oder gibt laut seiner Entrüstung Ausdruck; das Unsittliche," sagt er weiter, „ist schwer zu definieren: der freie Künstler versteht darunter etwas anderes als die Vorsteherin eines Mädchenpensionates; und oft genug sagen ja die Sachverständigen von einem Werke, es sei zwar nicht unzüchtig, aber einem jungen Menschen würden sie es doch nicht in die Hand geben; für diesen könne also ein an sich nicht unsittliches Produkt doch verderblich sein."

Im allgemeinen dürfen wir daran festhalten, dass das Unzüchtige sich wohl durch seine Form verraten wird, die rohe unkünstlerische Ausführung, welche die obszöne Absicht deutlich hervortreten lässt und



welche in keiner Weise die sexuelle Erregung hemmt oder zurücktreten lässt, die unwissenschaftliche Art der Darstellung, das allzu absichtliche Hervorkehren des psychisch und physisch Nackten zum unverkennbaren Zwecke sexueller Erregung werden das Material sein, nach welchem wir das Unzüchtige und Schamverletzende erklären. Gegen diese Produkte zu kämpfen, den Kampf der Behörden zu unterstützen, ist notwendig und verdienstlich; aber das allein kann zum Schutze eines notwendigen Schamgefühles nicht genügen; und auf einige Gefahren, welche die Unwahrheit der Beurteilung mit sich bringt, war schon hingewiesen; zu leicht könnte der Kampf in eine Bekämpfung künstlerischer Darstellung des Nackten ausarten, daher ist mit Recht eine Revision landläufiger Ansichten über die Einwirkung des plastisch Nackten zu verlangen. Man sieht ja in diesen Einwirkungen auch die weit grössere Gefahr, denn um literarische Produkte aufnehmen zu können, muss man erst lesen können oder ins Theater oder zu Rezitationen gehen, die plastische, bildliche Darstellung des Nackten finden wir aber überall und nicht nur die Nachbildung allein. Daher trifft die Bekämpfung auch diese an erster Stelle, und daher ist die bildende Kunst durch die Bestrebungen zum Schutze des Schamgefühls wiederum am meisten gefährdet. Nun hat uns die Studie Bredts darüber belehrt, wieviel duldsamer man in früheren Zeiten war, ja wie die Herrschaft der Kirche die Darstellung des Nackten nicht nur nicht verhindert, sondern eher gefördert hat. Wir dürfen daher weiter schliessen, dass im allgemeinen die bildende Kunst, soweit sie sich den menschlichen Körper zum Vorwurf genommen hat, damals nicht als scham- und züchtigkeitsverletzend angesehen war. Dagegen finden wir heute sehr häufig Beanstandungen von Nachbildungen klassischer Bildwerke. Man verlangt, dass sie aus dem Schaufenster entfernt werden, Ansichtskarten mit klassischen und modernen Nacktheiten werden konfisziert. Häufige Angriffe erlitt auch die von Vanselow herausgegebene Zeitschrift „Kraft und Schönheit", die für die Nacktkultur Propaganda machte, ferner die Vorstellung von Nackttänzerinnen, die Produktion von Nacktlogen usw.

Gerade bezüglich der letztgenannten Bewegung sind auch freier denkende Kreise noch nicht zu einem abschliessenden Urteil gelangt, das Für und Wider noch nicht völlig geklärt. Für die Bewegung lässt sich manches sagen: vor allem das eine, dass sie gewiss zu einer Förderung der Körperpflege führen kann; die Heranzüchtung schöner Gestalten, gesunder Körperformen; der Förderung der sehr empfehlenswerten Luftbäder, der Gymnastik im Freien, alles dies sind Dinge, die an sich durchaus zu billigen sind, das kann alles sehr wohl geschehen, ohne dass eine ungesunde sexuelle Ueberempfindlichkeit, eine gesteigerte Erotik etwas damit zu tun hätte. Viele Beobachter sind übereinstimmend der Ansicht, dass eher aus diesen Dingen eine sexuelle Harmlosigkeit resultiert



und auch die gemeinschaftlichen Seebäder ganz und gar nicht die üblen Folgen haben, die man immer befürchtet hat; die lächerlichen Beschränkungen, die man behördlicherseits anzuordnen noch immer für gut befindet, können höchstens die Harmlosigkeit stören. Man wird dann auch die künstlerischen Nachbildungen wieder als solche anschauen lernen und der Forderung gerecht werden können, dass im wesentlichen weniger die Kunst einer Aufsicht und Revision bedarf als der Beschauer. Wir werden, wie Bredt wiederum sagt, künstlerischer, d. h. naiver empfinden, wenn wir nackte Menschen erst einmal wieder natürlich anschauen. Die künstlerische Absicht ist auch für die Nacktheit Motivierung genug. („Was", fragt Klinger in anderem Zusammenhang, „sollen wir mit der Fülle unserer inneren Gesichte, mit unserer starken Lust an den ganz persönlichen Bemerkungen zu den Vorgängen um und in uns machen, wenn wir sie von der Malerei ausschliessen und sie doch bildnerisch darstellen müssen".)

Andererseits hat man gegen eine grosse Aufdringlichkeit der Nacktkultur mit einigem Recht Front gemacht, manche der Schaustellungen und Darbietungen rochen zu sehr nach Geschäft und betonten mehr das Nackte als das Künstlerische.

Man kann auch sagen, dass die Nacktkultur unter freiem Himmel im Garten, im Walde, am Seestrande ein Natürlicheres ist als die Vorführung einer in raffinierter Weise halbverhüllten Tänzerin auf der Bühne oder im geschlossenen Raume. Durchaus berechtigt muss der Widerstand erscheinen, wenn die Schaustellungen lediglich einen Vorwand für Orgien abgeben und der Wert ganz offenbar nicht auf Aesthetisches und Hygienisches gelegt wird, sondern auf eine rein sexuelle Anreisserei und Gelegenheitsmacherei für ein bestimmtes Publikum.

Ich hoffe, dass aus meinen Ausführungen, die ich hiermit schliesse, hervorgegangen ist, dass wir auch auf dem körperlichen Gebiet ein Schamgefühl anerkennen müssen, dass wir uns dessen richtige Leitung und Schutz angelegen lassen sein müssen, dass aber auch hier ein Zuviel grossen Schaden anrichten kann.

---

## Die Physiologie des Genusses.

Von Dr. **Wilhelm Sternberg** in Berlin.

Die exakte Physiologie hat über dem Studium der gröberen objektiven Erscheinungen die Erforschung der subjektiven minutiösen Vorgänge vernachlässigt. Das tritt deutlich auf dem Gebiete des Genusses zutage. Der Genuss hat aber besondere Bedeutung für zwei zueinander in nahen Beziehungen stehende Funktionen. Das sind einmal die Erhaltung der Art und sodann die Erhaltung des Individuums. Hier

scheinen sich tiefgehende Irrtümer einzubürgern. Denn die allgemeine Ansicht der modernen Schulmedizin ist doch gewiss nicht richtig, dass schon die Beseitigung von Unlustgefühl soviel wie Lustgefühl sei. Die Beseitigung der Unlustgefühle, wie solche die Bedürfnisse zur Entleerung unserer Hohlorgane sind, Bedürfnis zum Urinieren, zum Defäzieren, Parturire, „Wehen“ u.s.f., ist noch kein positives Lustgefühl. Und doch geht Freud von dieser Voraussetzung aus. Zu diesem einen Fehler fügt Freud[1]) noch den zweiten, dass er jede Beseitigung des Unlustgefühles gar für sexuelles Lustgefühl ausgiebt. Dieses, sein Urteil, gewissermassen an ein bekanntes Scherzwort mahnend, lautet folgendermassen:

„Kinder, welche die erogenen Reize der Afterzone ausnützen, verraten sich dadurch, dass sie die Stuhlmassen zurückhalten, bis dieselben durch ihre Anhäufung heftige Muskelkontraktionen anregen und beim Durchgang durch den After einen starken Reiz auf die Schleimhaut ausüben können. Dabei muss wohl neben der schmerzhaften die Wollustempfindung zustande kommen. Es ist eines der besten Vorzeichen späterer Absonderlichkeit oder Nervosität, wenn ein Säugling sich hartnäckig weigert, den Darm zu entleeren, wenn er auf den Topf gesetzt wird, also wenn es dem Pfleger beliebt, sondern diese Funktion seinem eigenen Belieben vorbehält. Es kommt ihm natürlich nicht darauf an, sein Lager schmutzig zu machen; er sorgt nur, dass ihm der Lustnebengewinn bei der Defäkation nicht entgehe. Die Erzieher ahnen wiederum das Richtige, wenn sie solche Kinder, die sich ihre Verrichtungen „aufheben“, schlimm nennen.

Die Zurückhaltung der Fäkalmassen, die also anfangs eine absichtliche ist, um sie zur gleichsam masturbatorischen Reizung der Afterzone zu benützen, ist übrigens eine der Wurzeln der bei den Neuropathen so häufigen Obstipation. Die ganze Bedeutung der Afterzone spiegelt sich dann in der Tatsache, dass man nur wenige Neurotiker findet, die nicht ihre besonderen skatologischen Gebräuche, Zeremonien u. dgl. hätten, die von ihnen sorgfältig geheim gehalten werden.“

Tatsächlich sind alle Empfindungen der „Bedürfnisse“ Unlustgefühle, die Beseitigung dieser Bedürfnisse zur Entleerung unserer Hohlorgane von Fremdkörpern und zur Füllung unserer Hohlorgane bloss auf zwei Gebieten mit wahren Lustgefühlen verknüpft. Das ist das Gebiet der Erhaltung der Art und das der Erhaltung des Individuums.

In gleicher Weise aber beschränkt sich auch die Lehre von der Erhaltung des Individuums auf die negativen Vorzüge der Nahrung, wie

[1]) „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ von Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. Leipzig und Wien, Franz Deutike. 1905. S. 41.



solche die hygienische Ungiftigkeit und sanitäre Unschädlichkeit sind. Darauf gründete Dr. M. Hindhede[1]) ein ganzes „Ernährungssystem“.

Albu[2]) behauptet, indem er annimmt, die künstlichen Nährpräparate, soweit sie eben brauchbar und wertvoll sind, lösten das ideale Problem der Diätetik, „es genüge schon, wenn sie ohne störenden Geruch und Geschmack wären“.

Allein dieser Standpunkt ist ein grundsätzlich falscher. Denn die Abwesenheit von Genuss, die Freiheit von störendem Geschmack und Geruch genügt noch keineswegs zum Genuss. Ich[3]) habe dies hervorgehoben. Selbst wenn ein Arzneimittel die heftigsten Beschwerden und die unerträglichsten Schmerzen schon beseitigt, hat es damit doch noch keinen Genuss bereitet. Die Freiheit von den lästigsten Beschwerden und die Schmerzlosigkeit allein, also der Nullpunkt, ist bei weitem noch nicht der wahre Genuss. Vielmehr erfordert die Natur des Genusses neben negativen Vorzügen auch noch positive. Plato[4]) beweist bereits, dass die blosse Abwesenheit von Unlust noch nicht hinreicht für das Wesen der Lust.

Eingehend führt Plato dies folgendermassen aus:

§ 94 Sokrates: Demgemäss wollen wir drei Lebensformen festsetzen, die eine, die Lust, die andere dagegen die der Unlust, und eine, die keins von beiden ist. Oder was würdest du dazu sagen? Protarchos: Ich doch nichts anderes als dieses, dass es also drei Lebensformen gebe. Sokrates: Und nicht wahr, das keine-Unlust-haben wäre noch gar nicht dasselbe mit dem Sichfreuen? Protarchos: Nicht wohl. Sokrates: Wenn du also von jemand hörest, die allergrösste Lust sei, das ganze Leben ohne Leid hinzubringen, was glaubst du wohl, dass er damit sagen will? Protarchos: Offenbar will er sagen, eine Lust sei es, kein Leid zu haben. Sokrates: Von drei uns gegebenen Dingen nun, welche du immer willst, setze, um uns schönerer Namen zu bedienen, das eine sei Gold, das andere Silber, das dritte keines von beiden. Protarchos: Gesetzt also! Sokrates: Kann nun das Keines von beiden irgendwie zu Einem von beiden werden, nämlich zu Gold oder Silber? Protarchos: Und wie doch? Sokrates: Nimmermehr, also würde man auch das mittlere Leben, wenn man es als Lust oder Unlust bezeichnete, weder richtig ansehen, wenn man es so ansehen, noch es richtig bezeichnen, wenn man es so bezeichnen wollte, wenigstens nach richtiger Bezeichnungsweise. Protarchos: Wie doch auch? Sokrates: Dennoch, mein Freund, gewahren wir (S. 44) Leute, die es so bezeichnen und ansehen. Protarchos: Ganz gewiss. Sokrates: Ob sie also wirklich sich dann zu freuen meinen, wenn sie kein Leid haben? Protarchos: Sie behaupten es wenigstens. Sokrates: Sie meinen also, sich dann zu freuen; sonst würden sie es ja doch nicht versichern. Protarchos: Es scheint fast so. Sokrates: Sie haben also gewiss eine falsche Ansicht von dem Sichfreuen, wenn anders beides, das kein-Leid-haben und das Sichfreuen, ihrer Natur nach von einander zu scheiden sind.

---

[1]) „Mein Ernährungs-System“. Eine Umwälzung und Verbilligung unserer Ernährung. Mit einem Muster-Kochbuch. 1911. Vorwort von Prof. R. Kafemann, Laryngologen (!) an der Universität in Königsberg. — [2]) „Grundzüge der Ernährungstherapie“, 1908. Stuttgart. S. 74. — [3]) „Die Uebertreibungen der Abstinenz“. 1911. Würzburg. S. 40. — [4]) Philebos § 95, 43d—44a, § 115.



Für beide Vorgänge, für die Erhaltung der Art und für die Erhaltung des Individuums ist der positive Genuss sogar physiologisches Bedürfnis. Denn Wohlbefinden und Gesundheit besteht noch keineswegs in dem negativen Vorzug der Abwesenheit von Krankheit und Uebelbefinden. Schon in den ältesten Kulturwerken wird hierauf hingewiesen. So heisst es in Kohelet[1]): „Geh' iss mit Freuden dein Brot und trinke mit fröhlichem Herzen deinen Wein; denn längst hat Gott Wohlgefallen an deinem Tun.

Zu jeder Zeit seien deine Kleider weiss, und Oel auf deinem Haupte mangele nicht.

Geniesse das Leben mit einem Weibe, das du liebest, alle Tage deines eitlen Lebens, die er dir gegeben unter der Sonne, alle deine eigenen Tage; denn das ist dein Teil im Leben, und bei deiner Mühe, womit du dich mühest unter der Sonne.

Alles, was deine Hand findet, zu tun mit deiner Kraft, tue!"

Genau genommen setzt sich das Geniessen aus drei Komponenten zusammen. Diese sind:

1. Das Unlustgefühl des Bedürfnisses, das den Trieb zur Beseitigung setzt.

2. Der Trieb, der Appetit, der Instinkt des Verlangens, das Desiderium zur Beseitigung der Unlust.

3. Das positive Lustgefühl.

Demnach ist die moderne Strömung der Totalabstinenz nichts weiter als ein Mangel in der Erkenntnis der Physiologie des Genusses.

---

## Aus der forensischen Psychiatrie[2]).

Kritisches Sammelreferat von **Dr. Kurt Boas**, Halle a. S. (Schluss.)

141. Schütze, Ein Himmelsbrief. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. XLVII. 1912. S. 345. — 142. Schütze, Erinnerungstäuschung nach Kopfverletzung. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. 1912. — 143. Senf, Z. Psychologie des Lustmörders. Monatsschr. f. Kriminalpsychologie u. Strafrechtsreform. Bd. VIII. 1911. S. 299. — 144. Senf, Geschlechtstrieb und Verbrechen, mit einem Anhang: Zur Psychologie des Lustmordes. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. XLVIII. 1911. S. 1. — 145. Siefert, Psychiatrische Untersuchungen üb. Fürsorgezöglinge. Halle a. S. 1912. (Carl Marhold.) Preis 6 M. — 146. Silbernagel, Strafbestimmungen und Fürsorgemassnahmen. Schweizer. Juristen-Ztg. 1912. Nr. 2. — 147. Simonin, Les débiles mentaux dans l'armée, débiles simples et délinquants (Etude clinique et médico-légale). Annales d'hygiène publique et de méd.-légale. 4e Serie. XVII. Mai 1912. — 148. Solomon, The science and practice of eugenics or race-culture. International clinics. Vol. I and II. 1912. Twenty-second Series Vgl. weiterhin die Arbeit von Schlub: Kastration und Sterilisation von Geisteskranken

[1]) Kap. 9, 7—9.

[2]) Anmerkung: Der vorliegende Bericht umfasst überwiegend die einschlägigen Arbeiten aus den Jahren 1911 und 1912, in vereinzelten Fällen ist auch auf Erscheinungen der Jahre 1909 und 1910 zurückgegriffen. Die eingeklammerten Ziffern verweisen auf das Literaturverzeichnis.



in der Schweiz. Schweizer. Rundschau f. Medizin. 1912. Nr. 2. (Gute Zusammenstellung der einschlägigen Kasuistik und Literatur.) — 149. Strasser, Ch., Das Kumulativverbrechen. Ein Beitrag zur Psychologie der Kollektivverbrechen. Inaug.-Dissert. Zürich u. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. Bd. 52. 1913. — 150. Szési, Beitrag zur Geschichte der Moral insanity, nebst prinzipiellen Bemerkungen über Moral und Intelligenz. Inaug.-Dissert. Basel. 1912. — 151. Tietz, Zur Lehre von den in der Haft entstehenden Psychosen. Inaug.-Dissert. Kiel. 1912. — 152. Többen, Ein Beitrag zur klinischen Beurteilung des krankhaften Wandertriebes. Festschr. d. medizin.-naturwissenschaftl. Gesellschaft in Münster. 1912. — 153. Toren, v. d., Der Entwurf der neuen Psychopathengesetze für die Niederlande. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. Bd. IX. Heft 1. S. 100. Vgl. das Original in: Psychiatriche en Neurologiche Bladen. Bd. XV, S. 588. 1911. — 154. Vermélle, L'anthropométrie des dégénérés. Rapports entre les mensturations des différents segments anthropométriques. Thèse de Lyon. 1911. — 155. Voss, Einfluss der sozialen Lage auf Nerven- und Geisteskrankheiten, Selbstmord und Verbrechen, Krankheit und soziale Lage. Herausgegeben von M. Mosse und G. Tugendreich. Bd. I. S. 415 ff. München. 1912. F. J. Lehmanns Verlag. l. c. S. 421. — 156. Wagner v. Jauregg, Ueber Behandlung gemeingefährlicher Geisteskranker. Oesterreich. Zeitschr. f. Strafrecht. 1912. Heft 1. — 157. Weber. L. W., Das hannoversche Provinzialversorgungshaus in Göttingen. Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. VII. 1910. S. 159. — 158. Woolley, Insanity in the Andermans. Indian med. Gazette Aug. 1912. — 159. Wyss, v., Verbrechen vor oder im Beginn der Dementia praecox als Ursache der Psychose. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. X. Heft 4. 1912. — 160. Zangger, Kriminalistisch-anthropologische Betrachtung über die Beziehungen des Kindes zum Verbrechen. Schweizer. Juristen-Ztg. 1912. Nr. 21.

---

Schütze (69) teilt die Einzelheiten über die Vorgeschichte, den Hergang und das gerichtliche Nachspiel einer grausigen Tat mit. Die Tat geschah auf Aufforderung des Opfers und ist wie die Abbildung und Schilderung ergibt, mit bestialischer Roheit ausgeführt worden. Die Täter brachten der Ermordeten einen Schläfen- und Brustschuss bei, ferner Handschnitte und einen Bruststich, dann wurde die Ermordete noch erhängt! Als Haupttäter kam ihr Mann in Betracht, die 73 jährige eigene Mutter hatte ihm Beihilfe geleistet. Die Geschworenen nahmen Tötung auf ausdrückliches und ernstes Verlangen an, so dass die Täter relativ glimpflich mit 5 Jahren und 1 Jahr Gefängnis unter Anrechnung von 3 Monaten für Untersuchungshaft davonkamen. Anschliessend an den Fall gibt Verf. eine bemerkenswerte Epikrise aus der mancherlei — unter Beiseitelassung der rein kriminalistischen Details — beachtenswert ist. Was das geisteskranke Opfer zunächst betrifft, so sind bei ihr intra vitam die abweichendsten Diagnosen gestellt worden: Manie, schwere Hysterie, epileptische Dämmerzustände, hysteroepileptisches Irresein. Zuletzt lag auch eine Melancholie vor. Demnach bietet eine zusammenfassende Diagnose einige Schwierigkeiten. Verf. nimmt unter Beziehung auf den Ref. nuptiales Irresein an, was nur auf einem Missverständnis beruhen kann. Verf. gründet seine Ansicht darauf, dass die Ermordete aus Furcht vor dem ersten ehelichen Verkehr bereits bei der Trauung in Ohnmacht verfiel und dass bald hernach die ersten Krämpfe bei ihr auftraten. Schon das Auftreten der Ohnmacht während der Trauung (und nicht erst im entscheidenden Augenblick) deutet darauf hin, dass das sexuelle Moment keine Rolle spielt, was auch bei einfachen Leuten vom Lande verwunderlich wäre und höchstens bei verzärtelten Grossstadtkindern aus dem oberen Tausend vorkommt, sondern dass sich bei der Frau Seelenkämpfe abspielten, weil sie nicht den Auserwählten ihres Herzens heiraten konnte. Die Aggravation der Beschwerden während der Gravidität, die Verf. für diese Anschauung ins Feld führt, spricht nicht im mindesten dafür. Die Angeklagten gaben bei der Verhandlung an, die geistige Erkrankung der Ermordeten nicht erkannt zu haben, was Verf. mit Recht für ausgeschlossen hält, obgleich die psychischen Störungen, weniger in den Vordergrund traten, aber immerhin deutlich genug vorhanden waren, um den nächsten Angehörigen aufzufallen. Bemerkenwert ist, dass bei der Ermordeten



mit ziemlicher Sicherheit Menstrualblut festgestellt wurde. Verf. hält den § 216 St.G.B. für unanwendbar, da von einem ernstlichen Verlangen der Tötung nicht die Rede sein konnte. Die Täter müssen unbedingt gewusst haben, dass die Tötungswünsche krankhaften Ursprungs waren. Der Täter selbst war ein geistig gesunder, aber durch exzessiven Alkoholgenuss (Dipsomanie) degenerierter Mensch. Er war von Haus äusserst roh. Zu seinem Unglück heiratete er eine durch und durch hysterische Frau. Dies wurde ihm zum Verderben und brachte alle guten Instinkte zum Erlöschen. Er wollte seine Frau und sich umbringen. In der Untersuchungshaft zeigte er eine unheimliche Ruhe und gab an, er würde in gleicher Lage wieder so handeln, erklärte aber später, seine Selbstmordideen aufgeben und für seine Kinder sorgen zu wollen. Eine befriedigende psychologische Erklärung über das Verhalten der Mutter vermag Verf. nicht zu geben, jedenfalls hält Verf. im Gegensatz zum Ref. eine Dementia senilis oder senile Melancholie nicht für mit Sicherheit vorliegend. Verf. macht den als Gutachtern bestellten Aerzten den Vorwurf, sie hätten im Laufe der Beobachtung eine gewisse Sympathie, jeder für seinen „Kranken", im Laufe der langen und häufigen Beschäftigung gewonnen. Dieser Vorwurf der Voreingenommenheit, den Verf. übrigens menschlich durchaus entschuldbar findet, und den wir bereits wiederholt an Gerichtsstätte begegnet sind, verdient gewiss Beachtung, dürfte aber in dieser allgemeinen Behauptung nicht ganz zutreffend sein. Zu wünschen ist, dass sich der begutachtende Arzt von allen Regungen des Mitleids nach Möglichkeit freimacht. Denn gerade dieser Punkt ist es, der die Psychiater so arg in Misskredit bei den Gerichtsbehörden bringt. — Schütze (141) reproduziert drei Briefe, welche ihm als Amtsrichter zufälligerweise in die Hände fielen und welche von abergläubischen, landfahrenden Handwerksburschen oder Soldaten gewissermassen als Amulett auf der Brust getragen worden waren. — Er verlegt die Entstehung dieser „Schutzbriefe" an das Ende des 18. Jahrhunderts und meint wohl mit Recht, dass selbst die gewaltigen Werke geistigen Fortschrittes, welche das letzte Jahrhundert anfgerichtet hat, zu keiner Zeit überragend genug waren, des Aberglaubens Narrenschifflein den Wind aus den straff geschwellten Segeln zu nehmen. Er vermutet, dass solche „Himmelsbriefe" auch heute noch weit verbreitet sind und dass wir bei ganzen Schichten der Bevölkerung mit ihnen und ähnlichen Erzeugnissen zu rechnen haben. Schütze (142) weist auf die Gefahren hin, welche die Aussagen der Verletzten mit sich bringen und macht an Hand einiger Beispiele Angaben über die aus einer Kopfverletzung resultierenden Erinnerungstäuschungen und falschen Beobachtungen gutgläubiger Zeugen. — Schuppius (70) hat an Hand von Fragebogen Vorgeschichte, dienstliche Eignung, Kriminalität und gesundheitliche Verhältnisse bei 560 in der Armee dienenden ehemaligen Fürsorgezöglingen studiert. Davon waren vorbestraft 327 Mann. Von der Mannschaft des ersten Dienstjahres waren bis 1. Juli 1911 unbestraft 11,4 %, von der des zweiten Jahrgangs 35,75 %. Mit Gefängnis waren während der Dienstzeit 43 Mann bestraft, davon 14 wegen unerlaubter Entfernung, 14 wegen Fahnenflucht. Ausserdem waren noch 8 Mann fahnenflüchtig. Die Beurteilung der Leute durch die Vorgesetzten war relativ gut. Als dienstunbrauchbar entlassen wurden wegen körperlicher Leiden 16 Mann, wegen geistigen Defekts, hauptsächlich Schwachsinn 19 Mann. Dazu tritt noch eine Anzahl von Mannschaften, deren sicher festgestellte geistige Minderwertigkeit die Entlassung nicht notwendig erscheinen liess. Verf. schlägt vor, dass die Anstaltsleiter der Militärbehörde Mitteilung zu machen verpflichtet werden, wenn ärztliche Untersuchung bei einem Jüngling das Vorliegen eines geistigen Defekts ergeben hat, oder falls eine Untersuchung nicht stattgefunden, wenn sie selbst nach eigener Kenntnis des Falles einen solchen Defekt für möglich halten [1]). — Senf [2]) (143) führt in seiner Arbeit folgendes aus: Hat der Täter sein Opfer zuerst gebraucht oder zu gebrauchen versucht, dann gehört

[1]) Vgl. dazu auch die Arbeit von Weyert, Untersuchungen an ehemaligen Fürsorgezöglingen im Festungsgefängnis. (Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie. LXIX.) — [2]) Vgl. auch die ausführliche Arbeit des Verf. über Psychologie des Lustmörders im Arch. f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. XLVIII. 1912. Zu der letzt erwähnten Arbeit kündigt Verf. eine Reihe weiterer Publikationen auf demselben Gebiete an, auf die man, nach den beiden erschienenen, zu urteilen, mit Recht gespannt sein darf.



er zu der Gruppe des „hysterhedonischen“ Lustmörders, bei dem im Anschluss an normale geschlechtliche Befriedigung Zerstörungslust entsteht. Ist dies nicht der Fall, so haben wir es mit einem typischen Lustmörder zu tun, bei dem der Geschlechtstrieb Zerstörungstrieb ist. Eine dritte Art stellt der algolagnistische oder sadistische Lustmörder dar, für den die Verübung von Gewalttätigkeiten nicht eine Befriedigung, sondern nur Mittel zu deren Herbeiführung ist. Senf hat sich drei Gesichtspunkte zurecht gelegt, von welchen aus er den Zusammenhang von Geschlechtstrieb und Verbrechen zu erklären sucht. Das Verbrechen kann eine Art der sexuellen Entspannung darstellen (in Form der gewalttätigen Kraftentfaltung, im Hange zum Geheimnisvollen und Riskanten, im Drange zum Wandern), das Verbrechen kann ein Mittel zur Herbeiführung der Entspannung sein oder es kann eine Voraussetzung der Entspannung in der Welt des Objektes sein. — Anschliessend an die ausführliche Erörterung der drei oben angeführten Gesichtspunkte behandelt er dann noch kurz die Psychologie des Lustmörders, von welchem er drei Arten unterscheidet, den typischen (aus sexueller Lust, ohne Geschlechtsakt), den hyperhedonischen und den algolagnistischen Lustmörder. Von ihm zu unterscheiden ist der Mörder aus Ekel und Laune. — Ein ausführlicher Beitrag zur Vagabundenfrage [1]) liegt aus der Feder von Schuppius (71) vor, der sich dabei auf das Material der Rostocker psychiatrischen Klinik — insgesamt 45 Fälle — stützt. Wir müssen es uns versagen, auf die interessanten Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, und geben hier nur die Wünsche wieder, die sich aus dem Studium des von dem Verf. bearbeiteten Materials ergeben. 1. Psychiatrische Vorbildung der Anstaltsärzte an den Arbeitshäusern. 2. Genaue amtliche Erhebungen über das Vorleben jedes einzelnen Landstreichers. 3. Genaue Führung der Strafverzeichnisse und bei mehrfachen Vorstrafen wegen Bettelns. Aufnahme eines Vermerks über etwaigen Aufenthalt in Irrenanstalten. 4. Bei jeder Einlieferung einer Korrigenden Kenntnisnahme von den Vorakten. 5. Ueberweisung jedes Geisteskranken oder der Geisteskrankheit dringend verdächtigen Korrigenden an eine Irrenanstalt. 6. Unterbringung aller der direkten Anstaltspflege nicht mehr bedürftigen geisteskranken Landstreicher je nach ihrer Rüstigkeit in Landarmenhäusern bzw. ähnlichen Instituten oder in noch zu schaffenden Zwischenanstalten. (Ein chronisch Geisteskranker und ein geisteschwacher Landstreicher darf möglichst nicht mehr in Freiheit gesetzt werden. — Ueber die Bastille sind heutzutage noch mannigfache Irrtümer verbreitet. Sie beherbergte nicht nur Hochverräter, Staatsverbrecher u. dgl., sondern war auch zur Internierung krimineller Geisteskranker bestimmt. Sérieux und Libert (72) haben sich nun der Mühe unterzogen, die Archive der Bastille darauf hin durchzusehen und bringen wertvolles, historisches Material zu der Frage des Anstaltswesens im 18. Jahrhundert. Sie stellen eine grössere Monographie über das Thema für die nächste Zeit in Aussicht. Vielleicht findet sich dabei Gelegenheit, ausführlicher auf die Forschungsergebnisse der Verff. einzugehen. Für jetzt sei folgendes hervorgehoben: Die Bastille hatte im sozialen Organismus die Funktion einer Sicherheitsanstalt. Neben zahlreichen Verbrechern gab es eine bedeutende Menge von konstitutionellen Abnormen, die schon zu dieser Zeit als zu besonnen für die Irrenanstalt erkannt wurden, ungenügend zurechnungsfähig für das Gefängnis und zu gefährlich, um in der Freiheit leben zu dürfen. Mystiker, Königsmörder fanden sich hier unter moralisch Defekten, sexuell Pervertierten, wahrhaft Verkommenen, Querulanten, Mythomanen (pathologische Falschredner und Phantasten) und Schwachsinnigen. Diese bedeutende Menge gemeingefährlicher Degenerierter ist es, die der Bastille und den Staatsgefängnissen diesen Charakter der Sicherungsanstalt gab, die von den Historikern so lange verkannt worden ist. Die verkannte Rolle der Strafgefängnisse vom ancien régime erscheint als eine Lehre für die Kriminalogie des XX. Jahhrunderts. In neuerer Zeit könnte die Verteidigung der Gesellschaft gegen die drei Kategorien antisozialer Elemente zurzeit durch die Einrichtung von drei verschiedenen Anstaltstypen (ausser den Gefängnissen) verwirklicht werden: 1. Anstalten für Verbrecher, die während des Strafvollzuges geisteskrank geworden sind. Dies könnten besondere Abteilungen der Strafanstalten sein, wie die alte Spezialabteilung Saillon in Frankreich und die zurzeit bestehenden Abteilungen in Deutsch-

[1]) Von sonstigen Publikationen über Vagabundage sei auf die Arbeit von Mairiet, Le vagabondage constitutionel (Annales médico-psychologiques 1911/1912) verwiesen.



land (Köln, Münster, Berlin-Moabit, Halle a. S., Graudenz, Breslau, Waldheim i. Sa., Bruchsal). 2. Besondere Abteilungen für gefährliche Geisteskranke wie die Abteilung an der Irrenanstalt Villejuif (Seine) und die entsprechenden Pavillons in Deutschland. 3. Schliesslich und vor allem die Sicherungsanstalten für die konstitutionell Abnormen, die unfähig in der Freiheit zu leben, eine dauernde Gefahr für die Gesellschaft bedeuten. Die Belästigung der Gerichte bei Aufnahme und Entlassung dieser Individuen würde der Willkür eine Schranke setzen. Derartige Sicherungsanstalten, die im Anfange des XX. Jahrhunderts gefordert werden, haben schon im XVII. und XVIII. Jahrhundert existiert, nämlich die Bastille und andere Staatsgefängnisse. — Die Fürsorgeerziehung und die Psychopathologie der Fürsorgezöglinge steht zurzeit im Brennpunkt des psychiatrischen Interesses. Mönkemöller, Cramer, Hinrichs, Thoma und viele andere haben in das schwierige Gebiet einiges Licht zu bringen versucht. Die Monographie Sieferts (145) stellt einen weiteren kasuistischen Beitrag dazu dar, der namentlich um deswillen interessant ist, als sie einen anderen Menschenschlag behandelt als Sieferts Vorgänger und zu Vergleichen herausfordert. Die Arbeit selbst enthält so viele beachtenswerte Einzelheiten, dass sie eingehendes Studium im Original verdient. Die Darstellung ist flüssig und wird besonders durch die in den Text eingestreuten instruktiven Krankengeschichten sehr reizvoll. Das Buch dürfte besonders dem Psychiater und dem Pädagogen, der die undankbare Mission hat, Fürsorgezöglinge erziehen zu müssen, entschieden zu empfehlen sein und mag als Paradigma und Ansporn für weitere Forschungen in der vom Verf. vorgezeichneten Bahn dienen. — Silbernagel (146) gibt Anweisungen über die Art der Strafbestimmungen und Fürsorgemassnahmen unter besonderer Berücksichtigung der Leitmotive, dass auf die Rettung des Kindes, resp. des Jugendlichen und seine Erziehung zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft stets hingezielt werden müsse. — Auf Grund von 29 Fällen, von denen 14 forensischer Natur sind, erörtert Simonin (147) in ausführlicher Weise die Beurteilung der Schwachsinnigen in der französischen Armee nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Alter und militärische Stellung; 2. Schulkenntnisse, Bildungsgrad; 3. soziale Stellung, Familienmilieu, Beruf; 4. militärische Fähigkeiten; 5. ev. Vergehen gegen Zivil- und Militärgesetze; 6. psychisches Verhalten; 7. körperlicher Zustand, körperliche Entartungsmerkmale; 8. persönliche, krankhafte Antezedentien; 9. Heredität; 10. forensische Beurteilung von Delikten seitens Schwachsinniger. Eine ausführliche Besprechung muss sich Ref. an dieser Stelle leider versagen, kann es aber nicht unterlassen, wenigstens die Schlusssätze und Vorschläge des Verf. zu bringen. Sie lauten: 1. Die jährlichen Einstellungen bringen in die Armee eine ziemlich grosse Anzahl von Schwachsinnigen. Der Grund davon ist gegeben in der ungenügenden Auskunft der Familien in sanitärer Beziehung, in dem Fehlen von diesbezüglichen Hinweisen seitens der Bürgermeisterämter, in der Unvollkommenheit der Ersatzkommissionen und der militärärztlichen Tauglichkeitsuntersuchungen, deren Betrieb nicht vom Standpunkt der Psychiatrie aus organisiert ist. 2. Die Feststellung der Schwachsinnigen vollzieht sich trotzdem auf ganz natürlichem Wege durch die nunmehr offiziell erfolgende Untersuchung der Analphabeten und durch den Versuch im Dienst. Sie fallen dem ausbildenden Personal (Offiziere und Unteroffiziere) meist schon in den ersten Wochen der Ausbildung auf und werden dann vom Sachverständigen begutachtet und zwar spätestens im Laufe der ersten fünf Dienstmonate, d. h. vor dem Termin, wo die jungen Mannschaften als mobilfähig gelten. 3. Von diesen Schwachsinnigen sind die einen stupide und gelehrig, die anderen weisen Reaktionen auf und werden so bei Gelegenheit zu militärischen Rechtsbrechern. Es ist daher notwendig, bei jedem Falle dieser Art folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen: a) die Tauglichkeit zum Dienst bei der Waffe oder bei der Ersatzreserve, b) der Grad der disziplinaren oder strafrechtlichen Verantwortlichkeit. 4. Die Schwachsinnigen machen sich bei der Truppe bemerkbar: a) durch die Anomalien ihres gewöhnlichen Verhaltens, b) durch die Unmöglichkeit, die berufsmässige technische Ausbildung zu erhalten, c) durch ihre Reaktion, plumpes Wesen, ungeziemende Sprache, Gehorsamsverweigerung, unerlaubte Entfernungen oder Desertionen im In- und Auslande. 5. Der grösste Teil der Debilen findet sich beim Dienst mit der Waffe, denn es besteht kein notwendiger Paralle-

lismus zwischen geistiger Debilität und körperlicher Untauglichkeit; die Stellungspflichtigen zählen dreimal mehr Debile als die Eingezogenen. Die Gründe für ihre Einstellung sind am häufigsten: a) ihre soziale Unfähigkeit und ihre Unbeständigkeit, die ihnen nicht gestattet haben, eine ihr materielles Leben sichernde Berufsstellung in geeigneter Weise auszufüllen, b) die Einflüsterungen anderer oder leidenschaftliche Motive, die plausiblen Gründe, wie die Freude am militärischen Leben, oder den Wunsch, sich einen staatlichen Beruf für die Zukunft zu verschaffen, sprechen sehr viel seltener dabei mit. Die Debilen treten mit Vorliebe bei der Kavallerie ein und gehen gewöhnlich langjährige Kapitulationen ein. Die militärische Kriminalitätsziffer ist bei den Eingetretenen im Verhältnis zahlreicher. — Zur Frage der Sterilisierung aus sozialen Gründen liegt aus der amerikanischen Literatur eine umfangreiche Arbeit von Solomon (148) vor, die der Beachtung aller Interessenten hiermit wärmstens empfohlen sei. Zu kurzem Referat ist die Arbeit leider nicht geeignet. — Die Freudsche Schule zeitigt immer weitere Auswüchse. Bereits in seinem Werke, „Die Sprache des Traumes" hatte Stekel (78), wie aus seiner Selbstanzeige in den „Sexualproblemen" 1911. S. 494, die Anschauung vertreten: Jeder Neurotiker ist für mich ein Verbrecher ohne den Mut zum Verbrechen. Da sich mit dem Verf. im Rahmen eines Referates nicht diskutieren lässt, so glaubt Ref. die Leser am besten durch einige Stichproben zu orientieren, was Verf. über Berufswahl und Kriminalität vorzubringen weiss. „Ohne Beteiligung der Psyche kommt überhaupt keine Neurose zustande". „Der Neurotiker erkrankt, weil sich seine psychische Energie im Kampfe zwischen dem Kriminellen und den ethischen Hemmungsvorstellungen aufreibt". Beweis: 1. Ein Kassierer litt an Platzangst (psychisches Aequivalent für den Plan mit einer grossen Summe nach Amerika durchzugehen. Aufgabe der Stellung. 2. Ein Neurastheniker wie er im Buch steht. Verf. bekam auf dem Wege der Psychoanalyse aus dem Mann heraus, dass er sich mit Vergiftungsideen trug.) Die Beichte hatte vollen Erfolg. Patient wurde vollkommen geheilt. „Alle Neurotiker zeigen einen merkwürdigen Typus, den ich als „psychischen Infantilismus" bezeichne." „Alle Neurotiker sehnen sich nach dem Paradies der Kindheit". „Das Kind ist nicht nur polymorph pervers", sondern auch universell kriminell im weitesten Sinne des Wortes. Die wahre Epilepsie ist verhältnismässig selten. Nicht jeder epileptische Anfall ist das sichere Zeichen einer Epilepsie. Es gibt sehr viele Pseudoepileptiker unter den Menschen, die an sog. epileptischen Anfällen leiden. Alle diese Pseudoepileptiker kranken an schweren kriminellen Impulsen, die sich dann im Anfalle austoben. Der pseudoepileptische Anfall ist ein Surrogat des Verbrechens". Viele, ja die meisten neurotischen Symptome sind nur Schutzmassregeln gegen die neurotischen Triebe. Aus einer Reihe für uns ganz harmloser Kinderstreiche schliesst Verf., dass „sich die Kinder ausser mit Vergiftungsideen gerne mit den Vorstellungen des Erschiessens" abgeben und dass vielen Spielen der Kinder kriminelle Phantasien zugrunde liegen". „Zu den aktiven kriminellen Phantasien gehört das Soldatenspiel, weil der Soldat eine Mordwaffe trägt und erschiessen kann". Stellenweise glaubt man sich direkt in ein Witzblatt verschlagen, z. B.: „Das Kind spielt Eisenbahn, weil die Freude an jeder Bewegung dem Kindesalter eigen ist. Gewiss! Aber die Eisenbahn ist auch ein Mordinstrument, sie kann aber auch „überfahren". Dafür könnte ich viele Beispiele anführen." Und nun höre und staune man: „Ein 5jähriger Knabe schreit sein Kindermädchen an: „Gehen Sie (!) aus dem Weg, sonst werde ich Sie überfahren." Später erzählte er dem Vater triumphierend: „Heute habe ich die Anna überfahren', sie ist in der Mitte ganz entzwei und mausetot." Kommentar überflüssig. Auch die Feuerwehrspiele hängen mit der Phantasie des Brandstiftens zusammen", so dass Verf. den Kriminalisten den Rat gibt, dass bei rätselhaften Brandstiftungen immer darnach zu fahnden ist, ob nicht ein Kind den Brand angelegt haben könne. „Die Angst ist zugleich Schutz-Strafe". Das eigentliche Thema „Berufswahl und Kriminalität" leitet Verf. mit der Aufstellung von fünf Formen der Berufswahl ein: 1. Identifizierung mit dem Vater. 2. Differenzierung vom Vater sowohl im Berufe wie in den politischen Anschauungen. Beide Formen ohne besondere Beziehungen zur Kriminalität. 3. Die dritte Gruppe drückt den Versuch aus, die erotischen und kriminellen Triebe zu sublimieren. Beispiel: „Der Chirurg ist sicherlich häufig von Haus aus ein Sadist, der in blutrünstigen



Phantasien geschwelgt hat. Dieser Sadismus wird dann dazu verwendet, die Mühien der Humanität zu treiben". Also so weit hat es die Psychoanalyse schon gebracht, dass sie den Kollegen derartige, absolut unbeweisbare Anschauungen — Verf. führt zwei nichtssagende Aeusserungen zweier Aerzte an — unterstellt!! Weiter heisst es: „Und mancher infantile „Jac the ripper" mag dann ein Gynäkologe geworden sein, der Tag und Nacht für das Wohl der Menschheit tätig ist." Weitere Beweise sind: Menschen, die als Philantropen bekannt sind, entpuppen sich als arge Sadisten. Aus Brandstiftern werden freiwillige Feuerwehrleute, aus Leuten mit Vergiftungsphantasien Chemiker und Apotheker, aus verbrecherischen Kindern Schutzleute, Gendarmen usw. Doch es kommt noch besser! Die vierte Gruppe stellt jene Form der Berufswahl dar, die sich in den Dienst der unbewussten Tendenzen stellt (Fetischismus). Verf. erwähnt hier u. a. einen Arzt, der sich für alle analen Vorgänge interessierte. Er wollte Spezialist für Mastdarmkrankheiten werden. Er war ein ausgesprochener Podexfetischist. Demnach wären alle Darmspezialisten zugleich auch Podexfetischisten, was die meisten bis jetzt noch nicht gewusst haben dürften. Die Witznummer der Münch. med. Wochenschr., die vor einigen Jahren bereits versucht hatte, den übertriebenen Analkultus seitens der Freudschen Schule ins Lächerliche zu ziehen, scheint hier ihre Wirkung verloren zu haben, weil sich der Analerotismus immer und immer wieder bei den Freudianern vertreten findet. 5. Hier wird der Beruf zum Schutze oder zur Sicherung gegen unbewusste Tendenzen gewählt. Beweis: Der Detektiv, der selber kriminelle Phantasien hat und mit um so grösserem Erfolg seinen Beruf ausfüllt. Als wenn es nicht bekannt wäre, dass oftmals Verbrecher sich in den Dienst der Polizei stellen, resp. auf eigene Faust den Sherlok Holmes markieren! Ein weiteres näher ausgeführtes Beispiel betrifft einen Juristen, der das Studium der Rechtswissenschaft freiwillig ergriffen hatte, um sich durch die Kenntnisse des Rechtes vor Abwegen zu schützen. Verf. fand angeblich in vielen Fällen den soeben geschilderten Mechanismus der persönlichen Sicherung gegen das Kriminelle. Zum Schluss belehrt uns Verf. darüber, dass alle Neurotiker „eigentlich im Innern" fromme Menschen sind und mit dem Affekt noch tief im alten Kinderglauben stecken, den sie im Intellekt bereits längst überwunden haben. Aus eben diesem Glauben entspringt das tiefe Schuldbewusstsein, das die treibende Kraft aller Neurosen darstellt. Verf. schliesst seinen Aufsatz mit dem Satze: Wir müssen uns darüber klar werden, dass den Verbrecher vom Kulturmenschen keine so ungeheure Kluft trennt als wir bisher geglaubt haben. Zwischen beiden gibt es Grenzgebiete und von dem scheusslichen Untier „Jac the Ripper" bis zu dem berühmten hochherzigen Gynäkologen, der tausende Menschenleben mit Aufopferung seiner Gesundheit rettet, zeigt sich eine fortlaufende Linie der Entwicklung. Auf einem Punkte dieser Linie geht die Kriminalität in die Neurose über. Ref. lässt es bei diesen Zitaten bewenden, glaubte aber doch über die Arbeit nicht völlig hinweggehen zu dürfen, da er der Ansicht ist, dass eine ausführliche Besprechung die Auswüchse der Freudschen Richtung mehr diskreditiert als völliges Ignorieren derselben. — Unter Situationspsychosen versteht Stern (74) diejenigen psychogenen Psychosen, welche nicht nur ätiologisch durch das Auftreten in einer bestimmten Situation, sondern auch im Verlauf durch weitgehende Abhängigkeit von dieser Situation ausgezeichnet sind. Die Hervorhebung dieses exogenen Faktors rechtfertigt sich bei der Unmöglichkeit, bestimmte Reaktionstypen einzelner Konstitutionen zu eruieren. Für die im hysterischen Typ verlaufenden Stuporen und Verwirrtheitszustände empfiehlt sich die zusammenfassende Bezeichnung der hysterischen Situationspsychose. Diese ist namentlich unter den Erkrankungen in Untersuchungshaft häufig. Sie nimmt oft das Bild einer katatonischen oder epileptischen Erkrankung an. Stern (75) macht betreffs der Erstattung psychiatrischer Gutachten für Kriegsgerichte folgende Vorschläge: 1. Weitere Zunahme der Anordnung psychiatrischer Begutachtung geistig zweifelhafter Militärpersonen. 2. Frühzeitige Anordnung von solchen Begutachtungen. 3. Anordnungen schon in der untersten Instanz und vor Erhebung der Anklage. 4. Generelle Ueberweisung der zu Beobachtenden in ein Garnisonlazarett. 5. Tunlichste Kommandierung nur eines Gutachtens und Beschränkung der wiederholten Begutachtung desselben Mannes. — Stransky (76) bespricht diejenigen Arten von Delikten, die im Zustand der Geistesstörung, Geistesschwäche, Bewusstseins- oder Willensstörung begangen



werden, und gibt eine Reihe instruktiver Beispiele. Der Aufsatz ist mehr als Orientierung für den Richter gedacht als für den Psychiater geschrieben. — Auf die Monographie von Zaitzeff[1]) über Massenverbrechen folgt die noch ausführlichere 194 Seiten lange Studie von Strasser (149) über Kumulativverbrechen, ein Beitrag zum Kollektivverbrechen. Bei der Besprechung folgen wir am besten der Zusammenfassung des Verf.: „Wir haben, insbesondere im Fall Abed, der Wildensbucher Kreuzigung, dem Wolff-Metternich-Prozess, dem Falle Tarnowski und dem Allensteiner Mord Verbrechen langsam entstehen sehen, bei welchem die Täter, die Teilnehmer nicht von vornherein die Richtung des Gesamtwillens verstanden, sondern zu denen jeder Teil neue Ideen, neue Handlungen, welche sich steigerten und aufeinander zurückwirkten, in der Richtung des Effekts mehr oder weniger bewusst beitrugen, bis durch die daraus gewordene Kumulation eine Katastrophe sich entwickelte, die durchaus nicht den ursprünglichen Intentionen entsprach und nur aus der Psychologie einer an ihre Stelle eingesetzten Kollektivität verständlich wurde. Das Wesentliche war die gegenseitige Steigerung und Rückwirkung der Ideen aufeinander, die jeder einzelne in der Richtung des Effektes beitrug. Jeder Teil fügte einen neuen unentbehrlichen Baustein hinzu. Die Entwicklung ist von unscheinbaren Anfängen eine stets sich steigernde. Die Bildung einer kumulativ entstehenden Kollektivpsyche richtete sich in erster Linie nach den gefühlsbetonten, affektiven Komplexen der einzelnen Teile. In der Rückwirkung der einzelnen Teile zueinander liegt eine ungeheure suggestive und affektive Kraft, ein unerbittliches Treiben, das mit Notwendigkeit zu Uebertreibungen führen muss, weil die einzelnen Teile durch den Druck, die Macht der Kollektivität verändert werden. Ein Kumulativverbrechen entsteht meist aus kleinen alltäglichen, an sich kaum verfolgten Handlungen; die Beteiligten sind sich nur ihrer ihnen subjektiv gering erscheinenden Beiträge bewusst; die Gewalt der Kumulativwirkung der Katastrophe überrascht, erschüttert sie und beraubt sie völlig des Bewusstseins der Teilverantwortlichkeit. Wie man explosive und kumulative Massenhandlungen auf der zusammenkittenden, affektiven Basis von mystisch-religiösen Motiven und Symbolen findet, so zeigten sich die nämlichen affektiven Strömungen in den Einzelhandlungen der Massen, wie in ihren sich kumulierenden Bewegungen auf politischem und sozialem Gebiet. Es zeigte sich ferner, dass die grossen psychischen Bewegungen, Massenorgien, Massen- und Kumulativ-Massen-Verbrechen, welche wir als vornehmlich auf Suggestion beruhend ansprechen müssen, nicht an der „Religion“ und überhaupt nicht an irgend einem Gebiet der psychischen Tätigkeit haften, sondern dass sie alle Formen geistiger Betätigung als ein konstanter Faktor begleiten, der sich überall im wesentlichen gleich bleibt und nur in der äusseren Erscheinungsform die jeweilige Aenderung der ihn auslösenden Gelegenheitsursachen widerspiegelt. Gleich den Massen der Revolutionäre im XVIII. Jahrhundert, welche zusammengeschweisst wurden durch gemeinsame affektive Anlage, Gläubigkeit und Leichtgläubigkeit, werden es z. B. auch die mehr verstreut wirkenden Propagandisten der Tat von heute. Ohne Kollektivdenken der zur Anarchie neigenden Gehirne, ohne kumulatives Anschwellen ihrer aufeinander zurückwirkenden Theorien und sich ansteckenden Ideen wäre die Ausführung ihrer einzelnen Verbrechen nicht denkbar. Bei den Propagandisten der Tat handelt es sich zum allergeringsten Teil um geborene, habituelle Verbrecher, ebensowenig als es sich bei den Teilnehmern an der Kreuzigung zu Wildensbuch um geborene Verbrecher handelte, sondern die Mehrzahl der Bombenschleuderer wie der Wildensbucher Sektierer, wie aller derjenigen, die auf Grund gleicher Gläubigkeit und Leichtgläubigkeit zusammengeführt wurden, sind Leute, die infolge der suggestiven Wirkungen gewisser Lehren bei dafür besonders aufnahmefähigen Affekten, bei einer neurotischen, vielfach verwandten, minderwertigen Disposition, in die Mordekstase hineingebracht und temporär sogar zu geisteskranken Verbrechern umgewandelt worden sind. Es liessen sich entsprechende Kumulativbewegungen, basierend auf gemeinsamer Gläubigkeit und besonders auch Leichtgläubigkeit, selbst auf die Entwicklung unserer wissenschaftlichen Anschauungen übertragen, weil gerade wissenschaftliche wie technische Ideen nicht

[1]) Zaitzeff, Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Halle a. Saale. 1912. Verlag von Karl Marhold.



allein aus der Theorie, dem Intellekt geboren werden, sondern just da, wo sie von starken Affekten getragen werden, die grösste Aussicht auf Erfolg haben. Gläubigkeit und Leichtgläubigkeit, Hoffnung auf überirdische Wunder, auf soziale Besserstellung der Persönlichkeit sowie des Eigentums, all dies trägt einen Keim von ethisch hochwertigem Idealismus in sich. Auch die idealistischen Affekte führen die Gruppen und Massen zusammen zu kumulativ verbrecherisch werdenden Handlungen, die den Keim durch die kollektive Veränderung der Charaktere ins Grässliche verzerren können. Ein Hinweis auf Erweckung des Mitleids, wenn sich Staat und Gesellschaft zu schützen versuchen, wenn der Historiker sein Urteil abwägt. Die Wechselbeziehungen des individuellen Faktors und der sozialen Verhältnisse treten bei allen angeführten Fällen deutlich hervor. Weder aus der psychologischen Analyse der Tatbestände noch aus der Individualpsychologie hätte sich eine befriedigende Erklärung der Entstehung von Kumulativverbrechen ergeben. Kumulativvorgänge tragen einen ganz bestimmten Charakter, wenn sie auf Grundlage einer gleichgearteten Affektivität entstehen, aus der gewisse, irgendwie minderwertige Individuen ihre körperlichen und geistigen Kräfte in jeder Weise gemeinsam zur Erfüllung ihrer Wünsche verwenden und sich dadurch treiben und aufeinander zurückwirken. Auch das Milieu, die gleiche Erziehung begünstigen das Zustandekommen von Kumulativhandlungen, wie umgekehrt Individuen, die sich einer gleichen Erziehung, einem bestimmten Beruf, einer gleichen Umgebung anpassen, meist affektiv prädestiniert sind. Es bildet sich eine eigene Kaste von Déséquilibrés, Enterbten der Gesellschaft, Werkzeugen und Mitteln von ausserordentlich suggestiblen Individuen, die vielleicht aus dunklem Trieb, sich materiell besser stellen zu wollen, zu allem fähig sind, und, ohne aktiv zu denken, zu ausführenden Verbrechern gesteigert werden. Die Persönlichkeit tritt gegenüber der Suggestibilität dann so zurück, dass sie, trotz dem Besitz von moralischen Begriffen und Gefühlen, doch nur mehr dem zum Verbrechen gebrauchten Instrument zu vergleichen ist. Man kann die Personen im Wolf-Metternich-Prozess ebensowenig fassen, wie die Zuhälter und kriminellen Bankherren, weil sie alle die Verantwortlichkeit von dem einen auf den anderen schieben, weil ihre Delikte so eng miteinander verbunden sind, dass sie einer Kollektivseele angehören und weil ihre kriminellen Handlungen gesteigert wurden durch die Rückwirkung der einzelnen auf einander zu einem unentwirrbaren, durch die Vielheit um so schadhafteren Ganzen. Die Verantwortlichkeit liegt in so komplizierter Weise auf den Schultern aller verteilt, dass nach dem Wortlaut des Gesetzes ein Strafmass fast nicht abzuschätzen ist und, wird es doch ausgesprochen, unter allen Umständen ungerecht erscheinen muss. An sich stärkere Naturen finden sich mit triebhafter Sicherheit die schwächeren, sie ergänzenden, suggestibeln. Es ergibt sich schliesslich ein so unwiderstehlich zerstörendes Zusammenspielen der einzelnen Teile, dass es ans Wahnsinnige, Pathologische streift und zur eigentlichen Induktionspsychose überführen kann. Es ein gemeinsames Zuviel in den Bedürfnissen dieser stärkeren, mehr führenden Glieder bei Kumulativhandlungen, eine mit den Trieben im engsten Zusammenhang stehende Affektivität, wie wir sie unter dem Begriff der zügellosen Leidenschaftlichkeit uns vorstellen. Das Milieu gibt in allen Fällen nur das äussere Gepräge; das Treibende, eigentlich Kumulative kommt aus der Affektivität der Glieder der Verbrechen, aus den zügellosen, über Milieu, Stand und Erziehung hinwegschreitenden Leidenschaften. Die Entwicklung des Tarnowskidramas enthält in sich alle zügellos treibenden Leidenschaften, alle Rück- und Wechselwirkungen bis zur Veränderung und Zerstörung der einzelnen Charaktere, deren Einzelschuld abzuwägen im Sinne der Gerechtigkeit kaum möglich sein dürfte. Nur durch die affektive Prädisposition, durch das unglückselige Zusammentreffen der Begierden der drei Täter und ihres Opfers konnte das Verbrechen zustande kommen. Im Allensteiner Fall ist es, als ob nicht zwei Personen, sondern eine, aus beiden pathologischen Individuen verschmolzen, die Tat vollbracht hätte. Erst in der Wechselwirkung mit den degenerativen Zügen der Frau v. S. kam der psychopathische Kern, der psychopathische Unterton v. Gs. ans Licht. Im Fall Abed entstand, wie in den anderen geschilderten Kumulativverbrechen, aus dem Kampf um Befriedigung der Begierden durch die Notwendigkeit einmal begonnenen Unrechts ein zerstörender Circulus vitiosus. Aus ihrem Milieu erwuchsen durch ihre Konstitution zum Verbrechen prädestinierte Menschen. Ihre Mittel- und Minderwertigkeit führte sie nach grossen



Städten und Menschenansammlungen und würfelte die Gleichgearteten zusammen. Unbewusste Wünsche und Begierden fanden die ihnen zusagende Symbolik in einem tief degenerierenden, gerade wieder durch das Milieu zur Blüte gekommenen Aberglauben. In dessen verwirrendem Dunkel entstand das Verbrechen; aus seiner Symbolik griffen die Verworfenen in die Wirklichkeit zur Erfüllung ihrer Wünsche. Konstitution jedes einzelnen und Milieu wirkten wechselseitig zur Entwicklung des Verbrechens und verwirrten den Begriff der Schuld. Jeder durch diese Wechselwirkung tragisch Getroffene fühlte nur die lastende Passivität, nicht aber das aktive Hinzutun seiner nach allgemein menschlichen Grundsätzen erzogenen Persönlichkeit. Wie sich der im weitesten Sinne Kranke nicht Rechenschaft geben kann über das Wesen seiner Krankheit, fühlte sich der durch die verteilte, verborgene Schuld Verwirrte ohne Verantwortung, was die Tragik seines sich unbarmherzig vollendenden Geschickes nur erhöht. Die Allgemeinheit aber drückte ihm notgedrungen den Stempel der Schuld auf und machte ihn durch die gesetzliche Strafe unschädlich. In diesen Hauptzügen scheint das Geschick der vier geschilderten Unglücklichen selbstverständlich, notwendig; der einzelne konnte weder dagegen ankämpfen, noch ihm vorbeugen. Furchtbar sind solche Kumulativverbrechen, verheerend in ihrer schleichenden Entwicklung, den tiefsten Instinkten preisgegeben durch die Abwälzung des Verantwortlichkeitsgefühls. Ueberdeterminiert sind alle solche Verbrechen in ihren Folgen. Nur durch das psychologische Studium der Kollektivität, des kumulativen Treibens dieser Kollektivität ist es möglich, Licht in eine Reihe rätselhafter Verbrechen zu bringen, die wir als das Endprodukt des verhängnisvollen Aufeinanderwirkens adäquater Affekte, triebhafter, ans Abnorme streifende Leidenschaften einer Mehrheit von durch die Kumulativvorgänge in Charakter und Kräften umgewandelten Personen erkennen müssen. Die Kollektivität veränderte in allen angeführten Fällen unzweifelhaft die Charaktere der einzelnen. Des einzelnen Handlungen und seine Motive dazu sind demnach als Teile eines Kollektivdenkens anders zur Verantwortung zu ziehen als diejenigen, die er isoliert begeht. Für die Abmessung der Verantwortlichkeit bei Kumulativverbrechen ist das Motiv, aus dem gehandelt wurde, ebenso wesentlich, wie bei den Verbrechen einzelner. Die Schuldform im Kumulativverbrechen könnte vielleicht als vorsätzlich-fahrlässig-gewordene bezeichnet werden. Es ist eine auf viele Rücken verteilte Verantwortlichkeit und Schuld, die in ihren Wirkungen dadurch um so verheerender ward. Andererseits muss man in gewisser Beziehung den Tätern die ganze Schuld anrechnen, je nach der Auffassung. Es war in ihnen mehr als ein eventueller Vorsatz und doch keiner. Es entstanden Mordtaten ohne eigentliche Abrede, nach deren Ausführung sich jeder der mehreren Täter unschuldig fühlte. Eigentlich brennend wird die Frage für heute im Mordfall. Auf Mord und Anstiftung zum Mord ist lebenslängliches Zuchthaus respektive Todesstrafe gesetzt. Wir konnten bis jetzt den unzweifelhaft vorhandenen Umstand, dass der Täter nicht aus eigenem Entschluss gehandelt, sondern dass dieser Entschluss stark beeinflusst war durch Affektiv- und Suggestivwirkungen anderer, in unserem Strafmass nicht Rechnung tragen. Wir können nur begnadigen. Für alle anderen Delikte, ausser Mord, können wir mildernde Umstände gewähren. Der Fall des Kumulativverbrechens sollte stets mildernde Umstände für jedes der Teilindividuen geben, weil er die Zurechnung verteilt. Jeder hat nur einen Willenssplitter abgegeben. Die Splitter haben sich vereint und die Tat ist die Resultante der verschiedenen Willenskomponenten, Impulse, Emotionen. Auch mit Rücksicht hierauf wäre legislativpolitisch die Zulassung von mildernden Umständen bei allen Kumulativverbrechen zu befürworten. Ganz besonders aber bei Mord, denn der Mord ist erfahrungsgemäss und aus psychologisch erklärlichen Gründen sehr häufig nach dem Mechanismus des Kumulativverbrechens begangen. Es sei nur an den Gatten- und Geliebtenmord erinnert. Der Kampf gegen Kumulativverbrechen vom Standpunkt aus, der im Verbrechen nur die Schädigung der Gesellschaft, in der Strafe nur die für die Gesellschaft notwendige Reaktion auf solche Schädigung erblickt, und also die soziale Verantwortlichkeit betont, unterscheidet sich im wesentlichen nicht vom Kampf gegen den Einzelverbrecher. Die Verantwortlichkeit der Teile einer Kumulativhandlung aber zu zergliedern, zur Ausmessung des Strafmasses nach heutigen Gesetzen, bereitet grösste Schwierigkeiten und darf nur von sozialen Gesichtspunkten geleitet werden. — Strassmann (77) berichtet über einen Fall von Sittlichkeitsverbrechen (Ver-





gewaltigung) in einem Absencezustande eines schweren Neurasthenikers. Die Straftat erfolgte in Gegenwart zahlreicher Spaziergänger und Zuschauer, welche der Patient selbst infolge der Einengung seines Bewusstseins offenbar gar nicht wahrgenommen hat. Eine ganz akute Schädlichkeit, und zwar eine mehrtägige Inanition, lag vor, um auf dem Boden der Neurasthenie den Dämmerzustand auszulösen. — v. Sury (78) fasst seine Ausführungen über die Berechtigung der sozialen Indikation zur Sterilisation und ihre forensische Bedeutung in folgenden Schlussätzen zusammen: 1. Die Sterilisation aus sozialer Indikation ist vorläufig eine fakultative und bezweckt die Verhinderung der Konzeption im Interesse der zu zeugenden Kinder und der Allgemeinheit, z. B. a) bei Krankheiten der Eltern: offenen Tuberkulösen, bei gewissen Psychosen, b) bei Gewohnheitsverbrechern, Sexualverbrechern, Trinkern. 2. Die fakultative Sterilisation von Sträflingen mit heftigen Abstinenzerscheinungen bei jahrelanger oder dauernder Internierung (siehe die vielen Fälle von Sharp) ist gerechtfertigt. 3. Die Sterilisation aus freier Entschliessung der Parteien und aus irgendwelcher Ursache bei mehrjährigen Geisteskranken mit Einwilligung des gesetzlichen Vertreters, stehen bis jetzt rechtlich keine Bedenken gegenüber. Die Sterilisation ist gesetzlich nicht verboten, andererseits ist das freie Verfügungsrecht des Menschen über seinen Körper gewährleistet (Reichsversicherungsentscheid). 4. Die Sterilisation Minderjähriger ist bis zu deren Mehrjährigkeit. bzw. bis zum Abschluss der Pubertätsentwicklung grundsätzlich abzulehnen. Derartige sexuell gefährdete bzw. gefährliche Individuen sind bis zu diesem Alter in geschlossenen Anstalten zu internieren und erst dann fakultativ zu sterilisieren oder im Ablehnungsfalle weiterhin zwangsweise zu versorgen. 5. Eine dauernde Internierung sexuell gefährdeter bzw. gefährlicher mehrjähriger Individuen in geschlossenen Anstalten bis zum Klimakterium bei Frauen oder bis zur Abnahme der Potenz bei Männern (wann?) ist nicht mehr eo ipso gerechtfertigt. Wie unsere Beispiele zeigen, kann diesen Leuten durch die fakultative Sterilisation die Rückkehr in die Gesellschaft und zur Arbeit ermöglicht werden. Das bedeutet wiederum eine wesentliche Entlastung der Anstalten und des Staatshaushaltes. 6. Für die obligatorische Sterilisation aus sozialer Indikation von Gewohnheitsverbrechern, Sexualverbrechern im Rückfall und von Dirnen müsste zuerst die gesetzliche Grundlage, wie es einzelne nordamerikanische Staaten getan haben, geschaffen werden. Die Begriffsbestimmung des Gewohnheitsverbrechers im schweizerischen Entwurf ist in bezug auf die Anzahl der Vorstrafen präziser zu fassen. 7. Für die Sterilisation ist die Vasektomie beim Manne und die Tubenresektion beim Weibe die Operation der Wahl. Unangenehme oder krankhafte Folgen treten nicht auf, die Vita sexualis bleibt erhalten mit der Einschränkung, dass die operierten Individuen nicht mehr zeugen bzw. konzipieren können. 8. Die Kastration eventuell die Röntgenisierung der Keimdrüsen ist nur bei rückfälligen Sexualverbrechern, Dirnen und Nymphomanen vorzunehmen. Nach den Erfahrungen in mehreren Fällen fehlen wesentliche Ausfallserscheinungen: die Individuen fühlen sich wohl, Libido und Potenz verringern sich im Laufe der auf die Operation folgenden zwei Jahre. Derartige Operierte sind demnach bis zum Eintritt des gewünschten Erfolges in einer geschlossenen Anstalt interniert zu halten, um sie vor neuen Konflikten mit dem Strafgesetz zu schützen. Eine dauernde Internierung erübrigt sich demnach auch bei dieser Kategorie von Menschen. — Der Fall Svensons (79) betraf einen 49jährigen Telegraphenbeamten, der dem Verf. wegen eines Lustmordes zur Begutachtung übergeben worden war. Das Strafregister des Angeklagten wies zahlreiche leichtere und schwerere Vergehen gegen die Sittlichkeit auf, wie Misshandlung einer Frau beim Geschlechtsverkehr, Päderastie, wobei es wiederholt zu Coitus in anum kam, Vornahme unzüchtiger Handlungen, Sadismus, Homosexualität, Schuhfetischismus, Exhibitionismus, Masochismus, sexuelle Koprolatie. Verf. hält diese perverse Veranlagung bei dem Täter für angeboren und durch Alkoholismus und sexuelle Exzesse verstärkt. Der Lustmord, dessentwegen er jetzt unter Anklage steht, konnte dem Angeklagten nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden, wiewohl er nach seinem ganzen bisherigen Vorleben als Täter sehr wohl in Frage kommt. Die psychiatrische Beobachtung ergab, dass der Intellekt, das Gedächtnis, die Urteilskraft im allgemeinen recht gut erhalten sind. Dagegen legte Patient eine auffallende Kritiklosigkeit bezüglich seiner Affäre und sexuellen Erlebnisse an den Tag. Auf das Perverse seiner Handlungen aufmerk-

sam gemacht, behauptete er, das täten viel andere auch, im übrigen stellte er jede abnorme Veranlagung in Abrede. Auch auf anderen Gebieten fanden sich Andeutungen eines Defektes der Kritik, worauf teilweise seine feindselige Eingenommenheit gegen seine Umgebung, die Polizei usw. beruhten. Weiterhin bestand bei dem Patienten eine ausgeprägte paranoische Veranlagung, die sich in Selbstüberschätzung und Verfolgungsideen äusserte. Auf moralischem Gebiete wies Patient ebenfalls, wie Verf. an einzelnen charakteristischen Aeusserungen ausführt, erhebliche Defekte auf. Für Allgemeingefühle höherer Art bekundete er nicht das mindeste Verständnis, sondern suchte alles in den Staub zu ziehen. Verf. hält den Patienten auf gewissen Gebieten des Gefühlslebens (namentlich auf den ethischen und moralischen Gebieten) entweder für pervers oder für Eindrücke unempfänglich. In Zusammenhang mit diesem primitiven Charakter des Gefühlslebens setzt Verf. die gelegentlichen Tobsuchtsausbrüche des Patienten, die namentlich nach Alkoholexzessen aufzutreten pflegten. Das Vorhandensein sexueller Eigentümlichkeiten sieht Verf. nach dem vorliegenden Material als erwiesen an und kommt in seinem Gutachten zu dem Schluss, dass der Täter ein abnormes Individuum mit deutlichen paranoischen Zügen, verbunden mit moralischer Anästhesie und sexueller Perversität sei. Das Verfahren wurde daraufhin gegen ihn wegen Unzurechnungsfähigkeit eingestellt und er als gemeingefährlicher Geisteskranker interniert. — Im ersten Falle v. Sydows (80) handelte es sich um einen Eisenbahnfrevler, der wegen des gleichen Deliktes bereits mit Gefängnis und Zuchthaus vorbestraft war. Kurz nach Verbüssung der gegen ihn erkannten Zuchthausstrafe brachte er wiederum einen Zug zum Entgleisen. Während der psychiatrischen Beobachtung spielte er den Simulanten, der sich an nichts mehr zu erinnern vorgab, allerlei Sinnestäuschungen vorbrachte, Verfolgungsideen äusserte und ein ungleichmässiges Benehmen an den Tag legte, wenn er sich unbeobachtet wähnte. Das über ihn erstattete Gutachten kam zu einer Verneinung des dem § 51 zugrunde liegenden Tatbestandes und nahm nur eine gewisse Urteilsschwäche bei dem Angeklagten an, der daraufhin wieder zu längerer Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Während er sich in der Strafhaft anfangs ganz geordnet führte, brach bei ihm später eine geistige Störung aus, die zunächst als Haftpsychose angesehen, später als Paranoia diagnostiziert wurde. Patient gab dabei an, mitunter unter einem unwiderstehlichen Zwangstriebe zu handeln. Er wurde nunmehr lebenslänglich interniert. Dagegen kam es nicht zu einer Revision des Prozesses, die vielleicht zu einer Freisprechung geführt hätte. Der zweite Fall betraf ein bereits vielfach wegen geringfügiger Delikte vorbestraftes Individuum, bei dem frühzeitig eine Dementia epileptica erkannt wurde, ohne dass die Staatsanwaltschaft dem Antrag auf Einleitung des Entmündigungsverfahrens Folge gab. Bald darauf machte sich der Patient eines Eisenbahnfrevels schuldig. Der Gerichtsarzt verneinte die Anwendbarkeit des § 51, da der Patient die Straftat nicht im epileptischen Anfall begangen habe, während das Gericht auf Grund mehrerer Obergutachten den Angeklagten exkulpierte. Auch der dritte Fall betraf einen Patienten mit weit fortgeschrittener Dementia epileptica, bei dem ebenfalls der § 51 zur Anwendung kam. — In der Literatur finden sich, wie aus den Studien Szesis (150) hervorgeht, folgende Anschauungen vertreten: 1. Die Moral insanity ist eine Erkrankung ohne Intelligenzdefekt, der Defekt betrifft nur das Affektleben, die Gefühlsbetonung der Handlungen. 2. Die Moral insanity ist eine Erkrankung mit Intelligenzdefekt, folglich ist sie dem angeborenen Schwachsinn zuzuzählen. 3. Es gibt Fälle von Moral insanity mit und ohne Intelligenzdefekt. Die ersteren gehören in die Gruppe des angeborenen Schwachsinns, die letzteren in die Gruppe der psychopathischen Konstitutionen. 4. Die Moral insanity ist eine selbständige Krankheit der Gefühlssphäre, entstanden auf dem erblich degenerativen bzw. auf atavistischem Boden und ist identisch mit dem angeborenen Verbrecher. 5. Moral insanity ist keine selbständige Erkrankung, sie ist lediglich nur ein Symptomenkomplex, welcher bei den verschiedensten Krankheiten vorkommen kann; isoliert kommt sie nie vor, es sind daneben immer noch Zeichen einer anderen Psychose festzustellen. Der Standpunkt, den Verf. in der Frage der Moral insanity einnimmt, ist folgender: Unter Moral insanity ist eine selbständige Krankheitsform zu verstehen, bei welcher neben gut entwickelter Intelligenz die Vorstellungen moralischen Inhalts zum Teil fehlen, zum Teil mangelhaft entwickelt sind. Bei solchen Leuten fehlt die bei normalen Menschen po-



sitive Gefühlsbetonung der guten Handlungen. Vermöge ihrer abnormen Anlage können sie zwischen gut und böse nicht unterscheiden, eben weil ihnen die mit der guten Handlung verknüpfte positive Gefühlsbetonung fehlt. Sie besitzen sozusagen ein vermindertes Vermögen zur Mencheneinfühlung. Sie besitzen eine abnorm gesteigerte Impulsivität und infolgedessen überwiegen die Triebhandlungen über die Willenshandlungen; die Triebhandlungen werden ungehemmt ausgeführt, während die Willenshandlungen sozusagen gehemmt werden, und zwar in einer positiven Richtung, indem ihnen das normale Hemmungsvermögen fehlt. Diese Leute besitzen meist eine gesteigerte Suggestibilität und eine mehr negativistische Willensrichtung. Das wichtigste Kriterium, ob der ethische Defekt als eine selbständige Krankheit oder als Beiwerk aufzufassen sei, ist das Fehlen aller anderen körperlichen oder psychischen Symptome einer Geistesstörung. Die Moral insanity ist zwar eine angeborene Krankheit, doch kommt sie meistens nicht im ersten Kindesalter zur Erscheinung, da zu dieser Zeit die moralischen Forderungen der Umgebung noch recht gering sind, um einen Konflikt mit denselben hervorzurufen. Wenn auch mit dem Namen Moral insanity heutzutage recht verschiedene Krankheitsformen bezeichnet werden, scheint es doch, dass der Name Moral insanity noch immer zweckmässiger und zu weniger Missverständnissen führend ist, als alle später aufgekommenen und empfohlenen Bezeichnungen, und es erscheint daher zweckmässig, den Namen beizubehalten. — Thomalla (81) berichtet über folgenden Fall: Ein mit 15 Jahren verführtes, unter Fürsorgeerziehung gestelltes Mädchen, das sich im Aussendienst als Dienstmädchen durchaus bewährt hatte, wollte sich nach erreichter Grossjährigkeit ihren Dienst selbst aussuchen. Die geistliche Leitung des Institutes suchte sie daran zu verhindern, indem sie zwei ihr nahestehende Aerzte mit der Abgabe eines Gutachtens über den Geisteszustand des Fürsorgezöglings betraute, das auf Entmündigung abzielte. Der eine Gutachter schrieb mit beneidenswerter Kürze (man wird unwillkürlich an ein Dispensgesuch vom Schul- und Turnunterricht erinnert) die inhaltschweren Worte: „Die E. P. leidet an Geistesschwäche. Sie ist nicht imstande, ihre Angelegenheiten selbständig zu besorgen.“ Der andere Gutachter äusserte sich ausführlicher, wobei er nur den Fehler beging, Geistesschwäche mit Charakterfehlern und moralischer Schwäche zu verwechseln. Vielleicht hatte er etwas von „Moral insanity“ läuten hören. In höchst frivoler Weise wurde auf die geringen Schulkenntnisse der zu Entmündigenden hingewiesen, die, wie aus einer Stilprobe hervorgeht, sich für ihre Bildungsstufe recht treffend und gewandt auszudrücken verstand. Hinzu kommt, dass in den früheren Fürsorgeberichten von einer geistigen Erkrankung nichts gemeldet wurde. Trotzdem kam es zur Entmündigung, die jedoch von dem Rechtsbeistand des Mädchens mit Erfolg angefochten wurde. Die Urteile ihrer Arbeitgeber und das Gutachten des Verf. kamen zu einer durchaus günstigen Beurteilung ihres Geisteszustandes und hatten die Aufhebung der Entmündigung zur Folge. Aus diesem traurigen Fall, der den betreffenden Aerzten wenig Ehre macht, zieht Verf. als Fazit die gewiss berechtigte Forderung, dass in Fällen, wo eine religiöse oder andere interessierte Gesellschaft in ähnlicher Weise vorgeht und sich dabei auf das Urteil eines ihr nahestehenden Arztes stützt, ein beamteter Arzt als Korreferent gehört werden müsse. Der Fall ist wirklich skandalös und geeignet, die ohnehin schon arg bedrängten Psychiater noch mehr in Misskredit zu bringen. — Tietz (151) gibt eine im wesentlichen nichts neues bringende Schilderung der klinischen Formen der Haftpsychosen und illustriert eine derselben durch genaue Mitteilung eines während der Strafhaft an katatonischem Stupor erkrankten Menschen. — Der Fall Többens (152) liefert insofern einen wertvollen Beitrag zur klinischen Erklärung des krankhaften Wandertriebs, als durch ihn bewiesen wird, dass die Poriomanie auch bedingt und psychologisch verständlich gemacht werden kann durch die Sinnestäuschungen eines Paranoikers und die hieran sich anschliessenden Versuche, sich diesen belästigenden und den Schlaf und die Ruhe raubenden Stimmen, denen der von dem Verf. beobachtete Kranke ratlos gegenüberstand, durch kleinere und grössere Reisen zu entziehen. In der einschlägigen Literatur hat sich Verf. vergeblich nach einem analogen Fall und einer entsprechenden psychologischen Erklärung umgesehen. — van der Torren (153) macht interessante Angaben über den Entwurf der neuen Psychopathengesetze für die Niederlande, denen u. a. folgende Angaben entnommen



seien: „Nachfolgende Erwägungen haben die Regierung dazu geführt, die Entwürfe der Kammer vorzulegen: 1. Welche Massregeln müssen getroffen werden, wenn der Verbrecher zur Zeit seines Verbrechens deutlich geisteskrank und deshalb unzurechnungsfähig, zur Zeit des richterlichen Urteils wieder geheilt ist oder nicht? Ist der Verbrecher noch nicht geheilt, so kann er in einer Irrenanstalt untergebracht werden. Dies ist aber öfter weder im Interesse der Gesellschaft noch des Verbrechers selber, weil, sobald der in der Irrenanstalt untergebrachte Verbrecher dort geheilt ist, er entlassen werden muss. Damit ist aber die Gefahr für die öffentliche Ordnung noch keineswegs gewichen, weil öfter die Psychose rasch rezidivieren kann, weiter das Verbrechen mit der Psychose an und für sich nur in einem entfernten Zusammenhang stehen kann, vielmehr aus einem neben der Psychose bestehenden Grundzustand und Anlage hervorgegangen ist. Weiter besteht, auch wenn die Psychose zur Zeit des richterlichen Ausspruchs schon abgeheilt ist, und der Richter jetzt freisprechen muss, öfter eine Gefahr für ein baldiges Rezidiv dieser für die Gesellschaft äusserst gefährlichen krankhaften Zustände. 2. Viel grösser sind aber die Schwierigkeiten, wenn der Verbrecher offenkundig zu der grossen Gruppe der „vermindert Zurechnungsfähigen" gehört. Bei Freisprechung oder Unterbringung in einer Irrenanstalt bestehen in solchen Fällen die unter 1. genannten Gefahren weiter. Wird aber der vermindert Zurechnungsfähige doch zurechnungsfähig erklärt, so muss die Verbüssung einer Strafe folgen. Ist diese Strafe eine mildere, so bleibt das Rechtsgefühl öfter gänzlich unbefriedigt und es wird für die Interessen der Gesellschaft ungenügend Sorge getragen. Weiter hat bei Auflegung einer gewöhnlichen Strafe wie bei den Normalen dies öfter die Folge, dass der krankhafte Geisteszustand des vermindert Zurechnungsfähigen sich verschlimmert, weshalb andere Strafen, welche diesen Geisteszustand berücksichtigen, nötig sind. Und weiter ist dieser krankhafte Geisteszustand bei richtiger Pflege öfter verbesserungsfähig, ja sogar heilbar, aus welchen Tatsachen hervorgeht, dass es möglich sein muss, eine richtige Zwangspflege aufzuerlegen. Der Justizminister meint nun in nachfolgender Weise dies erreichen zu können: I. Erstens wünscht die Regierung nicht, die verminderte Zurechnungsfähigkeit im Gesetz niederzulegen. Sie meint, dass es genügen wird, wenn der Richter, völlig frei in seiner Abschätzung des Grades der Zurechnungsfähigkeit, instand gesetzt wird, für jeden besonderen Fall aus den ihm zur Verfügung stehenden Massregeln eine Wahl zu treffen. Ist der Verbrecher nun gänzlich unzurechnungsfähig, so kann niemals Strafe auferlegt werden, sondern nur Zwangspflege, wenn nicht schon in solchem Falle der Täter einfach in Freiheit gesetzt wird. Wird aber der Verbrecher, auch der Psychopath, vom Richter als zurechnungsfähig betrachtet, so soll er gestraft werden, und jetzt kann der Richter, wenn es ihm für den Geisteszustand des Verurteilten notwendig erscheint, eine Wahl treffen aus den besonderen zur Verfügung gestellten Strafen. Im Interesse der öffentlichen Ordnung wird es überdies möglich sein müssen, bedingt oder unbedingt, eine Zwangspflege aufzuerlegen. II. Die Veränderungen der Strafrechtspflege. In jedem Stadium der Sache kann der Richter erklären, dass vermutet werden muss, dass der Verdächtige oder der schon Angeklagte sich während seiner Tat in einem Zustand von Störung oder mangelhaften Entwicklung seines geistigen Vermögens befand und deshalb seine eigenen Interessen selber nicht genügend vertreten kann. Ihm wird dann ein Ratgeber gestellt, der den Ratgebern eines minderjährigen, 16—18 Jahre alten Angeklagten gleichgesetzt wird, während der Angeklagte selber mit solch einem minderjährigen Angeklagten gleichgesetzt wird. Weiter wird es möglich sein, den Angeklagten zur Beobachtung in einer Heilanstalt, aber keiner Irrenanstalt, unterzubringen, während einer höchstens sechswöchigen Zeitdauer. (Bis auf heute musste die sachverständige Untersuchung immer im Gefängnis stattfinden.) III. Drittens wünscht die Regierung die auferlegte Strafe auf der einen und die Massregeln im Interesse der Gesellschaft auf der andern Seite strengstens voneinander geschieden zu halten. Also eine strenge Scheidung zwischen Strafe als Vergeltung von Schuld und Behandlungsmassregeln. Ueber die Art der Strafe verfügt deshalb der Strafrichter, auch wird er bestimmen, ob der schuldig Erklärte bedingt oder unbedingt zur Verfügung der Regierung („ter beschikking der regeerung") gestellt werden wird. Der Zivilrichter bestimmt dann die Art der Behandlungsmassregeln und ihre Zeitdauer. Strafen. Bei der dem

Richter vollkommen überlassenen Freiheit in der Wahl der Strafe wird es deshalb auch möglich sein, dem Psychopathen eine Strafe aufzuerlegen, derjenigen gleichgesetzt, welche auch dem Normalen auferlegt werden kann. Hier wird auch noch die bedingte Nichtvollstreckung der Strafe eingeführt. Neben den gewöhnlichen befinden sich aber die für den Psychopathen besonderen Strafen. Die gewöhnlichen Strafen sind: Gefängnisstrafe, Verhaftung und Geldbusse. Unter dem Alter von 18 Jahren kann statt der Hauptstrafe auferlegt werden; Unterbringung in einer Zuchtschule (tuchtschool), Geldbusse oder Verweis (berisping). Als besondere Strafen für Psychopathen werden jetzt im Entwurf genannt: 1. Unterbringung in einem besonderen Strafgefängnis, 2. Geldbusse, 3. mündlicher oder schriftlicher Verweis. Die Dauer der Unterbringung im besonderen Strafgefängnis beträgt wenigstens eine Woche, höchstens die Dauer der Strafe für Normale in einem gewöhnlichen Strafgefängnis. Die Geldbusse wechselt zwischen fl. 5.— und fl. 6000.—. Sie kann nur auferlegt werden, wenn für das Verbrechen eine Gefängnisstrafe von höchstens vier Jahren oder Verhaftung gefordert wird. Bei Nichtbezahlung folgt Unterbringung in einem besonderen Strafgefängnis für die Zeitdauer von einer Woche bis zu einem Jahre. Ein Verweis erfolgt z. B. bei leichteren Verbrechen, wenn die Haupsstrafe für Normale nur in einer Geldbusse oder Haft besteht. Für die Auferlegung der besonderen Strafen muss der Richter davon überzeugt sein, dass das Krankhafte der geistigen Veränderung absolut sicher wissenschaftlich feststeht. In bezug auf echte moralische Defekte und gewisse sexuelle Perversitäten und im allgemeinen auf solche Charakterfehler und Mängel, „welchen meistens die verbrecherische Natur eines Verbrechers zuzuschreiben ist", steht das nicht fest. Zwangspflege. Neben den psychopathischen Verbrechern können auch unter im Entwurf festgelegten Umständen die Störung verursachenden Potatoren, die Bettler und Landstreicher nach der ihnen wohl oder nicht auferlegten Strafe vom Richter zur Verfügung der Regierung gestellt werden. Der Zivilrichter untersucht nun wieder die Sache. In Uebereinstimmung mit dem Ausspruch des Strafrichters: bedingte oder unbedingte Zurverfügungstellung der Regierung, bestimmt der Zivilrichter die Dauer der Zwangspflege (1—5 Jahre, wenn die Missetat oder Uebertretung geschehen ist entweder mittels der Presse oder unabsichtlich; 2—10 Jahre wegen eines oder mehrerer anderer Verbrechen). Bei der unbedingten Zurverfügungstellung kann der Zivilrichter den geisteskranken, nicht zurechnungsfähigen Verbrecher vorläufig für die Zeitdauer von höchstens einem Jahre in einer Irrenanstalt unterbringen lassen. Bei der bedingten Zurverfügungstellung werden vom Zivilrichter die Bedingungen festgestellt und eine Probezeit von höchstens fünf Jahren. Die Zeitdauer der Zwangspflege kann, wenn nötig, jedesmal während einer Zwangsdauer von ½—2 Jahren verlängert werden, wobei sachverständige Belehrung eingeholt wird. Der zur Verfügung der Regierung gestellte Verbrecher kann nun untergebracht werden: 1. in einem Reichsasyl, zu welchem ein gesondertes Asyl für Trunksüchtige gehören soll. In diesem Asyl können nachfolgende Strafen auferlegt werden: a. Verbot von Schreiben oder Empfang von Briefen, von Besuch oder von anderen Vorrechten; b. Darreichung von Wasser und Brot statt der gewöhnlichen Nahrung; c. Einsperrung im Arrest; d. Fesseln. Die ärztliche Behandlung wird hierbei jedoch im Vordergrund stehen müssen, und daneben religiöse Auferziehung und Unterricht, gewöhnlicher Unterricht (einschliesslich fachmännischem Unterricht) und Arbeit. Im Falle von Geisteskrankheit, ernstlichen oder Infektionskrankheiten oder Schwangerschaft können die Leute in einer Irrenanstalt respektive anderen Anstalten untergebracht werden. 2. Zwangspflege in privaten Vereinigungen und Anstalten. 3. Familienpflege für solche Leute, welche für eine Zeitdauer von wenigstens sechs Monaten in einem Reichsasyl untergebracht waren. Entlassung. Diese kann zu jeder Zeit, bedingt oder unbedingt, vom Justizminister befohlen werden. Die bedingte Entlassung kann jederzeit aufhören, wenn die Person in eine Irrenanstalt aufgenommen werden muss, sich schlecht beträgt, für die öffentliche Ordnung gefährlich wird, den Bedingungen nicht nachkommt oder dies anderweitig nötig sein wird. Für minderjährige Psychopathen (unter 18 Jahren) bleiben im allgemeinen die Kindergesetze gültig. Doch wird es auch möglich sein, einen sehr gefährlichen Minderjährigen in einem Reichsasyl und für einen längeren Zeitraum als bis zu seinem 21. Lebensjahre unterzubringen." — Geisteskrankheit ist nach

der Argumentation Violettes (82) als Scheidungsgrund zu betrachten. Gewiss stellt jede Ehe ein Risiko dar. Aber eine Ehe ohne Erhaltung der Persönlichkeit, die mit dem Verfall in unheilbare Geisteskrankheit erlischt, ist nicht denkbar. In solchen Fällen ist der eine Ehegatte dem andern für immer verloren und der eine Teil kann genau so gut auf Ehescheidung dringen, wie in den Fällen, wo dem andern die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, was gleichsam den moralischen Tod bedeutet. — Die Hauptergebnisse seiner unter Lacassagne et Et. Martin gefertigten Arbeit fasst Vermalle (154) folgendermassen zusammen: „Die Anthropometrie der Entarteten. Beziehungen zwischen den Messungen der verschiedenen anthropometrischen Segmenten. 1. Die anthropometrische Untersuchung, so wie sie von A. Bertillon zur Identifizierung rückfälliger Verbrecher eingeführt ist, kann auf die medizinische Beobachtung der Entwicklung der Individuen angewandt werden. 2. Wenn man nach dem Vorgange von Etienne Martin die Beziehungen zwischen den verschiedenen anthropometrischen Segmenten nach dem Bertillonschen Verfahren studiert, so findet man, dass normale Beziehungen zwischen der Entwicklung des Ohres und des grossen Schädeldurchmessers, der Taille und des Körperumfangs, der Taille und der Statur, zwischen der Entwicklung des Querdurchmessers und der Länge des Ellenbogens, zwischen der Entwicklung des Ohrläppchens und des Fusses. 3. Nach den allgemeinen Regeln, wie sie nach den Erfahrungen in tausenden von Fällen aufgestellt sind, sieht man, dass es Ausnahmen gibt, die durch eine Reihe anormaler Beziehungen zwischen den verschiedenen anthropometrischen Segmenten, die sub 2 angeführt sind, gebildet werden. Die Feststellung und das Studium dieser anormalen Beziehungen stellt die von Etienne Martin als „anthropométrie des dégénérés“ bezeichnete Wissenschaft dar. 4. Verfasser hat gezeigt, dass diese einfache und sehr exakte Vermessungsmethode wertvolle Anhaltspunkte zur Entdeckung einer Reihe Anormaler in den Gefängnissen, Schulen und in der Armee geben kann. — Voss (155) hat in einer sorgfältigen Arbeit den Einfluss der sozialen Lage auf Selbstmord und Verbrechen untersucht. Betreffs des Einflusses der sozialen Lage auf den Selbstmord kommt Verf. zu folgendem Ergebnis: 1. Die auffällige Zunahme der Selbstmorde in allen Kulturstaaten ist eine Folge der tiefgreifenden Umwälzungen auf sämtlichen Gebieten unseres modernen Lebens. 2. Diese Umwälzungen haben die soziale Schichtung der Gesellschaft erschüttert und die traditionellen Grenzen verwischt, die den Wünschen und Strebungen des Einzelindividuums gezogen waren („Anomie“ Durkheim). 3. Die religiösen Gemeinschaften gewähren ihren Anhängern einen gewissen Schutz gegen die Gefahr des Selbstmordes, einerseits durch den engen Zusammenschluss ihrer Glieder, andererseits durch den Glauben an überirdischen Lohn und Strafe. 4. Höhere Bildung an sich darf nicht als selbstmordfördernd betrachtet werden. 5. Der Einfluss der Rasse auf die Selbstmordhäufung lässt sich nur schwer von anderen Faktoren trennen (Religion, Konfession, Bildung). Immerhin scheinen die Germanen mehr zum Selbstmord zu neigen als andere Rassen. 6. Fast bei allen Selbstmördern lässt sich zur Zeit der Tat eine psychische Gleichgewichtsstörung nachweisen; meist handelt es sich um Psychopathen, die den Verzweiflungsschritt unter dem Einfluss hochgradigen Affektes begehen. 7. Bei der Beurteilung des Selbstmordes Unfallverletzter sollte die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit ausscheiden und nur der Zusammenhang zwischen Unfall, Psychose und Selbstmord massgebend sein. Seine Ausführungen über die Beziehungen zwischen wirtschaftlicher Lage (Vermögensverhältnisse) und Kriminalität fasst der Verf. in folgenden Sätzen zusammen: 1. Der Diebstahl, mithin die überwiegende Zahl der Eigentumsvergehen, steht in engen ursächlichen Beziehungen zur wirtschaftlichen Lage. Hunger, Elend und Entbehrungen aller Art sind die Hauptursachen dieses Deliktes. 2. Fast alle Diebstähle werden von den besitzlosen Schichten der Bevölkerung begangen und zwar von ihren arbeitenden unselbständigen Gliedern. 3. Eigener Besitz und wirtschaftliche Selbständigkeit bewahren den Menschen im allgemeinen vor der Gefahr Diebstahl zu begehen. 4. Betrug, Unterschlagung und Wucher zeigen keine eindeutigen Beziehungen zur wirtschaftlichen Lage, sie gehören in das Gebiet der spezifischen Berufsdelikte (die an anderer Stelle besprochen werden). 5. Auch die Verbrechen gegen die Person sind von materiellen Verhältnissen relativ unabhängig. Dagegen stehen sie in





den engsten Beziehungen zur Bildungs- und Kulturstufe eines Volkes. 6. Die Sittlichkeitsverbrechen scheinen mit wachsendem Wohlstand zuzunehmen. Es besteht kein genügender Grund, die gebildeten und besitzenden Klassen der Bevölkerung für diese Zunahme verantwortlich zu machen. 7. Der materielle (und moralisch-sekundäre!) Tiefstand des Proletariats ist die wichtigste Quelle der Kriminalität. 8. Alle Formen wirtschaftlicher, sozialer und politischer Krisen begünstigen die Zunahme der Verbrechen. Ueber den Einfluss der Bildung auf die Kriminalität meint Verf. folgendes[1]): 1. Es ist sinnlos, die Bildung für die Zunahme der Verbrechen verantwortlich zu machen. 2. Die Bildung in ihrer heutigen Form, als Volksschulbildung, ist nicht imstande, ihren verbrechenhemmenden Einfluss genügend zur Geltung zu bringen. 3. Trotzdem tritt dieser Einfluss in den meisten Ländern in der Abnahme der Roheitsdelikte zutage. 4. Die Schule ist den verderblichen Einflüssen der häuslichen Verwahrlosigkeit gegenüber machtlos. Ueber die Kriminalität in Stadt und Land ergibt sich aus den Darlegungen des Verf. folgendes[2]): 1. Die grössere Kriminalität der städtischen Bevölkerung gegenüber den ländlichen Schichten ist nicht allein durch die landläufige Anschauung von den „Gefahren der Grossstadt" zu erklären. Sie beruht vielmehr einerseits auf der verschiedenen beruflichen Vertretung in Stadt und Land, andererseits aber auf den wirtschaftlichen Gegensätzen, die in der Stadt am schroffsten ausgeprägt sind. 2. Es gibt Berufsarten, die in auffälliger Weise zum Verbrechen disponieren, und es gibt Verbrechen, die in engen ursächlichen Beziehungen zu gewissen Berufsarten stehen. 3. Die Bekämpfung der Berufsverbrechen sollte mit der Beeinflussung der Berufswahl beginnen. Betreffs des Einflusses der Rasse und Religion auf die Kriminalität vertritt Verf. folgende Anschauungen[3]): 1. Die Beurteilung des Verbrechens als Rasseneigentümlichkeit kommt bisher über allgemeine Gesichtspunkte kaum hinaus. Eine gesicherte Grundlage könnte die Behandlung dieser Fragen nur durch eingehende Spezialstudien gewinnen. Das lehrt die Betrachtung der am meisten erforschten jüdischen Kriminalität. 2. Direkte Beziehungen zwischen Religion bzw. Konfession und Verbrechen sind kaum nachzuweisen; auf indirektem Wege aber können diese Faktoren die Kriminalität fördern, indem sie Volksbildung und Aufklärung überhaupt bekämpfen. Seine Ausführungen über den Einfluss der sozialen Lage auf die Prostitution fasst Verf. in folgenden Sätzen zusammen[4]): 1. Die Prostitution erwächst aus äusseren und inneren Ursachen. Wirtschaftliches Elend, fehlende Erziehung, böses Beispiel und zufällige Vorkommnisse (Arbeitsmangel!) sind ihre wichtigsten äusseren Ursachen. Die inneren Triebfedern (Trägheit, Leichtsinn, Eitelkeit) erlangen am ehesten ausschlaggebende Bedeutung bei mangelhaft begabten, ethisch minderwertigen Individuen. 2. Eine auffallend starke Beteiligung an der Prostitution zeigt der Dienstbotenberuf. Leicht verständlich ist die Bevorzugung der Kellnerinnen, Schauspielerinnen usw. 3. Lombrosos Lehre von der „geborenen Prostituierten" darf nur für Ausnahmefälle Gültigkeit beanspruchen. 4. Prostitution, Verbrechen, Bettler- und Vagabundentum sind ihrem Wesen und Ursprung nach eng verwandte antisoziale Formen des Daseinskampfes. Welche von den Formen gewählt wird, hängt von der inneren und äusseren Konstellation ab. 5. Die direkte Kriminalität der Dirnen scheint nicht allzu gross zu sein. Ihre Verbrechen stehen meist in engem Zusammenhang mit dem Berufsleben. Durch die Vergesellschaftung mit dem Zuhältertum erlangt die Prostitution ernste kriminelle Bedeutung. 6. Eine Bekämpfung der Prostitution selbst ist aussichtslos, solange wirtschaftliche Gegensätze bestehen und wenig widerstandsfähige weibliche Individuen geboren werden. 7. Der Kampf ist daher gegen die sozial bedrohlichen Begleiterscheinungen des Dirnentums zu richten. 8. Das einzige, Erfolg versprechende Mittel ist eine gesetzlich geregelte, menschlich gehandhabte Reglementierung und Kasernierung[5]). Seine Ausführungen über den Einfluss der sozialen Lage auf das Landstreichertum fasst Verf. in folgenden Sätzen zusammen[6]): 1. Die Ursachen des Landstreichertums decken sich mit denen der

[1]) L. c. S. 442. — [2]) L. c. S. 451. — [3]) L. c. S. 459. — [4]) L. c. S. 468. — [5]) Vgl. hierüber auch die Arbeit von E. v. Grafe, Prostitution, Psychopathie und Verbrechen. Arch. f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik. Bd. XLVIII, 1912. — [6]) L. c. S. 472.

Prostitution (s. oben). 2. Die Neigung der Vagabunden zu schweren Verbrechen ist nicht gross, sehr zahlreich sind dagegen die spezifischen Berufsdelikte. Die Bekämpfung des Landstreichertums muss streng individuell gehandhabt werden. Es verdient ernste Berücksichtigung, dass die Zahl der pathologischen Elemente unter den Stromern gross ist [1]). Nach diesen Stichproben dürfte sich ein eingehendes Studium der Vossschen Abhandlung recht empfehlen. — Wagner v. Jauregg (83) stellt für die forensische Bearbeitung krankhafter Triebhandlungen folgende Grundsätze auf: 1. Für die Erkenntnis der Motivierung von verbrecherischen Handlungen durch krankhafte Triebe ist die Erfahrung, dass die verschiedenen krankhaften Triebe häufig bei ein und demselben Menschen in der Mehrzahl auftreten, von Wichtigkeit. Man hat ferner auf die Möglichkeit ihres Vorhandenseins zu achten unter besonderen Umständen des Täters, so im Pubertätsalter, bei Frauen zur Zeit der Menstruation und Schwangerschaft. Für die Erkenntnis der krankhaften Triebe ist ferner vor allem die Erforschung des Traumlebens von Wichtigkeit. 2. Die krankhaften Triebe sind das Produkt einer krankhaften Gehirntätigkeit, welche sich aber fast nie in ihnen allein, sondern auch noch in anderen Störungen der geistigen und Nervenfunktionen äussert. 3. Für die strafrechtliche Beurteilung kommt vor allem in Betracht die Frage der Unwiderstehlichkeit der krankhaften Triebe. Dieses Merkmal kommt ihnen im allgemeinen nicht zu, da es den solchen Trieben ausgesetzten Menschen erfahrungsgemäss häufig genug gelingt, ihren Trieb zu unterdrücken. 4. Es wird daher der Nachweis eines krankhaften Triebes allein nicht ausreichend genug sein, um die strafrechtliche Verantwortlichkeit als aufgehoben ansehen zu können. 5. Es wird vielmehr im Einzelfalle immer notwendig sein, zu entscheiden, ob der im Momente der Tat vorhandene Bewusstseinszustand eine solche krankhafte Störung aufwies, dass dadurch die Bedingungen für das Wirksamwerden des § 2 des Oe.Str.G. bzw. des § 3 des Str.G. gegeben sind. — Wagner v. Jauregg (156) plädiert für staatliche Irren- und Trinkerheilanstalt zur zwangsweisen Unterbringung von gemeingefährlichen Geisteskranken und Alkoholikern. — Eine ausgezeichnete Arbeit — vielleicht die beste aus den beiden letzten Jahren — über die Unterbringung geisteskranker Verbrecher und gemeingefährlicher Geisteskranker liegt aus der Feder von L. W. Weber (84) vor. Statt eines vollständigen Referats gebe ich lieber dem Verf. selber das Wort, indem ich seine Zusammenfassungen und seine Schlussbetrachtung hier folgen lasse: „Es handelt sich — allgemein gesprochen — um Individuen, die zwei Eigenschaften in sich vereinigen: Geisteskrankheit oder geistige Minderwertigkeit und Kriminalität oder Neigung zu kriminellen oder antisozialen Handlungen (Gemeingefährlichkeit im weiteren Sinne). Solche Individuen werden ermittelt bei der Rechtssprechung, im Strafvollzug, in Irrenanstalten und in der Fürsorgeerziehung. Die Bezeichnungen: „verbrecherische Irre“ und „geisteskranke Verbrecher“ geben keine genügende Charakterisierung der hier in Betracht kommenden Individuen. Dagegen kann man nach ihrem Verhältnis zum Strafrecht, zu sicherheitspolizeilichen und Wohlfahrtsmassregeln mit Aschaffenburg folgende Gruppen unter ihnen unterscheiden: 1. Solche, bei denen nach Begehung einer Straftat wegen festgestellter Geisteskrankheit entweder in der Voruntersuchung das Verfahren eingestellt wurde, oder die in der Hauptverhandlung freigesprochen wurden. 2. Die Verurteilten, die nach der Tat oder im Strafvollzuge an Geistesstörung erkrankten. 3. Kranke, die nach der Begehung oder versuchter Begehung einer Straftat, ohne dass es zur Einleitung eines Strafverfahrens oder überhaupt einer Anzeige kam, als notorisch Geisteskranke einer Anstalt zugeführt wurden. 4. Kranke, die während ihres Aufenthaltes in der Irrenanstalt durch ihr unsoziales Verhalten oder durch bestimmte verbrecherische Neigungen auffielen. Dazu kommen: 5. noch geistig abnorme Fürsorgezöglinge, die wegen unsozialer Neigungen in der normalen Fürsorgeerziehung störend werden und hier nicht gehalten werden können. Nicht alle Angehörigen dieser Gruppen bereiten bei ihrer Unterbringung besondere Schwierigkeiten, sondern nur diejenigen, bei denen wirklich von einer Gemeingefährlichkeit oder vom dauernden Bestehen antisozialer Neigungen gesprochen werden kann. Die Zahl dieser

[1]) Vgl. hierzu die oben referierte Arbeit von Schuppius, Beitrag zur Vagabundenfrage. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, X, 1912.



Kranken ist nicht besonders gross, unter den Irrenanstaltsinsassen beträgt sie etwa $^1/_{10}$—$^1/_4$ der genannten Gruppen. Die klinische Form der hier auftretenden Psychosen ist ohne Einfluss auf die Gefährlichkeit und die antisozialen Instinkte ihrer Träger. Dagegen gehört eine grosse Zahl der wirklich Gefährlichen zu den geistig Minderwertigen, unabhängig davon, ob sie neben dieser meist von Haus aus in Form einer degenerativen Anlage bestehenden Minderwertigkeit noch vorübergehend oder dauernd an einer ausgesprochenen Geistesstörung erkrankten. Als geistig minderwertig darf ein Krimineller aber nur dann bezeichnet werden, wenn neben der Kriminalität oder den antisozialen Instinkten noch deutlich eine krankhafte Grundlage nachzuweisen ist. Einheitliche gesetzliche Bestimmungen betreffs Unterbringung und Unschädlichmachung aller geisteskranken und gefährlichen Personen existieren in keinem Staat. Nur in einigen Staaten ist durch ein Gesetz ausgesprochen, dass alle von einer Straftat wegen Geisteskrankheit Freigesprochenen ohne weiteres als gefährlich anzusehen sind und dass bestimmte Instanzen deren Verwahrung zu veranlassen haben. Dagegen entspricht es der Rechtsanschauung aller Kulturvölker und ist auch meist gesetzlich festgelegt, dass an geisteskrank gewordenen Verurteilten eine Strafe nicht weiter vollzogen werden kann. Die praktische Durchführung dieses Grundsatzes hat vielen Schwankungen unterlegen und ist auch heute noch verschiedenartig geregelt, doch im ganzen überall so, dass bei länger dauernder geistiger Erkrankung die Ueberführung des Erkrankten in eine ärztlich geleitete Irrenanstalt erfolgt. In Preussen und Baden wird die in der Irrenanstalt verbrachte Zeit auf den Strafvollzug nicht angerechnet. Für die Aufnahme in öffentliche Irrenanstalten sind die Bestimmungen nicht einmal innerhalb einzelner Staaten völlig einheitlich, doch gibt in den meisten Ländern Geisteskrankheit und Gefährlichkeit zusammen die Berechtigung, einen Menschen auch gegen seinen Willen in die Anstalt zu verbringen und dort festzuhalten. In ähnlichem Sinne ist die Entlassungsfrage geregelt. Es muss aber bei der Aufnahme wie bei der Entlassung aus der öffentlichen Anstalt als Regel gelten, dass nur das gemeinsame Vorhandensein beider Bedingungen (Geisteskrankheit und Gefährlichkeit) die Zurückhaltung eines Menschen gegen seinen Willen in der Anstalt rechtfertigt, dass bei dem Wegfall einer dieser Bedingungen die Irrenanstalten nicht mehr der Ort sind, die Gesellschaft vor derartigen Individuen zu schützen. Die Irrenanstalt dient der Krankenbehandlung, aber nicht dem Strafvollzug und nicht zur Unterbringung gefährlicher Individuen im allgemeinen. Bei der Handhabung aller hier in Frage kommenden Bestimmungen kommt es auf die Feststellung des Begriffes „Geisteskrankheit“ an. Wo es sich um vollentwickelte Formen von Geistesstörung handelt, reichen die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen aus und die Unterbringung derartiger Kranker, auch wenn sie hochgradig gefährlich sind, bereitet keine Schwierigkeiten. Diese entstehen erst, wo es sich um Grenzzustände handelt, die in den jetzt geltenden Bestimmungen nicht berücksichtigt werden. Zurzeit ist die Irrenanstalt weder verpflichtet noch berechtigt, Leute gegen ihren Willen festzuhalten, die nur „geistig minderwertig“ im klinischen Sinne sind. Die Fürsorgezöglinge verbleiben auch nach einer wegen Geisteskrankheit erfolgten Ueberführung in die Irrenanstalt in Fürsorgeerziehung bis zu ihrem 21. Lebensjahre. Die Entmündigung ist bestimmt zum Schutze der Rechte des Geisteskranken, aber sie kann nie zur Unschädlichmachung bestimmter Individuen und zum Schutze der Gesellschaft vor ihnen verwandt werden. Von allen wegen Geisteskrankheit Freigesprochenen, im Strafvollzug Erkrankten oder infolge einer Geistesstörung Gefährlichen bedarf, wie die Praxis zeigt, nur ein kleiner Teil einer besonderen Unterbringung ausserhalb der Strafvollzugs- oder Irrenanstalten. Viele nach der Verurteilung leicht Erkrankte absolvieren, ohne irgendwie auffällig zu werden, den Strafvollzug; rasch vorübergehende Geistesstörungen werden vielfach in den Lazaretten der Strafanstalten behandelt. Sträflinge, die an auffälligen, schweren oder länger dauernden Geistesstörungen erkranken, können im gewöhnlichen Strafvollzug aus theoretischen und praktischen Gründen nicht geduldet werden. Für sie haben sich die Gefängnisbeobachtungsstationen nach preussischem Muster bewährt. Hier ist eine Behandlung für beschränkte Zeit möglich, nach Ablauf dieser Zeit oder, wenn sie als unheilbar erkannt sind, erfolgt Ueberführung in eine Irrenanstalt. Einige Länder (Sachsen, Württemberg) behandeln in solchen Adnexen bis zum Strafende. England tut dasselbe in Invalidengefängnissen

und einem besonderen Zentralasyl. Die moderne Irrenanstalt wird mit dem grössten Teil der ihr als gemeingefährlich oder aus dem Strafvollzug überwiesenen Kranken fertig und kann ihnen dieselbe Bewegungsfreiheit wie anderen Kranken gewähren. Für den Rest der Kranken, die wegen unsozialer, auch in der Irrenanstalt nicht verschwindender Eigenschaften sich für die freie Behandlung nicht eignen, haben sich die in der letzten Zeit vielfach errichteten festen Anstaltsadnexe (Verwahrungshäuser) bewährt. Sie stehen in ökonomischem Zusammenhang und gewöhnlich unter der Verwaltung der Hauptanstalt; die Aufnahmen und Entlassungen sind unabhängig von Polizei- oder Strafvollzugsbehörden oder Gerichtsentscheidungen lediglich nach ärztlich-technischen Gesichtspunkten geregelt. Für den Strafvollzug sind die Verwahrungshäuser nicht bestimmt. Die den Irrenanstalten angeschlossenen Verwahrungshäuser gestatten in bezug auf Grösse, Organisation und Verteilung auf verschiedene Anstalten eines Verwaltungsbezirkes vielfache Modifikationen und machen die Einrichtung besonderer Asyle in den meisten Fällen unnötig. Die Zentralasyle für kriminelle Kranke nach englischem und amerikanischem Muster eignen sich für die deutschen Verhältnisse wegen der Verschiedenheit der Gesetzgebung nicht; auch ist die gemeinsame Unterbringung gefährlicher und harmloser Kranker lediglich nach strafrechtlichen Gesichtspunkten zu verwerfen. Auch abgesehen davon haften ihnen Nachteile an gegenüber den Strafanstalts- und Irrensanstaltsadnexen. Lediglich geistig minderwertige, unsoziale Individuen können in keiner der vorhandenen, für Geisteskranke bestimmten Anstalten untergebracht werden. Die im deutschen Sprachgebiet geplanten Aenderungen der Strafgesetzgebung sehen besondere Massregeln für die strafrechtliche Beurteilung, Bestrafung und sichernde Verwahrung der unter dem Namen der geminderten Zurechnungsfähigkeit zusammengefassten Grenzzustände vor. Werden diese Vorschläge Gesetz, so macht ihre praktische Durchführung die Schaffung besonderer Abteilungen für den Strafvollzug an Minderwertigen und besondere Anstalten zu ihrer sicheren Verwahrung erforderlich, da sich hierzu die für Geisteskranke bestimmten Anstalten nicht eignen. Eine ähnliche Trennung ist für den Strafvollzug und die sichernde Verwahrung von psychopathischen Jugendlichen vorgesehen und ebenso sollen verlängerte Strafen an Gewohnheitsverbrechern in besonderen Anstalten vollzogen werden. Eine weitere Sicherung trifft der deutsche Vorentwurf in der Bestimmung, dass die wegen Geisteskrankheit Freigesprochenen durch richterliche Entscheidung einer Anstalt überwiesen werden. Für Preussen ist erwünscht, dass die Frage der Anrechnung der Irrenanstaltszeit auf die Strafzeit definitiv geregelt wird. Das Entmündigungsverfahren in seiner jetzigen Form eignet sich nicht zur Sicherung der Gesellschaft gegen gemeingefährliche Geisteskranke oder Psychopathen, vielleicht aber ein ähnliches Sicherungsverfahren. Neben den schon in Abschnitt III beschriebenen Einrichtungen sinb praktische Massnahmen grundsätzlich abweichender Art für die Unterbringung nicht vorgeschlagen, vielleicht gewinnen in einzelnen hiefür geeigneten Ländern kolonisatorische Einrichtungen grösseren Stils einmal eine praktische Bedeutung. Bei allen gesetzlichen Bestimmungen und bei ihrer praktischen Ausführung ist darauf Bedacht zu nehmen, dass Strafvollzug und sichernde Bewahrung getrennt werden und dass bei allen Massnahmen Geisteskranke und geistig Minderwertige, Erwachsene und Jugendliche und alle diese Gruppen von dem unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechertum ohne krankhafte Züge streng geschieden bleiben.“ Der Ueberblick über die Literatur zeigt, dass die geisteskranken Verbrecher und die gefährlichen Geisteskranken kein einheitliches Krankenmaterial darstellen, sondern in ganz verschiedenartige, wenig scharf von einander zu trennende Gruppen verfallen, je nachdem man bei ihrer Betrachtung vom juristischen, medizinischen oder kriminalistischen Standpunkt ausgeht. Da sich diese bei der verschiedenen Betrachtungsweise ergebenden Gruppenbildungen auch nicht untereinander decken, so ist es bisher nicht gelungen ein einheitliches, auf alle Länder und Verhältnisse passendes Schema für die strafrechtliche Beurteilung dieser Menschen und ihre Behandlung während und nach dem Strafvollzug zu finden, auch weitgehende gesetzliche Aenderungen werden nicht zu diesem Ziele führen. Die bisherigen Vorschläge und ihre Umsetzungen in die Praxis aber zeigen folgendes: Nur ein kleiner Teil der sogenannten verbrecherischen Geisteskranken und der in der Strafhaft geistig erkrankten Rechtsbrecher verdienen wirklich den Namen „gefährliche Geisteskranke“, d. h. sie bilden



für längere Zeit oder dauernd eine Gefahr oder Störung für die Umgebung und bedürfen anderer Massnahmen als der durch ihren Geisteszustand allein bedingten. Unter ihnen kann man unterscheiden: a) Eine kleine Gruppe, bei der eine wirkliche Geistesstörung und Gefährlichkeit gleichzeitig miteinander auftreten und für kürzere oder längere Zeit miteinander bestehen. Für die Unterbringung und Verwahrung dieser Individuen haben sich besondere Abteilungen bei den Strafvollzugsanstalten und besonders gesicherte Adnexe der Irrenanstalten als geeignet und ausreichend erwiesen; in Grösse und Organisation können diese Einrichtungen verschiedenartig gestaltet sein. b) Eine grössere Gruppe, bei der eine eigentliche Geistesstörung gar nicht oder höchstens episodisch auftritt. Dauernd aber bestehen bei den Angehörigen dieser Gruppe meist auf dem Boden angeborener Anlage verschiedene psychopathische Zustände, die man als geistige Minderwertigkeit zusammenfassen kann, und gleichzeitig, als ein weiterer Ausdruck dieser geistigen Minderwertigkeit, unsozialer Neigungen oder Gemeingefährlichkeit. Hier ist die episodisch auftretende Geistesstörung also nicht die Ursache der Gefährlichkeit. Die Unterbringung und Unschädlichmachung dieser bebesonders gefährlichen Gruppe bereitet bis jetzt grössere Schwierigkeiten, weil die vorhandenen Bestimmungen und Einrichtungen meist nur für vollentwickelte Geistesstörungen gedacht und geeignet sind. Hier ist eine Erweiterung der Gesetzgebung notwendig, wie sie in den Strafgesetzentwürfen der meisten Länder vorgesehen sind, zu ihrer Ausführung müssen aber auch entsprechende neuartige Einrichtungen, besonders sogenannte Zwischenanstalten verschiedener Art beschafft werden. Die bisherige Praxis hat gezeigt, dass alle zur Krankenbehandlung, Erziehung und Verwahrung dienenden Anstalten sich nicht für den Strafvollzug auf längere Dauer eignen, das wird man auch bei den neuen Bestimmungen und Einrichtungen berücksichtigen müssen. Je mehr bei den Organen der Rechtsprechung und des Strafvollzugs und bei ihren Gehilfen, den gerichtlichen Sachverständigen und Strafanstaltsärzten, die Kenntnis von den psychopathischen Zuständen vertieft wird, desto mehr ist mit Hilfe der vorhandenen und der neu zu schaffenden Einrichtungen eine Sicherung der Gesellschaft gegen die Gefährlichkeit geisteskranker oder geistig minderwertiger Individuen möglich. Prophylaktisch wird hier auch der Ausbau der Jugendfürsorge und des allgemeinen rechtlichen und sozialen Schutzes der geistig Gebrechlichen wirken. Die Gefährlichkeit der geisteskranken oder geistig minderwertigen Individuen kann also durch die hier besprochenen Massregeln ausreichend bekämpft werden. Völlig getrennt von ihnen besteht aber die Gruppe, die man kriminell-anthropologisch als gewohnheitsmässiges oder geborenes Verbrechertum oder als „moral insanity" bezeichnet, Individuen, bei denen sich krankhafte Eigenschaften im Sinne unserer heutigen klinischen Anschauungen nicht nachweisen lassen; denn die antisozialen Instinkte, der Mangel an Altruismus allein, dürfen als solche nicht gelten. Für die Sicherung der Gesellschaft gegen die Gemeingefährlichkeit dieser Gruppe sind die hier besprochenen Massnahmen nicht geeignet. Man wird bei der theoretischen Betrachtung, wie bei der strafrechtlichen Beurteilung und Behandlung wohl noch auf lange hinaus diese Schädlinge der menschlichen Gesellschaft völlig von denen trennen müssen, bei denen krankhafte Züge in stärkerem oder geringerem Grade nachzuweisen sind. — Weber (157) gibt eine einführende Darstellung der Einrichtung und des Betriebes der Anstalt, in der sich zum erstenmal der Typus der von Cramer u. a. vorgeschlagenen „Zwischenanstalten" realisiert. Aus der Darstellung selbst sei unter Weglassung bautechnischer Details folgendes prinzipiell Wichtige hervorgehoben: Nur diejenigen der kriminellen Kranken kommen für ein Verwahrungshaus in Betracht, die in den offenen Abteilungen ein unsoziales Element bilden. Die Entscheidung darüber, ob ein Patient in das Verwahrungshaus überzuführen sei, steht einzig und allein den Provinzialbehörden und den Anstaltsdirektionen zu, die polizeilichen Organe sind daran ganz unbeteiligt. Das Göttinger Verwahrungshaus ist nach den Angaben Cramers angelegt, der in seinen Intentionen bei den Behörden ein weitgehendes Verständnis gefunden hat. Die Belegziffer beträgt im Höchstfalle 60 Kranke. Die Anlage entspricht, soweit sich Ref. aus der Skizze über die Darstellung orientieren kann, im wesentlichen der Bauart der Strafanstalten (z. B. Moabit. Bruchsal usw.), d. h. von einer Zentrale gehen zwei Flügel aus. Auch sonst erinnert die Organisation vielfach an den Straf-



vollzug. Die Tendenz des Verwahrungshauses ist: sichere Beaufsichtigung und Beschäftigung unter Wahrung des Krankenhauscharakters. Die Sicherheitsmassregeln sind in ausserordentlich umsichtiger Weise 'getroffen und stehen den entsprechenden Einrichtungen der Strafanstalten kaum nach. Trotzdem bleibt der Charakter der Krankenanstalt gewahrt, indem die Mehrzahl der Patienten auf Schlafsäle verteilt sind die allerdings nur 5 Betten beherbergen. Isolation wird nach Möglichkeit vermieden Nur bei Patienten, deren Disziplinlosigkeit in erheblichem Masse zu wünschen übrig lässt, kommt die Isolierung zur Anwendung, und auch dann nicht einmal in rigorosester Anwendung. Die grosse Anzahl der Wärter (24 und 1 Oberwärter) im Verhältnis zu der geringen Belegziffer der Anstalt ist mit der Verhinderung allzugrosser Vertraulichkeit mit den Internierten zu erklären. — Ausgehend von der Ausnahmestellung, die der Mörder unter allen übrigen Delikten einnimmt, erörtert Weygandt (85) die gelegentlichen Schwierigkeiten, die sich der psychiatrischen Begutachtung entgegenstellen, an einzelnen Beispielen (Fall Tessnow) und unter Berufung auf eine Reihe von Reichsgerichtsentscheidungen, um alsdann zur Mitteilung eines eigenen umfangreichen kasuistischen Materials überzugehen. Im ersten Fall handelte es sich um eine schwer belastete Kindermörderin, die an einer akut verlaufenden Psychose mit lebhaftem Verlauf litt. Der jetzige Erkrankung, die sich als eine schubweise verlaufende Form von Dementia praecox mit vorwiegenden Erregungszuständen unter Verwirrtheit und Inkohärenz, sowie angedeuteten Negativismus charakterisierte, war bereits eine frühere allerdings leichtere Erkrankung mit zweimaligem Anstaltsaufenthalt vorangegangen. Charakteristisch war das Verhalten der Pat. bei der Entdeckung der Tat. Eines Tages während ihr Mann auf Arbeit war, hörte man sie in der Wohnung toben. Es wurde geöffnet, sie lag im Hemd an der Tür, das Kind tot im Bett mit dem Gesicht in den Kissen. Singend mit heftigem Rededrang, unter theatralischen Bewegungen und lebhaftem Minenspiel wurde die Täterin zur Polizei gebracht. Sie raufte sich das Haar, zog sich aus, tanzte umher, verkannte Personen. Auf Fragen nach ihrem Kinde ging sie zunächst nicht ein. Der Täterin wurde der Schutz des § 51 zugebilligt. In einem ähnlichen Falle tötete ein seit längerer Zeit kränkelnder Vater sein Kind und verletzte sich und seine Ehefrau schwer. Auch hier wurde die Anwendung des § 51 für zulässig erklärt, da es sich bei dem Pat. um eine ins manisch-depressive Irresein gehörende agitierte Depression handelt. In einem weiteren Falle handelte es sich um einen erblich belasteten von Jugend auf erheblich schwachsinnigen Menschen, der in mancher Hinsicht unter der Stufe eines normalen 12 jährigen strafmündig werdenden Knaben zurückgeblieben war, bei dem aber ausserdem noch schwere pathologische Züge, vor allem eine krankhafte Selbstüberschätzung, eine überwuchernde Phantasie mit illusionären Anklagen und forensische schwere körperliche und psychische sexuelle Perversion (Pat. ist des Lustmordes an einem Knaben angeklagt) vorlagen. Für Dämmerzustände lagen keine Anhaltspunkte vor. Die Kopfwehanfälle waren keineswegs von Bewusstseinstrübung und Erinnerungsdefekten begleitet. Vor allem war es unwahrscheinlich bei den Sittlichkeitsdelikten, deren sich Pat. bereits früher schuldig gemacht hatte, an das Vorhandensein von einem das Bewusstsein trübenden Kopfweh zu denken. Bezüglich der Frage, ob durch die Beobachtung bestimmte Anhaltspunkte für die Täterschaft des Pat. ermittelt werden konnten, kann Verf. nur sagen, dass sich solche nicht ergeben haben, dass ihm die Tat aber durchaus zuzutrauen sei. Es lag zwar ein Geständnis gegenüber dem ihn verhaftenden Beamten vor, doch erklärte der Pat. dasselbe hinterher für erpresst und legte sich aufs Leugnen. Weiterhin führte Verf. in seinem Gutachten aus, dass, falls der Angeklagte der Täter ist, er sich zur Zeit der Tat in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befunden hat, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, dass er aus diesem Grunde als gemeingefährlicher Geisteskranker zu bezeichnen und einer Irrenanstalt zu überweisen sei. Das Verfahren wurde darauf gegen den Pat. eingestellt. Der weitere Verlauf der Erkrankung hat die Abgabe des Gutachtens in dem obigen Sinne durchaus gerechtfertigt. Im vierten Falle handelte es sich um einen Dienstknecht, der mit einem älteren Arbeitskollegen öfters unbedeutende Streitigkeiten hatte, als dieser ihn eines Tages auf seine Pflichten verwies, verbat sich der Täter dies, worauf der andere ihn durch ein Schimpfwort beleidigte. Der Täter ging dann erst noch zu Bekannten,

fiel aber weiter nicht auf, als dass er mehr Alkohol als sonst zu sich nahm. Abends schlich er sich in den Pferdestall, in dem er seinen Kollegen wusste, und erschlug ihn durch mehrere wuchtig geführte Hiebe mit einem Prügel. Darauf begab er sich zu dem Dienstherrn, um ihm den Vorfall zu melden. Er gab an, plötzlich sei ihm der Gedanke gekommen, an dem anderen Rache zu nehmen, obgleich er schon früher zu seinem Dienstherrn und später in der Untersuchungshaft Rachegedanken geäussert hatte, ferner dass er nicht den Kopf des Ermordeten, sondern dessen Füsse hätte treffen wollen, um ihm einen gehörigen Denkzettel zu geben. Die psychiatrische Untersuchung ergab das Vorliegen eines nicht besonders hochgradigen Schwachsinns bei dem Täter. Bis auf die jetzige Tat war er mit dem Strafgesetz nie in Konflikt geraten. Als auslösende Momente bei Begehung der Tat muss die Erregung über die erlittene Unbill und der vorherige Alkoholgenuss angesehen werden. Das plumpe Verhalten nach der Tat passt ganz zu dem klinischen Bilde des Schwachsinns. Der Täter stand bezüglich seines Intellektes etwa auf der Stufe eines 12- bis 14jährigen Kindes, musste also sehr wohl wissen, dass er sich strafbar machte. Verf. konnte sich daher nicht entschliessen, ihm den Schutz des § 51 zuzubilligen, wenngleich auf Bewilligung mildernder Umstände, wenn solche bei § 211 zulässig seien, unbedingt zu plädieren wäre. Die Geschworenen verneinten die Frage auf Mord und Tötung mit Vorsatz und Ueberlegung und bejahten die zweite Frage auf Totschlag, also vorsätzliche, aber nicht mit Ueberlegung ausgeführte Tötung. Im Anschluss an diesen Fall warnt Verf. vor allzueifriger Anwendung des § 51. In solchen Fällen empfiehlt es sich, den Täter nicht einfach zu exkulpieren, sondern die Frage auf Totschlag zu erörtern. Auch therapeutisch verspricht er sich von der Freiheitsstrafe einen gewissen Erfolg, namentlich bei bisher unbestraften Imbezillen in dem Sinne, dass die Strafverbüssung dazu beitragen wird, die natürlichen Hemmungen bei etwa sich zeigenden impulsiven Handlungen zu wecken. So kommt der Strafe ein heilpädagogischer Charakter zu. Im letzten Fall, der seiner Zeit auch in der Tagespresse zu zahlreichen Betrachtungen Veranlassung gab, handelte es sich um einen jungen Mann, der des Raubmordes an einer Pfandleiherin angeklagt war, zu der er in näheren Beziehungen gestanden haben soll. Nach Zeugenaussagen soll sich diese allerdings nur darin geäussert haben, dass sich die Ermordete mit dem Täter duzte und ihm Pfandstücke zu höheren Preisen als üblich belieh. Der Patient — ein Spätkind — war von seiten der Mutter, die später an Dementia paranoides erkrankte, belastet. Ein Zusammenhang zwischen der Erkrankung der Mutter und der psychopathischen Konstitution war auf Grund der klinischen Beobachtung nicht gegeben. Auch sein älterer Bruder war kriminell und hatte sich zahlreiche Eigentums-, Rohheits- und Gewalttätigkeitsdelikte zuschulden kommen lassen. Bei dem Pat. selbst bestand seit seinem achten Lebensjahre eine Keratitis parenchymatosa auf angeborener Lues, deretwegen er mit Jodkali behandelt wurde. In seinen Lehr- und Kommisjahren liess er sich Unterschlagungen zuschulden kommen, die leider nicht zu seiner Entlassung führten und ihn in seinem Hang nach Verbrechen noch bestärken mussten. Wegen seiner ewigen Geldverlegenheiten liess er sich mit der Ermordeten ein, die neben ihrer Pfandleihe auch sonstigen unsauberen Geschäften nachging. Wegen seines adretten Aeusseren und seiner gewandten Manieren war er sowohl bei seinen Arbeitgebern, wie auch beim schönen Geschlecht sehr beliebt. Er verstand es, sich jungen Mädchen aus angesehenen Familien und sogar verheirateten Frauen mit Erfolg zu nähern. Es handelte sich also um einen disharmonischen entarteten Menschen, der als Produkt seiner Anlage, Erziehung und seines Milieus zu der Tat gelangte. Die Abweichungen von der vollen Normalität waren so geringfügig, dass sie sich im einzelnen bei sehr vielen Menschen finden, die niemals kriminell werden. Verf. kam daher in seinem Gutachten zu dem Resultate, dass die Tat des Angeklagten auch bei eingehender ärztlicher Würdigung aller Verhältnisse sich als eine aus dem Motiv des Eigennutzes mit Vorsatz und Ueberlegung begangene Tötung eines Menschen darstellte. Ja, selbst wenn entsprechend den Vorschlägen des Vorentwurfes zu einem neuen Strafgesetzbuch (§ 636) der Begriff einer verminderten Zurechnungsfähigkeit Gesetzeskraft hätte, könnte davon doch bei der Tat des Angeklagten nach Ansicht des Verf. nicht die Rede sein. Die angeborene Syphilis, die die Verteidigung als strafmildernd angesehen hat, konnte Verf. nicht als stichhaltig anerkennen



und verneinte dabei die Anwendbarkeit des § 51 auf diesen Fall. Der Täter wurde dementsprechend zum Tode verurteilt. — Weygandt (86) schildert in instruktiver Weise den Werdegang der forensischen Psychiatrie. Zu kurzem Referat ist der an sich referierende Aufsatz nicht geeignet, kann jedoch als trefflicher Uebersichtsartikel der Lektüre warm empfohlen werden. — Wilmanns (87) hebt die Schwierigkeiten hervor, die sich in der Praxis einer einheitlichen und konsequenten Durchführung der §§ 63 und 65 des Vorentwurfs entgegenstellen und sucht nachzuweisen, dass die Begründung des Vorentwurfes von irrigen Anschauungen ausgeht, die Unbeeinflussung der meisten hier in Betracht kommenden Geisteszustände verkennt, den bessernden Einfluss auf die vermindert Zurechnungsfähigen somit zu hoch bewertet und ihre Verbreitung unter den Kriminellen weit unterschätzt hat. — Ziemke (88) zeigt an verschiedenen lehrreichen Beispielen, dass es häufig nicht die Schwäche des Verstandes, sondern mehr noch Abweichungen des Gefühlslebens und des Willens sind, die den jugendlichen Schwachsinnigen mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten lassen. Diesem Umstande ist in dem neuen Strafgesetzbuch mehr Rechnung zu tragen [1]). — Woolley (158) fand unter den auf den Andermansinseln untergebrachten Sträflingen eine grosse Anzahl — ca. 12 % — Geisteskranke. Unter den verschiedenen Gattungen von Verbrechern scheinen die Mörder hinsichtlich ihrer Morbidität an Psychosen zu prävalieren. — Zusammenfassend ist über die drei Krankengeschichten von v. Wyss (159) folgendes zu sagen: Das gemeinsame Schicksal von Verbrechen und Gefangenschaft gibt diesen drei Fällen äusserlich ein ähnliches Bild in der Entwicklung des Unschuldwahns. Von keinem dieser drei Kranken aber konnte man mit Bestimmtheit sagen, dass er nicht geisteskrank geworden wäre ohne Verbrechen und Strafe, ebensowenig kann bestimmt behauptet werden, dass keiner der Kranken Verbrecher geworden wäre ohne Geisteskrankheit. Bei den beiden ersten Fällen erweist sich das Verbrechen als ein erstes Zeichen geistiger Erkrankung, durch welche die verbrecherische Anlage ungehemmt zum Ausbruch kommt. Die Wahnideen entstehen erst sekundär: das psychische Trauma des Verbrechens und der Strafe stellen den aktuellen Komplex dar, der in der Psychose erstarrt. Bei Fall 3 sehen wir ein Verbrechen unter dem Einfluss von Wahnideen, die Wahnideen selber aber denken wir uns entstanden auf Grund derselben Affektlage, aus der auch das Verbrechen hervorgeht. Hier mag ein engerer Zusammenhang zwischen Psychose und Verbrechen bestehen, aber nur in dem Sinne, als Verbrechen und Wahnideen aus derselben Quelle ihren Inhalt gewinnen. Die primäre Störung können wir nicht sehen. — Zangger [2]) führt in einem Vortrage über die Beziehungen des Kindes zum Verbrechen folgendes aus: Die einleitenden Betrachtungen zum Jugendgerichtstag haben zur Aufgabe einen Einblick zu verschaffen in den tiefgehenden Unterschied zwischen der Psyche des Kindes und derjenigen der Erwachsenen hauptsächlich in bezug auf das strafrechtliche Verschulden und die Folgen. Das Kind erfüllt nur selten die Voraussetzungen der strafrechtlichen Tatbestände. Sein Vorstellungsleben ist sprunghaft, es ist suggestibel, plastisch, die Erfahrung und Einsicht beschränkt. Diese Tatsache bedingt die Festsetzung eines bestimmten Alters für die Strafmündigkeit. Das Kind kommt für uns als Urheber und Gehilfe bei Verbrechen, aber auch als Opfer, Mittel und Zeuge in Betracht. Unsere Aufgabe der Jugend gegenüber zerfällt in zwei Hauptteile: a) Die Behandlung des Kindes nachdem ein Verbrechen begangen. b) Die Frage nach der Vorbeugung des Verbrechens durch Fürsorgemassnahmen, die das neue schweizerische Zivilgesetzbuch in so weitgehender, umsichtiger Weise uns bietet zum Schutze der Gefährdeten. Die Ursachen und Voraussetzungen des Verbrechens sind: Angeborene Anomalie, vorübergehende Zustände, wie das Verwirrende, Schwankende, nach Neuem Drängende der Pubertät, das familiäre, das Schul- und soziale Milieu mit ihren suggestiven Wirkungen zufällige Frühsuggestionen und Gifte, auf die das Kind so sehr empfindlich ist. Das

[1]) Vgl. auch den Aufsatz desselben Verf.: Die Beurteilung jugendlich Schwachsinniger vor Gericht. (Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 92. Langensalza 1911. Verlag Beyer & Mann). — [2]) Zangger, Ueber die Beziehungen des Kindes zum Verbrechen. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege. XIII. Jahrg. 1912. S. 289.



Untersuchungsverfahren gegenüber aktiv oder passiv an Verbrechen beteiligten Kindern muss weitgehend darauf Rücksicht nehmen, dass die Kinder sehr plastisch und suggestibel sind. Das kausale Denken ist wenig entwickelt, die Phantasie oft lebhaft, die überdachte Erfahrung sehr beschränkt. Für die Gedanken leitend sind oft sich widersprechende, schnell aufeinanderfolgende Zielvorstellungen. Es ist die Aufgabe des Untersuchungsrichters, die Konkurrenz dieser einzelnen Faktoren festzustellen. Der Begutachter muss die Eigenart der Beeinflussbarkeit in einer psychologischen Darstellung der Persönlichkeit verständlich machen. Das Jugendgericht muss die Urteilssprechung, in der Straf- und Fürsorgeangelegenheit in erster Linie die Opportunität sprechen lassen im Interesse des entwicklungsfähigen Kindes. — Zangger (160) will einen Einblick verschaffen in den tiefgehenden Unterschied zwischen der Psyche des Kindes und derjenigen des Erwachsenen, hauptsächlich in bezug auf das strafrechtliche Verschulden und dessen Folgen. — Zum Schlusse dünkt es mir eine Ehrenpflicht, des Hinscheidens des Mannes zu gedenken, der ein Hauptvertreter der forensischen Psychiatrie war: August Cramer weilt nicht mehr unter uns. Was Cramer der forensischen Psychiatrie als Forscher und Lehrer war, habe ich an anderer Stelle[1]) angeführt. Hinterliesse er weiter nichts als seine jetzt verwaisten Schöpfungen für antisoziale Schädlinge, so wäre ihm damit allein in den Annalen unserer Wissenschaft ein bleibender Platz gesichert. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, dessen reiche praktische Erfahrungen und dessen wohl allgemein anerkannte Sachverständigkeit in gerichtlich-psychiatrischen Dingen die erspriesslichsten Früchte für die Reform unseres Strafgesetzbuches erhoffen liess. Auch der Psychiatrie im eigentlichen Sinne versprach Cramer noch viel zu geben. Der Allbezwinger Tod hat all diesen Erwartungen unerbittlich und unerwartet ein Ende gesetzt, so dass Cramer die volle praktische Verwirklichung seiner Pläne und Ideen nicht mehr zu erleben vergönnt war. Seine literarischen und anderen Schöpfungen werden seine irdischen Spuren noch lange überdauern und von dem Lebenswerk dieses Grossen unserer Disziplin künden.

---

# Referate.

**Schlesinger, Prof. Dr. Eugen.** Schwachbegabte Kinder. Mit 100 Schülergeschichten und 65 Abbildungen schwachbegabter Kinder. Stuttgart 1913. Ferdinand Enke. 131 S.

Der Arbeit liegt ein Beobachtungsmaterial von etwa 300 schwachbegabten Kindern der Strassburger Hilfsschule zugrunde. In 90 Prozent der Fälle treffen ererbte und in früher Jugend erworbene Schädlichkeiten zusammen. Trinkerkinder fallen gegenüber den Schwachbegabten aus nüchternen Familien durch ihre schwache Konstitution, durch die Häufigkeit von Bildungsfehlern, von psychomotorischen Erregungszuständen und vor allem durch die Häufigkeit schwerer Charakterfehler auf. Unter den exogenen Schädlichkeiten spielen die grösste Rolle ein schlechtes soziales Milieu und langwierige, schwere Ernährungsstörungen im Säuglingsalter. Während der ganzen Kindheit und Jugend ist die Sterblichkeit und Erkrankungshäufigkeit der Schwachbegabten wesentlich grösser als bei normalen Individuen. Auffallend oft, und zwar in zwei Drittel der Fälle, sind Störungen am Gehörorgan vorhanden. Für die jüngeren Debilen ist die Farbenblindheit fast pathognomonisch. Sie bessert sich aber in der Regel im Laufe der Jahre. Sieben Prozent hatten schwere Charakterfehler, besonders zeigten sich Lügen, Stehlen und Schulschwänzen. Fünf Prozent waren ausgesprochen moralisch verkommen. Bei der Berufswahl verdient für die Debilen stärkeren Grades in erster Reihe die Landwirtschaft Berücksichtigung. Der Ausbau der Hilfsschulen sei zu erweitern; die schulärztliche Tätigkeit auf die Behandlung der bedürftigen Kinder auszudehnen. Für die aus der Schule entlassenen Schwachbegabten seien Fürsorgevereine, aber auch die obligatorische, spezielle Fortbildungsschule, Arbeitslehrkolonien und Heilerziehungsanstalten notwendig. Die genaue Beobachtung und gewissenhafte Verwertung des Materials macht die Arbeit zu einer der wertvollsten über schwachbegabte Kinder.

Dr. Albert Moll.

---

[1]) Boas, August Cramer †. H. Gross' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. 1912. Bd. 50.



# Negativistische Erscheinungen bei Geisteskranken und Gesunden[1].

Von Dr. K. Gallus, Potsdam.

„Unter dem Namen des Negativismus", so definiert Bleuler[2]), „werden eine Anzahl Symptome zusammengefasst, die alle das Gemeinsame haben, dass eine Reaktion, die im positiven Sinne zu erwarten gewesen wäre, negativ abläuft; die Kranken können oder wollen nichts tun, was man von ihnen erwartet (passiver N.), oder sie tun das Gegenteil oder wenigstens etwas anderes (aktiver oder konträrer N.)." Diese Definition ist allerdings nicht ganz erschöpfend, denn um den Begriff nicht allzu zerfliesslich werden zu lassen, ist unseres Erachtens noch hinzuzufügen, dass es sich um triebhafte, jedenfalls ohne klare Ueberlegung erfolgende Reaktionen handeln muss. Wir müssen uns freilich bewusst bleiben, dass eine scharfe Grenze hier überhaupt nur schwer zu ziehen ist. Die Erscheinungen des sogenannten inneren Negativismus werden durch den Zusatz berücksichtigt, dass der Negativismus auch allein als Hemmung oder Vorkehrung innerer Vorgänge zum Ausdruck kommen kann. Schon nach dem Gesagten ist es klar, dass zwischen Negativismus und Willensstörung die intimsten Beziehungen bestehen müssen; dass jener aber in letzteren nicht ganz aufgeht, beweist schon die Tatsache des im ganzen allerdings seltenen inneren Negativismus. — Bleuler spricht in seiner Definition von gewissen Geisteskranken, obwohl ihm natürlich bekannt ist, dass diese Erscheinungen auch sonst, auch bei gesunden Kindern und Erwachsenen beobachtet werden. In seinen wichtigen Arbeiten hat er eine Menge ganz neuer Gesichtspunkte auf diesen Gebieten entwickelt und den Negativismus bei Kranken auch unter Beziehung auf ähnliche Phänomene bei Gesunden behandelt. Wir werden zunächst vielfach auf den von ihm gewiesenen Pfaden wandeln müssen, wollen aber später dem Negativismus bei Gesunden und dessen Grenzzuständen eine besonders eingehende Betrachtung widmen.

Das Symptom ist so eigenartig, dass, wenn auch die Einheitlichkeit des psychischen Vorgangs in seinen mannigfachen Manifestationen keineswegs erwiesen oder auch nur erweislich ist, doch schon aus Zweckmässigkeitsgründen die Aufrechterhaltung einer besonderen Bezeichnung dafür notwendig erscheint, solange wir nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen haben. Uebrigens wird die nähere Behandlung seiner Erscheinungs-

---

[1]) Nach einem Vortrag in der Psychol. Gesellschaft in Berlin am 23. Januar 1913. — [2]) Lit. 2, S. 158.





formen und das Eingehen auf die Einzelheiten von selbst zu dem Versuche einer Klassifikation und Differenzierung führen. Ein paar kürzlich beobachtete, wenig komplizierte Beispiele mögen den Begriff zunächst erläutern. Ein 10jähriger epileptischer Knabe wurde von einer Station zur andern verlegt. Seitdem sprach er mit seinem Arzt und dem Personal gegenüber kein Wort; er zeigte auch auf Geheiss nicht die Zunge, obwohl er sich im übrigen sachgemäss benahm. Es erschien zweckmässig, ihn elektrisch zu behandeln, doch ohne Erfolg. Nachdem er das Behandlungszimmer verlassen hatte, erzählte er seinen Kameraden genau, was mit ihm soeben gemacht worden sei, verharrte aber im übrigen in seinem ablehnenden Verhalten. — Noch ein anderes Beispiel: Ein 17-jähriger Geisteskranker kniff, solange der Arzt an seinem Bette weilte und sich vergeblich mit ihm zu unterhalten suchte, krampfhaft Augen und Mund zu, ohne sonst im geringsten auf dessen Fragen zu reagieren. Sobald ihn jener aber verliess und sich der Untersuchung eines anderen Kranken im gleichen Zimmer zuwandte, richtete er sich auf und verfolgte mit offenen Augen und sichtlichem Interesse, was jener machte. Es ist kein Zufall, gehört vielmehr mit zu den Eigentümlichkeiten des Symptomenkomplexes, dass er häufig nur in bestimmten Situationen und bestimmten Personen gegenüber, zu denen besonders Arzt und Wartepersonal gehören, in Erscheinung tritt.

Es handelt sich hier nicht um eine bestimmte Krankheit, sondern, wie schon eben angedeutet, um einen Symptomenkomplex, der bei den verschiedensten geistigen Erkrankungen vorübergehend oder dauernd beobachtet werden kann, am allerhäufigsten freilich bei einem bestimmten Leiden, der Katatonie. Hier finden wir die negativistischen Erscheinungen besonders grob und grotesk ausgesprochen; wir wollen sie daher auch zunächst behandeln.

Den passiven Negativismus, für den weitere Beispiele zu geben sich wohl erübrigt, beobachten wir am häufigsten; von diesem zum aktiven ist aber nur ein kleiner Schritt. Kranke, die wochenlang, ohne sich zu rühren, ohne zu reagieren, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, dagelegen haben, springen plötzlich aus dem Bette, begehen irgendwelchen Unfug oder wehren unter Umständen durch Gewalttätigkeiten jede Annäherung ab. Der Angriff ist, wie Bleuler dazu bemerkt, eben die beste Abwehr. „Wer widerstrebt, auf Geheiss den Mund zu öffnen, beisst unwillkürlich die Kiefer fest aufeinander.“ Ob der Negativismus sich aktiv oder passiv äussert, ist gewiss oft nur von Zufälligkeiten abhängig. Ob jemand äussere Reize, die ihm unangenehm sind, durch Nichtbeachtung, durch Abschluss von der Umgebung oder durch einen Angriff von sich abzuwehren sucht, dürfte prinzipiell keinen wesentlichen Unterschied ausmachen. Der aktive Negativismus äussert sich nicht bloss in mehr oder weniger brüsken Abwehrmassnahmen, viel häufiger

wird nur gerade das Gegenteil von dem gemacht, was man verlangt. Soll sich der Kranke anziehen, so zieht er sich aus; soll er still stehen, so läuft er fort. Und das geschieht gelegentlich so regelmässig, dass man von einem Befehlsnegativismus sprechen kann und dass man darin die Möglichkeit hat, diese Kranken, deren Verpflegung und Behandlung unter Umständen die allergrössten Schwierigkeiten macht, dadurch zu lenken und zu dem, was man von ihnen verlangt, zu bringen, indem man ihnen das Gegenteil aufgibt. Man kann dann geradezu von einer negativen Suggestibilität sprechen. In der Hypnose kann man leicht einen ähnlichen Zustand, die Befehlsautomatie, erzeugen; nur das Vorzeichen, mathematisch gesprochen, ist verschieden. Hier geschieht, was man verlangt, dort das Gegenteil.

Diese paradoxen Beziehungen von Beeinflussbarkeit und Negativismus weisen schon darauf hin, dass die Wurzeln des letzteren in zentralen geistigen Vorgängen, um es zunächst ganz allgemein auszudrücken, zu suchen sind. Mit Recht hat Bleuler die prinzipielle Zurückführung dieser Erscheinungen auf motorische Störungen als nicht angängig erklärt. Wenn wir an jenen Kranken erinnern dürfen, der, solange der Arzt an seinem Bette stand, Mund und Augen zukniff und alsbald sich aufrichtete und interessiert umherblickte, als jener sein Bett verlassen hatte, so muss man für einen solchen Fall zugeben, dass hier ein Nichtwollen vorlag, oder wenn man von Nichtkönnen sprechen will, so darf man es nicht in dem Sinne tun, dass nur ein muskulöses Hindernis vorlag, auch kein zentral bedingtes, sondern ein Nichtkönnen des Wollens. Es ist nicht gerade der motorische Apparat in Unordnung, sondern es sind weit mehr ihm übergeordnete Funktionen gestört. Wie man vielfältigen Krankenbeobachtungen entnehmen kann, handelt es sich nicht etwa um klares, dem Kranken bewusstes und motivierbares Nichtwollen, sondern um dunkle, instinktmässige Hemmungen oder höchst unklare Vorstellungen, die ihn gerade in dem betreffenden Augenblick und gerade in der betreffenden Situation hinderten, sich zu rühren. Auch die Abhängigkeit des Phänomens von bestimmten Situationen spricht dafür. In gleichem Sinne sind theoretisch die Aeusserungen des sogenannten inneren Negativismus zu werten, von dem eine intellektuelle und eine voluntäre Form unterschieden wird. Dabei kommt es vor, dass Kranke zu jedem Gedanken das Gegenteil denken müssen. „Wenn man einen Gedanken ausspricht“, so berichtet bei Bleuler ein Kranker, „sieht man immer einen Gegengedanken.“ Das verstärke sich nun, wiederhole sich und gehe so schnell, dass man schliesslich gar nicht mehr weiss, welches der erste und welches der richtige Gedanke sei. So muss sich seiner die Ueberzeugung bemächtigen, was er auch denke und tue, gerade das sei falsch. Solche Vorgänge müssen sich auf assoziativem Gebiete abspielen und können nichts mit motorischen Störungen, auch zentraler



Lokalisation, zu tun haben. Die Theorien, die auf diesen Störungen basieren, werden mindestens der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht gerecht und können höchstens für besondere Einzelfälle zutreffen.

Ueber den psychologischen Hergang bei den negativistischen Phänomenen wird man durch eine Befragung genesener oder weitgehend hergestellter Kranken nicht wesentlich in der Erkenntnis gefördert. Man muss, um einige Klarheit zu bekommen, zunächst die Frage ventilieren, ob wohl ein bestimmter Affekt den Erscheinungen zugrunde liegt. Merkwürdigerweise verrät, wenigstens nach unserer Erfahrung, das Gesicht des Kranken z. B. bei heftigem negativistischem Widerstreben zunächst keinen Affekt, etwa, wie man erwarten sollte, Zorn oder Unwillen. Doch gilt das nicht ausnahmslos. Mitunter sehen wir tatsächlich Aeusserungen derartiger Affekte, mitunter aber auch Schalkhaftigkeit oder Schadenfreude. Offenbar ist tatsächlich häufig genug ein irgendwie hervortretender wesentlicher Affekt nicht vorhanden, wenigstens zunächst nicht, während ein solcher, als Gereiztheit, Aerger, Zorn, bei der Korrektur negativistischer Akte von aussen her sich bemerkbar machen kann. Manche Autoren hingegen glaubten eine bestimmte Affektlage, die der Ablehnung bzw. Ratlosigkeit (Gross) oder pathologische Reizbarkeit, in bestimmten Fällen konstatieren zu können, und das wird sicher für einen Teil der Fälle zutreffen. Aber es kann nicht behauptet werden, dass sich ein einheitlicher abnormer Affekt an der Wurzel der negativistischen Phänomene feststellen lasse.

Bei zahlreichen Kranken erscheint es dagegen plausibel, dass sie sich, namentlich im passiven Negativismus, von der Aussenwelt abzuwenden und die Berührung mit ihr zu vermeiden suchen. Es ist nicht so selten, dass ein derartiger Kranker, den man seinem Negativismus zu entreissen sucht, ein ärgerliches „Lassen Sie mich in Ruhe!“ hervorstösst, ehe er weiteren Störungsversuchen durch einen energischen Angriff ein Ende setzt. Bleuler führt dies Sichzurückziehen, Sichabwenden von der Umwelt (Autismus) darauf zurück, dass solche Kranke eine Lebenswunde empfangen haben, die sie vor jeder Berührung durch Abschliessung von der Aussenwelt zu schützen suchen (Komplexe). Auch in der Sexualität werden natürlich häufig Komplexe gesucht und gefunden, doch ist diesen Funden gegenüber besondere Kritik am Platze. Es ist uns auch nicht plausibel, dass Komplexe bei alten Kranken nach jahrzehntelangem Verlauf des Leidens noch eine besondere Rolle spielen und dass sich aus ihnen die negativistischen Phänomene noch unmittelbar herleiten lassen. Die negativistischen Manieren solcher Anstaltsveteranen imponieren nur noch als Petrefakte, als gewohnheitsmässige Mechanismen, auf die sie sich einmal eingestellt haben und die, wenn sie auch einmal psychologisch begründet waren, nur noch äusserlich mit den früheren Motiven zusammenhängen. Der Kern ging verloren, nur die Schale ist noch geblieben.



Ein eigentümlicher und sehr wichtiger Zug in der Pathologie der Katatonie ist nun aber die charakteristische Tendenz zur Bewusstseinsspaltung, die gerade erst geeignet ist, Komplexen zu besonders deletärem Einfluss zu verhelfen und negativistische Erscheinungen zu erzeugen. Diese Neigung zur Bewusstseinsspaltung hat sogar dem schon lange bekannten Krankheitsbilde der Katatonie zu einem neuen Namen, der Schizophrenie, als Zwiesinn übersetzt, verholfen, worin man die charakteristische Tendenz des Leidens, Spaltung der Begriffe und Gedankengruppen unter sich und der Gedanken von den Gefühlswerten zu verursachen, ausgedrückt hat. Ein hübsches Beispiel dafür sei Bleuler[1]) entnommen. Da setzt sich eine katatonische Kranke an einen fremden Esstisch und versichert den Umstehenden treuherzig: „Habt keine Angst, ich nehme nichts,“ gleichzeitig aber langt sie zu und kaut mit vollen Backen. Einerseits stellt sie sich so, als ob sie nichts nehme, in der richtigen Erkenntnis, dass es nicht gehörig ist, sich an fremdem Orte an eine Tafel zu setzen, an die man nicht gebeten ist. Andererseits verlangt aber Etwas in ihr nach den lockenden schönen Sachen. Zwei völlig disparate Gedankengänge laufen nebeneinander her, ohne dass es zu einem vollen Ausgleich kommt. Der positive und negative Trieb werden, allerdings nicht ganz gleichwertig, zur selben Zeit befriedigt. Gleichzeitig illustriert das gegebene Beispiel auch die weiteren Denkstörungen dieser Kranken, die Ambitendenz, d. h. das Auftreten eines Gegenantriebes zu jedem auftauchenden Triebe, die wiederum eng verbunden ist mit der Ambivalenz, welche der nämlichen Idee zwei gegenteilige Gefühlsbetonungen gibt und den gleichen Gedanken zugleich positiv und negativ denken lässt. So kann eine Kranke flehentlich darum bitten, man solle sie doch aus der Anstalt entlassen, im gleichen Atemzuge aber hinzufügen, es ums Himmelswillen nicht zu tun. Das Leiden neigt an sich schon zur Verblödung, aber die erwähnten Störungen würden allein eine hochgradige Unklarheit und beinahe eine Aufhebung gesunden logischen Denkens zur Folge haben müssen.

Könnte man, wie Bleuler argumentiert, annehmen, dass jeder Gedanke und jeder beliebige Handlungsantrieb, ebenso wie sein Gegenantrieb, mit gleich starker Gefühlskomponente ins Bewusstsein treten, so würde nur der Zufall entscheiden, welcher Antrieb realisiert würde, ob ein negativistischer oder ein normaler Akt resultierte. Bei aller Sprunghaftigkeit und Regellosigkeit der negativistischen Erscheinungen macht ihr Auftreten aber doch nicht den Eindruck, als ob der Zufall kommandierte. Bald sehen wir sie gehäuft auftreten, gesteigert bis zu einem dauernden Verharren in einem negativistischen Habitualzustand, bald freilich nur vereinzelt und passager, zumeist aber in einer Bestimmt-

[1]) Lit. 3, S. 195.



heit und Sicherheit, die die Annahme von Fehlreaktionen ausschliesst, zumal da in der Regel keine Neigung zur Selbstkorrektur besteht. — Mit diesen kurzen Ausführungen über die spezifisch schizophrenen Formen des Negativismus und ihre eigentümliche Genese müssen wir uns hier begnügen, indem wir wegen weiterer Einzelheiten besonders auf die ausführlichen Arbeiten von Bleuler und Gross verweisen.

Für den Negativismus des Katatonikers kommen übrigens gelegentlich auch andere Entstehungsmechanismen in Frage, solche, wie wir sie auch bei anderen Geisteskranken beobachten. So ähneln manche Fälle in ihrer Genese mehr den Erscheinungen bei Altersschwachsinnigen oder bei Epileptischen, bei welchen letzteren sie sich meist nur vorübergehend in einem Dämmerzustande bemerkbar machen. Bei diesen unklaren oder benommenen Kranken dürfte sich das negativistische Widerstreben aus Auffassungsschwierigkeiten, aus der Unfähigkeit, die Situation zu begreifen, der sich ängstliche Affekte beigesellen können, herleiten lassen und Aehnliches kann man wohl auch bei Tieren annehmen, die wie Pferde, Hunde gelegentlich ein negativistisches Scheuen, Bocken, namentlich Unbekanntem, Neuem gegenüber, zeigen. Bei Hysterischen kommt es wiederum häufig infolge von Bewusstseinsspaltung zu einem Nichtkönnen des Wollens und damit zu negativistischen Akten. Andererseits können auch Affekte bei ihnen eine primäre Rolle spielen, wenn sie unter gewissen Umständen einem schweren Affektprall unterliegen und von ihm überwältigt negativistisch werden [1]). Wieder anders liegt die Sache bei manchen Fällen von Ganserschem Symptomenkomplex, die z. T. auch dem Negativismus sehr nahestehende Erscheinungen bieten können. Und schliesslich sehen wir auch, dass sich, wie bei jenem epileptischen Knaben, den wir zuerst erwähnten, ein Mechanismus geltend machen kann, der ganz dem infantilen Negativismus gleicht und auf Hemmungsmangel beruht.

Damit wollen wir uns nun den negativistischen Erscheinungen in der Kindheit zunächst zuwenden. Kindliche Eigenheiten bleiben häufig genug bis ins mannbare Alter bestehen. Deren Rudimente bzw. Rückschläge in kindliche Art lassen sich besonders oft in Psychosen wiederfinden. Bei Manie, seniler Demenz, Paralyse, Hysterie können wir häufig infantile Züge notieren, recht häufig auch bei der Epilepsie, und besonders ist es auch bei der Katatonie der Fall, wo Sonderbarkeiten des kindlichen Wesens, wie Neigung zu Bewegungseigentümlichkeiten, wie Essmanieren, ein gespreizter Zehengang, Freude an sprachlichen Ungeheuerlichkeiten, sinnlosen Reimereien und Wortsalat sich wiederfinden. Und so war es gerade die Häufigkeit negativistischer

[1]) Von Herrn Dr. Möller wurde in der Diskussion auf solche Fälle hingewiesen.



Erscheinungen, die uns bei Kindern auffiel und zu einem Vergleich mit den katatonischen Störungen aufforderte.

Es macht keine Mühe, wenn man Kinder beobachtet, zahlreiche eigenartige Züge, die dem Negativismus mehr oder weniger zuzurechnen sind, zu sammeln. Auch in der Literatur sind einzelne verzeichnet, wenn wir auch den Gegenstand, entgegengesetzt der Häufigkeit des Phänomens, etwas stiefmütterlich behandelt glauben. Man könnte unter gewissen Bedingungen schon einfache Fälle von Trotz und Eigensinn hierher zählen. Trotzanwandlungen dürfen *nicht* als negativistische Akte angerechnet werden, so lange gute oder schlechte *Gründe* zum Festhalten einer bestimmten Position veranlassen. Häufig maskiert sich freilich der Negativismus mit Scheingründen als Trotz. Sind die Grenzen gegen das Pathologische hin in den psychischen Abweichungen überhaupt oft gleitende und unscharfe und häufig nur durch den *Grad* der Entwicklung bedingt, so sind die Abgrenzungen im Kindesalter, wo die Psyche noch unentwickelt ist, ganz besonders schwierig und noch dazu hier, wo es sich nicht eigentlich um krankhafte, sondern nur um abnorme Züge handelt. Vielleicht darf man sie nicht einmal abnorm nennen, da *Züge von Negativismus in gewissen Entwicklungsstufen des Kindes scheinbar zur Norm gehören.* Immerhin muss die Hergehörigkeit von Zügen, bei denen ein *bewusstes* oder *halbbewusstes*, innerlich wohl motiviertes Widerstreben den Negativismus ausmacht, fraglich bleiben. So im folgenden Falle: Ein 4jähriges Kind musste Arznei erhalten, was es natürlich sehr verdross. Als ein Spielgefährte bald danach erschien, verriet es nichts davon, trotz Zuredens, und es wehrte sich auch energisch dagegen, dass überhaupt davon gesprochen wurde, offenbar weil ihm auch die Erinnerung daran peinlich war. Im allgemeinen dürften Züge hierher zu rechnen sein, die nicht bewusstem, sondern instinkt- oder unbewusst zwangsmässigem Widerstreben entspringen, wenn z. B. ein Kind, dem bei Tisch eine sonst gern genommene Speise aufgetan werden soll, plötzlich aus guter Laune heraus erklärt: „nein, das will ich nicht," und nun die übliche Steigerung in heftigen Trotz, lautes Weinen, Brüllen erfolgt. Oder es wird irgend ein belangloser Auftrag, dies oder jenes zu holen, erteilt und dieser löst einen heftigen, scheinbar durch nichts motivierten Widerstand aus. Allmählich, wie ein Gewitter, läuft dieser Sturm im Wasserglase ab, bis der Status quo ante erreicht wird. Eine gewisse Zeit muss gewöhnlich bis dahin verstreichen und eine gewisse Menge psychischer Energie in Tränen, Trotz und motorischen Entladungen verbraucht sein. — Ein unerwarteter Befehl oder Auftrag bringt eine gewisse Unbequemlichkeit mit sich, das ist nicht zu leugnen. Und nicht gehorchen ist manchmal bequemer als gehorchen. Die Betonung des Ichs, die Selbstbehauptung gehört zu den ursprünglichsten Instinkten.

Und wennschon es Lipps für das Natürliche, das den natürlichen Tendenzen unseres Wesens Gemässe, darum auch für das unmittelbar Befriedigende hält, da, wo keine bestimmten Gegenmotive vorliegen, sich mit dem fremden Willen in Uebereinstimmung zu wissen, so macht sich dies Bedürfnis beim Kinde nicht im gleichen Masse geltend; bei ihm prävaliert ja das Triebleben, und ein klarer Wille und genügendes Erfahrungsmaterial zur Entwicklung eines logischen Denkens sind noch nicht vorhanden. Auch Eigensinn, Eigenwilligkeit ist ja nur zu oft ein Zeichen von Willensschwäche und mangelnder Einsicht.

Besonders häufig sieht man solche Züge von Negativismus in Zuständen von Verdriesslichkeit, Ermüdung, Uebelbefinden und Krankheit. Aufmerksame Mütter merken es ihren Kindern schon am Neinsagen an, dass etwas nicht in Ordnung ist, dass sie müde sind, und dass es Zeit ist, sie ins Bett zu bringen. Die genannten Zustände begünstigen in verschiedener Weise das Auftreten negativistischer Erscheinungen. Affekte, man denke an die krassen Beispiele des Zornes, der Trauer, sind nur der Aufnahme verwandter Gedanken förderlich, hindern aber konträre, sich geltend zu machen. So werden wir uns nicht wundern, wenn sich Verdriesslichkeit der Kinder in negativistischen Akten bekundet. Durch Uebelbefinden, Krankheit, Ermüdung wird offenbar die Fähigkeit, sich verständig fremdem Willen unterzuordnen, noch weiter vermindert, die Schwelle für ablehnende Reaktionen herabgesetzt. So sehen wir ja auch bei psychopathischen Kindern, dass sich die Neigung zum Fortlaufen auf schliesslich immer geringere dysphorische Reize offenbart. — Jede Aenderung des bestehenden Zustands kann schon unangenehm empfunden werden. Da schreit ein Kind, das ein leichtes Unwohlsein hat, gerade heraus und duldet nicht, dass es aus seiner üblen Stimmung durch Spiel, Unterhaltung oder Ablenkung herausgebracht wird. „Du sollst nicht fragen, du sollst nicht sprechen, du sollst nicht lachen,“ heisst es dann, als ob das Kind seine schlechte Stimmung nicht missen möchte.

Negativistische Akte können in der Tat leicht entstehen, wie wir schon gesehen haben, da wo die Fähigkeit zur Auffassung herabgesetzt wird, so bei Epileptikern im Dämmerzustand, dauernd bei Alterschwachsinnigen aus eben diesem Grunde. Und auch bei Kindern ist diesem Moment ein erhebliches Gewicht beizumessen, wenn es auch nicht immer und allein ausschlaggebend ist. Die Ermüdung als ein die Auffassung erschwerendes Moment und darum als Quelle von negativistischen Erscheinungen hat Stadelmann[1]) besonders betont. Doch lassen sich unseres Erachtens nicht, wie er es will, alle Unzulänglichkeiten bei psychisch abnormen Kindern, bei denen man negativistische Erscheinungen in besonderer Intensität findet, auf ihre Ermüdungsanlage zurückführen.

[1]) Lit. 11.



Es lassen sich schliesslich mehr oder minder **ausgedehnte Dauerzustände** von kindlichem Negativismus konstatieren, in denen der böse Geist, der stets verneint, die Oberhand gewonnen hat und behauptet. Da wird zu allem „Nein“ gesagt. „Neintage“ nannte sie neulich ein guter Beobachter seines Kindes. Sehr hübsch hat Paulsen in seiner Pädagogik, und ins Bereich der Pädagogik gehören diese Zustände, denn es handelt sich um normale und nicht etwa besonders unartige und verzogene Kinder, solche Zustände beschrieben: „Das Kind ist ohne Ursache eigensinnig, störrisch, widerwillig, es lässt mit Geschrei seine üble Laune an Dingen und Menschen aus; es weiss nicht, was es will, es will nur gerade das nicht, was es darf oder soll, es will bloss das „Andere“. Zureden macht die Sache nur ärger; es wird immer nur „ungebärdiger“.

Als erfahrener Pädagoge verschreibt er gegen das Uebel auch ein geeignetes Rezept, nämlich die Rute, die in der Tat mitunter dabei Wunder wirkt. — Gelegentlich kann auch der Negativismus eine schwere Form annehmen, es kann zum Stillstand der Sprachentwicklung, zu einem völligen Verstummen, zum Mutismus kommen, namentlich wenn jene künstlich zu fördern gesucht wird. Das geht dann allerdings über die Grenzen der Pädagogik hinaus.

Das 3. und 4. Lebensjahr pflegt den Höhepunkt dieser Erscheinungen darzustellen, dann flauen sie allmählich ab, und man kann auch diesen Rückgang in allmählichen Etappen weiter verfolgen. Der Protest der Kinder beschränkt sich bei solchen Gelegenheiten auf regelmässigen Tränenausbruch, obwohl der Anordnung Folge geleistet wird, oder es wird, obwohl gehorcht wird, immerfort während der Ausführung des Verlangten beteuert: „nein, ich tu's nicht, nein, ich tu's nicht,“ ja, auch nachdem alles, was geschehen sollte, erledigt ist: „nein, ich will nicht.“ In diesem nachträglichen Protest entladet sich das Unbehagen über den erlittenen Eingriff in die persönliche Selbständigkeit und den auferlegten Zwang, der zum Nachgeben führte und in der Seele einen bitteren Rest liess. — Schon an seinem 2jährigen Knaben beobachtete Gaupp, dass dieser mit einer fast reflexartig anmutenden Selbstverständlichkeit (ohne jede Miene des Trotzes oder des Zornes) auf beliebige an ihn gerichtete Aufforderungen mit einem „Bubi nein“, „Bubi nein“ reagierte. Wenn dieses Kind ohne einen ausgesprochenen Affekt so reagierte, so muss dies doch als eine Ausnahme angesehen werden; denn zumeist liegt dem ablehnenden Verhalten eine unmutvolle Stimmung zugrunde.

Jedem, der Kinder genauer beobachtet, werden häufig negativistische Erscheinungen entgegentreten, und man kann vielleicht angesichts dieser Häufigkeit und ihres Auftretens in bestimmten Jahren von einer **gewissen Gesetzmässigkeit** sprechen. Sie stellen in der Regel ein vorübergehendes Phänomen in der Entwicklung der kindlichen Psyche



dar und müssen wohl mit dieser in Beziehung gebracht werden. Die kindliche Psyche ist ja nicht nur ein Abbild der Psyche des Erwachsenen en miniature. Man braucht nur an den ganz anders zusammengesetzten und weniger umfangreichen Bewusstseinsinhalt, an die ganz anders geartete Richtung der Interessen, die starke Entwicklung der Phantasie, an das Ueberwiegen der positiven Affekttöne, die geringe Nachhaltigkeit der Affektschwankungen zu denken. Der kindliche Wille ist noch unsicher und unklar, die psychomotorischen Entäusserungen dabei äusserst lebhaft und heftig. Die kindliche Psyche muss daher Stimmungen und plötzlichen Impulsen besonders unterworfen sein und Suggestibilität im negativen wie positiven Sinne sich bemerkbar machen. Im allgemeinen tritt das Gegenstück des Negativismus, die vermehrte Bestimmbarkeit, die Suggestibilität, beim Kinde mehr in den Vordergrund. Auch ihre Grundlage ist die vorhandene Willensschwäche. Ihr Ziel, aus dem kleinen Wilden einen gesitteten Menschen zu machen, erreicht die Erziehung zum guten Teile dadurch, dass sie die nötigen Hemmungen, die dem Kinde zunächst ganz fehlen, erst auf körperlichem, später auch auf psychischem Gebiete ausbildet. Es muss lernen, seine Begehrlichkeit zu beherrschen, seine Lust- und Unlustregungen zu zügeln. Und das Erlernen des Gehorsams, des neuen Sollens auf fremden, nicht mehr auf eigenen Antrieb, muss dann dem Kinde besonders schwer fallen, wenn er nicht genügend eingeprägt ist, ehe sich der eigene Aktivitäts- und Selbstbehauptungstrieb kräftig entwickelt hat. Erst die Hemmungen geben im Verein mit einem entsprechend erweiterten und geordneten Bewusstseinsinhalt, bzw. einem genügenden Vorrat an Erfahrungen die Möglichkeit, dass das Schifflein, das bisher jeglichem Windstosse der Affekte und Triebe folgte, nun planmässig gesteuert werden kann. Denn wo ein klarer Wille, klare Motive fehlen, gewinnen die dunklen, im Menschen schlummernden Mächte, die Instinkte, die mehr oder weniger wichtigen Lebensprinzipien, der Selbsterhaltung oder Selbstbehauptung, der Erhaltung der Art dienen, die Oberhand.

Es sind also beim Kinde insbesondere Kollisionen zwischen den Ausflüssen des eigenen Aktivitäts- und Selbstbehauptungstriebes einerseits und dem äusseren Zwang zum Gehorsam andererseits, die besonders unter dem Einfluss von Affekten, Ermüdung und Krankheit negativistischen Akten Tür und Tor öffnen. Wir wissen, dass Ermüdung die Aufmerksamkeit herabsetzt, dass sie bei Kindern Frohsinn in morose Stimmung, Liebenswürdigkeit in Bosheit, Leistungsfähigkeit in Schwäche wandeln kann. So bringt sie eine tatsächliche Erschwerung des Handelns und Gehorchens zustande, und wir sehen den Eigenwillen des Kindes sich in negativistischen Erscheinungen entladen. Es scheint uns nicht, als ob wir zur Erkläruug derartiger Fälle der Annahme eines gleichsam präformierten Mechanismus, der „die Gegenvorstellungen hervor-



zurufen bestrebt ist", bedürfen [1]). Auch der Annahme Adlers, dass dem Kinde das negativistische Verhalten ein Mittel zur Erhöhung seines Persönlichkeitsgefühls sei, vermögen wir nicht ganz beizustimmen, da es auch der kindlichen Beobachtung nicht lange entgehen kann, dass sich dies Mittel zur Erreichung jenes Ziels als ungeeignet herausstellt (Strafen etc.). Immerhin halten wir den Gedanken für beachtenswert.

Der kindliche Negativismus unterscheidet sich damit von dem eigentlich katatonischen, dessen Hauptwurzel in der Bewusstseinsspaltung liegt, genetisch durchaus. Aber wie wir auch in der Katatonie neben jenem wichtigsten Mechanismus solche zweiter Ordnung konkurrieren sahen, so gibt es auch Fälle von negativistischen Akten im Kindesalter, bei denen die oben gegebene Erklärung nicht ausreicht. Gleichsam unter Umgehung eines zugänglichen Willens kann eine Handlung unterlassen werden, obwohl sie gewollt wurde. Bekannt ist das Beispiel des Kindes, das den angebotenen Bonbon vom Fremden nicht annehmen kann, obwohl es ihn gern haben und nehmen möchte. Eine gewollte Handlung wird durch einen Querimpuls gehemmt. Erinnern wir uns weiter jenes Kindes, das, obwohl es bereits gehorcht hatte, weiter seine Absicht, nicht gehorchen zu wollen, beteuerte, so müssen wir wohl auch in diesem Beispiel eine Andeutung von Bewusstseinsspaltung sehen. Wie bei jenem katatonischen Mädchen, das gleichzeitig Speisen nahm und sie nicht berühren zu wollen versicherte, sehen wir auch bei diesem Kinde, dass es zwei unvereinbare Willensstrebungen gleichzeitig zu befriedigen sucht.

Negativistische Erscheinungen treten aber nicht nur in der Jugend auf, sondern finden sich vereinzelt auch bei gesunden Erwachsenen, in stärkerer Ausbildung bei gewissen infantil bleibenden Individuen, die gleichsam die Eierschalen ihrer Entwicklung ihr Lebenlang mit sich herum tragen. Es sind dies zunächst Schwachsinnige, die häufig ausgesprochene und bis zu wochenlanger Dauer ausgedehnte Zustände von schwerem Negativismus bzw. von Dauertrotz ungeachtet sachgemässer Behandlung teils aus sich heraus, teils auf unangenehme Reize, gelegentlich auch durch psychische Infektion bekommen, sodann aber leicht entartete psychopathische Individuen, wie sie neuerdings dem Psychiater die moderne Jugendfürsorge in beträchtlicher Zahl zuführt. Die Erscheinungen, die sie bieten, ähneln weniger denen bei Katatonischen, mehr schon denen im Kindesalter, doch machen sich hier noch die Besonderheiten eines entarteten Fühlens geltend. Wir glauben, den Begriff des Negativismus nicht zu sehr zu verwässern und uns im Rahmen der früher gegebenen Definition zu halten, wenn wir auch diese Zustände hierher rechnen. Wie oft versetzt nicht ganz unver-

[1]) Lit. 4, S. 252.



mutet ein unüberwindlicher Trotz, der, ohne klaren Motiven zu entspringen, zwangsmässig und triebartig den Menschen beherrscht und absolut unzugänglich für Belehrung und Zuspruch macht, den Arzt und Erzieher in Staunen. In anderen Fällen wird zwangsmässig der Einfluss der Erzieher, der Eltern, alles, was nach Pflicht und Gebot schmeckt, abgelehnt. Ein leicht schwachsinniger Knabe suchte sich kürzlich durch allerhand Ungezogenheiten und steten Ungehorsam von dem Augenblicke an auszuzeichnen, seitdem er in einen vorteilhaften Gegensatz zu seinem recht wenig braven Bruder gestellt war und Lob empfangen hatte. Eine ganz milde Form dieser Anlage stellt der sog. Kontrastcharakter, über den sich Stadelmann[1]) ausführlich verbreitet hat, dar. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es die innere Unsicherheit und Unzulänglichkeit der Psychopathen ist, die sich im Sinne Adlers[2]) zum Protest gegen erziehliche Eingriffe mit Trotz und Negativismus wappnet. — Ueberraschend ist es, wie solche Individuen, die die Beeinflussung durch Eltern und Erzieher ablehnen, dauernd den Verkehr mit Minderwertigen suchen und gleich gearteten Kameraden gegenüber befehlsempfänglich und besonders suggestibel sind. Diese doppelte Erscheinung macht sich etwa von dem Zeitpunkt an bemerkbar, wo die sozialen Beziehungen nicht mehr auf die Familie beschränkt bleiben, sondern sich auf die Gesellschaft auszudehnen beginnen, etwa mit dem 12. Lebensjahr bei Knaben[3]). Es regt sich nun ein erhöhter Selbständigkeitstrieb; den Einflüsterungen verwandter Seelen wird gern das Ohr geliehen — Nachahmung findet ja überhaupt besonders da statt, wo gewisse Aehnlichkeits- oder Verwandtschaftsfaktoren der Anlage nach stark vorhanden sind.

In die Kategorie der Minderwertigen gehört wohl auch ein Verbrecher, dessen Bild E. A. Poe in der Novelle „die schwarze Katze“ zeichnet. Jener schildert seine geistige Verfassung in folgenden Worten: „Dann stellte sich bei mir ein Geist des Widerspruchs ein, der mich dazu drängte, mit störrischer Verhärtung bei meiner Verkehrtheit zu beharren. Mit diesem Geiste beschäftigt sich die Philosophie nicht. Dennoch bin ich wie von dem Leben meiner Seele davon überzeugt, dass dieser Geist des Widerspruchs eine der angeborenen Regungen ist, welche das menschliche Herz bewegen, — dass er zu den ursprünglichsten Trieben gehört, welche dem Charakter des Menschen die Richtung geben. Wem wäre es nicht viele hundert Male begegnet, dass er sich bei einer niedrigen oder törichten Handlung überrascht hätte, die er aus keinem andern Grunde beging, als weil er wusste, dass sie verboten war? Haben wir nicht trotz unserer besseren Einsicht eine fortwährende Neigung, das Gebot zu verletzen, nur weil das Verbotene als Verbotenes uns reizt?“

Eine merkwürdige Erscheinung ist ferner die Kontraimitation.

---

[1]) Lit. 12, S. 51. — [2]) Lit. 1, S. 15. — [3]) Lit. 6, S. 203. Lit. 7.

Offenbar aus Furcht, fremdem Einfluss zu erliegen, stemmen sich willensschwache Individuen zwangsmässig dagegen und wählen ohne klare Motive gern das Gegenteil, um nicht nachmachen zu müssen, was ihnen als zweckmässiges Muster vor Augen stand. Wer sich zu weich dünkt, umgürtet sich wohl mit einer Rüstung von Rauheit. Aus der Unterhaltungsliteratur geben wir noch ein hübsches Beispiel dafür, das sich bei Rosegger („Die Försterbuben") findet: „Wie es beim Staufer in der Sandau ist gewesen. Der hat auch so einen Trutzbock (sc. von Sohn) gehabt. Er hätt's gern gesehen, dass der Sohn die Lehnerische nimmt. Und jetzt die will der Bub nicht. Sagt der Alte: „Recht host; die wäre auch meine letzte" und hebt an zu schimpfen über die Lehnerische. Da ist's dem Burschen: „und grade die nehme ich". Hat sich der Staufer ins Fäustel gelacht." Die Aehnlichkeit dieses Verhaltens mit dem der früher beschriebenen Geisteskranken ist augenfällig. Wem wäre nicht manchmal selbst in gewissen Lagen die Versuchung genaht, etwas hartnäckig abzulehnen oder das Gegenteil des innerlich richtig Erkannten zu tun, nur weil andere dies vormachten oder anrieten. Es können hier klare Motive zugrunde liegen, das sei zugegeben, brauchen es aber nicht.

Aus der alltäglichen Erfahrung seien kurz noch ein paar weitere Beispiele von negativistischen Zügen bei Erwachsenen gegeben, die ihre Besonderheiten aufweisen: Jemand kann sich in gewissen Situationen, wo es von ihm erwartet wird, bzw. wo er dies annimmt, nicht zum Gebrauch von einigen Höflichkeitsfloskeln aufschwingen, nicht zu einem berechtigten Danke, obwohl er weiss, dass es unpassend ist, sich so zu benehmen. Eine Dame gerät, wenn sie sich einmal etwas geärgert hat, gegenüber einer ihr nahestehenden bestimmten Person in absolut ablehnende Stimmung. Jene mag behaupten, was sie will, es wird bestritten, und dabei handelt es sich um eine sehr gebildete Dame von guten Manieren, die sich dann offenbar nicht anders helfen kann. Wenn besonnene und intelligente Erwachsene gewisse Willensakte nicht über sich bringen, bzw. sie gerade bestimmten Personen gegenüber nicht zu vollziehen vermögen, so müssen bestimmte Ursachen vorhanden sein. Das Bemühen bestand, dem Triebe entgegenzuarbeiten, und wir müssen uns daran erinnern, dass die auf einen geistigen Akt verwendete Energie, die Konzentration des Wollens dem Gelingen nicht immer günstig ist. Wenn der Radfahrer, insbesondere der Anfänger, einem vor ihm liegenden Steine ausweichen will und sich krampfhaft darum bemüht, so geschieht es ihm wohl leicht, dass er gleichsam magnetisch davon angezogen wird und trotz gegenteiliger Bemühungen gerade darauf fährt. In unseren Fällen müssen wir an affektive Störungen, im Untergrunde der Seele schlummernde Komplexe denken, die aus dem Unbewussten heraus in Wirksamkeit treten und bestimmend und hemmend





an der Oberfläche sich bemerkbar machen. In beiden Fällen haben wir guten Grund zu der Annahme, dass es eine gewisse tief verborgene Antipathie ist, die hier als Störenfried operiert. Eine dritte Person wird, wenn sie auf längerem Marsche ermüdet, für zerstreuende Gespräche, kleine Spässe ganz unzugänglich und ablehnend. Sie wisse, wie sie später ganz objektiv darüber zu urteilen vermag, dass die Unterhaltungsversuche gut gemeint seien; sie könne dann aber nicht mehr folgen, sei sich ihrer Unfreundlichkeit bewusst, vermöge sich aber nicht zu beherrschen und anders zu benehmen, als sie es tue; sobald sie sich ausgeruht habe, sei dieser Zustand wieder rasch fort, wie verflogen. Es dürfte nicht angängig sein, die gleiche Wurzel für alle derartige Vorkommnisse anzunehmen. Der zuletzt genannte Fall ähnelt durchaus den kindlichen Reaktionen bei Ermüdung.

Ein paar interessante Dikta finden sich bei Bismarck, die dieser über sich getan hat[1]). Einmal erwähnt er in einem Briefe den Widerspruchsgeist, der ihn jederzeit ersehnen lasse, was er nicht habe; und ein anderes Mal bemerkt er: „Aber ich habe das unglückliche Naturell, dass mir jede Lage, in der ich sein könnte, wünschenswert erscheint, und lästig und langweilig, sobald ich darin bin." Offenbar sind diese Aeusserungen der Ausfluss seines rastlosen Vorwärtsdrängens; das Kämpfen um den Preis war ihm begehrenswerter als das Ausruhen auf den Lorbeeren, und jeder Erfolg bedeutete ihm nur eine Stufe zu weiterem Streben. Aber ein gewisses negativistisches Gepräge tragen diese Aeusserungen doch.

Noch weiter an die Grenzen der negativistischen Erscheinungen gelangen wir, wenn wir der dämonischen Gewalt gedenken, mit der das Verbotene überhaupt anzieht. Man verbiete jemand, bestimmte Gedankengänge zu pflegen, und gerade diese werden sich ihm gegen seinen Willen mit besonderer Hartnäckigkeit aufdrängen. In gewissen Jahren schmeckt der gestohlene Apfel besser als der rechtmässig empfangene. Klassisch schildert ein Gerichtsbeschluss einen leicht schwachsinnigen Psychopathen: „N. nimmt Sachen, z. B. Obst, von Stellen fort, von denen er es nicht nehmen dürfte, während er es an anderer, ihm erlaubter Stelle liegen liess; die ihm gebotenen Nahrungsmittel wirft er fort, um sich andere zu stehlen." Verbotenes ist von vornherein interessanter als Erlaubtes. Und die witzige Bemerkung, dass aus dieser Einsicht heraus bei uns so viel verboten wird, damit das Einerlei des Lebens dadurch um so reizvoller und verlockender würde, hat eine gewisse innere Berechtigung. Ein Verbot schafft nicht nur die Möglichkeit der Uebertretungen, sondern es wirkt zugleich als Anregung, das Verbotene zu tun. Es regt unmittelbar die Vorstellung an, das Verbot zu übertreten,

[1]) Lit. 10, S. 124



indem es darauf aufmerksam macht, und der natürliche Freiheits- und Betätigungsdrang, besonders der Jugend, sucht sich gerade in dieser Richtung zu entladen. Paulsen bemerkt sehr richtig, wie viel gewaltsamer gerade der Imperativ in dieser Richtung wirkt, als der Indikativ. Und wir konnten es auch im Anstaltsleben sehen, dass ein Wärter, der mit den ihm anvertrauten Geisteskranken bestimmte Arbeiten zu verrichten hatte, sie spielend leicht zur Mithilfe zu bewegen wusste, wenn er ihnen am Beginn der Arbeit sagte: „wir machen jetzt dies und das," ohne die Befehlsform zu gebrauchen. Wir halten es doch nicht für ausgeschlossen, dass empfindliche Leute, auch besonders Kinder, sich durch den unvorsichtigen Gebrauch des Imperativs Gegenvorstellungen suggerieren lassen und zu negativistischen Akten kommen. Es ist, wie Adler richtig bemerkt, Sache des Erziehers, es erst gar nicht zu einer Trotzeinstellung kommen zu lassen.

Zu den Vorstufen des Negativismus zählt Lipps auch jede nicht sachlich gerechtfertigte Lust am Opponieren, die Lust oder den Drang zu schimpfen, Hässliches zu sagen, Widersinniges zu tun, zu zerstören, wie sie normalerweise die dissoziierende Wirkung mancher Affekte — man denke an den Zorn — ergibt. Und die Freude am Zynischen, Widerwärtigen, das weit verbreitete Interesse an Darstellungen und Erlebnissen, die zwar in erster Linie abstossend wirken, die aber doch ganz besonders gesucht werden, z. B. Hinrichtungen. Aber auch manche aufregenden, gruseligen Sport- oder Akrobatenvorführungen gehören hierher. „Das ist das Grauenvolle, was abschreckt und anzieht," sagt die Frau vom Meere. Man kann gleichzeitig etwas suchen und meiden, jemand lieben und hassen. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, und es kann uns z. B. bei den Stierkämpfen der Mut und die Gewandtheit des Toreadors anziehen und das blutige Metzeln abstossen. Es kann uns aber nicht entgehen, dass es oft für ein normales Fühlen unangenehme Vorgänge sind, die ihre besondere Anziehungskraft auf manche Gemüter ausüben. Die Verkehrtheiten im Fühlen und Werten dürfen wir als Zeichen der Entartung einschätzen.

Wir möchten hieran noch einige allgemeine Bemerkungen über die Genese des Negativismus anknüpfen, wobei wir allerdings auf einige schon früher kurz berührte Punkte zurückkommen müssen. Wir fanden hier eben im normalen Seelenleben Vorgänge wieder, die, wie früher erörtert, auch im krankhaft gestörten des Katatonikers eine besondere Rolle spielen. Denn die Ambivalenz, d. h. die Eigenschaft, die nämlichen Vorstellungen gleichzeitig mit positiven und negativen Affekttönen, mit Lust und Unlust zu begleiten, die Ambitendenz, die nämlichen Handlungen gleichzeitig zu wollen und nicht zu wollen, sind nicht spezifisch für den Katatoniker, sondern machen sich unter Umständen, wenn auch natürlich in weit schwächerem Maße, auch im normalen



Seelenleben geltend. Für die Klarheit unseres Denkens ist nun aber die Ausbildung begrifflicher Gegensätze und ihre reinliche Scheidung voneinander von ebenso grosser Wichtigkeit, wie es für die Sicherheit unseres Handelns und für eine normale Entschlussfähigkeit die Gewinnung von entschiedenen Wertungspolaritäten ist. Ihre Elemente sind zwar scheinbar scharf einander entgegengesetzt und himmelweit getrennt, und doch verknüpfen sie die engsten Beziehungen. Goethe sagt einmal: „Jedes gesprochene Wort erweckt den Gegensinn.“ Dem „Ja“ liegt nichts näher als das „Nein“, dem „Schwarz“ nichts näher als das „Weiss“, während die grosse Zahl der dazwischen möglichen Urteile uns ferner stehen. Das gegensätzliche Element hat eine Betonung, die weit über der sonstigen denkbaren Möglichkeit liegt. Und das erstreckt sich auf intellektuelle Wertungen, sowie auch auf unser Fühlen und Wollen [1]). Weithin sehen wir ein grosses, aber sich unmittelbar aus den Verhältnissen entwickelndes Prinzip sich geltend machen, dass bestimmte Funktionen durch zwei sich gegenseitig beeinflussende, sich nahezu kompensierende, in gewissem Sinne gegensätzliche Kräfte, Faktoren, Antriebe, wie man sie immer im einzelnen Falle nennen mag, reguliert werden, im tierischen Organismus sowohl wie in der Gesellschaft und im politischen Kampfe. Ihr Vorhandensein in der Psyche verhilft uns nicht nur zu einem geregelten, logischen Denken, sondern ermöglicht auch ein geordnetes Wollen, ein richtiges affektives Abwägen. Freilich muss der feine Mechanismus auf Grund von Erfahrungstatsachen schliesslich so abgestimmt sein, dass nach einer Seite hin ein richtig motivierter Ausschlag erfolgt und dass nicht ein Chaos widerstreitender Gedanken und Antriebe übrig bleibt. In der Ausbildung und nahen Beziehung dieser gegensätzlichen Begriffe, in diesem Spiel entgegengesetzter Seelenvorgänge, die sich abstossen und anziehen, wird mit Recht eine Wurzel der negativistischen Erscheinungen gesucht. Freilich wird daraus nur die potentielle Wirkungsfähigkeit zu deren Erzeugung erhalten. Den letzten Ausschlag, dass sich die balancierende Wage dem negativen Moment zusenkt, müssen wohl, wenigstens dürfte das für viele derartige Phänomene bei Geisteskranken und, wie wir sahen, auch bei gesunden Erwachsenen gelten, affektive Kräfte, die Ausflüsse irgendwelcher Komplexe oder instinktmässige Willensantriebe, bei Kindern zumal, geben, die im Urgrund des Unbewussten wirken.

Von einer anderen Seite können wir die Elemente des Negativismus noch beleuchten, wenn wir seine Beziehungen zur Suggestibilität näher untersuchen. Suggestibilität und Negativismus finden sich nicht immer bei denselben Personen, aber doch so häufig, dass ihr gleichzeitiges Auftreten einen inneren Zusammenhang haben muss. Wir sehen beide z. B. bei Kindern, bei Greisen, bei Hy-

[1]) Lit. 8, S. 29.



sterischen. Im Wesen des Selbsterhaltungstriebes liegt es, den eigenen Willen Fremden gegenüber zu betonen, sich selbst fremdem Einfluss gegenüber durchzusetzen, ein Nein zu sagen wo etwas verlangt wird. Kinder scheinen öfter, darin können wir Bleulers Erfahrung bestätigen, erst das Nein und dann das Ja zu erlernen; das Neinsagen ist eben für das Kind viel wichtiger. Neuem gegenüber hegt man Misstrauen. Auch der Wilde und das Kind stehen Neuem nicht indifferent gegenüber, sondern entschieden mit einer gewissen Voreingenommenheit und der Neigung abzulehnen. So wichtig eben auch die Anlage der Suggestibilität für zahllose Zwecke der kindlichen Entwicklung, der Ausbildung, der sozialen Eingewöhnung ist, so gefährlich muss sie werden, wenn ihr nicht ein Gegengewicht in Gestalt der Neigung zum Negativismus beigesellt wird. So spielt der letztere eben die Rolle einer notwendigen und wohltätigen Schutzeinrichtung. Auch beim Katatoniker, ganz ähnlich auch beim jugendlichen Psychopathen findet man neben den Zügen starren Negativismus, häufig, besonders wiederum bestimmten Personen gegenüber, eine ausgesprochene Suggestibilität, bei ersteren unter Umständen auch Befehlsautomatie. Beide kann man sich eng miteinander verbunden denken, wie die beiden Seiten jener nur einseitig geprägten dünnen alten Münzen, die auf der einen Seite den gleichen Stempel erhaben, auf der andern Seite vertieft zeigen.

Als ein Bindeglied zwischen beiden kann man schon in gewissem Sinne die Autosuggestibilität auffassen; denn ihr Vorhandensein schliesst der Fremdsuggestion die Türe. Und trotz ihrer scheinbar absoluten Gegensätzlichkeit stehen sie doch auf einem gemeinsamen Boden. Es ist zunächst die Minderung des eigenen Willenseinflusses, d. h. des logisch motivierten und auf Erfahrungstatsachen und erworbene allgemeine Prinzipien sich stützenden Willens, sodann die Neigung zur Dissoziation psychischer Vorgänge und mit beiden verbunden eine gewisse Einengung des geistigen Blickfeldes, die zusammen den Boden in gleicher Weise für beiderlei Vorgänge vorbereiten. Im Anschluss an Lipps[1]), der diesen eigenartigen Beziehungen näher nachgegangen ist, verstehen wir unter Dissoziation die Neigung zur Verselbständigung einzelner Psychismen. Diese entziehen sich sozusagen der Kontrolle der Gesamtpersönlichkeit und verlieren das normalerweise vorhandene Bestreben, deren innerstem Wesen konform zu sein. Sie werden sich noch jener Kranken erinnern, die beteuerte, nichts von den vor ihr stehenden Süssigkeiten nehmen zu wollen und doch gleichzeitig mit beiden Händen zugriff, als eines Beispiels weitgehender Verselbständigung sogar einander entgegengesetzter psychischer Vorgänge, wie sie in solcher Ausbildung nur der schizophrene Zustand, die Bewusstseinsspaltung

[1]) Lit. 9, S. 128—129.

produzieren kann. Eine gewisse mässige Dissoziabilität im Sinne von Lipps ist normal, denn schon die Richtung der Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gedanken ist eine Dissoziation. Halten wir einen Gedanken fest, so wird er herausgehoben, selbständig und anderen in gewissem Umfange der Eintritt verwehrt. Bei der Suggestibilität und dem Negavitismus erfolgt das Gleiche, nur im verstärkten Masse. In dem einen wie im andern Falle kann auf eine Einengung des geistigen Blickfeldes, hier aus der willigen Annahme fremder Anregungen, dort aus dem Fehlen der Korrektur bei dem unsachgemässen Widerstand dagegen, geschlossen werden.

Was nun den Gegensatz zwischen Suggestibilität und Negativismus angeht, so ist in dem einen Falle das Bedürfnis charakteristisch, sich im Einklang mit dem Beeinflussenden zu befinden, im andern das Gegenteil. Jenes Bedürfnis ist ein natürliches und unter Umständen starkes. Lipps meint offenbar dieses, wenn er sagt, dass, wenn die Energie der natürlichen Betätigungsweise der Seele oder die Energie und Leichtigkeit der Zuwendung zu dem, was ihren natürlichen Tendenzen entspricht, eine geringere ist, das Entstehen eines negativistischen Phänomens begünstigt werde. Doch gibt uns diese immerhin nicht ganz leicht verständliche Fassung nichts Neues gegenüber jener obigen einfacheren Formulierung. Lipps Ansicht, dass beim Negativismus die Energie der natürlichen Betätigungsweise eine geringere sei, kann auch nur so verstanden werden, dass sie eben in ihrer Zuwendung zu ihren natürlichen Tendenzen eine geringere Intensität offenbart. Denn schlechthin kann nicht behauptet werden, dass im negativistischen Akte sich geringere psychische Energie manifestiere, als bei der Betätigung der Suggestibilität, eher das Gegenteil. In welcher Weise die antithetischen Einheitsbeziehungen bei beiden Zuständen in besonderer Weise beeinflusst werden, darüber kann man sich vielleicht die folgenden Vorstellungen machen. In beiden Fällen werden wir die Neigung zu ihrer Dissoziation, Loslösung und Verselbständigung gegenüber dem geistigen Gesamtbesitz annehmen müssen. Eine eigentümliche Veränderung der Ansprechbarkeit der psychischen Grundelemente muss es verursachen, dass im einen Falle die psychische Energie auf dem Vordergliede, der unmittelbar angeregten Assoziation, verbleibt und das Hinterglied, ihr Gegenstück, im Schatten lässt, im anderen Falle aber sofort vom Vordergliede ab und dem Hintergliede zufliesst. Die Verteilung der psychischen Energie können wir uns im einen Falle im Bilde des Trochäus –́ ◡, im anderen unter dem des Jambus ◡ –́ darstellen. Zu ähnlichen Vorstellungen von der verschiedenen Valenz der Leitungsbahnen hat man ja schon bei der Erklärung gewisser aphasischer Phänomene greifen müssen (Störring). Dazu müsste man sich vorstellen, dass derartige Verschiebungen der

Energiebesetzung unter gewissen Einflüssen, wie Affekten, bestimmten äusseren Reizen, einer raschen Umschaltung fähig sind, wie es das intime Verhältnis von Suggestibilität und Negativismus und ihr häufiges Vorkommen bei den gleichen Individuen anzunehmen notwendig macht. Bleuler hat nun zwar vergeblich die Neigung zu Kontrastassoziationen an der Wurzel des katatonischen Negativismus gesucht, aber das Vorherrschen von inadäquaten Assoziationen können wir doch zur Stütze der Annahme heranziehen, dass bei diesen Kranken tatsächlich ein Mechanismus existiert, der gerade das Naheliegende, Adäquate auszuschalten und das Ungewöhnliche, Unerwartete zu produzieren tendiert. Wir sehen ja nur zu oft, dass nicht immer gerade das Gegenteil der zu erwartenden Reaktion eintritt, sondern nur irgend eine andere, und dieser Vorgang würde zunächst mehr mit der Eigenheit der katatonischen Assoziationen harmonieren, aber doch auch jener eben supponierten Ueberbetonung des gegensätzlichen Gliedes der Antithese entsprechen, wenn wir diesen Begriff in jener weiteren oben gegebenen Fassung anwenden. Besonders freilich können wir dem inneren Negativismus und dem Befehlsnegativismus durch diese Darstellung gerecht werden. Wir sind uns natürlich bewusst, dass diese Vorstellungen auf schwankendem Boden stehen und dass sie nicht mehr als Umschreibung der Tatsachen, bestenfalls, sind. Auch dass sie nur einen Teil der Erscheinungen zu umfassen vermögen, ist bei der tiefgreifenden Verschiedenartigkeit der Quellen, aus denen negativistische Akte entfliessen, nicht erstaunlich. Es wäre schon ausreichend, wenn die beiden Formen des Negativismus, die wegen ihrer intimen Beziehungen zur Suggestibilität hier besonders in Frage stehen, der infantile und schizophrene, dadurch etwas geklärt würden. Man empfindet ja nur zu deutlich, dass alle Erklärungsversuche nicht zu einer ganz restlosen und durchaus befriedigenden Lösung des Negativismus führen, und man wird Bleuler beipflichten, dass vielleicht doch noch irgend ein Moment vorhanden ist, das die Begünstigung des Gegengedankens plausibel macht und das uns bisher noch entgeht.

In gewissem Sinne kann man das Bevorzugen des gegensätzlichen Gedankens im Negativismus als einen Spezialfall des Humeschen Problems auffassen, das den folgenden Vorgang behandelt: Sobald eine Einzelvorstellung bewusst geworden ist und „wir sie zum Gegenstand unseres Urteilens machen, ruft die begleitende Vorstellungstendenz leicht eine andere Einzelvorstellung wach, wenn etwa das gefällte Urteil mit dieser Vorstellung nicht übereinstimmt". Man könnte aus dieser Fassung entnehmen, dass es sich nur um durch Nachdenken geförderte Gegenvorstellungen handelt. Wie aber bei Gross, bei dem wir diese Anregung finden, näher zu ersehen ist, sind es häufig genug unmittelbar widerlegende Sachvorstellungen, die dem Unbewussten entsteigen, ohne dass wir darnach suchen und die uns zu einem ablehnenden Urteil ver-



anlassen, ehe wir ihrer recht bewusst geworden sind. Wird uns die Vorstellung aufgedrängt: jeder Soldat ist tapfer, so stellt sich sofort die gegensätzliche Vorstellung eines bestimmten feigen Soldaten ein, den wir kürzlich in einem Theaterstück eine besondere Rolle spielen sahen. — Wird ein psychisches Geschehen durch irgend ein fremdes Element in seinem Ablauf gestört, so tritt nach Lipps an der Stelle der Unterbrechung eine Stauung ein. Das will besagen, es konzentriert sich dann die psychische Energie im Gebiete der verwandten Assoziationen, und dazu gehören, wie erörtert, besonders die antithetischen Beziehungen, käme vorzugsweise diesen zugute und könnte somit gerade sie ins Bewusstsein heben.

Wenn wir nun zum Schlusse noch einen Rückblick auf das Vorgetragene werfen, so werden uns die weite Verbreitung der negativistischen Erscheinungen und ihre grosse Mannigfaltigkeit zunächst vor Augen treten, und wir werden auch keinen Zweifel mehr an ihrer genetischen Verschiedenheit hegen. Rein äusserlich hat man einen physiologischen Negativismus von einem pathologischen geschieden. Es muss zweifelhaft erscheinen, ob ein ganz ausgeglichener und harmonisch entwickelter Mensch noch Raum für derartig konträre Reaktionen bieten kann. Der sogenannte Normalmensch, hier schon eher als Idealmensch zu bezeichnen, existiert aber nicht. Die schweren Erscheinungen werden wir freilich nur unter deutlich pathologischen Verhältnissen, in einer abnormen oder krankhaft veränderten Psyche erwarten dürfen. Der Eintritt dieser konträren Reaktion wird ganz allgemein als ein Zeichen einer vorübergehenden oder dauernden Funktionsstörung anzusehen sein, die in dem Ausfall der normalerweise vorhandenen Kontrolle gewisser gegensätzlicher Beziehungen und der richtigen Zuweisung adäquater Affektgrössen und Qualitäten besteht. Die Fähigkeit dazu muss das Kind erst erwerben, mangelhaft veranlagte Menschen kommen nie recht in ihren Besitz. Ja, auch bei normalen Erwachsenen konnten wir rudimentäre Reste eines Mangels dieser Funktion konstatieren. Beim Katatoniker geht der Mechanismus leicht wieder verloren. Damit sollen diese Störungen nicht auf eine Stufe gestellt und etwa nur graduelle Unterschiede angenommen werden.

Wir glauben, im Vorstehenden Bleulers Behauptung, dass die negativistischen Phänomene ein Sammelsurium heterogener Elemente darstellen, bestätigt zu haben. Ablehnende Reaktionen in der Form des Negativismus können eben aus den verschiedensten Störungen entspringen. Und wenn wir auch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können, so wollen wir doch noch einmal aus dem Vorstehenden die am besten charakterisierten Typen wichtiger Quellen des Negativismus hervorheben. Es scheint dies um so nötiger, als wir uns in der Ordnung des Materials von anderen Gesichtspunkten leiten liessen. Wenn wir nun eine Form



z. B. die infantile nennen, so geht schon aus unserer Darstellung hervor, dass sie nicht blos beim Kinde vorkommt, und ebenso dürfte Gleiches bei den anderen Formen der Fall sein. A potiori fit denominatio. Auch kann der Negativismus eines Kranken gleichzeitig aus mehreren Quellen seinen Ursprung nehmen. Wir unterscheiden zunächst:

1. Den infantilen Negativismus, ätiologisch bedingt, um es mit einem Stichwort anzugeben, durch Mangel an Hemmungen. Auch die sich negativistisch gebärdenden Entäusserungen des Kampftriebes und seines zahmeren Sprösslings, der Oppositionslust, zählen wir hieher.

2. Den degenerativen, auf einem perversen Fühlen beruhend, nahe verwandt sind die Kontrastcharaktere Stadelmanns, manche Protestler Adlers.

3. Den Negativismus der Benommenen und Unklaren, indem wir dabei an die Störungen im epileptischen Dämmerzustand, Erschwerung der Auffassung, Verkennung der Situation usw., auch bei Senilen, Paralytikern und anderen Geisteskranken vorkommend, denken.

4. Den schizophrenen Negativismus, worunter die verschiedenen Vorgänge, die zur Bewusstseinsspaltung führen, gröbere, die ganze Verstellungsketten abspalten, feinere, die auf die assoziativen Verknüpfungen und affektiven Wertungen störend einwirken, zu rechnen sind. Auch die sogenannte Affektlage der Ablehnung (Gross), die ja auch auf einer Bewusstseinsspaltung beruht, gehört hierher.

5. Den affektiven Negativismus, bei Gesunden und Kranken durch die Wirkung von Komplexen bzw. durch Autismus ausgelöst. Insoweit aber ablehnende Reaktionen durch unkomplizierten Autismus bei voller Bewusstheit des Vorgangs bedingt sind, was aber nur selten der Fall ist, dürfte ihre Zurechnung zum Negativismus doch einigen Bedenken unterliegen. Ganz exakte Grenzen lassen sich für den Bereich eines so unscharfen Begriffs, wie es der Negativismus ist, eben nicht ziehen.

## Literatur.

Eingehendere Literaturangaben finden sich bei Bleuler 3. — 1. Adler, Der nervöse Charakter. 1912. — 2. Bleuler, Dementia praecox. 1911. — 3. Bleuler, Zur Theorie des schizophrenen Negativismus. Psych. Neurol. Woch., 1910/11, S. 195. — 4. Bleuler, Die negative Suggestibilität. Psych. Neurol. Woch. 1904/05, S. 249. — 5. Bleuler, Affektivität, Suggestibilität, Paranoia. 1906. — 6. Claparède, Kinderpsychologie. Uebers., 1911. — 7. Dück, Nachahmungstrieb und Selbständigkeit. Umschau, 1912. — 8. Gross, Das Seelenleben des Kindes. 2. Aufl., 1908. — 9. Lipps, Psychologie. 3. Aufl. — 10. Ludwig, Bismarck, ein psychologischer Versuch. 1912. — 11. Stadelmann, Schwachbeanlagte Kinder. 1904. — 12. Stadelmann, Das Wesen der Psychose. 1904.



# Die Psychotherapie fakultativer Koordinationsstörungen.

Dr. Franz C. R. Eschle, Sinsheim a. E.

Der reguläre Ablauf jeder komplizierten Bewegung hat zur Voraussetzung, dass sie sich in einer gewissen Ordnung vollzieht. Es muss eine bestimmte Anzahl von Muskeln in einer ganz bestimmten Gruppierung und Reihenfolge in Aktion treten und zwar mit einem bestimmten, nicht zu kleinen, aber auch nicht zu grossen Ausmaße von Kraft, das sich überdies jeweils nach einer bestimmten, wenn auch nach Individualität und intendierter Leistung variierenden Norm auf die einzelnen an der Bewegung partizipierenden Elemente derart zu verteilen hat, dass mit der Mobilisierung der einzelnen Muskeln einer Gruppe abgestufte Hemmungen ihrer Antagonisten Hand in Hand gehen.

Die hierin zutage tretende gesetzmäßige Anordnung nennen wir „Koordination". Und bei allen koordinierten Bewegungen kommt somit niemals eine Muskelinnervation in Frage, ohne dass nicht zugleich die Mitwirkung antagonistisch wirkender Komponenten des Systems dabei erforderlich würde. Auch diese müssen innerviert oder in einen gewissen Tonus versetzt sein, wenn überhaupt eine zweckvolle Aktion zustande kommen oder gar das Ziel auf kürzestem Wege und unter Verwendung jeder unnützen Kraftvergeudung, d. h. ohne vorschnell eintretende Ermüdung mit allen ihren Folgen erreicht werden soll. Bei dem Akte der Armbewegung z. B., die das Ergreifen eines Gegenstandes zum Ziel hat, wird doch nicht bloss der Bizeps innerviert, sondern abgesehen davon, dass auch der Bracchialis internus zur Unterstützung mitwirkt, muss auch ein entsprechender Komplex von Antagonisten, hier also der Trizeps und der Anconaeus quartus Impulse im entgegengesetzten Sinne erhalten, damit deren bisherige auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in der Ruhe berechnete Spannung sukzessive bis zu einem gewissen Grade nachlässt und damit eine abgestufte planvolle Bewegung des Armes nach einem bestimmten Ziele hin resultieren kann.

Wird aus irgend einer Veranlassung ein stärkerer oder schwächerer als der adäquate Impuls zur Peripherie gesandt, so muss „Koordinationsstörung", „Ataxie", „Disjunktion" die Folge sein, so kennzeichnet sich der „ataktische Gang" in zahlreichen Fällen durch den sogenannten „Hahnentritt"; das gestreckte, oft hyperextendierte Bein wird mehr oder weniger heftig nach vorn geschleudert und darauf stark stampfend auf die Ferse gesetzt. Dabei braucht der Kurs von der Geraden nicht abzuweichen. In anderen Fällen kommt die Richtung nach dem Ziel in den einzelnen Etappen des Marsches nicht mehr deutlich zum Ausdruck, der Gang wird schwankend und gleicht in höheren Graden vollständig dem eines Trunkenen, um so mehr als an die Stelle des



Hahnentritts jetzt mehr oder weniger eine gewisse Ungleichheit und Atypie der sich wiederholenden Bewegungen getreten ist.

An und für sich hat die Ataxie, die Koordinationsstörung nichts zu tun mit motorischer Schwäche, mit Parese oder gar Lähmung, Zuständen, bei denen ein absolutes Kraftdefizit bei der Innervation gewisser Muskelgruppen hervortritt. Vielmehr werden die Bewegungen in unkomplizierten Fällen trotz der Inkoordination kraftvoll, ja mit einer gewissen Verschwendung von Kraft ausgeführt, obwohl eine Prüfung lehrt, dass bei beträchtlicher Ataxie die Anforderung an die grobe Kraft nicht stetig geleistet wird und andererseits auch die Koordinationsstörung oft erst bei einer Kraftprüfung deutlich zutage tritt [1]). Auch bieten ja gerade die Tabes in ihren vorgeschrittenen Stadien und die atrophische Spinallähmung mit Bulbärparalyse Beispiele dafür, wie in gewissen Reihen von Fällen Innervationsanomalien mit paretischen Erscheinungen in einem Bilde vereinigt sein können. Und sogar bei den rein funktionellen Anomalien, auf die im Gegensatz zu den organisch bedingten Störungen diese Erörterungen beschränkt bleiben sollen, ist das Vorhandensein eines gewissen Maßes von „Dystonie", von primärer leichterer Ermüdbarkeit einzelner Teile des Systems, als letzte Ursache für die Veränderung in den Innervationsverhältnissen nicht ausgeschlossen.

Vor allem tritt jenes „Unvermögen, kinetische Impulse mit dem gerade hinreichenden Kraftmaß nach der Peripherie zu senden", das O. Rosenbach (nach seiner eigenen Angabe unter Uebernahme eines von B. Fränkel lediglich zur Kennzeichnung gewisser Verhältnisse am Larynx gewählten Bezeichnung) „perverse" oder „paradoxe Innervation" nennt, gerade bei solchen Zuständen am auffälligsten und in durchaus typischer Weise in Erscheinung, in denen jede „organische" Basis für die Funktionsstörung fehlt, wo ein pathologisch-anatomischer Befund für ihre Erklärung weder bis jetzt für ihre Erklärung herangezogen werden konnte noch nach Maßgabe des Verlaufes solcher Fälle und ihrer Heilungschancen berechtigterweise je wird herangezogen werden können.

Gerade auf diese Zustände rein funktioneller Innervationsstörung näher einzugehen, erscheint mir von Bedeutung wegen eben jener Aussichten für eine erfolgreiche Therapie und im Hinblick auf die Ziele des Arztes, der — im Gegensatze zum Physiologen und Pathologen — nicht an sich schon an der Enträtselung von Zusammenhängen im Organismus sein Genügen findet, sondern als Berater des kran-

[1]) Vgl. H. Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten, S. 28 ff. Berlin, S. Karger, 1894.



ken Menschen solche Feststellungen nur als die Basis betrachtet, von der aus er fruchtbare Gesichtspunkte für sein praktisches Handeln zu gewinnen vermag.

Auf Grund eines grossen und kritisch analysierten Materials ist von O. Rosenbach zuerst im Jahre 1880 [1]) darauf hingewiesen worden, dass meistens in falscher Beurteilung der Situation statt der gelähmten oder durch abnorme Hemmungen im Zustande der Inaktivität verharrenden Muskeln die sekundär stärker innervierten Antagonisten für die primär affizierten Organe angesehen werden, bei denen dann irrtümlich Krampf, spastische Lähmung oder Kontraktur festgestellt wird. Die Lehre von der „perversen Innervation" ist von Rosenbach dann weiter in einer Reihe von Abhandlungen ausgebaut und von mir als seinem Schüler an der Hand einer nicht ganz kleinen Zahl eigener Beobachtungen an Beispielen erläutert und demonstriert worden [2]), ohne dass es dadurch bis auf den heutigen Tag gelungen wäre, die totale Verkennung der in Rede stehenden Vorgänge allgemein auszuschliessen. Denn immer wieder begegnet man einer solchen in den Fachzeitschriften und Lehrbüchern.

Nicht alle „abnormen" Innnervationsakte funktioneller Natur sind an sich schon „pervers oder paradox". Wir brauchen nur an das teilweise oder völlige Zessieren der regulären Innervation zu denken, wie es durch eine Unterbrechung der Beziehungen zwischen den beiden Hirnhälften oder deren inneren und äusseren Grenzfläche — psychologisch gesprochen durch eine Störung der Empfindungen und Wahrnehmungen — bedingt wird und wie es unter anderem beim Auftreten von Schwindelerscheinungen aber auch sonst unter der Einwirkung von psychogenen Faktoren zu beobachten ist. Was Rosenbach als „pervers" bezeichnet hat, ist nur die Innervation in falscher Richtung, so dass der intendierte Effekt dadurch beeinträchtigt oder unter Umständen sogar völlig vereitelt wird. Trotzdem die Einzelleistungen der Elemente im Sinne der elementaren Konstruktion, also „physiologisch" tätig waren. wird ein „pathologisches" Resultat erzielt. Das Pathologische besteht lediglich in der zweckwidrigen Kombination der am Bewegungsakte beteiligten Muskeln.

---

[1]) O. Rosenbach, Zur Lehre von der doppelseitigen totalen Lähmung des N. laryngeus inferior. Bresl. ärztl. Zeitschr. 1880. Nr. 2 u. 3. — [2]) Vgl. neben den später zitierten Abhandlungen vor allem O. Rosenbach, Nervöse Zustände und ihre psychische Behandlung. 2. Auflage. Fischers med. Buchhandlung (H. Kornfeld), Berlin 1903; ferner die einschlägigen Kapitel in W. Guttmann, Ausgewählte Abhandlungen von Ottomar Rosenbach, 2 Bände, Joh. Ambros. Barth, Leipzig 1909, und auch F. C. R. Eschle, Die perverse oder paradoxe Innervation. Fortschritte der Medizin. 1912, Nr. 1—3.



Und wenn auch die Koordinationsstörung, wie schon erwähnt, in vielen Fällen dadurch provoziert, dass zu schwach gewordenen oder aus irgend einem Anlass auf einmal weniger leicht in Tätigkeit zu setzenden Muskelgruppen nunmehr ein entsprechend stärkerer Impuls gesandt werden und dieser um denselben Effekt wie früher zu erzielen, jetzt einen oder mehrere der mitwirkenden Muskeln in weit stärkerem Maße treffen muss, als das sonst nötig war — wenn die Ataxie somit allerdings an einen motorischen Schwächezustand anknüpfen kann: im Grunde stehen beide Störungen nicht im Verhältnis von Ursache und unbedingt notwendiger Wirkung zu einander, sondern es tritt ein anderes durch die individuelle Eigenart des Betroffenen gegebenes Moment in die Gestaltung des Vorgangs als geradezu ausschlaggebender Faktor ein. Und dieses Moment ist nicht in der primären Störung an der Peripherie, sondern in der Hirnrinde und der sich dort vollziehenden eigenartigen Gestaltung des Willensaktes zu suchen. Die „perverse Innervation“ und ihr Ergebnis, „die fakultative Koordinationsstörung“ sind, wie schon dieser letzte, von mir gewählte Name besagt, gekennzeichnet durch ihre engen Beziehungen zu der Vorstellungswelt des betroffenen Individuums und den aus dieser erwachsenden Willensakten. Ist die Anomalie ausgesprochen, so erfolgt immer, wenn die Aktion bestimmter Muskeln in einer für das Zusammenwirken prädestinierten Gruppe auf Widerstand stösst (oder wenn ein solcher auch nur auf Grund einiger Vorstellungen vorausgesetzt wird!) deren Beschickung mit einer gesteigerten Energiequote und zwar in der unverkennbaren Tendenz, die gewissermassen widerwillig gehorchenden Teile in Gang zu setzen. Und gerade darin besteht der auffällige Kontrast des Vorgangs zu dem bei der Lähmung. Dass es sich mitunter in Gruppen abspielt, die unter normalen Verhältnissen automatisch arbeiten, steht in keinem Widerspruche zu der oben festgelegten Abhängigkeit vom Willensakte. Denn auch jene sind bald mehr, bald weniger, aber bis zu einem gewissen Grade immer vom Willen abhängig und durch ihn beeinflusst.

Rein reflektorische Erregungs-, sowie Hemmungsvorgänge können nun allerdings mit der typischen fakultativen Koordinationsstörung verknüpft sein und das Bild dadurch komplizieren, dass sie gewisse Muskelgruppen von sich aus und unabhängig von einer perversen Innervation in eine anomale Aktion, eine relativ zu starke oder zu schwache Tätigkeit versetzen. Diese Erscheinungen werden dann oft fälschlich bald als Lähmung, bald als Krampf gedeutet. Ueber die charakteristischen Unterschiede der wirklichen Lähmung gegenüber ist schon gesprochen. Aber auch wirkliche tonische oder klonische Krämpfe, bei denen die pathologische Innervation stets durch längere



Zeit persistiert, um sich dann früher oder später (spontan oder unter Anwendung von geeigneten, die Innervation herabsetzenden Mitteln) zu lösen, sind von jenen Reflexhemmungen oder -erregungen rein reflektorischer Natur, die doch nur stets für die Dauer des Innervationsaktes interkurrieren, strenge und prinzipiell zu trennen.

Vieles, was wir fälschlich als „Krampf" bezeichnen, ist bloss eine rhythmische perverse Innervation durch Leitung des immer wiederkehrenden Impulses in eine bestimmte, einseitige Richtung. Und weil, wo eine Lähmung oder Parese von Muskeln überhaupt in Frage kommt, dies gerade die Richtung nach den nicht gelähmten oder nicht paretischen Gruppen ist, begegnet man immer wieder dem Irrtum, dass die an sich sekundär stärker und oft wirklich pervers innervierten Antagonisten statt der gelähmten Muskeln für die durch „Krampf" oder „spastische Lähmung" bzw. Kontraktur primär affizierten Organe angesehen werden.

Denn ganz dasselbe wie vom „Krampf" gilt von einer grossen Zahl der vermeintlichen „Kontrakturen". Immer wieder ist von Rosenbach (und auch von mir) darauf hingewiesen worden, dass dem Stadium der paralytischen Degeneration eines Muskels bald unvermeidlich die Kontraktion seines Antagonisten auf dem Wege perverser Innervation folgt. In einem solchen Falle haben wir es also im Gegensatze zu der wirklichen „paralytischen" oder „passiven" Kontraktur (der Verkürzung und Schrumpfung gelähmter Muskeln, deren Spannungen dann zu dauernden Stellungsveränderungen in den Gelenken führen) mit einer „aktiven", „spastischen" Kontraktur, eigentlich einer Pseudokontraktur, dem höchsten Grade sekundärer Anspannung jener Muskeln zu tun, deren Antagonisten gelähmt sind. Um so näher liegt die falsche Schlussfolgerung, wenn man einen Muskel nach einem längeren oder kürzeren Stadium dieses spastischen Zustandes atrophieren sieht. Eine solche Inaktivitätsatrophie kommt aber nur nach monate- oder jahrelangem Bestehen einer Pseudokontraktur zustande. In der Regel bildet sich, wie Rosenbach nachgewiesen hat, nur eine Hypotrophie, eine Volumabnahme aus, die mit Degeneration eigentlich nichts zu tun hat, da der Muskel funktionsfähig bleibt und sogar die Erhöhung seines Tonus durch Steigerung des Sehnenphänomens deutlich erkennen lässt. Nach der Wiederherstellung der normalen Verhältnisse nimmt er schnell wieder sein normales Volumen an, kann sogar hypertrophieren. Jene Hypotrophie verhält sich nach Rosenbach zur Degeneration des wirklicher Kontraktur verfallenen Muskels wie der wenig beanspruchte Muskel eines Gesunden zu dem zirrhotischen bei unheilbarer peripherer oder spinaler Lähmung.

Der Unterschied zwischen Krampf und perverser Innervation und ihren Folgezuständen beruht eben grundsätzlich auf dem Ausserbetrachtbleiben oder Mitspielen des Willensaktes. Und gerade dadurch offenbart sich die fundamentale Bedeutung dieser Differenzierung auch in therapeutischer Hinsicht. Während man in dem einen Falle nämlich von sedativen und die Reflextätigkeit herabsetzenden Mitteln eine Besserung erhoffen kann, darf man in allen Fällen funktioneller Natur, in denen die perverse Innervation eine Rolle spielt, einen Erfolg nur bei solchen Methoden voraussetzen, die versuchen, auf Grund eines eingehenden Studiums des Mechanismus der vorliegenden Funktionsstörung durch rationelle Gymnastik einzelner Muskeln und grösserer funktioneller Einheiten den Ausgleich beim Patienten gewissermassen durch richtigere Dirigierung seines Willens herbeizuführen.

Gerade dieser praktische, therapeutische Gesichtspunkt ist für Rosenbach die Veranlassung gewesen, die verschiedenen Formen „funktioneller Stimmbandlähmung" nach ihrer Genese und in ihrem Verhältnis zur paradoxen Innervation eingehend zu studieren und mit manchen eingewurzelten vorurteilsvollen Anschauungen aufzuräumen. Aber auch heute noch betrachtet man vielfach die funktionellen Innervationsanomalien als wirkliche Krämpfe und Lähmungen, wie man auf der andern Seite wieder die „hysterischen" und „nervösen" von den rein „psychisch" bedingten und vollkommenen Stimmenverlust bewirkenden Formen für von Grund aus verschieden hält.

Auch mir erschienen diese Zustände in hervorragendem Maße geeignet, als eine Art von Paradigma für die verschiedenen Typen oder wenn man will, Etappen der fakultativen Koordinationsstörung zu dienen [1]).

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal diejenigen Fälle „spastischer Aphonie", die man beim ersten Anblick des laryngoskopischen Bildes allerdings tatsächlich geneigt sein könnte, für abhängig von einem wirklichen Krampfe der Schliessmuskeln des Kehlkopfs zu halten! Wir sehen hier, wie beim Versuche zu phonieren nicht nur die echten Stimmbänder fest aneinander gerückt und die sich nähernden Ligg. spuria auf jene aufgepresst werden, sondern wie ich mich, durch Rosenbach hierauf aufmerksam gemacht, mehrfach überzeugen konnte, dass häufig sogar die Aryknorpel überkreuzt werden. Dadurch wird ein so fester Verschluss der Stimmritze erzielt, dass das Gesicht des Kranken während des Phonationsversuches zyanotisch erscheint, während unmittelbar nach dessen Aufgeben eine tiefe seufzende Inspiration erfolgt. Auf die Aufforderung zum Husten erfolgt nur ein ausserordentlich klangvoller, bellender Hustenstoss als Folge einer gewissermassen explosiven Sprengung des Verschlusses, der, wäre er von wirklichem Krampfe abhängig, doch nicht willkürlich gelöst werden könnte. Nicht minder wie die Kehlkopf- sind hier auch die Bauchmuskeln an dem perversen Akte beteiligt.

In einer zweiten Reihe von Fällen aber ist die quantitativ verstärkte Innervation in falscher Richtung an der alleinigen Tätigkeit der Exspirationsmuskeln, namentlich der Bauchpresse, zu erkennen und dadurch das Unvermögen zum Anblasen der Stimmbänder bedingt. Man sieht hier deutlich, wie die Bewegungsimpulse von den mit der Ausführung des motorischen Aktes gleichsam rite betrauten Muskeln auch auf andere und zwar solche ausstrahlen, die den Ablauf der gewollten Bewegung nicht nur nicht fördern, sondern sogar in ausgesprochener Weise behindern:

---

[1]) Vgl. auch F. C. R. Eschle, Funktionelle Stimmlähmung und Stimmbandlähmung (nach einer im Wintersemester 1893/94 vom Verf. als derzeitigem stellvertretenden Leiter der medizinischen Universitäts-Poliklinik zu Freiburg i. B. gehaltenen, nachträglich etwas erweiterten Vorlesung). Die Heilkunde, 1911, Nr. 20 u. 21.



nämlich die Bauch- und unteren Brustmuskeln, die in eine tonische oder förmlich tetanische Kontraktion geraten und diese Partien des Rumpfes teils in einer forcierten Inspirations-, teils in ebenso starken Exspirationsstellung fixieren. Während der gewöhnliche Phonationsakt darin besteht, dass durch Innervierung einer nicht zu starken, d. h. im Umfange den Bedürfnissen gerade angepassten Exspiration und durch zweckmässig eingeschaltete Inspirationen ein regelmässiges Crescendo und Decrescendo erzielt und die Luft allmählich durch die Stimmritze ausgestossen wird, findet hier, wie man sich durch Inspektion und Palpation überzeugen kann, eine Innervation der Muskeln wie zum Zwecke des Pressens, bei tiefgehenden, und in stärkster Exspirationsstellung fixiertem Zwerchfell statt.

Um auf das oben erwähnte — übrigens auch schon von Rosenbach angeführte — Beispiel der Armbeugung zurückzukommen: diese bleibt aus, wenn ich eine Erregung in den betreffenden Arm sende, aber neben dem zu innervierenden Muskel auch seinen Antagonisten in gleich starker Weise innerviere; der Arm bleibt dann in normaler gestreckter Stellung, aber beim Betasten fühlt man den Trizeps und Bizeps in gleicher Weise sich anspannen. Und je gleichmässiger die Verstärkung der Innervationsimpulse ist, desto stärker ist die tonische Kontraktion der Muskeln, die ganz starr werden, aber ohne dass es, weil sich die Wirkungen aufheben, zu einer Bewegung des Gliedes kommt. Schicke ich nun aber in kurzen Intervallen zu beiden Teilen Innervationen, so erziele ich je nach der Stärke der Impulse entweder Zittern oder krampfhafte Bewegungen, niemals eine richtige Beugung, wie sie für einen bestimmten Zweck gerade erfordert wird. — Die Beugung des Arms bleibt aber natürlich auch dann aus, wenn ich überhaupt keinen Innervationsimpuls nach der Peripherie schicke und die Muskeln in schlaffem Zustande verharren lasse. Diese Beispiele mögen die Variationen in den Bedingungen illustrieren, unter denen das Resultat eines einfachen willkürlichen Bewegungsvorganges in den verschiedenen Stadien der Formation des auslösenden Willensaktes vereitelt werden kann.

Der Gesamtheit der bisher geschilderten Fälle, die übrigens mit dem Umstande ihre Entstehung verdanken, dass — wegen vorübergehender Erkrankung der Schleimhäute der oberen Luftwege oder auch einzelner Muskelpartien — die eine Zeitlang ausser Betrieb gesetzten Teile auch nach dem Schwinden der Ursache fortdauernd nicht mehr in regulärer Weise innerviert werden, stehen andere gegenüber, bei denen die Fähigkeit zu sprechen, durch „Schrecklähmung" oder nach einer sonstigen äusseren Veranlassung in der Regel ganz plötzlich verloren geht. Auch bei pathologischen Rauschzuständen kommt das nicht selten vor. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung hat man ja die rein psychische Provenienz betont. Fraglich ist es nur, ob in diesem Umstande ein Unterschied von fundamentaler Bedeutung für Theorie und Praxis, für die Analyse des Vorgangs resp. die Erklärung seiner Genese und für unser therapeutisches Handeln bei dieser Kategorie von Zuständen gegenüber der vorher geschilderten erblickt werden muss. In beiden Fällen, bei der transitorischen „freiwilligen Stummheit" sowohl, wie bei der auf typischer perverser Innervation beruhenden „funktionellen Aphonie" erhält der Willensakt ein pathologisches Ge-



präge, aber das eine Mal durch ein von Hause aus krankhaftes Wollen, das andere Mal durch die Unzulänglichkeit im Können gegenüber einem ganz regulären Wollen. Dort ist allein das Zentrum der Kombination verantwortlich zu machen, hier in ganz hervorragendem Maße auch die Eigenart der kombinierten Elemente, sich den von der Zentralstelle im Interesse des Ganzen erteilten Direktiven anstandslos zu fügen — dort liegt der Fehler in originärer Abulie, in dem Ausbleiben des Entschlusses, hier in der ungenügenden Disziplinierung der die Beschlüsse vollziehenden Instanzen — dort allein in den krankhaften Vorstellungen, hier in der mangelnden Herrschaft über den Innervationsmechanismus. Was sich in beiden Fällen gleich bleibt, ist der Effekt für das leidende Individuum und der Umstand, dass beidemal der Willensakt an sich die in letzter Linie ausschlaggebende Rolle spielt. Es besteht aber doch ein Unterschied, wenn er schliesslich auch nur darauf hinausläuft, dass in dem einen Falle die Kräfte des Organismus darauf verwendet werden, die unter normalen Verhältnissen auf einen bestimmten sensiblen Reiz hin mit Sicherheit eintretenden (Muskel-) Reflexe bereits im Zentrum zu hemmen, während in dem anderen Falle dem an die Peripherie gesandten und dort in einer Muskelbewegung zum Ausdruck kommenden Reiz ein äquivalenter oder stärkerer Reiz in antagonistisch wirkenden Bahnen nachgesandt wird.

In praxi ist nun die Klassifizierung in diese oder jene Rubrik doch nicht ganz so einfach, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat, wenn man ausschliesslich den „freiwilligen" Charakter der „transitorischen Stummheit" betont. Nur in einem Teil der Fälle wird tatsächlich von einem bestimmten Momente ab gar kein Versuch mehr gemacht, den Sprechapparat in Gang zu setzen, so dass alle bei der Stimmgebung beteiligten Muskeln in vollständiger Ruhe verharren und der Patient trotz aller Aufforderungen zum Sprechen weder die Zunge noch die Muskeln des Kehlkopfes, weder die des Atmungsapparates, noch die des Gesichtes bewegt (soweit diese für die Stimmgebung und die diese begleitenden Ausdrucksbewegungen in Betracht kommen). Bei einem andern Teil ist dies aber durchaus der Fall. Wir finden Patienten, bei denen Lippen-, Gesichtsbewegung und Zungenhaltung derjenigen eines normal Sprechenden analog ist, so dass ein aufmerksamer Beobachter trotz des Ausbleibens jeder Phonation wenigstens einen grossen Teil der intendierten Aeusserungen von ihren Mienen ablesen kann; stossweise erfolgen hier auch Bewegungen der Bauchpresse, allerdings relativ schwach und vor allem ohne die zum Sprechen erforderliche gleichmässige Aktion der Atmungsmuskulatur. Und gerade hierin tritt die Beziehung zu den nach den bisherigen Darlegungen als auf perverser Innervation beruhenden Formen funktioneller Aphonie zutage. Als typische Erscheinung findet sich immer das Ausbleiben jeder phonetischen Stimmbandspannung wie jeder



anderen Aktion seitens der Kehlkopf- und der eigentlichen Atmungsmuskulatur. Dadurch ist das transitorische Ausbleiben jeder Lautbildung bei Sprechversuchen erklärt, das sich in diesen Fällen so hochgradig bemerkbar macht, dass man ihnen — nach dem über die andere Klasse von Fällen Gesagten eigentlich ungerechtfertigterweise — wegen der hier zeitweilig abhanden gekommenen Fähigkeit selbst zum leisesten Flüstern die Bezeichnung „Apsithyrie“ (ψιθυρίζω, susurro, sonum tenuiorem edo) reserviert hat.

Hier wie in der ersten Kategorie ist ausser der schon betonten Integrität der stimmbildenden Apparate im weitesten Sinne das Wesentliche an dem Krankheitsbilde, dass die Lautgebung gerade beim Sprechen verhindert, für andere reflektorische oder vom Willen abhängige Akte aber möglich ist; die Beobachtung, dass diese Kranken immer zu husten, zu lachen, zu seufzen, zu weinen usw. vermögen — und zwar mit den dafür charakteristischen Lauten — ist bisher von keinem der Autoren, die sich mit diesen Vorgängen beschäftigt haben, bestritten worden.

Von Rosenbach zuerst ist es ausgesprochen worden, dass bei allen organischen und funktionellen Störungen des Nervensystems Reizerscheinung, Hemmung, Leitungsunterbrechung und Beeinflussung der motorischen und sensiblen Bahnen auf dem Wege des Reflexes nur Abstufungen in den Folgen derselben Schädigung sind. Nirgends aber sehen wir das in dem Maße deutlich, wie an der Vielgestaltigkeit der Formen, unter denen uns die Hysterie entgegentritt. Das gemeinschaftliche Band, das die hier gegenüber gestellten Gruppen von Fällen umschlingt, ist gerade ihre Genese auf dem Boden der Hysterie [1]). Schon in dem Voraufgegangenen ist es auseinandergesetzt worden, dass im Gegensatze zum wirklichen Krampfe und zur wirklichen Lähmung die mannigfaltigsten Aeusserungen der Hysterie: Hysterischer Krampf, hysterisches Zittern, hysterische Kontraktur, hysterische Lähmung, die zu Zeiten die verschiedensten Muskelgebiete betreffen, derselben Ursache und oft nur einer quantitativ — nicht immer qualitativ — verschiedenen Erregung derselben Nervenbahnen ihre Entstehung verdanken. Es ist ja gerade für das Wesen des als Hysterie bezeichneten Krankheitszustandes charakteristisch, dass in dem einen Falle die Abulie, in dem anderen die Hyperkinese vorwaltet und dass nur aus dem Vorwiegen des einen oder andern Zustandes die sogen. „Lähmungen“ und die verschiedenen sogen.

[1]) Die Fälle von sogen. „Mutismus“ oder „Mutacismus“ bei ausgesprochenen Formen des Irreseins und speziell als Bestandteil des negativistischen Symptomenkomplexes können hier füglich ausser acht gelassen werden, um so mehr, als sie nicht eigentlich „transitorisch“ in dem hier genannten Sinne sind.



„Krampfformen“ entstehen. Die Formen der sogen. Apsithyrie sind identisch mit der schlaffen hysterischen Lähmung, der hysterischen Parese, die Formen funktioneller Aphonie mit verstärkter Innervation aber identisch mit den krampfartigen Zuständen bei der Hysterie. Nur liegt im ersteren Falle die primäre Störung im Zentrum des Bewusstseins und der Willensimpulse, im zweiten findet der vom Gehirn kommende Impuls in irgend einem peripheren Teile, sei es nun in einer Nervenbahn, einem koordinatorischen (spinalen oder zerebralen) Zentrum oder einem krankhaft affizierten Muskel, abnorme Leitungswiderstände vor.

Auch darin also, dass die Innervation gar nicht in einer Muskelaktion zum Ausdruck kommt, sondern gleichsam schon im Schosse der zentralen Instanz unterdrückt wird, indem eine mächtiger hemmende Vorstellung die dort auftauchende Bewegungsvorstellung auslöscht, ist kein Vorgang zu erblicken, der im Prinzip wenigstens von dem der perversen Innervation und ihrer Folge, der fakultativen Koordinationsstörung grundverschieden wäre. Im Hinblick auf die oben schon charakterisierten, rein praktischen Ziele des Arztes aber wären die Unterscheidungen der geschilderten verschiedenen Klassen von Fällen ebenso wie die Hervorhebung des ihnen Gemeinsamen ohne jeden Wert, wenn sich nicht daraus Direktiven für eine individualisierende Behandlung ergeben würden. Und wenn die Verschiedenheit der Gesichtspunkte eine rationelle Therapie bei den beiden zuletzt erörterten Krankheitsformen auch nicht in so fundamentaler Weise hervortritt, wie bei der scharfen Trennung der vom Willen abhängigen Vorgänge und der von diesem ganz unabhängigen richtigen Krämpfe, bei denen man ja von sedativen und die Reflextätigkeit herabsetzenden Mitteln Erfolg erwarten darf, so befähigt uns andererseits doch allein das eingehende Studium des Mechanismus der hier behandelten Hauptgruppen von funktionellen Störungen zur Entzifferung des Wegweisers für eine rationelle Therapie, sobald wir an den Punkt gekommen sind, wo trotz gleicher Anfangsrichtung die Marschrouten nach dem einen und dem anderen Ziele schliesslich doch divergieren müssen.

Da beiden Kategorien von Fällen ihre Abhängigkeit von Willensakten gemeinsam ist, so wird auch beidemal die Beeinflussung des Willens auf psychischem Wege eine unumgängliche Vorbedingung für die Erzielung der Genesung sein.

Nur ist in den Fällen von typischer Abulie jede Form psychischer Therapie erfolgreich, sobald sie geeignet ist, lahmgelegte Initiative, sei es durch die Macht von Vernunftgründen (Aufklärung), sei es auf mystischem Wege (Hypnose, Suggestion), sei es durch energisch wirkende psychische Eindrücke irgendwelcher anderen



Art, die im Vordergrunde des Bewusstseins stehenden unzweckmässigen Vorstellungen durch zweckmässigere zu verdrängen. Alles kommt hier darauf an, den Kranken aus seiner Apathie aufzurütteln, d. h. bald durch zielbewusste Vorbereitung, bald auf dem Wege der Katastrophe seine Psyche zur Produktion von Entschlüssen zu reizen, zu der ihm im Stadium „resolutorischer Insuffizienz" (Eschle[1]) jede Initiative abhanden gekommen war. Dafür, wie schnell nicht nur durch fortgesetzte Ermahnungen seitens der Umgebung und des Arztes, sondern auch unter dem Einflusse irgend einer starken Emotion, die rein psychisch bedingte Sprechlähmung gehoben werden kann, Beispiele anzuführen, ist überflüssig, da seit der — durchaus nicht märchenhaft klingenden — Heilung des biblischen Zacharias, ja schon seit der des stummen Sohnes des Krösus gerade der Verlauf dieser Form oft genug beobachtet und beschrieben wurde. „Ist sie doch", wie Rosenbach sagt, „immer das dankbarste Objekt von Heilversuchen nach wissenschaftlichen und laienhaften Methoden gewesen".

Zur Beseitigung aber der bloss relativ und in Anbetracht der besonderen Verhältnisse als Unzulänglichkeit des Willens bezeichneten Anomalie bedarf es einer dem Wesen der fehlerhaften Innervation individuell angepassten, die psychischen und somatischen Komponenten des Leidens im Einzelfalle gleichmässig berücksichtigenden Methode.

Mit anderen Worten: wo der Kampf sich allein im dirigierenden Zentrum abspielt, bildet auch dieses den ausschliesslichen Angriffspunkt für die Therapie — wo jener an die Peripherie verlegt ist, muss (unbeschadet einer Steigerung der Anforderungen an die Zentrale zwecks Mobilisierung aller disponiblen Hilfstruppen) alles versucht werden, um durch fortgesetzte Bahnung und Freihaltung der Wege, vor allem aber durch planvolle Exerzitien der pervers agierenden Teile die Vorbedingungen für den ungehemmten Vollzug der erteilten Direktiven zu schaffen.

Wir haben bisher nur die funktionellen „Stimmlähmungen" im Gegensatz zu den „Stimmbandlähmungen", die ja gewöhnlich die Stimme nicht zum Verschwinden bringen, sondern nur ihre Stärke und ihren Charakter nachteilig modifizieren, in den Rahmen unserer Betrachtung gezogen. Wie verhält es sich nun mit diesen? Handelt es sich bei der sogen. Stimmbandlähmung um eine fakultative Koordinationsstörung oder um wirkliche Lähmung?

Wo es sich um wirkliche organische Lähmungen handelt, sehen wir ausnahmslos die nach Rosenbach (oft unter Würdigung der Verdienste des englischen Laryngologen Semon, der unabhängig von ihm, wenn auch etwas später, Untersuchungen über die

[1]) Vgl. F. C. R. Eschle, Die krankhafte Willensschwäche und die Aufgaben der erziehlichen Therapie. Fischers med. Buchhandlung (H. Kornfeld), Berlin. 1904.



Funktion der Stimmbänder bei Rekurrenslähmung vornahm, auch als „Rosenbach-Semonsches Gesetz“) benannte Regel bestätigt, dass Affektionen der Nervenstämme und der Zentralorgane bei Beteiligung verschiedener Muskelgruppen oder bestimmter Nervenfasern eine viel später und mit geringerer Intensität in Erscheinung tretende Lähmung der Beuger und der ihnen gleichwertigen (weil Teile des Körpers von seiner Achse oder seiner Mitte entfernenden) Adduktoren, Verengerer und Schliesser zur Folge haben als der Strecker und der diesen gleichwertigen (weil die Entfernung von der Körpermitte bewirkenden) Adduktoren, Erweiterer und Oeffner, deren Innervation unter normalen Verhältnissen in den verschiedensten Muskelgebieten, selbst in der Ruhe überwiegt [1]).

Eine nicht kleine Anzahl der Stimmbandlähmungen nun hat sich nach Rosenbachs Untersuchungen tatsächlich als zu den echten Druck- oder mindestens zu den organisch bedingten Lähmungen gehörig erwiesen, sogar ein Teil der „rekurrierenden Paresen“, bei denen die Erscheinungen zeitweilig verschwinden. Für einen grossen Teil der Fälle aber möchte ich doch — und ich glaube mich darin nicht in Widerspruch mit der Auffassung meines verstorbenen Lehrers und Freundes zu befinden — an der Zugehörigkeit zum Typus der perversen Innervation festhalten. Selbst wenn ich mich auf den ja immer etwas heikeln Schluss ex juvantibus nicht zu sehr verlasse, so glaube ich doch meine Annahme durch das oft geradezu epidemieartige Auftreten dieser „Stimmbandlähmungen“ mit Fällen von Stimmlähmung und ihr Umsichgreifen auf dem Wege der Imitation begründen zu können.

Eine solche, als wahre „psychische Epidemie“ anzusprechende, häufig von Stimmbandlähmungen in dem hier charakterisierten Sinne grassierte anfangs der neunziger Jahre unter den Dienstmädchen und weiblichen Geschäftsangestellten der Stadt Freiburg i. B. Die Betroffenen suchten in der medizinischen Universitäts-Poliklinik während meiner dortigen Tätigkeit Hilfe und zwar in einem Umfange, der wegen des sich bald herumsprechenden Erfolges der eingeleiteten Therapie drohte, mich und die unter meiner Leitung arbeitenden jüngeren Kollegen in den uns doch nicht so ganz erwünschten Ruf von „Spezialisten“ für diese Zustände oder gar die hier so glücklich angewandte, unten noch eingehender zu schildernde Form der Therapie zu bringen.

Durchaus im Gegensatze zur Aphonie als rein funktioneller Affektion steht natürlich als organisch bedingter Vorgang die „Aphasie“, bei der bekanntlich zwei Formen auseinander gehalten werden müssen.

Bei der „motorischen oder ataktischen Aphasie“ finden wir auch wieder die Koordination der an der Sprechbildung mitwirkenden Muskelgebiete beeinträchtigt oder verloren gegangen — aber durch Lähmung infolge von Traumen.

[1]) Vgl. neben der schon zitierten Abhandlung folgende Arbeiten O. Rosenbachs: Zur Lehre von der doppelseitigen totalen Lähmung d. N. laryngeus inferior. Bresl. ärztl. Zeitschr., 1880, Nr. 2 u. 3; Ueber die Lähmung der einzelnen Faserngattungen d. N. laryngeus recurrens. Berl. klin. Wochenschr., 1884, Nr. 17; Ueber das Verhalten der Schliesser und Oeffner der Glottis bei Affektionen ihrer Nervenbahnen. Virchows Archiv, Bd. 99, 1885; Zur Lehre von der verschiedenen Vulnerabilität der Rekurrensfasern. Berl. klin. Wochenschr., 1888, Nr. 8; Ist der Satz von der verschiedenen Vulnerabilität der Rekurrensfasern berechtigt? Arch. f. Laryngologie, Bd. VI, 3, 1907.







Apoplexien, embolischen oder entzündlichen Erweichungsherden, Neubildungen usw., die ausschliesslich oder in Gemeinschaft mit anderen Hirnteilen das motorische Sprachzentrum, also die dritte Stirnwindung, und zwar meistens (bei Rechtshändern) die der linken Hemisphäre betroffen haben.

Gar nicht in Parallele zur „Aphonie" zu stellen hingegen ist die „sensorielle oder amnestische Aphasie", der Verlust des Sprachverständnisses bzw. der sprachlichen Erinnerungsbilder bei Läsionen der Grosshirnrinde, wie man annimmt, durch Zugrundegehen der (nicht sehr glücklich als „transkortikale" bezeichneten) Bahnen, die die Erinnerungsbilder der Gegenstände mit dem akustischen und optischen bzw. motorischen Sprachzentrum verbindet. Da hier (ausnahmsweise auch einmal) die Sprechfähigkeit erhalten bleibt, so dass nur das Verständnis für die Wortbilder in Form der Wort- (Rinden-, Seelen-) Taubheit oder -Blindheit (mit den Folgen der „Agraphie" und „Alexie" der Unfähigkeit zu schreiben und zu lesen, neben der gesprochene Worte zu verstehen) gelitten hat, würde man natürlich besser als von „Aphasie" in diesen Fällen, wie das Trendelenburg schon vor nahezu einem halben Jahrhundert vorschlug, von „Asymbolie" sprechen.

Zu den die Sprache pathologisch gestaltenden perversen Innervationen gehört weiter das Stottern (Dysarthria syllabaris spastica) „Dysarthrie" ist der Ausdruck für jede durch Funktionsunfähigkeit der beim Sprechen tätigen Muskeln bedingte Sprechstörung, ohne dass der Begriff an sich zu der Frage Stellung nimmt, ob jener ein organischer Prozess zugrunde liegt oder nicht. In einem Falle kann relative, in einem andern absolute funktionelle Schwäche, in einem dritten wirkliche Lähmung eines Teiles der beim Sprechakt mitwirkenden Muskeln die Dysarthrie bedingen. Immer handelt es sich um eine „Koordinationsstörung", aber nicht in jedem Falle von Dysarthrie um das, was wir nach der oben gegebenen Definition unter „perverser Innervation" verstehen.

Liegt wirkliche Lähmung vor, so kann sie, je nachdem sie die Lippen-, Zungen- oder Gaumenmuskeln betrifft, zu einer auf die Bildung der Lippen-, der Zungen- oder Gaumenlaute beschränkten Artikulationsstörung führen. Bei einer kombinierten Störung näselt der Kranke schwächer oder stärker oder spricht, „als ob er einen Kloss im Munde hätte." Gerade diese Form und dieser höhere Grad der Artikulationsstörung wird besonders (wenn auch nicht ausschliesslich) bei Erkrankungen der Medulla oblongata beobachtet (Bulbärparalyse) und deshalb auch kurzweg als „bulbäre Sprache" bezeichnet. Ist die Sprache zum unverständlichen Lallen geworden oder infolge kompletter Lähmung die Artikulationsmuskulatur ganz aufgehoben, so wird der Zustand als „Anarthrie" bezeichnet. Keinesfalls darf er mit „Aphasie" verwechselt werden.

Bei der Beobachtung der Sprachentwicklung des Kindes schon sehen wir, wie verschiedenartig nicht nur individuell, sondern auch nach der Artikulation der einzelnen Laute die anfänglich zu überwindenden Schwierigkeiten sind. Mit der Aussprache der Konsonanten namentlich liegt bekanntlich eine Zeitlang jedes Kind mehr oder minder im Kampfe. Wird diese im frühesten Kindesalter „physiologische" Eigenart in späteren Jahren durch mangelnde Uebung, Angewöhnung (oft z. B. dadurch, dass die Eltern an der Unbeholfenheit dieser sog. „Kindersprache" ihre Freude haben und sie bewusst im Verkehr mit den Kleinen fortgesetzt imitieren) oder auf Grund von wirklichen Fehlern der Sprachorgange beibehalten, so bezeichnet man die sich nun als „pathologisch"



dokumentierende Sprechweise, das Unvermögen, gewisse Buchstaben, namentlich im Zusammenhange, auszusprechen, als „Stammeln" (Dysarthria literalis).

Unter den besonderen Abarten des Stammelns ist das Lispeln oder der „Sigmatismus interdentalis" die bekannteste Sprachanomalie. Von „Parasigmatismus" spricht man, wenn an Stelle des S oder der mit ihm kombinierten Zischlaute andere Konsonanten (z. B. ein F-, Pf- oder T-Laut) substituiert werden. Aus der undeutlichen Aussprache der Kehllaute resultiert der „Gammazismus" und (z. B. wenn das Kind „tomm" statt „komm" sagt) der „Paragammazismus", aus dem Unvermögen, das L auszusprechen, der „Lambdazismus" resp. Paralambdazismus" (wenn z. B. ein Stammler in einem bekannten Lustspiel statt „Pension Schöller" immer „Pension Schönner" sagen muss), aus dem das R auszusprechen der „Rhotazismus" resp. „Pararhotazismus" usw. usw.

Beim Stottern also ist der einzelne Laut gut gebildet, aber seine Vokalisation im richtigen Moment gehindert. Im Gegensatz zum Stammeln als „qualitativer" Störung haben wir es hier mit einer „quantitativen" zu tun. Wenn das Stottern sehr arg ist, sieht man die „krampfhafte" perverse Innervation auch auf die Muskeln des Gesichts, des Halses und des Thorax übergreifen, so dass es zu Respirationsstockungen und durch diese zu momentanen Störungen der Zirkulation und bei den höchsten Graden zu ganz beängstigenden Zuständen kommen kann. Wie alle perversen Innervationen wird das Stottern im Zustande der körperlichen Ermüdung wie der seelischen Erregung durch Freude, Angst, Schreck usw., aber auch immer dann stärker, wenn aus irgend einem Grunde die Unbefangenheit verloren geht.

Gerade für das Stottern ist man auf empirischem Wege schon lange auf die hier einzig angebrachte Art der Behandlung gekommen, die im Sinne des oben Gesagten nur in einem Zusammenwirken psychotherapeutischer Gymnastik der pervers agierenden Muskeln bestehen kann.

Nach diesen ausführlichen Darlegungen grundsätzlicher Natur an der Hand der als Paradigmen gewählten Störungen der Lautbildung und Lautgebung beim Sprechen in allen ihren Modifikationen, werde ich mich über die andernorts vorkommenden fakultativen Koordinationsstörung weit kürzer fassen können. Lokalisiert sind solche eben in allen nur denkbaren Regionen des Körpers. Und je komplizierter sich im Einzelfalle die Koordinationsvorgänge gestalten, desto schwieriger ist es natürlich, sie zu analysieren und desto mühsamer, die Störungen des Mechanismus zu beseitigen.

Namentlich ist es mit ihrer Vielgestaltigkeit in der Kombination von Hyperkinese und Asthenie, von Leistungsexzessen und Hemmungen wieder die Hysterie, die den fruchtbarsten Boden für das Zustandekommen paradoxer Innervationen liefert. Doch ist für



diese eine hysterische, ja eine nervöse Disposition nicht unumgängliche Voraussetzung.

Das wurde speziell auch für diejenige Kategorie von Fällen, die hier wegen der engen Beziehungen zu dem schon eingehend behandelten Respirationsakt zunächst besprochen werden soll und deren Wesen zum Teil erst durch die Arbeiten Rosenbachs klargelegt worden ist, gerade von diesem Forscher mit besonderer Schärfe hervorgehoben.

Wenn wir von dem „Wiederkäuen“ absehen, das wahrscheinlich einer anderen Kategorie zuzuweisen ist, so sind hier zu erwähnen: Der periodische Singultus („Schluchzer“, „Gluckser“), die fortwährenden Ructus („Rülpsen“, oft scheinbar ohne vorausgegangenes Luftschlucken), das unter dem Einfluss depressiver Zustände vielfach habituell gewordene Seufzen und damit oft im Zusammenhange stehend ein unwillkürliches Plätschern im Magen sowie das gewohnheitsmässige Erbrechen. Weiter gehören hierher der Stimmritzenkrampf (Laryngospasmus), der nicht gar so selten bei Kindern zu übereilten Tracheotomien Anlass gegeben hat, der Gähn- und Nieskrampf und die Tussis nervosa, die bald in der paroxysmalen Form eines krampfhaften, rauhen, bellenden und stark explosiven Hustens, bald als kontinuierliches, trockenes aus 3—4 gleichen und durch keine inspiratorische Phase getrennten räuspernden Bewegungen zusammengesetztes Hüsteln auftritt und dann die Umgebung geradezu zur Verzweiflung zu bringen imstande ist.[1])

Die „hysterischen Krämpfe“ gehören ja, wie schon oben ausgeführt, ganz allgemein hierher.

Aber auch wenn wir von dem gleichzeitigen Vorkommen anderer Stigmata absehen, die das einzelne Symptom zweifellos in das Gebiet der Hysterie weisen, so beruhen auch ganz allgemein lokale Muskelkrämpfe selten auf direkter Reizung des Nervenstammes, sondern in der grossen Mehrzahl der Fälle auf perverser Innervation. Das geht z. B. für den bei ausgesprochenen Neurasthenikern so häufig zu beobachtenden Fazialiskrampf (Prosopospasmus, Tic convulsif) unter anderem daraus hervor, dass Oppenheim ihn zuweilen sich aus krampfhaften Kontrakturen des Orbicularis palpebrarum entwickeln sah, die zur Unterdrückung des Schielens anfänglich willkürlich erzeugt werden. Aehnliches gilt für die Provenienz der Krämpfe im Gebiete des Hypoglossus (Zungenkrampf, Glossopasmus), ebenso den Hals- und Nackenmuskelkrampf, an dem sich namentlich die Muskeln beteiligen, die unter der Herrschaft des Accessorius Willisii stehen, und

[1]) O. Rosenbach, Ueber hysterisches Luftschlucken, Rülpsen und respiratorisches Plätschern im Magen. Wien. med. Press, 1889, Nr. 14 u. 15.

nicht minder für die der Krämpfe des Obliquus inferior (Rotationskrampf, Tic rotatoire).

In der Regel mit anderen ausgesprochenen Symptomen der Hysterie vergesellschaftet ist dagegen der „saltatorische“ oder „statische Reflexkrampf“ (Bamberger), bei dem der Patient, sobald er mit den Füssen den Boden berührt, in hüpfende oder tanzende, durch klonische Zukkungen in der Wadenmuskulatur bedingte Bewegungen gerät. Hier aber ebenso wie bei der Abasie und Astasie der Hysterischen (A. Eulenburg, H. Oppenheim), der Unfähigkeit zum Stehen und Gehen dieser Patienten, die sich auf allen Vieren fortzubewegen, auch zu schwimmen und andere lokomotorische Akte gut auszuführen imstande sind, konkurrieren mit der perversen Innervation in einem so beträchtlichen Maße psychogene Momente, dass sie nur mit gewissen, oben eingehend geschilderten Formen der „hysterischen Stummheit“ in Parallele gestellt werden können.

Ueberall tritt uns hier die Erscheinung entgegen, dass im Zusammenhange mit einer unverkennbaren Insuffizienz des Willensaktes die Kranken auf der einen Seite schon durch relativ geringe Arbeitsanforderungen aufs äusserste ermüdet werden, während sie auf der anderen Seite wieder an ungehöriger Stelle ein Maximum von Arbeit zu produzieren vermögen. Alles kommt also in diesen Fällen darauf an, die verloren gegangene Fähigkeit zur Unterdrückung gewisser stark wirkender (somatischer oder psychischer) Impulse mit Hilfe erziehlich-therapeutischer Maßnahmen wiederzugewinnen. Vom Grade der geistigen Reife und Bildung des Patienten wird es abhängen, welchen Weg wir im Einzelfalle einschlagen. Denn die erziehliche Form der Therapie umfasst nicht lediglich die Aufklärung und Belehrung. Wie von Rosenbach und auch von mir verschiedentlich hervorgehoben worden ist, hat ja auch — wir brauchen dabei nur an die Erziehung des Kindes zu denken — die zielbewusste Erregung von Unlustempfindungen als Hemmungsmittel unzweckmässiger oder unzeitiger Vorstellungen, Reflexe und Triebe in der Erziehung dann ihre Berechtigung, wenn das geistige Niveau das Erfassen gegebener Aufklärungen noch nicht zulässt. Und eine solche „strafende“ Abart der erziehlichen Therapie durch gewisse unangenehme oder schmerzhafte Prozeduren wird namentlich bei jüngeren Patienten oder solchen in Betracht kommen müssen, die, wie man dies häufig hört, ein Lustgefühl bei der Produktion ihrer perversen Akte empfinden, weil sie von ihrer Umgebung verwöhnt sind und um so mehr zu erreichen hoffen, je stärker sie diese durch die abnormen Vorgänge in Erstaunen zu setzen oder ihr Mitleid zu erregen wissen. Hier ist nach Rosenbachs und meinen Erfahrungen die energische Anwendung des faradischen Pinsels das beste Mittel, um unter dem Deckmantel eines direkt heilenden Agens auf eine energische Hemmung der zur zweiten Natur gewordenen willkürlichen

Aktionen wie der vom Willen beeinflussbaren Reflexbewegungen hinzuwirken. „Der Kranke“, sagt Rosenbach, „so vor die Wahl gestellt, Maßregeln, die grosse Anforderungen an seine Widerstandskraft oder an seine Gewohnheiten bedeuten, längere Zeit hindurch zu ertragen oder sein Verhalten zu ändern, wird auf diesem Wege bei weitem geneigter, Selbstbeherrschung im Sinne der Anforderungen des Arztes zu üben, gewisse Sensationen und Erregungen zu unterdrücken und die richtigen, ihm anfangs unausführbar scheinenden Innervationen in ausgiebigem Maße anzuwenden. Er wird das aber um so eher tun, je weniger er ahnt, dass das eingeschlagene Verfahren eigentlich zu der Kategorie der Straf- oder Abschreckungsmittel gehört, durch die eine gewisse Selbstdisziplin erweckt werden soll.“

So hatte ich die schon erwähnten Patientinnen mit Stimm- und Stimmbandlähmung, die eine Zeitlang in Freiburg massenhaft in meine Behandlung kamen, anfänglich auf dem Wege der Suggestion oder Hypnose und gleichzeitiger Applikation des galvanischen Stromes behandelt; durchschlagende Erfolge aber erzielte ich erst durch die schmerzhafte Faradisation. Von innerlich dargereichten Mitteln hinwiederum versagten alle mit Ausnahme der Asa foetida, und selbst diese, wenn ich sie in der Form silberüberzogener Pillen und nicht, wie später nach Erkennung des in diesen Fällen wirksamen Prinzips, in Gestalt der durch keine Korrigentien verdeckten, widerlich schmeckenden und riechenden Tropfen gab [1]).

Zu den für die Patienten unangenehmen und nur dadurch erzieherisch wirkenden Maßnahmen rechne ich auch eine etwas kurze, ja schroffe Art der Begegnung. Zu dieser wird man aber wohl nur in solchen Fällen erfolgreich seine Zuflucht nehmen, wo das Vertrauen des Patienten trotz aller Versuche zur Auflehnung durch bei ihnen selbst oder andern erzielte Erfolge im Grunde sicher fundiert ist und deren Widerstreben gegen die ärztlichen Anordnungen — wie bei gewissen Damen sogen. „besserer“ Kreise — nur auf der sonst ihnen überall entgegengebrachten zu grossen Nachsicht und Rücksicht und auf der Ueberzeugung beruht, dass sie ihre Launen schliesslich doch überall durchsetzen.

In recht enger Beziehung zu den geschilderten hysterischen Zuständen wegen der Entstehungsweise sowohl wie wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Lokalisation steht die bei den traumatischen Neurosen [2]) zu beobachtende fakultative Störung der Innervation.

---

[1]) Vgl. auch das Kapitel „Hysterie“ in: Eschle, Grundzüge der Psychiatrie. Urban & Schwarzenberg, Berlin u. Wien. 1907. — [2]) Vgl. F. C. R. Eschle, Artikel „Kinetosen“ in Eulenburgs Enzykl. Jahrb. Bd. XV. (Neue Folge, 6. Jahrgang.) 1908. — Derselbe, Der traumatische Schock und andere Formen der Kinetose. Fortschr. d. Med. 1912. Nr. 18 u. 19. Ferner das Kapitel über „Traumatische Neurosen“ in des Verf. „Grundzügen der Psychiatrie“.

Neben der direkten Beeinflussung der Gewebe durch die Kinetose, die bei der Genese der „Unfallneurosen" wenn nicht die einzige, so doch mindestens die Hauptrolle spielt und neben den durch Vermittelung des Nervensystems auf verhältnismässig weite Entfernungen hin sich fortpflanzenden realen, d. h. molekularen Gleichgewichtsstörungen spielen hier indirekt noch Veränderungen der psychischen Reaktion mit, die namentlich die Willenssphäre beeinflussen (Hypochondrie, Abulie), und damit in Konkurrenz mit der auch nach Schwinden der im eigentlichen Sinne lokalen Alterationen nachbleibenden Ermüdbarkeit des Nerven-Muskelsystems eine besondere Disposition für paradoxe Innervationen jeder Form schaffen. Vielfach werden ja diese Symptome in allen ihren Venenten nach der motorischen, sensiblen und sekretorischen Seite hin geradezu als hysterisch (daher der Name „Unfallhysterie") aufgefasst.

Auch hier werden die Impulse nach einer Richtung abgelenkt, die mit der wirklichen Willensintention oft ganz auffällg konstrastiert. Und gerade dieser Umstand führt dann so häufig zur Verkennung, wenn nicht des Zustandes, so doch seines Mechanismus und zu der irrigen Voraussetzung von Böswilligkeit und Simulation bei dem von einem derartigen Unfall Betroffenen.

Bei Kranken, deren Intelligenz ebenso wie ihr Wunsch, geheilt zu werden, ausser allem Zweifel steht, muss dann natürlich ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als in solchen Fällen, in denen berechtigterweise das Gegenteil angenommen werden darf.

Sobald erkannt wird, dass das Leiden nur von gewissen, mehr oder weniger stabilisierten falschen Voraussetzungen ausgeht, ist vor allem der Versuch zu machen, den Vorstellungskreis des Kranken mit anderen Ideen zu erfüllen, indem man ihm die feste und bestimmte Versicherung abgibt — die aber natürlich nur das Resultat einer genauen Untersuchung sein darf — dass die in Frage kommenden Organe trotz der unleugbaren Beschwerden nicht für die normale Leistung insuffizient sind, sondern nur infolge teils zu schwacher, teils zu starker Leistungen einzelner am Mechanismus beteiligter Elemente nicht mit dem beabsichtigten Erfolg funktionieren, dass aber bei genügender Willensenergie und hinreichender Uebung, zumal, wenn diese unter ärztlicher Anleitung und Kontrolle stattfindet, in absehbarer Zeit die normale Harmonie wieder herzustellen sei.

Von der Eigentümlichkeit des Einzelfalles wird es dann abhängen, inwieweit zur Ergänzung und Unterstützung dieses aufklärenden Verfahrens lokale Maßnahmen herbeizuziehen sind. Diese können, wenn sich hinterher doch noch Zweifel an dem hinlänglichen Maße von Verständnis oder auch von eigener Initiative beim Kranken ergeben, neben Uebungen an Apparaten und anderen Formen der Gymnastik sehr wohl auch in



den erwähnten „strafenden“ Hilfsmitteln für die Disziplinierung der pervers agierenden Muskeln bestehen. Und diese werden, unter Umständen in Kombination mit dem rein mystischen, d. h. suggestiven Verfahren bei einer dritten Kategorie von Patienten ausschliesslich Anwendung finden müssen, bei denen Mangel an Intellekt und gutem Willen zugleich die Erreichung des Zieles erschwert.

Eine andere Form der fakultativen Koordinationsstörung, bei der ich die unzweifelhafte therapeutische Ueberlegenheit des faradischen Stromes gegenüber dem galvanischen bald erkannte, war das speziell in der Poliklinik so häufig zur Behandlung kommende nächtliche Bettnässen älterer Kinder. Zuerst glaubte ich die Superiorität dieser elektrischen Behandlungsmethode durch die suggestive Wirkung des mit Geräusch und Funkenerzeugung arbeitenden Induktionsapparates mehr als durch die Wahrnehmbarkeit des Stromes für die Hautnerven erklären zu können. Ich versuchte aber vergeblich, den gleichen Effekt auch durch die bekanntlich mildeste Form der Applikation des faradischen Stromes durch die sogen. „elektrische Hand“ zu erzielen, eine Methode, bei der infolge der direkten Verbindung nur eines Poles mit dem Behandelten, des anderen mit dem Behandelnden, die Schliessung des Stromkreises nur durch die manuelle Berührung erfolgt. Hierbei werden bei ständiger Kontrolle durch die Hand des Arztes die feinsten Abstufungen bis zu solchen Stromstärken möglich, die die Schwelle der Wahrnehmbarkeit gerade überschreiten. Für die suggestive Wirkung waren auch hier alle Bedingungen gegeben, nichtsdestoweniger versagte diese Therapie konstant, während schon nach 1—2 oder höchstens 3 Sitzungen, in denen schmerzhafte faradische oder die (gleichfalls höchst unangenehme Kontraktionen der Bauch- und Blasenmuskulatur verursachenden) kombinierten Ströme mit häufigen Voltaischen Alternativen Verwendung fanden. ganz auffällige Heilerfolge erzielt wurden.

Von ganz anderen Gesichtspunkten hingegen werden die Bemühungen zur Heilung solcher Koordinationsstörungen auszugehen haben, in denen zwar auch der Willensreiz oder der tonische Impuls in eine bestimmte Bahn stärker ausstrahlt, als das die Abwicklung des regulären Bewegungsvorganges gebietet, bei denen aber von einer krankhaften Vorstellung eigentlich nicht gesprochen werden kann. Wo eine solche Annahme in diesem oder jenem Falle doch einmal berechtigt ist, macht sich das psychogene Moment nur in einem ganz minimalen Umfange und gewissermassen nur nebenher bemerkbar. Und immer sind es bei dieser Gruppe von Anomalien, die bei Verkennung ihres Charakters und Mechanismus auch mehr für wahre Lähmungen oder richtige Krämpfe gehalten zu werden pflegen, doch lokale Faktoren, die Schwäche einzelner Muskelgruppen und ihre vorschnelle Ermüdbarkeit (oft als



Folgen nachweislicher Ueberanstrengung), die dem ganzen Bilde ihr Gepräge geben.

Das trifft vor allem für den „Ziliar-“ oder „Akkommodationskrampf“ ferner den „Schreibkrampf“ und andere „koordinatorische Beschäftigungen“ zu.

Doch beschränken wir uns bei dieser Revue auf die beiden erstgenannten Formen! Sicher ist zunächst eins, dass man nämlich alle diese Fälle ganz ungerechtfertigterweise den „Krampfkrankheiten“ zurechnet und dass die Funktionsstörungen auch hier lediglich dadurch zustande kommen, dass gewisse Muskelgruppen wegen der Schwäche resp. Ueberwindung ihrer Antagonisten stärker innerviert werden, als die normale Synergie es erfordert.

Die Ursache des sogen. Akkomodationskrampfes ist bekanntlich in einer „krampfhaften“, d. h. äusserst intensiven und fortdauernden Kontraktion des M. ciliaris s. tensor chorioideae zu suchen, einer Innervation, die, wenn sie mit dem richtigen Maß und im richtigen Moment stattfindet, dem unbewaffneten Auge des Emmetropen und Hypermetropen (durch Bewirkung einer Erschlaffung der Zonula Zinnii und damit einer stärkeren Krümmung der ihrer natürlichen Elastizität folgenden Linse) die Einstellung des Auges für die Nähe ermöglicht. Erfolgt die Kontraktion des Tensor aber zu lange und mit grosser Energie, so vermag sie eine scheinbare Myopie zu schaffen oder beim Myopen selbst einen erheblich höheren Grad von Myopie vorzutäuschen, als er tatsächlich vorhanden ist — wofern nicht noch Komplikationen dadurch erfolgen, dass der vermeintliche „Krampf“ plötzlich in den Zustand scheinbarer „Lähmung“ bzw. „Parese“ übergeht. Ich selbst habe in meiner Anstalts- und auch in meiner konsultativen Praxis gelegentlich der aus anderer Veranlassung vorgenommenen Untersuchungen eine ganze Reihe von Patienten allein innerhalb weniger Jahre gesehen, die in sogen. „Okularien“ auf Grund der von ihnen selber gestellten Diagnose mit ungeeigneten Brillen versehen worden waren. Statt eines leichten Konvexglases, das in solchen Fällen ausnahmslos treffliche Dienste tut, wenn der vermeintliche Kurzsichtige über das Wesen der Störung aufgeklärt wird, hatten sie eben Konkavbrillen erhalten, deren Gebrauch dann zu weiterer Verstärkung der perversen Innervation und mit der Begünstigung der irrigen Auffassung von der Art der vorliegenden Refraktionsanomalie auch zu den schlimmsten Befürchtungen über bevorstehende totale Erblindung usw. Anlass gab.

Die perverse Innervation des Ziliarmuskels trägt aber zweifellos auch das ihrige dazu bei, schon während der Schulzeit den Grund zu jener „progressiven Myopie“ zu legen, die die Lebensarbeit ihres Trägers namentlich darum so schwer beeinträchtigt, wenn sie ihn dauernd an den Schreibtisch verweist.



Wenn auch nicht als „Akommodationskrampf" im eigentlichen Sinne, aber doch als ein ganz ähnlicher, auf perverser Innervation beruhender Vorgang aufzufassen ist der zuerst von Fronmüller als Myopia in distans bezeichnete und dann von A. v. Graefe eingehend erforschte Zustand, bei dem, wenn einmal eine Einstellung des Auges für die Ferne nicht möglich ist, nunmehr eine direkt konträre Akkommodation eingeleitet wird. Solche Myopen, die für die Lage ihres Fernpunktes eine unverhältnismässig geringe Akkommodationstiefe besitzen, können eben infolge der eingeleiteten perversen Innervation dann auch solche ferneren Objekte nicht mehr unterscheiden, die ein in weit höherem Grade Kurzsichtiger ganz deutlich sehen würde.

Ebenso gehört die als „akkommodative Asthenopie" bezeichnete relative Insuffienz der mm. interni bei Hypermetropischen hierher. Als perverse Innervation legitimiert sie sich ja zweifellos dadurch, dass, sobald der Versuch gemacht wird, behufs Fixierung eines nahen Gegenstandes die Augenachsen über ein gewisses Maß hinaus in Konvergenz zu bringen, das eine Auge nach aussen abweicht, also die entsprechenden recti im Sinne der Divergenz innerviert werden (und zwar nicht nur in dem Umfange wie das auch beim gesunden Auge bei Verdecken eines derselben und Fixierung eines nahe gelegenen Punktes stattfindet).

Eine weitere und zwar geradezu typische Form fakultativer Koordinationsstörung ist der „Schreibkrampf", wie er durch eine irrationelle und mit unnötigem Kraftaufwande verbundene Art des Schreibens verursacht wird. Am häufigsten tritt er an den Beugemuskeln bei „krampfhaftem" Andrücken des die Feder haltenden Daumens gegen den Zeige- und Mittelfinger in Erscheinung. In andern Fällen sind die Streck- oder die kleineren Handmuskeln, speziell die mm. lumbricales der Sitz des äusserst lästigen und oft sehr schmerzhaften Uebels. Nicht selten sieht man aber die perverse Innervation bis in die Vordermuskulatur ausstrahlen.

Neben Gymnastik, Massage, der Anwendung des faradischen und galvanischen Stromes zur Tonisierung der dem Krampfe unterworfenen Partien ist man auf die Beseitigung fehlerhafter Angewöhnungen in der Körper-, speziell auch in der Handhaltung, auf den Ersatz ungeeigneten, den unnötigen Kraftaufwand begünstigenden Schreibmaterials (zu spitzer und zu harter Federn, zu rauhen Papiers) durch zweckmässigeres, sowie schliesslich auf die Konstruktion gewisser mechanischer Hilfsvorrichtungen bedacht gewesen. Die im grossen und ganzen nicht sehr ermutigenden Erfahrungen mit diesen Schreibwerkzeugen sind im wesentlichen wohl darauf zurückzuführen, dass man sich, wie so oft im Leben, von dem Kultus eines „Wortfetischs" und dem Typ des traditionellen „Federhalters", der doch immer — wenn auch in verschiedenem Grade — die Mitwirkung gerade der pervers agierenden Muskelgruppen für sein



Festhalten erfordert, nicht zu emanzipieren vermochte. Erst in allerneuester Zeit ist, wie ich auf Grund eigener Beobachtung wohl anzunehmen mich berechtigt glaube, das Problem durch die Herstellung eines mit der vollen Hand zu haltenden (oder richtiger, an ihr hängenden und speziell die Mitwirkung des Daumens beim Umgreifen ausschaltenden — übrigens auch wieder als „Federhalter" bezeichneten — Vorrichtung gelöst oder mindestens seiner Lösung beträchtlich nahe geführt worden. [1])

Weil für die Gruppierung der in Frage stehenden Zustände in erster Linie die gemeinsamen therapeutischen Gesichtspunkte massgebend bleiben sollen, sei hier auch derjenigen Fällen von perverser Innervation gedacht, die sich im Anschluss an noch bestehende Myalgien [2]) ausbilden, oft allerdings auch — in ganz ähnlicher Weise wie die als Folgen von Unfällen auftretenden nach der Heilung der schmerzhaften Muskelaffektion jahre- oder gar lebenslang persistieren, sobald die paradoxen Aktionen erst einmal gewohnheitsmässig geworden sind.

In ganz hervorragendem Maße eine Disposition zu funktionellen Myopathien schafft neben der Neurasthenie und der zu ihr in unverkennbaren Beziehungen stehenden Chlorose noch eine ganze Reihe anderer Affektionen. Und mag man diese nun zu den eigentlichen „Konstitutionskrankheiten" zählen, wie gewisse Formen des Diabetes und der Fettleibigkeit oder, ohne beim heutigen Stande unseres Wissens eine definitive Entscheidung über ihre Stellung im System treffen zu können, sie nur als mit schweren Alterationen der Kräfteökonomie einhergehend betrachten, wie den chronischen Alkoholismus, oder die unter dem Bilde der chronischen Nephritis oder der Arteriosklerose subsumierten Veränderungen — sicher ist, dass die hier so häufigen Myositiden und Myalgien perverse Innervation bedingen können.

Ohne mich allzu sehr in Details zu verlieren, will ich hier nur einige wiederholt von mir gemachte Beobachtungen erwähnen:

Die so häufig unter dem Bilde einer Metatarsalgie im Flexor digitorum communis longus an der Fußsohle lokalisierten Schmerzpunkte können durch Vermittelung einer perversen Innervation auch allmählich zur Ursache einer abnormen Haltung des Fusses beim Gehen werden, die oft zur irrtümlichen Deutung der Beschwerden führt. Jede ärztliche Generation hat ja eine Vorliebe für einen beschränkten Kreis von Diagnosen, und heute muss offenbar immer der vermutete „Plattfuss" herhalten. Aus den mir als Dokumente für die Auffassung der Aerzte von der Art des Leidens vorgelegten (in diesen Fällen nicht nur unnützen,

[1]) Vgl. F. C. R. Eschle, Zur Behandlung des Schreibkrampfes. Aerztl. Rundschau, 1911, Nr. 52. (Der erwähnte „Schreibkrampf-Federhalter" wird von der Mega-Pant-G. m. b. H. in Heidelberg-Handschuhsheim vertrieben.) — [2]) Vgl. F. C. R. Eschle, Artikel „Myopathien, funktionelle" in Eulenburgs Enzykl. Jahrb. Bd. XVII. (Neue Folge, 8. Jahrg.) 1910.



sondern durchaus schädlich wirkenden) Plattfusseinlagen verschiedensten Systems konnte ich mich in den letzten zwei Jahren allein achtmal von der Häufigkeit dieses manchmal recht verhängnisvollen Irrtums überzeugen.

Eine oft ganz charakteristische Form der perversen Innervation fand ich ferner, wie oben schon angedeutet, bei Alkoholikern, ferner bei Patienten mit Fettleibigkeit e functione minori und darunter namentlich bei solchen mit nebenhergehender, aus gleichem Grunde entstandener Melliturie. Mit Vorliebe in der Unter-, Oberschenkel-, Bauch und Brustmuskulatur lokalisierte Schmerzpunkte werden da nicht selten bei jeder hastigen Aktion zum Ausgangspunkt momentan auftretender, auch ihrerseits wieder sehr schmerzhafter Koordinationskrämpfe. Seitdem ich gewöhnt bin, meine Exploration auf diesen Punkt auszudehnen, fiel es mir auf, wie häufig man gerade bei den erwähnten Kategorien von Patienten neben Klagen über „Wadenkrämpfe" ein durch seine Lokalisation merkwürdiges Symptom anamnestisch eruieren kann: nämlich krampfhafte Kontraktionen, die zunächst den Obliquus abdominis, den Latissimus dorsi und den Serratus betreffend, oft bis in die Oberarmmuskulatur ausstrahlen und von den Klienten namentlich dann aufs unangenehmste empfunden werden, si alvo dejecta anum pertergunt.

Bei allen zu dieser Gruppe gehörigen Formen der perversen Innervation muss es das erste Bestreben der Therapie sein, zunächst durch lokale Maßnahmen das möglichste zur angemessenen Beschränkung der Aktionen seitens der zu stark innervierten Muskeln zu tun, sei es durch Verordnung einer passenden Brille (bei den erwähnten Störungen der Augenmuskeln), sei es durch rationelleres Schreibmaterial, Angewöhnung einer richtigen Federhaltung und die schon erwähnten mechanischen Hilfsvorrichtungen (beim Schreibkrampf) oder durch Massage und elektrische Behandlung (bei der durch schmerzhafte Muskelaffektionen verursachten perversen Innervation). Aber trotzdem dürfen wir in keinem dieser Fälle vergessen, dass auch nach Beseitigung der grundlegenden Ursachen für die zweckwidrige Kombination von Muskeln eine gewisse Unzulänglichkeit der Willensakte restiert. Und diese tritt gerade bei der Ueberwindung der gewohnheitsmässig gewordenen Hemmungen und der Unlustgefühle zutage, die bei der kürzeren oder längeren Inaktivität gewisser Muskeln und Muskelgruppen der Erzielung des normalen synergetischen Effektes im Sinne richtiger Koordination vorderhand noch entgegenzustehen pflegen, weil die kinetischen Impulse ja eine Zeit hindurch so gut wie ausschliesslich ihren Antagonisten zugeführt wurden.

Anders wieder gestaltet sich die Methodik des therapeutischen Vorgehens bei jener Art der perversen Innervationen, wie sie sich in bestimmten Formen der Dysurie, der Impotenz und in gewissen anderen Zuständen dokumentiert, die man gewöhnlich als psychisch bedingte Störungen auffasst. Neben dem psychischen Moment spielt hier meiner Ansicht nach aber auch die perverse Innervation, wenn nicht stets, so doch in der grossen Mehrzahl der Fälle insofern eine recht bedeutsame Rolle, als in ähnlicher





Weise, wie wir das schon bei der Apsithyrie kennen lernten, der richtige, d. h. für die Abwicklung der Aktion zweckmässige Impuls von einem konträren, in antagonistischen Bahnen verlaufenden überholt wird. Alle diese Zustände demonstrieren uns die Gültigkeit des Satzes, dass die Erhaltung der richtigen reflektorischen Spannungen (der tonomotorischen Innervation) in bestimmten Gruppen von Muskeln gerade durch das Bestreben, die automatische Synergie bewusst zu beeinflussen, resp. zu analysieren, gestört wird. Bewegungen, ob sie nun erlernt sind oder rein triebartig zustandekommen, in wirklich vollkommener Weise abzuwickeln, vermag eben nur der Mensch, der während der Ausführung seine Aufmerksamkeit auch auf andre Dinge zu richten imstande ist und den Ablauf der tonomotorischen Impulse, nachdem die Einstellung durch den Willensakt einmal erfolgt ist, vollständig der Automatie des Systems, der selbsttätigen (antagonistischen) Regulierung der einzelnen Gruppen zu überlassen vermag.

Bei einem Menschen, der ohne deutliche Zeichen von Erschöpfung — abgesehen von diesen oder jenen auf Neurasthenie hinweisenden Symptomen — und ohne nachweisbare Erkrankung des Nerven-, des uropoetischen oder eines zu diesem in Beziehung stehenden Systems Schwierigkeiten bei der Urinentleerung hat oder im kräftigsten Alter häufiger ein Fiasko bei den Versuchen zur Dokumentierung seiner animalischen Männlichkeit erleidet, kann die Störung direkt auf psychischem Wege zustandegekommen sein, indem von vornherein hemmende Vorstellungen (Schreck, Furcht, bei der Impotenz auch Ekel, moralische Bedenken usw.) dem perzipierten Reiz die Wage halten — oder indirekt durch paradoxe periphere Hemmungen, indem irgendwelche negativen Affekte den Strom des Willens in die falschen Bahnen leiten.

Das gilt aber ebenso auch für viele Fälle von Tachykardie, Bradykardie und Pulsarhytmie. Begünstigt wird die peripherische Hemmung dabei auch vielfach auf Grund ein- oder mehrmaliger übler Erfahrungen durch die Furcht vor dem Nichtgelingen, z. B. der Blasenentleerung bei nervöser Dysurie, der Kohabitation bei nervöser Impotenz. Aber auch das Einschlafen hängt im Grunde von einem Willensakte ab (nämlich dem Willen, nicht weiter wachen und bewusst das Spiel der Affekte für einige Zeit abbrechen zu wollen). Im weitesten Sinne gehört demnach auch die nervöse Agrypnie in diese Klasse. Und das gleiche gilt von der nervösen Stenokardie[1]). Der Furcht vor dem Nichteinschlafenkönnen dort entspricht die Furcht vor Erstickung hier. Beidemal wirkt die angstvolle Selbstbeobachtung als begünstigendes Moment

[1]) Vgl. O. Rosenbach, Die Krankheiten des Herzens und ihre Behandlung. Urban & Schwarzenberg, Wien und Leipzig. 1893—1897. Bd. I, S. 354 ff. — Ferner F. C. R. Eschle, Das Athma. Fortschritte der Medizin, 1911, Nr. 14—16.



für Innervationen in falscher Richtung, für das Platzgreifen abnormaler Aktionen und das Versagen der normalen Hemmungen.

In der Tendenz, den Innervationsvorgang mit ängstlicher Spannung in seinen Details zu verfolgen und bewusst korrigieren zu wollen, ist eine Unzulänglichkeit des Willens immerhin insofern zu sehen, als eine den höchsten Anforderungen entsprechende „Willensenergie" — auch das klingt vielleicht, aber nur im ersten Moment und für denjenigen paradox, dem die Beschäftigung mit psychologischen Problemen fern liegt — neben der Fähigkeit, seinen Willen trotz entgegengesetzter Schwierigkeiten durchzusetzen, in nicht minderem Grade die andere umfasst, im gegebenen Moment auch einmal, wie Windelband sich ausdrückt, „nicht wollen zu wollen".

Therapeutisch kann es sich also in sämtlichen zuletzt aufgeführten Fällen nicht wie bei der vorher besprochenen Klasse von Störungen um Handhaben zur bewussten Verstärkung der Innervationen, sondern nur um solche zu ihrer Verminderung resp. Unterlassung handeln.

Für die nervöse Dysurie speziell hat Dubois [1]) die in praxi sich immer vorzüglich bewährende Parole für den Patienten ausgegeben: „Nicht drängen, sondern ruhig laufen lassen!" Hier und auch sonst oft hilft aber auch die bewusste Ablenkung der Gedanken von dem sich sonst unter Intervention bewusster Hemmungen unvollkommen vollziehenden Akte.

So verfiel — um das durch Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung zu illustrieren — ein von dysurischen Beschwerden (ohne jede organische Basis) geplagter Gelehrter, der sich in seinen Mussestunden mit Obstkultur beschäftigte, mit Erfolg ganz von selbst darauf, bei dem Akte der Blasenentleerung sich jedesmal willkürlich in Gedanken das Astgerüst eines der von ihm herangezogenen Spalierbäume zu rekonstruieren. Ein höherer Beamter, angehender Fünfziger, konnte den lange verloren gegangenen Schlaf wiederfinden, wenn er sich vermittelst seiner etwas lückenhaft gewordenen Schulreminiszenzen die Lösung mathematischer Aufgaben, z. B. den Beweis des Pythagoräischen Lehrsatzes zu vergegenwärtigen suchte.

Verheirateten, sich impotent fühlenden Neurasthenikern habe ich verschiedentlich mit bestem Erfolg den Rat gegeben, sich, ohne das Ehebett zu fliehen, ein halbes Jahr lang jeder sexuellen Betätigung zu enthalten — dies mit dem Hintergedanken, dass nach zeitweiliger Sistierung der fruchtlosen und die Furcht vor dem Fiasko immer fester begründenden Kohabitationsversuche in absehbarer Zeit doch gegen die Vorschrift gehandelt werden würde. Es ist merkwürdig, wie bei einer gewissen Akkumulation der natürlichen Reize oder besser ihrer Verstärkung durch den so tief in der menschlichen Natur begründeten Anreiz alles Verbotenen,

[1]) P. Dubois, Die Psychoneurosen und ihre psychische Behandlung. Uebersetzt von Ringur. 2. Aufl. Bern, A. Francke, 1910.



also in diesem Falle durch die Freude mehr, als an der Sache selbst, daran, den Arzt hinter das Licht geführt zu haben, so manche, sonst unbesiegbar erscheinende Hemmungen schwinden. Das erste Gelingen aber beseitigt die Angst vor dem Nichtkönnen und wird zum Anlass für recht häufige und gründliche Repetitionen des immer leichter bewältigten Pensums!

In einem unverkennbaren Gegensatze zu dieser Art des psychotherapeutischen Vorgehens steht das Verfahren bei einer anderen durch perverse Innervation bedingten Form der urokinetischen Insuffizienz, die Rosenbach mit der auf gleicher Grundlage zustande kommenden Darminsuffizienz in Parallele gestellt hat.

Manche Affektionen nämlich, die wir als Ausdruck einer typischen Striktur bzw. Stenose ansehen, sind nach Rosenbach[1]) weder die Folge einer dauernden Gewebsveränderung (Narbenbildung), noch eines Krampfes oder einer Kompression, sondern nur eine solche einer paretischen Schwäche der automatischen motorischen Innervation und zwar wiederum auf Grund derselben mangelhaften Herrschaft über die willkürlichen Impulse, die zu ihnen den Anstoss geben. In vielen Fällen von beträchtlicher, anscheinend organischer Verengung in der Pars prostatica der Urethra und selbst in deren vorderen Teilen kann man feststellen, dass unter dem Einfluss der Ruhe und der Narkotika in auffallend kurzer Zeit das anfänglich oft unüberwindlich scheinende Hindernis so schwindet, dass nunmehr jedes Bougie mit Leichtigkeit passieren kann. Das Gleiche gilt für die bei Nervösen und Blutarmen überaus häufig zu beobachtende Dyskinese des Verdauungsapparates, der mindestens ebenso oft als ein Geschwür, eine Narbe oder Adhäsion lediglich ein abnormer Nerveneinfluss zugrunde liegt. Aber selbst in den ersterwähnten Fällen handelt es sich meistens nicht um die angenommene „Darmstenose" oder gar „Darmokklusion" durch Verlegung des Lumens, sondern um eine durch jene lokalen Störungen auf reflektorischem Wege bewirkte sekundäre motorische Insuffizienz. Hier lässt sich bei der meist starken Erhöhung der Abflusswiderstände allen Mitteln, die die Koprostase beseitigen, wenigstens ein augenblicklicher Erfolg nicht absprechen. Die auf Grund einer an sich falschen Diagnose resp. verfehlten Analyse des Vorgangs vorgenommene Anlage eines künstlichen Afters oder die Enterostomose

[1]) Vgl. O. Rosenbach, Ueber funktionelle Diagnostik und die Diagnose der Insuffizienz des Verdauungsapparates. Klin. Zeit- und Streitfragen, 1890, Heft 5. — Derselbe, Beiträge zur Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane. Archiv für Verdauungskrankh., Bd. I, 1895. — Derselbe, Ueber Dyspepsie bei motorischer Insuffizenz des Harnapparats (urokinetische Insuffizienz). Deutsche med. Wochenschr., 1899, Nr. 33—35.



hat hier tatsächlich oft die zunächst vorliegenden Gefahren beseitigt. Andererseits wird es aber auch erklärlich, dass so viele Fälle von vermeintlicher Darmstenose einer operativen Therapie unzulänglich sind, nämlich alle diejenigen, in denen es sich nicht um eine zirkumskripte, sondern um eine diffus auftretende Parese der das Darmlumen erweiternden Muskelzüge handelt und wo nicht die blosse Kontinuität der motorischen Leistung beeinträchtigt, sondern nahezu deren völliger Ausfall durch ausgedehnte tote Strecken bewirkt wird. Der normal erregte Teil hat dann trotz aller Anstrengungen nicht die Kräfte für die Hinwegschaffung des Inhalts über diese nicht aspirierenden Strecken zur Verfügung und dem Kranken kann nicht durch Laxantien, die eine Steigerung der Erregbarkeit bewirken, sondern nur durch Wiederherstellung des Organtonus gedient sein. In dieser Hinsicht bewähren sich analog den Fällen von anscheinender Harnröhrenstriktur auf gleicher Grundlage am besten kleine Dosen von Opium und Belladonna; diese wirken hier nicht etwa auf Beseitigung eines Krampfes, sondern auf eine Vermehrung der inneren, „wesentlichen" d. h. Kräfte schaffenden Organarbeit unter Sicherung der „ausserwesentlichen" also lediglich in Bewegung zutage tretenden und Energievorräte aufzehrenden Arbeit hin. Erst mit der Wiederherstellung des regulären Organtonus ist die Möglichkeit wiedergewonnen, die „katastaltischen", analwärts gehenden, stossweise erfolgenden Wellen (gegenüber den im wirklichen Sinne „peristaltischen", rotatorischen) durch willkürliche Akte zu verstärken. Und erst damit ist die Basis für eine nunmehr in Angriff zu nehmende Disziplinierung des Darmes nach den heute schon therapeutisches Allgemeingut gewordenen Grundsätzen geschaffen.

Dem Typus der perversen Innervation einzureihen sind schliesslich für den, der durch die Ausführungen Rosenbachs[1]) zu diesem (von der heute die Syphilis-Aetiologie doch gar zu einseitig in den Vordergrund schiebenden Richtung in seinen Schwierigkeiten unterschätzten) Kapitel überzeugt worden ist, auch diejenigen Störungen, die man in ihren späteren und Endstadien als Tabes dorsalis bezeichnet. In den Anfangsstadien liegt hier nach Rosenbach lediglich eine muskuläre Dystonie", eine Insuffizienz der den Muskeltonus regulierenden Reflexapparate (auf Grund einer individuellen, auf embryonaler Anlage beruhenden Disposition) vor, die zwar in äusserem Zusammenhange mit den gewöhn-

[1]) Vgl. O. Rosenbach, Experimentelle Untersuchungen über Neuritis. Arch. f. exper. Pathol. u. Pharmak., Bd. VI, 1877. — Derselbe, Bemerkungen zur Mechanik des Nervensystems. Deutsche med. Wochenschr., 1892, Nr. 43, 45. — Derselbe, Der Nervenkreislauf und die tonische (oxygene) Energie. Berl. Klinik, 1896, Heft 101. — Derselbe, Zur Lehre von der spinalen muskulatorischen Insuffizienz (Tabes dorsalis). Deutsche med. Wochenschr., 1899, Nr. 10—12.



lich als primär ausschlaggebend betrachteten Abnormitäten im Gebiete des spinalen Hauptnervensystems und der zerebrospinalen Bahnen steht, aber nicht schlechtweg mit Störungen der Sensibilität in den die Wellensimpulse leitenden zerebrospinalen Bahnen identisch ist. Und weil auch hier bei der zweckwidrigen Kombination der am Bewegungsakte beteiligten Apparate Willensakte eine unverkennbare Rolle spielen — kann doch die Anomalie durch bewusste Willensakte korrigiert und im weiteren Fortschreiten gehemmt werden — so darf man die Vorgänge — sogar (natürlich cum grano salis!) unter den engeren Begriff der „fakultativen" oder „habituellen Koordinationsstörung" subsumieren.

Wer die Notwendigkeit einer grösseren Betonung des prognostischen Moments in jeder Diagnose, die Anspruch auf diesen Namen erhebt, zuzugeben geneigt ist, wird mit Rosenbach die Unterscheidung zwischen der anfänglichen und oft stationär bleibenden muskulären Dystonie und den häufig, aber nicht notwendigerweise sich anschliessenden Vorgängen für unumgänglich erforderlich halten. Er wird die spinale muskulotonische Insuffizienz nicht nur von dem Endstadium der grauen Degeneration bestimmter Abschnitte des Rückenmarks trennen, sondern auch von den dazwischen gelegenen Etappen der kompensatorischen Vorgänge im muskulatorischen Apparat, von deren endgültigem Versagen jener schliessliche Degenerationsvorgang nur der Ausdruck ist.

Und in dem ersten Stadium der muskulären Dystonie haben wir in der Tat wieder eine Form der perversen Innervation vor uns, die, wie schon bemerkt, durch bewusst vollzogene Willensakte in günstigem Sinne beträchtlich beeinflusst werden kann. Es kommt hier namentlich jene in engster Beziehung zur Psychotherapie stehende, von Frenkel und Goldscheider inaugurierte Form der Behandlung durch zielbewusste „Bahnung" und „Uebung" in Betracht, die auch Bruns[1]) als den einzigen wesentlichen Fortschritt auf kurativem Gebiet in der neuen Zeit bezeichnet. Immerhin aber haben wir hier dem so markant hervortretenden primären Missverhältnis in der Energetik des Nervenmuskelapparates in ganz besonderem Maße Rechnung zu tragen. Und während sonst normale Betätigung, selbst bis zu einem gewissen Grade eine übermässige Betätigung, sofern sie sich nicht zu häufig wiederholt, sondern nur zur besseren Ausbildung der Organe führt, ist bei der kongenitalen Disposition zur muskulotonischen Insuffizienz die Grenze des individuell Zulässigen nicht so leicht zu ziehen.

Demgegenüber kommt schon für das zweite Stadium, das der spinalen Dystonie, diese Form der Therapie gar nicht mehr in Frage, sondern wir müssen uns hier auf rein präventive Maßnahmen

[1]) L. Bruns, Tabes dorsalis in Eulenburgs Enzykl. Jahrb., Bd. XV. (Neue Folge, 6. Jahrg.) 1908.





beschränken. Enthaltsamkeit von jeder relativ und subjektiv als Anstrengung empfundenen körperlichen und geistigen Betätigung bilden unter diesen Umständen neben der Vermeidung aller Gelegenheit zu Erkältungen das einzige hygienische Regime.

Ganz im allgemeinen wird aber das erste Prinzip einer rationellen Behandlung in diesen verschiedenen Formen und Stadien auch hier wieder das sein, dem Patienten die Anomalie seines Nervenlebens in schonender und seinem intellektuellen Niveau entsprechender Weise klarzulegen und in ihm die Ueberzeugung zu wecken und zu festigen, dass wie bei andern Formen der perversen Innervation so auch hier ohne eine dem Zustande angemessene — und im Gegensatze zu jenen nicht eine schonungslos, sondern in diesem Falle mit grösster Vorsicht auszuübende — Tätigkeit eine Besserung oder gar Heilung nicht möglich sei, dass aber für die Beseitigung des allzu starken Ebbens und Flutens im Nervensystem besondere, gewissermassen auf dem Wege des therapeutischen Experiments für jeden Einzelfall erst noch zu ermittelnde Maßnahmen vorteilhaft sein können. Hierbei ist dem Kranken darüber kein Zweifel zu lassen, dass die den individuellen Verhältnissen angepasste, hygienische Lebensweise ohne Unterbrechung jahrelang eingehalten werden muss. Aber bei allem Bestreben, seinem Klienten einen klaren Einblick in den Ernst der Situation zu verschaffen, wird gerade der psychotherapeutisch geschulte Arzt doch jede Schwarzmalerei zu vermeiden wissen.

Nicht nur bei dieser, sondern auch bei allen anderen Formen der perversen Innervation schützt eine solche nüchterne Erklärung, die alle utopischen Hoffnungen ausschliesst, aber zu eingehenden Beratungen über die Gestaltung der Lebensführung in allen Details und, was nicht am geringsten anzuschlagen ist, auch zur Aufstellung fester Normen über die (vom Patienten selber vielfach viel zu gering bemessene) Intensität und Extensität einer zielbewussten Berufstätigkeit führt, wie Rosenbach sagt, „besser vor Enttäuschungen als die faszinierenden Eröffnungen, durch die man dem Wunderglauben entgegenkommt, indem man eine der gerade im besonderen Rufe stehenden Methoden als untrügliches Heilmittel und schnell wirkende Panacee suggeriert". Diese Art des Vorgehens steht allerdings in unverkennbarem Gegensatze zur suggestiven, resp. hypnotischen Methode [1]), die, wenn nicht beim Patienten, so doch bei dem, der sie ausübt, nur zu leicht die Empfindung von Scharlatanerie hervorruft und ausserdem, wie Rosenbach sagt, noch zur weiteren „Verdummung des Publikums führt". Mindestens bringt das suggestive Verfahren den Patienten in eine Art mystischer Abhängigkeit vom Behandelnden und hält ihn davon ab, sein logisches Denken

[1]) Vgl. F. C. R. Eschle, Artikel „Psychische Therapie" in Eulenburgs Enzykl. Jahrb., Bd. XV. (Neue Folge, 6. Jahrg.) 1908. — Derselbe, Suggestion — Hypnose — Erziehliche Therapie. Aerztl. Rundschau, 1907, Nr. 5.



zu üben und den für die dauernde Genesung unumgänglichen Weg der Wahrheit selbst zu finden. Und so deprimierend für viele der Ausspruch des Arztes anfänglich ist, dass sie nur durch eigene Initiative, nicht durch ein Allheil- oder Wundermittel und nicht sofort, sondern nur durch konsequent fortgesetzte Selbstdisziplinierung genesen können — so verzagt manche Patienten werden, denen man von vornherein Rückfälle prognostiziert, die zwar wieder durch besondere Anstrengungen überwunden werden müssen, aber bei einiger Energie auch immer leichter überwunden werden können — so gut ist in der Mehrzahl der Fälle der Erfolg, wenn sich der Klient die Darlegungen des wissenschaftlich gebildeten und lebenserfahrenen Arztes zu eigen macht. Von dessen Seite allerdings setzt das meistens eine recht aufopfernde praktische Betätigung, wenigstens anfangs und zur Zeit des ersten Rückfalls voraus.

Bei vielen Störungen, die zu abnormen Willensakten in irgend einer näheren oder entfernteren Beziehung stehen, kommt es also in erster Linie stets darauf an, die Energie des Patienten derartig zu heben, dass er es lernt, den von verhältnismässig geringen Reizen in extensive Bewegung gesetzten Reflexmechanismus zu hemmen, anstatt jene mit willkürlichen Aktionen zu beantworten — bei anderen wieder darauf, den reflektorischen Vorgängen lediglich ihren natürlichen Ablauf zu lassen und habituell eintretenden Hemmungen durch die Verwendung jeder störenden Intervention bewusster Vorstellungen und willkürlichen Tuns zu begegnen.

Je nach der Lage des Falles wird bald eine Vornahme planmässiger körperlicher und geistiger Exerzitien unter methodischer Steigerung der Anforderungen Erfolg verheissen, bald die auch sonst in der psychischen Hygiene eine hervorragende Rolle spielende Erziehung zur Ruhe und zur Konzentration auf einen bestimmten, direkt oder indirekt (durch Ablenkung der Aufmerksamkeit von pathologischen Innervationen) dem ungestörten Ablauf der bewusst oder unbewusst sich vollziehenden Funktionen förderlichen Vorstellungskreis der Indicatio causalis allein Rechnung tragen. Oft kann eine Lokalbehandlung neben der psychischen (z. B. die Anwendung des faradischen Stromes, die Einführung von Schlund- oder die zweckmässig variierte Berührung mit Larynxsonden, Spülungen, Pinselungen mit schwachen Lösungen usw.) behufs Herabsetzung der Reizschwelle den Eintritt des angestrebten Effektes durch Ablenkung der Aufmerksamkeit erleichtern und dazu helfen, beim Kranken die Ueberzeugung zu erwecken, dass er den Ablauf der Vorgänge doch mehr in seiner Gewalt hat, als er bis dahin glaubte — bald kann jede Lokalbehandlung durchaus unangebracht sein, nämlich dann, wenn sie aller Voraussicht nach nur dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit



noch mehr dem pervers vollzogenen Akte zuzuwenden und dessen Ablauf mit ängstlicher Spannung zu verfolgen.

Wenn nun in den voraufgegangenen Ausführungen versucht worden ist, gewisse Grundsätze für die Behandlung einzelner Gruppen dieser Zustände aufzustellen, so kann doch auch wieder nicht genug betont werden, dass die wirkliche ärztliche Kunst, wie Rosenbach sich ausdrückte, keinen „Versus memorialis" hat, dass man nicht am Symptom haften bleiben darf, und dass dies bei der Vielgestaltigkeit der kausalen Faktoren für die Psychotherapie in ganz besonderem Maße zutrifft. Gerade im Hinblick auf die heute herrschende Gepflogenheit der Aerzte, die Diagnose zu schematisieren, und die des Publikums, sich selber für jedes Symptom an den vermeintlich massgebenden Spezialisten zu wenden, hat der hier schon so oft zitierte Autor [1]) hervorgehoben, wie wichtig es ist, den Patienten von Anfang an darauf hinzuweisen, dass seine Krankheit sich in mannigfachen, durchaus verschiedenen Erscheinungen und Lokalisationen zu äussern vermag und dass eine neue Erscheinungsform durchaus nicht immer eine neue besorgniserregende Krankheit ist, sondern ebenso wie die früheren Symptome durch Selbstbeherrschung und gewisse einfache Maßnahmen reguliert werden kann. „Wer das einsieht und danach handelt", sagt Rosenbach, „wird geheilt oder führt doch ein leidlich erträgliches Leben, alle aber, die nichts anderes können, als sich selbst bemitleiden und in fruchtlosen Aengsten und Hoffnungen erschöpfen, erfüllen nur den Beruf, Heilanstalten zu bevölkern und Aerzten und Kurpfuschern das Material für meistens leider sehr kurz dauernde Wunderheilungen zu liefern".

Das was immer angestrebt werden muss, und zwar mit allen Mitteln, ist den an einer physischen und psychischen Regulationsstörung leidenden Kranken zur natürlichen Lebensführung und zu richtigen Vorstellungen über die Pflichten gegen sich selbst und nicht minder über die Pflichten gegen Andere, vor allem auch gegen seine Angehörigen zu erziehen. Deshalb müssen geistige Exerzitien mit den Perioden muskulärer Betätigung und mit methodischer Steigerung der Anforderungen abwechseln, schon im Hinblick auf das nie aus den Augen zu lassende Ziel, den Klienten möglichst bald wieder einer entsprechenden Berufstätigkeit zu geben. Denn nur die Uebernahme und Erfüllung eines gewissen Maßes von Pflichten ist imstande, den Heilbaren der kleinlichen Selbstbeobachtung und dem mit der Zeit immer mehr sich verengenden egozentrischen Vorstellungskreise zu entfremden, dem nur bis zu einem gewissen Grade

[1]) O. Rosenbach, Ueber psychische Therapie innerer Krankheiten. Berliner Klinik, Heft 25, 1890.



Besserungsfähigen aber das Leben überhaupt erträglich zu machen [1]).

Nicht von bestimmten Kunstgriffen und umständlichen Zurüstungen, wie sie heute an der Tagesordnung sind, nicht von der peinlichen Einhaltung irgendwelcher durch den Usus sanktionierter Technizismen und beruflicher „Zeremonien" oder einer schablonenhaft ausgeübten Vielgeschäftigkeit hängt hier im Grunde der Erfolg der Behandlung des Einzelfalles ab, sondern von der Persönlichkeit des Arztes und von dessen moralischen nicht minder wie von seinen wissenschaftlichen Qualitäten. Beim Psychotherapeuten, der jener schweren Aufgabe gewachsen sein will, muss sich Fachbildung mit grosser Welterfahrung, Besonnenheit mit stets unverblüffter Findigkeit, eiserne Konsequenz mit nachsichtiger Milde in der Beurteilung aller Schwächen der menschlichen Natur, die Fähigkeit, sich in den Gedankengang seiner Klienten hineinzuversetzen, mit aufrichtiger Liebe zur Wahrheit, ein nicht unbeträchtliches Maß von Beredsamkeit mit jener unerschütterlichen Ruhe und Selbstbeherrschung des Lebensweisen verbunden, der schon durch seine Gegenwart eine Atmosphäre stiller Zuversicht und ausharrender Geduld um sich zu verbreiten versteht.

---

# Kritische Bemerkungen zu Freud: „Ueber neurotische Erkrankungstypen [2])."

Von Dr. L. Erwin Wexberg, Wien.

Freud versucht eine energetische Betrachtungsweise der Neurosenätiologie durchzuführen. Er nimmt vier Erkrankungstypen an, die allerdings selten in reiner Form anzutreffen seien. Es sind: 1. Versagung, 2. missglückte Anpassung an die Realität, 3. Entwicklungshemmung, 4. quantitative Steigerung der Libido.

ad 1. Unter „Versagung" versteht Freud den Verlust eines Liebesobjektes, das bis dahin Gesundheitsbedingung war. Ist die Ver-

[1]) Vgl. F. C. R. Eschle, Die Erziehung zur Arbeit und durch Arbeit als souveränes Mittel der psychischen Therapie. Diese Zeitschrift, Jahrg. 1909, Bd. I, Heft 1.
[2]) Zentralblatt für Psychoanalyse, 1912, 6. Heft.



sagung eingetreten und ist es dem Individuum nicht gelungen, die gestaute Libido in „tatkräftige Energie“ umzusetzen, „welche . . . eine reale Befriedigung . . . erzwingt“, oder aber die Libido zu sublimieren, dann kann Introversion eintreten, das ist Befriedigung im Phantasieleben, und schliesslich Regression, die Rückkehr auf infantile Bahnen. — Dass es den Erkrankungstypus der Versagung wirklich gibt, darüber kann kein Zweifel sein, doch wenn Freud eine rein — oder auch nur vorwiegend — exogene Entstehung der Neurose verständlich machen will, so muss entgegengehalten werden, dass er zwar hier einiges beschrieben und alles in sein Schema eingeordnet, dass er aber mit dem Schlagwort „Versagung“ noch nichts erklärt hat. Die naive, aber zu Recht bestehende Frage: warum sich ein Mensch, dem ein Liebesobjekt entzogen wurde, nicht einfach ein neues sucht, wird von Freud hier gar nicht aufgeworfen. Und doch liegt alles an der Beantwortung dieser Frage. Die „Versagung“ selbst wird damit bedeutungslos, das Wort ist nichts als ein Ausdruck für die wohlbekannte Tatsache, dass traurige Erlebnisse eine Neurose auslösen können. Unter welchen Bedingungen ein Unglücklicher neurotisch wird, ist nicht beantwortet. Und damit verschiebt sich das ganze Problem auf das Gebiet der neurotischen Disposition. Freud würde vermutlich hier die sexuelle Konstitution heranziehen und im einzelnen Falle daraus zu begründen suchen, dass die Liebesbedingungen des Disponierten den Kreis der möglichen Objekte auf ein Minimum einschränken mussten, weil er z. B. in seine Mutter verliebt, oder weil er Masochist war usw. Das darf zunächst nur als plausible Hypothese Geltung beanspruchen, solange es nicht durch unzweideutige Tatsachen belegt ist. Dass andere Mechanismen denkbar und ebenso durch Beobachtungen beweisbar sind, beweisen Adlers Forschungen. Die psychoanalytischen Tatsachen sind eben nicht unzweideutig [1]). Adlers Lehre vom Minderwertigkeitsgefühl und psychischen Hermaphroditismus mit konsekutiver Sicherungstendenz vermag die Unmöglichkeit der freien Liebeswahl beim Neurotiker mindestens ebenso zwanglos zu erklären (als „Furcht — d. i. Sicherung — vor der Frau“), wie die Freudsche Libidotheorie. — Um aber zur „Versagung“ zurückzukehren, so ist gegen Freuds Darstellung hier einzuwenden: Wer auf eine „Versagung“ nicht mit einer Aenderung der Objektwahl reagiert, der wird nicht neurotisch, sondern er ist es schon. Die Unterscheidung zwischen latenter und manifester Neurose erscheint gezwungen und praktisch undurchführbar, seit die Psychoanalyse methodisch nicht mehr von den Symptomen, sondern von der Gesamtpersönlichkeit des Neurotikers ausgeht.

[1]) Vgl. meine Arbeit: „Zwei psychoanalytische Theorien.“ (Zeitschrift f. Psychotherapie u. medizinische Psychologie, 1912.)



ad 2. Die missglückte Anpassung an die Realität ist z. B. der Fall des Homosexuellen, der plötzlich heterosexuell lieben will und darüber erkrankt. Er unterscheidet sich nach Freud vom Typus 1 vor allem dadurch, dass hier „der Akzent auf eine innere Veränderung fällt". (Dass der endogene Faktor eigentlich auch dort vor allem massgebend ist, haben wir schon hervorgehoben.) Der Anstoss zu dieser inneren Umwälzung geht, wie Freud meint, von dem Ich aus, das mit der Realität in Fühlung ist. Daraus ergibt sich dann weiter unten die schwer verständliche Definition des neurotischen Konfliktes als eines Kampfes zwischen Ich und Libido. Ich konnte dieser Fassung nie beistimmen. Entweder das Ich oder die Libido ist da eine metaphysische Abstraktion. Wenn es richtig ist, was von der psychoanalytischen Schule vielfach behauptet wird, dass so ziemlich alles im Menschen von der Libido abstammt — so ist bei Jung aus der Libido eine Art Substanzbegriff, ein Urstoff der Seele geworden — dann sehe ich kein „Ich" mehr neben der Libido. Die Formulierung ist also zum mindesten ungenau. Aber Freud spricht an anderer Stelle („Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens") von einem Lust-Ich und einem Real-Ich, die durch Abspaltung des letzteren entstanden seien. Das Lust-Ich wäre mit Libido, das Real-Ich mit den Ichtrieben zu identifizieren. Ist aber nicht die Anpassung an die Realität eben der Prozess, durch den das Real-Ich erst entsteht? Wie kann nun die missglückte Anpassung an die Realität zu einem Kampfe zwischen Ich und Libido führen? Man könnte nun sagen: die Anpassung ist bis zu einer gewissen Stufe gelungen, und das bisher gebildete Real-Ich sucht sich nun auf Kosten des Lust-Ich zu vergrössern; auf diese Art entsteht eine Spannung, die bei der nächsten grösseren Realforderung zur Katastrophe führt. Alles das liesse sich auch in ganz einfachen Worten sagen: Jemand will vernünftig werden und kann sich doch nicht entschliessen, auf kindische Träume zu verzichten; er erlebt etwas, woraus die Unmöglichkeit, „Ueberspanntheit" dieser Träume erhellt. Und wird krank, so wie er bei einem geringeren Anlass in Tränen ausbrechen würde. Das sind die psychologischen Realien, die jenen gelehrten theoretischen Ausführungen zugrunde liegen. Sie sind nicht eben neu, aber man freut sich, durch eingehende Textkritik auch aus Freudschen Arbeiten gute alte Wahrheiten entnehmen zu können.

ad 3. Im Falle der Erkrankung durch Entwicklungshemmung hat nach Freud „die Libido . . . die infantilen Fixierungen niemals verlassen, die Realforderung tritt nicht plötzlich einmal an das . . . Individuum heran, sondern wird durch den Tatbestand des Aelterwerdens selbst gegeben . . . Der Konflikt tritt gegen die Unzulänglichkeit zurück . . ." Wenn hier nicht fortwährend bloss von der Libido die



Rede wäre, könnte man die Möglichkeit einer Erkrankung durch Entwicklungshemmung wohl bestätigen. Ein gewisser Grad von psychischem Infantilismus scheint tatsächlich vielen Neurotikern anzuhaften: extreme, unvernünftige Affektivität, Trotz, Negativismus, übertriebenes Zärtlichkeitsbedürfnis sind Charakterzüge, die beim Kinde normal, beim Erwachsenen krankhaft wirken. Aber es gehört Freuds sexualistische Brille dazu, um dies alles auf eine Entwicklungshemmung der Libido zurückzuführen.

ad 4. Die quantitative Steigerung der Libido als mögliche Erkrankungsursache ist ein notwendiges Postulat der Freudschen Theorie, wie der Begriff einer Quantität der Libido überhaupt. Aber mehr sind beide nicht. Vor allem entsprechen sie keiner realpsychologischen Tatsache. Der Psychoanalytiker wird nicht versuchen wollen, aus dem sexuellen Quantitätsbegriff der Physiologen ein psychologisches Wertmass zu konstruieren. Die Physiologen schliessen bei einer frigiden Frau auf ein Fehlen der Libido, rudimentäre Ausbildung derselben u. dgl., und haben von ihrem Standpunkt aus recht. Denn sie meinen die Sexualität als Betätigung und Betätigungsmöglichkeit (Potenz) und diese haben mit Psychologie noch nichts zu tun. Freud aber versucht eine Energetik der Psyche zu schaffen, hält sich dabei an das Muster der Physik und sieht nicht, dass der Energiebegriff in der Physik eine praktische Hypothese, schon in der Physiologie nicht mehr restlos anwendbar, als Grundlage einer Oekonomie des Seelenlebens aber noch viel verwegener ist, als in der körperlichen Welt. Es ist, als wollte man die Muskelleistungen eines Soldaten mit denen eines Rentiers vergleichen und daraus auf die tägliche Kalorienmenge schliessen, die beide als Nahrung zu sich nehmen. Das Minimum wäre etwa zu ermitteln, aber das Maximum ist völlig unbestimmbar. Und auch hier müsste der erste Einwand lauten, dass weniger die Quellen, als die Zielvorstellungen für die Kraftentwicklung massgebend sind, dass die Kraftquellen ein unendlich grosses Reservoir sind im Vergleich zu den Kraftleistungen, dass man also von dem Fassungsraum jenes Reservoirs ohne wesentlichen Fehler abstrahieren kann. Dasselbe aber gilt für die Libido im Verhältnis zu ihren Aeusserungen. Doch Freud postuliert die Möglichkeit einer quantitativen Steigerung oder Verminderung, um seine Theorie zu stützen. Wem es nur auf die „Realien" der Psychologie ankommt, der wird mit einer hypothetischen Quantität der Libido nichts anzufangen wissen, wird sich, wenn eine Frau im Klimakterium plötzlich nach jungen Männern verlangt, nicht damit begnügen, eine biologisch notwendige Steigerung der Libido zu konstatieren, sondern er wird die Frage so stellen: Warum tritt die Frau gerade jetzt mit Forderungen hervor, die ihr nicht mehr eingeräumt werden, und gerade nur mit solchen? Die Frage



sucht die ätiologisch wirksame Zielvorstellung aufzudecken, nicht die Energiequelle. Meines Erachtens kann eine Libidosteigerung, sei es im Klimakterium oder während der Menstruation, nur ein Symptom, nie eine Krankheitsursache sein, auch wenn sie selbst sich noch hinter Symbolismen verbirgt; kein primär auftauchendes biologisches Faktum, sondern eine psychische Reaktion auf ein psychisches Erlebnis, vielleicht vor allem auf die Wahrnehmung der Unzulänglichkeit der Genitalfunktionen. In diesem, aber nur in diesem Sinne könnte man cum grano salis eine „biologische" Aetiologie gewisser Neurosen akzeptieren, ohne dass dabei der biologische Faktor mehr als eine mittelbar auslösende Schädlichkeit bedeuten könnte — aber lange nicht die wichtigste. Denn wo steht es geschrieben, dass man auf den Urgrund aller Dinge gelangt ist, wenn man die sexuelle Schicht einer Seele aufgedeckt hat?

Die dankenswerte Klarheit dieser jüngsten theoretischen Arbeit Freuds hat uns eine weit abschweifende Diskussion seiner Lehrsätze ermöglicht, deren Ergebnis — gewiss nur ein vorläufiges Ergebnis — in wenigen Worten zusammenzufassen wäre:

Die Freudschen „Erkrankungstypen" sind, unbeschadet ihrer praktischen Verwertbarkeit, theoretisch nur dann anzuerkennen, wenn man sich auf den Boden seiner Libidolehre stellt. Diese aber ist nicht imstande, das zu leisten, was sie anscheinend verspricht: eine rein energetische Psychologie und Psychogenetik.

---

# Sitzungsberichte.

## Bericht über die 85. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien.

Von Dr. **A. Neuer**, Wien.

In der Abteilung für Psychiatrie und Neurologie war erstere stiefmütterlich bedacht. Gewinnbringend scheinen dem Ref. folgende Vorträge:

**G. Anton** (Halle): „Ueber gefährliche Menschentypen."

Es gibt einen Menschentypus, der auf andere Menschen zersetzend und beirrend wirkt, ohne selbst zu den Kriminellen oder zu den nach geltendem Recht Strafbaren zu gehören. Die Verbrechen liegen in der Artung des Individuums und den Erlebnissen und Eindrücken der Umwelt begründet. Nun drängt sich die Frage auf, wie ein Mensch geistig auf den anderen einwirken könne, wie Gedankenrichtungen durch andere Menschen wachgerufen werden können. Jeder, auch der üble Einfluss von Mensch auf Mensch entfaltet sich grösstenteils unbewusst, u. zw. auf dem Wege der Mimik. Was mimische Ausdrucksbewegung des einen ist, wird anderen zur Eindrucksbewegung, vor allem bei Gleichgearteten. Diese Bewegungen lösen als Signale von Gefühlen und Affekten auch beim Gegenspieler unbewusst gleiche Gefühle und Affekte aus, ein Vorgang, der als Nachahmung bezeichnet wird. Im wesentlichen



beruht darauf auch der Synpsychismus, d. h. die Fähigkeit, andere Menschen zu verstehen und sich deren Gefühlszustände zu vergegenwärtigen. Nach der Wirkung, die der einzelne auf seine Umgebung ausübt, wird er beurteilt. Bereits in den Fundamenten menschlicher Organisation ist menschliche Gegenseitigkeit vorgebildet. Gerade weil Gefühle und Affekte sozusagen die Grundwelle des seelischen Lebens abgeben, werden von dort aus Gedanken und Willensrichtungen veranlasst. Wir sind aus der inneren Anlage heraus nicht nur Menschen, sondern auch Mitmenschen.

Noch mehr gilt dies von der Wirkung dieser Menschen auf den einzelnen. In der Massenpsychologie gibt es andere Gesetzmässigkeiten als in der Individualpsychologie. Die Leistungen mehrerer Menschen sind keineswegs gleich der Summe der Leistungen der einzelnen. (Wie dies besonders Wundt in seiner Völkerpsychologie m. E. als erster im Prinzip der schöpferischen Synthese einerseits und im Universalismus andererseits betont hat. Ref.) Die Wirkungen können sich gegenseitig hemmen und in falsche Richtung bringen. Andererseits kann richtig gestimmte menschliche Wechselwirkung zu ungeahnter Leistung aufrufen und den einzelnen über sich selbst hinauswachsen lassen. So kann die blosse Anwesenheit eines Menschen wie ein Alp auf seine Umgebung wirken, andererseits kann man sich durch die Wirkung eines einzelnen hochstrebenden Menschen zu neuer Gedankenfülle angeregt fühlen, ja bis zum Optimum unseres Gefühls. So kommt es auch, dass die Handlungen der Masse mitunter den Charakter des unbewusst Reflexartigen tragen. Es gibt einen guten Schlüssel für Menschenkenntnis: man beurteile die einzelnen Menschen nach den Wirkungen, die sie auf andere Menschen entfalten, dies sowohl im guten, wie im schlechten Sinne. Es gibt Menschen, die ohne bewussten bösen Willen psychisch zerstörend wirken, eine tägliche Wahrnehmung des richtig empfindenden Seelenarztes. Für diese Wirkung kommt auch die vornehmste Leistung der Gedankenübermittelung, die Sprache, in Betracht. Mit der lebendigen Sprache wird auch Stil und Rhythmus des Denkens übertragen, was die Leistungen einzelner Gedankenleser erklärt. Durch Schrift und Druck wird derzeit ein grosser Teil der Menschheit in stetigen Rapport gebracht, woraus die Wichtigkeit der Presse, aber auch deren Verantwortlichkeit klar hervorgeht. Hierher gehören auch die Wirkungen des Kinematographen.

Von diesem Gesichtspunkte aus schildert der Vortragende einzelne krankhafte Typen: die moralisch Entarteten, die Anarchisten, die Psychopathen. Besonders aber sind es Frauen, die den geistigen Typus des Mannes bestimmen. Zwar gibt es unter den hysterischen Naturen oft edle Charaktere, meist aber findet man das Gegenteil. Sie haben kein Talent zum Glück, neben der Lust, sich als Märtyrer zu fühlen, plagt sie krankhafte Eitelkeit. In allen Fällen zeigen diese psychopathischen Individuen Mangel an Anpassungsfähigkeit. Solche Frauen sind auch am empfänglichsten für Massenepidemien. Sehr betroffen sind von solchen Wechselwirkungen die Ehegatten. Nicht zu verwundern ist es, dass Männer nervöser Frauen oft an Entartung des Herzmuskels sterben. In dem Verlust der regulären Arbeitstätigkeit, in dem Ausfüllen des Lebens durch unnötige Konflikte spielt das Minus der Leistungen eine grosse Rolle. Das Zusammenleben mit solchen Personen ist für jugendliche Gemüter von bleibendem Nachteil. Oefter als bisher angenommen wurde, spielt sexueller Missbrauch durch Kinderfrauen und Erzieher eine schädliche Rolle. Der Kontakt verschiedener Alterskategorien in der Schule ist besonders für solche gefährdete Menschen zu vermeiden; denn frühe Eindrücke bleiben haften und gerade die persönliche Art der Umgebung kann das spätere Schicksal entscheiden.

Es ist ein grosses Verdienst der Heilsarmee und anderer Sekten, die Gefährlichkeit vieler Neuropathen abzuwehren und diese in ein gemeinnütziges und edles Geleise zu bringen. Noch mehr gilt dies von der Religion.

Mehr in Form von Aphorismen hielt der Berliner Gerichtsarzt Dr. **Marx** einen äusserst interessanten Vortrag über „die Psychologie der Haft".

Die Psychologie der Haft ist vorläufig kaum mehr als ein Programm künftiger Arbeiten, die aber besonders mit Rücksicht auf eine künftige Strafgesetzgebung eifrige Förderung verdienen. Daneben wird uns die Psychologie der Haft zweifellos auch die schönsten Früchte für eine Vertiefung unserer Kenntnis der menschlichen Seele

bescheren. Das Freiheitsgefühl mit seinen mannigfachen Verknüpfungen mit dem Leben ist für uns alle meist unbewusst die Hauptsache. Die beiden Komponenten der Haftwirkung auf die menschliche Seele sind die Abschliessung von der Aussenwelt, die Einsamkeit, die Bewegungsbeschränkung, die ungewohnte Nahrungsaufnahme, der schlechte Schlaf und jener Komplex von Vorstellungen, die man in ihrer Gesamtheit als Schuldbewusstsein bezeichnet. Dieses sogenannte Schuldbewusstsein, um das alle Gedanken des Häftlings kreisen, enthält eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Vorstellungsinhalte. In erster Linie steht die Vorstellung des durch die Tat und die Haft verminderten Persönlichkeitswertes (nach Alfred Adlers Theorie Grund genug zur Neurosenbildung. Ref.). Diese Vorstellungen gewinnen in der Einzelheit der Fälle eine bedeutend erhöhte Wirkung auf die Psyche, was sich meist in einem Reuebewusstsein äussert. Dieses knüpft gewöhnlich an den Verlust des Persönlichkeitswertes an, kann aber auch als Reue über den Verlust des Gatten oder des geliebten Angehörigen auftreten, ja es kommt vor, dass bei geringfügiger Briefverspätung Selbstmord verübt wird.

Besonders wichtige Momente sind die Vernehmung vor dem Richter, nach der oft geistige Verwirrtheitszustände beobachtet werden, die Zustellung der Anklageschrift, wo der Angeschuldigte zum ersten Male die objektive Beschreibung seiner Schuld findet, und der Tag der Hauptverhandlung. Die Ungewissheit der Lage, das Nichtwissen vom Ausgang des Strafprozesses kommen beim Häftling erschwerend zur Geltung. Auf solche Einflüsse ist die Reaktion verschieden je nach der Persönlichkeit. Je intellektueller der Häftling ist, desto grösser der Grad der psychischen Beeinflussung. Daneben wird der gesellschaftlich Höherstehende und bisher sozial Intakte unter dem Gefühl des verminderten Persönlichkeitswertes schwerer leiden als ein Vorbestrafter, der auch sonst an Gesellschaftswerten weniger zu verlieren hat. Der Psychopath reagiert mit grösserer Empfindlichkeit auf die Haftschädigungen, als der Durchschnittsmensch von normaler Seelenkonstitution. Auch Alter und Geschlecht, die Art der Straftat und anderes mehr bedingen Differenzierungen in der Reaktion. Ausnahmsweise kann die Haft, besonders die Untersuchungshaft, als Wohltat empfunden werden. Diese Ausnahme gilt nur für Affektverbrechen, insbesondere für Personen, die Familienmord begangen haben. In solchen Fällen ist die Tat häufig die Lösung eines langen und schweren Konflikts, und die Haft ist der sichere Hafen nach schweren seelischen Kämpfen. Es wird behauptet, Einzelhaft bessere, Gemeinschaftshaft verschlechtere. Das ist nur teilweise richtig. Die Einzelhaft verhindert psychische Infektionen, aber sie bessert durchaus nicht immer, sondern führt zu ganz anderen Gedankengängen, die durch die ausschliessliche Beschäftigung mit sich selbst und durch die mangelnde Orientierung an der Umwelt zu entstehen pflegen. Geistig Minderwertige, ebenso paranoide Naturen vertragen die Einzelhaft besser, weil sie sich in der Gemeinschaftshaft gekränkt fühlen. Auch Jugendliche und Mörder ziehen die Einzelhaft vor, während sittliche Verbrecher sich nach Gemeinschaftshaft sehnen. Die Wirkung der Einzelhaft kann am besten aus den Gefängnismemoiren von Dostojewski, Wilde, Reuter u. a. studiert werden. Auf jeden Durchschnittsgeist aber ist die Wirkung der Haft nicht wesentlich verschieden von dem, was uns hier offenbart wird.

Der praktische Gesichtspunkt für alle Untersuchungen über die Psychologie der Haft ist die Kardinalfrage nach dem Unterschied der Einzel- und Gemeinschaftshaft. Auf diesem Gebiete liegen auch die Aufgaben künftiger Forschungen über den uns alle angehenden und interessierenden Gegenstand.

Prof. E. **Raimann** (Wien) entwickelte in einem Thema ähnlichen Inhalts („Die Haftpsychosen"), dass sich unter dem Einfluss der Einzelhaft halluzinatorischer Verfolgungswahn bilde. —

Für klinischen Unterricht ebenso wie für Normalpsychologie von grösster pädagogischer Wichtigkeit erschienen dem Ref. die Kinematogrammdemonstrationen klinischer Symptome aus dem Gebiete der Nervenkrankheiten, die bezeichnenderweise in einem privaten Kinounternehmen zu sehen waren. Der demonstrierende Professor Dr. **Fritz Hartmann** (Graz) führt aus: Die Verwertung der Kinematographie auf klinischem Gebiete befindet sich in den ersten An-



fängen. In Graz habe er für die Einführung der notwendigen Apparate gesorgt. Seine Erfahrungen mit der Aufnahme von Bewegungsphänomenen am Kranken sind zwar noch sehr gering, da er erst seit einem halben Jahre mit der Einrichtung (von Ernemann, Dresden) arbeitet, doch lässt sich schon sagen, dass die gehegten Erwartungen voll bestätigt wurden. Die Nervenkrankheiten einschliesslich der psychopathologischen Funktionsstörungen sind ja ausserordentlich reich an Bewegungserscheinungen, für deren Schilderung es der Sprache vielfach an Reichtum des Ausdruckes gebricht. Die kinematographische Aufnahme ermöglicht es, die ähnlichen und die abweichenden Erscheinungen ebenso wie die seltenen Ausnahmen von bekannten Vorgängen festzuhalten und zu vergleichen. Es wird dadurch ermöglicht, auch die flüchtigen Bilder menschlicher Bewegungsäusserungen, welche von anderen Beobachtern gesehen wurden, sich selbst zur Anschauung zu bringen, an der Hand der photographischen Zeugen, aber auch über die den Erscheinungen vom Beobachter gegebenen Deutungen zu diskutieren; gerade diese letztere Möglichkeit erscheint dem Vortragenden von unschätzbarem Werte für die wissenschaftliche Forschung und Mitteilung in Neurologie und Psychiatrie.

Die kinematographischen Bilder gestatten weiterhin die Vornahme feinster Analysen komplizierter Bewegungsphänomene, sie ermöglichen in jedem Zeitpunkte die vergleichende Betrachtung mit früher fixierten analogen Bewegungsreihen. Sie lassen uns nach dieser Richtung, wie auch bei nichtmenschlichen Bewegungsvorgängen ganz neue Einblicke erwarten. Die kinematographische Aufnahme wird sich so zu einer unschätzbaren wissenschaftlichen Hilfsmethode gestalten. Ihr zweiter ebenso hoher Wert liegt in der Anwendung für den klinischen Unterricht in der Nervenheilkunde (und, wie Ref. meint, besonders in der heute noch fehlenden Semiologie oder Symptomatologie, die für eine „verstehende" Psychologie unschätzbare Dienste leisten könnte).

---

# Referate.

**Sternberg, Theodor.** Das Verbrechen in Kultur und Seelenleben der Menschheit. Berlin. 1912, Puttkammer & Mühlbrecht.

In der vorliegenden Schrift, die den XI. Band der Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien, unter dem Gesamttitel „Das Recht" herausgegeben von Dr. Franz Kobler bildet, hat der Verfasser mit der ihm eigenen Ueberzeugungstreue und in seiner eigenartigen kraftvollen Schreibweise seine Anschauungen über die anthropologische, soziologische und individualpsychologische Bedeutung des Verbrechens dargelegt. Dasjenige, was aus dem zahlreiche allgemeine Probleme kritisch anschneidenden Inhalt des Buches an dieser Stelle speziell interessiert, sind die medizinisch-psychologischen Prinzipien, welche der Verfasser für seine reformatorischen Bestrebungen anzuwenden versucht.

Das oberste Regulativ, das Sternberg für die gesamte Kriminalpolitik aufstellt, ist „die humane Verteilung" der Straffälligen im sozialen Organismus. Im Gegensatz zu der „grob materialistischen Strafrechtstheorie des wildgewordenen Selektionismus", der auf eine Ausrottung abzielt, verlangt er vom „ethischen Kriminalisten", dass er lerne, mittels eines grosszügigen sozialen Verteilungsverfahrens, „das Lebensfähige im Verbrecher am Leben zu bewahren, zum Leben zu bringen, die Bedingungen ausfindig zu machen, unter denen es gehalten werden kann." Für ihn wird „Kriminalpolitik ein Verteilungsproblem" (S. 28). Um dies zu erreichen, ist es nötig, dass die der gesetzlichen Strafe durchaus nicht inhärenten und ihr nicht zukommenden sekundären sozialen Schädigungen, durch welche die von Rechts wegen abgebüsste Strafe gewissermassen ad infinitum und in unabsehbarer Folge zu unrecht verlängert werde, gründlich beseitigt werden. Die Vorurteile der Gesellschaft, die gegenüber einem Bestraften ähnliche sind, wie gegenüber einem geistig Erkrankten, müssen bekämpft werden. Die heute bereits im Sinne solcher kriminalpolitischen Verteilung wirkenden Vereine sind gegenüber den herrschenden Vorurteilen gezwungen, die Strafentlassenen um jeden Preis, zweckmässig oder unzweckmässig, unterzubringen. Notwendig aber ist eine auf wissenschaftlich-psychologischer und modern-psychiatrischer Kenntnis aufgebaute Klassifizierung der verbrecherisch Entgleisten bei dem Versuche ihrer Wiedereinordnung. „Bringt den,



der unter den Verhältnissen a Verbrecher ist, in die Verhältnisse b, er wird ein ehrlicher Mann sein", ist die schematisch gestellte Forderung. Wie die moderne Psychiatrie tatsächlich gelernt hat, eine ganze Anzahl psychotischer Individuen, welche infolge ihrer geistigen Invalidität oder einer Disposition zu pathologischen Reaktionen in der gewohnten Umgebung nicht existieren können, in der Heilanstalt, in deren Kolonien oder in geeigneter Familienpflege zu bestimmten ausgewählten Arbeiten in nützlicher und für sie heilsamer Weise jahraus jahrein zu verwenden, so muss auch dem Strafvollzugsverfahren eine Instanz angegliedert werden, die nach psychiatrischen und psychologischen Prinzipien die Verteilung der Bestraften berät und leitet. Freilich müsste gleichzeitig die Unwissenheit und enge Moral, der zufolge das Wort „der Verbrecher, der Wahnsinnige" „soziale Panik" auslöst, mehr und mehr zerstört werden. Das Publikum muss lernen, dass Irrenanstalten soweit als möglich Heilanstalten sein wollen, und dass geistig Erkranktsein weder als Beleidigung gelten kann, noch identisch ist mit seelischem Tod.

Es ist leicht verständlich, dass der Verfasser von seinem Standpunkt dazu gelangt, die Deportation und die Fremdenlegion als Einrichtungen anzusehen, die sehr gut in gewissem Maße seinen Zielen dienstbar gemacht werden können. Ungeachtet seiner humanen Tendenzen verkennt Sternberg die Wichtigkeit und die Bedeutung des Strafens keineswegs und wertet es besonders als eines Mittels der individuellen Entsühnung wie als eines erzieherischen Faktors und will auch der „Hoffnung auf Straflosigkeit" selbst bei gewissen geistig Erkrankten nicht unberechtigten Vorschub leisten.

Auf die tieferen rechtsphilosophischen und soziologischen Begründungen seiner Auffassung, sowie die interessante Darstellung der kriminalistischen Verteilung in der älteren und neueren Geschichte kann hier nur hingewiesen werden. Für uns Aerzte muss eine solche Vorkämpferschaft von kompetenter juristischer Seite, wie wir sie oben darlegten, höchst willkommen sein, aber auch der übrige auf 99 Seiten zusammengedrängte reiche Inhalt des kleinen Buchs kann uns wie der Allgemeinheit manche belehrende Anregungen bieten. Dr. M. Levy-Suhl, Berlin-Wilmersdorf.

**Wilhelm Bergmann.** Selbstbefreiung aus nervösen Leiden. Freiburg i. B. 1911. Herder. 295 S.

Das leicht verständlich, geschickt und mit fachmännischer Kenntnis abgefasste Buch behandelt in populärer Art in der ersten Hälfte die „Entstehung" und der zweiten die „Beseitigung nervöser Krankheiten". Es sei sogleich bemerkt, dass entgegen der Erwartung, die der klangvolle Titel des Buches erwecken muss, die gleichzeitige „Leitung des behandelnden und orientierenden Arztes" vorausgesetzt wird und dass das Buch, wie das Vorwort sagt, vorwiegend dazu dienen soll, die „zeitraubende Tätigkeit des Arztes", wie sie bei diesen Kranken nötig ist, „abzukürzen und zugleich den in der Sprechstunde gewonnenen Eindruck durch das eigene Studium des Patienten zu vertiefen." Ferner hofft der Verf., dass seine Darlegungen auch „dem einen oder andern Berater nervöser Menschen Nutzen stiften" werde, wie dem Priester, dem Pädagogen oder dem lediglich aus Menschenliebe Behandelnden.

Bei der ausserordentlichen Verschiedenartigkeit der sogenannten nervösen Leiden und der persönlich-individuellen Prägung jedes einzelnen Krankheitsfalles erscheint es ja von vornherein unwahrscheinlich, dass eine nennenswerte Zahl von Nervenkranken lediglich durch die allgemeinen aufklärenden und beruhigenden Darlegungen, die diätetischen und psychotherapeutischen Hinweise eines solchen Buches sich selbst ohne den unmittelbar persönlichen Einfluss des Arztes aus ihrem Zustand befreien könne; am wenigsten ist dies wohl bei der grossen Schar Hysterischer und bei den von Zwangszuständen Befallenen zu erwarten. Die Hysterischen sind denn auch auffallend wenig vom Verf. in Rücksicht gezogen, und schwerlich werden die an Zwangsvorstellungen oder Phobien Leidenden durch die Darlegungen heilsam beeinflusst werden können.

Das Besondere dieses Buches ist, dass es in seinen theoretischen wie praktischen Grundlagen die Lehren der katholischen Kirche sich in jeder Hinsicht zum Maßstab und zur Richtschnur nimmt. Demgemäss stellt der Verf. sich auch auf den Boden der sanktionierten Psychologie des Aristoteles, hebt immer wieder die unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier hervor und räumt der katholischen, vorwiegend nichtärztlichen Literatur in seinen Lehren und Zitaten die dominierende Rolle ein; dabei wird offenbar auf die jesuitischen Gelehrten — es sind sechs Autoren der Societas Jesu im Verzeichnis mit ihren Werken ausdrücklich angeführt — besonderer Wert gelegt. Wenn sich daneben auch manches treffliche und geschickt angebrachte Goethesche und Shakespearesche Wort findet, so ist es doch natürlich, dass der einseitige, vielfach direkte, vielfach nur durchklingende Hinweis auf die „wahre"



sc. katholische Religion den praktischen Wert des kleinen Werkes — denn nur dieser kann in Frage kommen — für den grossen Teil der leidenden Menschheit, welcher anderen religiösen oder ethischen Idealen huldigt, vermindern muss.

Was die speziell ärztlichen Maßnahmen betrifft, so vertritt der Verf. in der Hydrotherapie in Uebereinstimmung mit seiner eigenen Tätigkeit die Kaltwasserbehandlung; in der medikamentösen Therapie bewahrt er eine begründete Zurückhaltung; die hypnotische Behandlung wird als ein wertvolles, berechtigtes und gefahrloses Hilfsmittel in der Hand des Arztes und nur in dieser anerkannt; das Freudsche psychoanalytische Verfahren schliesslich wird (wohl schon aus religiösen Gründen) völlig ignoriert. Dr. M. Levy-Suhl, Berlin-Wilmersdorf.

**Dornblüth, Otto.** Die Schlaflosigkeit und ihre Behandlung. Leipzig, Veit u. Co., 1912, 92 S., 8°.

Verf., der auf dem Gebiete der medizinischen Publizistik einen geachteten Namen hat, behandelt in dem vorliegenden Werke das Thema der Schlaflosigkeit in volkstümlicher Darstellung. Das Wesen des Schlafes besteht nach ihm in der Absperrung der Sinne und in der Einschränkung der geistigen Verrichtungen, einschliesslich der bewussten willkürlichen Muskeltätigkeit. Die Schlafstörungen teilt er ein in das Ausbleiben des Einschlafens, den zu leichtem Anfangsschlaf und die vorzeitige Unterbrechung des Schlafes. Unter den Ursachen der Schlaflosigkeit bespricht er: die unangenehmen Körperempfindungen (Herzklopfen, Darmbeschwerden, Hautjucken usw.), die Gemütsbewegungen, die Angst vor der Schlaflosigkeit, die fehlerhafte Hygiene des Schlafes, die mangelhafte Körperarbeit. Er bestreitet, dass die abendliche Ernährung, insbesondere der Fleischgenuss, oder die Füllung der Blase und des Darmes wesentlich zu den Schlafstörungen beitragen. Die Behandlung der Schlaflosigkeit soll in einer Hygiene des täglichen Lebens bestehen; Schlafdauer, Aufstehen, Beschäftigung nach dem Abendessen, Beschaffenheit des Schlafzimmers und des Bettes werden eingehend gewürdigt. In psychotherapeutischer Beziehung empfiehlt D.: das Lesen im Bette, das Zählen oder das Denken an geographische usw.-Namen, die autosuggestive Vertiefung in die Vorstellung des Einschlafens und eine Art Hemmungsgymnastik, die dazu befähigen soll, unangenehme Empfindungen im Körper zu vernachlässigen. Unter den Schlafmitteln bevorzugt er die harmloseren, wie Baldrianpräparate, Brom, Aspirin, Pyramidon, Adalin. Von stärkeren Schlafmitteln verwirft er Morphium und Chloralhydrat; er empfiehlt an deren Stelle Kodein, Pantopon, Sulfonal, besonders aber Veronal, Medinal und Kodeonal. Den Schlafstörungen der Kinder, ihren Ursachen und ihrer Behandlung widmet der Verf. eine besondere Darstellung.

Die Schreibweise des Verfassers ist klar und flüssig; gelegentlich überwiegt die Präzision des Ausdrucks die Beweiskraft der Gründe. Die klinische Darstellung der Symptomatologie und Aetiologie der nervösen Schlaflosigkeit ist vortrefflich geraten; höchstens bliebe eine Differenzierung der neurasthenischen, hysterischen und hypochondrischen Formen zu wünschen. Der psychotherapeutische Teil ist etwas dürftig; die moderne Psychotherapie verfügt über bessere und systematischere Methoden als die vom Verfasser angegebenen. Nicht empfehlenswert erscheint in einer populären Schrift die genaue Angabe der Rezeptur der einzelnen Schlafmittel, insbesondere der nicht freigegebenen. Gegen die Verwendung des Kodeins und Pantopons als Schlafmittel sprechen m. E. dieselben Bedenken wie gegen das Morphium. Abgesehen von diesen kleinen Bedenken ist die Schrift als Ganzes zu empfehlen.

Dr. L. Hirschlaff, Berlin.

**Freiherr v. Schrenck-Notzing, Dr. A.,** Materialisationsphänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie. Mit 150 Abbildungen und 30 Tafeln. Verlag von Ernst Reinhardt in München, 1914, 523 S.

Im Gegensatz zu vielen anderen Forschern hat Schrenck-Notzing erst nach vieljährigen Erfahrungen, besonders nach mehrjährigen Versuchen mit dem Medium Eva C. seine Protokolle und Schlussfolgerungen veröffentlicht. Er kommt zu dem Resultat, dass das Medium imstande sei, das Auftreten bestimmter materieller Aggregate, Stoffe, Formen, Gegenstände unter wechselnden Versuchsbedingungen herbeizuführen. Bald kommen Hände oder Arme, Köpfe, ganze Figuren, bald weniger charakteristische Gebilde auf diese Weise zustande. Schrenck-Notzing glaubt, durch hinreichende Vorsichtsmaßregeln soweit den Betrug ausgeschlossen zu haben, dass er die entsprechende Fähigkeit des Mediums unbedingt anerkennt. Seine Vorsichtsmaßregeln sind verschiedener Art. Zuweilen werden Hände und Füsse des Mediums hinreichend kontrolliert.



Besonders aber sollte es dem Medium durch die Bekleidungsart und die vorherige und nachherige Untersuchung unmöglich gemacht werden, die Erscheinungen mechanisch hervorzubringen. So wird es in einen Trikotanzug gesteckt, es werden die verschiedenen Körperhöhlen, einschliesslich der Scheide, untersucht. Gelegentlich wird auch ein Gazeschleier über den Kopf gelegt und mit der sonstigen Bekleidung vernäht, um das Herausbringen verborgener Massen aus dem Munde auszuschalten. Mehrere aufgestellte photographische Apparate, die bei Blitzlicht arbeiten, werden vom Verf. benutzt. Ungemein gross ist der Fleiss des Autors, zahlreich sind die Methoden, die Schrenck-Notzing angewendet hat, um die Betrugsmöglichkeiten auszuschliessen. Und doch muss ich folgendes erklären. Es ist in dem Buche auch nicht ein Experiment beschrieben, das einwandfrei die teleplastische Fähigkeit des Mediums erweist. Niemals sind alle notwendigen Vorsichtsmaßregeln gleichzeitig angewendet worden. Je mehr ich das Buch studiert habe, um so mehr komme ich zur Ueberzeugung, dass der Verf. das Opfer raffinierter Täuschungen geworden ist. Dieses Urteil baut sich nicht etwa darauf auf, dass ich solche Dinge für unmöglich halten würde, sondern darauf, dass kein Versuchsprotokoll so exakte Bedingungen nachweist, wie es nötig wäre. Jedes Protokoll lässt einen oder mehrere Einwände offen. Schrenck-Notzing ist trotz einer gewissen Skepsis zu vertrauensselig. Was soll es beweisen, dass ein Pariser Detektivbureau das Medium und die Dame, bei der es wohnte, Frau Bisson, beobachtete und einen Kaufort künstlicher Phantome nicht ermitteln konnte! Wenn Schrenck-Notzing in seinem Vorwort gewissermassen die Lektüre der Arbeiten von Lombroso und Flammarion als Propädeutika hervorhebt und zum Studium der Fragen empfiehlt, so kann ich nur erklären: ich habe diese Arbeiten gelesen, lehne aber trotzdem die in den genannten Büchern wie in dem neuen Buche von Schrenck-Notzing gemachten Schlussfolgerungen ab. Männer der Wissenschaft, die auf ihrem Gebiet Gutes leisten, werden vollkommen hilflos und unkritisch, wenn sie Phänomene, z. B. mediumistische, untersuchen wollen, für die ihnen der notwendige Skeptizismus abgeht und für deren Untersuchung ihnen jede Vorbildung und jede Autorität fehlt. Wie bei anderen Medien zeigt sich auch bei Schrenck-Notzings Versuchen, dass Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug nur soweit getroffen werden dürfen, wie das Medium oder sein Helfershelfer es zulassen. Mit dem Autoritätenglauben geht Schrenck-Notzing etwas zu leicht um. Die Kritik seines Buches hat sich Schrenck-Notzing auf S. 34 mit folgender Grundregel selbst geschrieben: „Alle Bedingungen, Kontrollen, Eingriffe, Experimente möglichst in einer solchen Weise zu gestalten, dass dadurch die Entäusserung dieser Kräfte, die medialen Leistungen als solche in ihrer Entwicklung und Wirkungsweise nicht gehemmt und unterbrochen werden, selbst auf die Gefahr hin, dass dem Beobachter Oberflächlichkeit und unkritisches Verhalten vorgeworfen wird. Der Exaktheitsfanatismus bringt die Quelle, aus der man schöpfen will, zum Versiegen.“ Ich kann mir vorstellen, dass es mediumistische Fähigkeiten gibt, die beim „Exaktheitsfanatismus“ nicht zustande kommen. Solange aber die exakte Untersuchung sie stört, fehlt der wissenschaftliche Beweis dafür, dass sie existieren [1]). Ich will auf Einzelheiten nicht eingehen. Aber die Annahme, die von Mathilde v. Kemnitz und Walter v. Gulat-Wellenburg, dass Eva C. eine Wiederkäuerin ist, scheint eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Solche Person kann Objekte im Magen oder in der Speiseröhre verbergen und willkürlich herausbefördern. Die Bilder mit den aus dem Munde heraushängenden weissen Lappen, die Geräusche, die man bei dem anscheinenden Hineinziehen in den Mund hörte, sprechen dafür. Besonders möchte ich auf die zum Zweifel anregenden Bilder hinweisen, z. B. das in der Sitzung vom 2. Mai 1913 aufgenommene Porträt, das auf S. 20 wiedergegeben ist. Auf den Unbefangenen macht es den Eindruck eines durch vorheriges Zusammenfalten lädierten Kunstproduktes; die Falten sind ganz deutlich sichtbar.

Alles in allem muss man anerkennen, dass Schrenck-Notzing Vorsichtsmaßregeln in grösserer Ausdehnung angewendet hat, als es bei den meisten Autoren üblich war. Trotzdem wirkt das Buch nicht überzeugend, und ich habe vielmehr den Eindruck, dass der Autor zu vertrauensselig gewesen ist. Er übersieht, dass die Medien, wenn sie Jahre hindurch in diesem oder jenem Kreise gearbeitet haben, für die verschiedensten Tricks gewappnet sind, so dass, wenn nach der einen Richtung die Betrugsmöglichkeit ausgeschaltet wird, das Medium einen anderen Trick in Reserve

[1]) Ich selbst habe früher vielfach mit sog. spiritistischen Medien gearbeitet; ich habe niemals einen Beweis für plastische oder ähnliche Phänomene gesehen. Wohl aber habe ich mich davon überzeugt, dass eine Prüfung mit wirklich exakten Bedingungen von den Medien kaum je zugelassen, vielmehr mit der von Schrenck-Notzing oben selbst angeführten Begründung zurückgewiesen wird.



hat. Ausserdem unterschätzt Schrenck-Notzing vielleicht die Tatsache, dass der Experimentator Gefahr läuft, bei so häufigen und lange dauernden Sitzungen mit demselben Medium in seiner Skepsis nachzulassen, und dass er infolgedessen nicht in jedem einzelnen Falle so penibel bleibt, wie es zum Ausschluss aller Täuschungsmöglichkeiten notwendig ist; die angespannte Aufmerksamkeit lässt leicht nach.

Dr. Albert Moll.

---

# Verschiedenes.

Die Psychologische Gesellschaft zu Berlin hat beschlossen, eine Preisaufgabe zu stellen. Als Thema ist gewählt: „Beziehungen zwischen der intellektuellen und moralischen Entwicklung Jugendlicher". Der Umfang der Arbeit soll 14 Bogen nicht überschreiten. Sollten jedoch die Untersuchungstabellen besonders umfangreich werden, so ist ein Ueberschreiten dieser Grenze zulässig. Die Arbeiten müssen bis zum 1. Juni 1915 abgeliefert sein; die Ablieferung hat stattzufinden bei dem Vorsitzenden der Psychologischen Gesellschaft, Herrn Sanitätsrat Dr. Albert Moll, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 45. Um die Anonymität zu wahren, sollen die Arbeiten an der Spitze ein Stichwort enthalten. Dieses Stichwort soll mit der genauen Adresse des Bearbeiters in einem versiegelten Kuvert der Arbeit beigefügt werden. Die Arbeiten müssen mit Schreibmaschine geschrieben sein. Der ausgesetzte Preis beträgt 750 M.; eine Verteilung der Summe auf mehrere Arbeiten ist zulässig. Preisrichter sind die Herren Professor Dr. Meumann in Hamburg, Sanitätsrat Dr. Albert Moll in Berlin und Professor Dr. William Stern in Breslau. Die Preisverteilung findet nach Mehrheitsbeschluss statt, doch steht in besonderen Fällen jedem Preisrichter ein Vetorecht zu. Die Psychologische Gesellschaft hat das Recht, die Arbeit oder die Arbeiten, denen ein Preis zuerkannt ist, in ihr Eigentum übergehen zu lassen und in ihren Gesellschaftsschriften zu publizieren.

Unter Jugendlichen sind nicht nur junge Leute von etwa 14 bis 18 oder 20 Jahren, d. h. solche jenseits des eigentlichen Kindesalters, zu verstehen; es ist vielmehr das eigentliche Kindheitsalter eingeschlossen. Es ist auch statthaft, bei sonst fehlendem Untersuchungsmaterial die Untersuchungen ausschliesslich bei Kindern bis zu 14 Jahren vorzunehmen. Immerhin wäre es wünschenswert, dass auch die der eigentlichen Kindheit folgenden Jahre berücksichtigt werden.

Was die Methoden der Untersuchung betrifft, so werden bestimmte Vorschriften über die Wahl der Methode nicht gemacht. Um den Grad der intellektuellen Entwicklung festzustellen, sei auf Folgendes hingewiesen: Es wird sich empfehlen, verschiedene Methoden anzuwenden, besonders sich nicht auf die Prüfung einer einzigen intellektuellen Fähigkeit, z. B. die Kombinationsmethode oder die Ebbinghaussche Ergänzungsmethode zu beschränken, weil sonst die Gefahr vorliegt, dass die Prüfung der intellektuellen Entwicklung einseitig wird.

Auch die Prüfung der moralischen Entwicklung soll nach möglichst mannigfaltigen Methoden erfolgen. Wünschenswert ist es, sich nicht nur auf die Beantwortung von Fragen zu stützen, die dem Kinde vorgelegt werden, obwohl die Fragmethode berücksichtigt werden kann. Es ist zu empfehlen, wenn möglich auch Beobachtungen über die objektive Handlungsweise des Jugendlichen und über das gesamte Benehmen der Kinder bei der Prüfung zu sammeln und zu verarbeiten; doch muss es dem Bearbeiter überlassen bleiben, nach den zur Verfügung stehenden Untersuchungsmöglichkeiten die Methoden zu bestimmen. Im ganzen hat die Prüfung der moralischen Entwicklung sich möglichst zu erstrecken auf die sittlichen Gefühlsreaktionen, die sittlichen Urteile (die sittliche Einsicht), das sittliche Wollen und wenn möglich das sittliche Handeln des Jugendlichen.

Selbstverständlich ist eine Untersuchung normaler Jugendlicher erwünscht; es sind höchstens zu Vergleichszwecken Befunde von abnormen und kriminellen Jugendlichen anzureihen.

---



# ZEITSCHRIFT

FÜR

# PSYCHOTHERAPIE

UND MEDIZINISCHE

# PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION
UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

V. BAND, 6. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1914

Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 17. Januar 1914.






# Inhalt.



---

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45.

---

Von den Originalarbeiten und Sammelreferaten werden 25 Separatabzüge kostenfrei geliefert. Mehrbedarf nur auf Bestellung und unter Berechnung.











**v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Psychopathia sexualis** mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Aerzte und Juristen. Vierzehnte vermehrte Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Fuchs. Lex. 8°. 1912. geh. M. 11.—; in Leinw. geb. M 12.40.

**Kratter, Prof. Dr. J., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin.** Lex. 8°. 1912. geh. M. 17.—; in Leinw. geb. M. 18.60.

**Kurella, Dr. H., Naturgeschichte des Verbrechers.** Grundzüge der kriminellen Anthropologie und Kriminalpsychologie für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen und Verwaltungsbeamte. Mit zahlreichen anatomisch. Abbild. u. Verbrecher-Porträts. gr. 8°. 1893. geh. M. 7.—.

**Laache, Prof. Dr. S., Ueber Schlaf und Schlafstörungen.** Ihre Ursachen und ihre Behandlung. Mit 2 Textabbildungen. Lex. 8°. 1913. geh. M. 2.40.

**Lehmann, Prof. Dr. A., Aberglaube und Zauberei** von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsche autorisierte Uebersetzung von Dr. med. Petersen I. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 2 Tafeln und 67 Textabbildungen. Lex. 8°. 1908. geh. M. 14.—; in Leinw. geb. M. 15.40.

**Levy-Suhl, Dr. M., Die Prüfung der sittlichen Reife jugendlicher Angeklagter** und die Reformvorschläge zum § 56 des deutschen Strafgesetzbuches. Mit 2 Textabbildungen. Lex. 8°. 1912. geh. M. 1.60.

**Mendel, Geh. Rat Prof. Dr. E., Leitfaden der Psychiatrie.** Für Studierende der Medizin. gr. 8°. 1902. geh. M. 5.—; in Lw. geb. M. 6.—.

**Moll, Dr. A., Aerztliche Ethik.** Die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Tätigkeit. Lex. 8°. 1902. geh. M. 16.—; in Leinw. geb. M. 17.40.

**Pfister, Prof. Dr. H., Strafrechtlich-psychiatrische Gutachten als Beiträge zur gerichtlichen Psychiatrie** für Juristen und Aerzte. Lex. 8°. 1902. geh. M. 9.—.

**Richet, Prof. Dr. Ch., Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens.** Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Freiherrn A. v. Schrenck-Notzing. Mit 91 Abbild. im Text. gr. 8°. 1891. geh. M. 6.—.

**Schmidkunz, Prof. Dr. H., Psychologie der Suggestion.** Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. F. C. Gerster. gr. 8°. 1891. geh. M. 10.—.

**v. Schrenck-Notzing, Freiherr Dr. A., Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes.** Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Lex. 8°. 1892. geh. M. 8.—.

**v. Schrenck-Notzing, Freiherr Dr. A., Die Traumtänzerin Magdeleine G.** Eine psychologische Studie über Hypnose und dramatische Kunst. Unter Mitwirkung von Dr. med. F. E. O. Schultze. Lex. 8°. 1904. geh. M. 4.60.

**Schultze, Geh. Rat Prof. Dr. Fr., Lehrbuch der Nervenkrankheiten.** Zwei Bände. Erster Band: Destruktive Erkrankungen des peripheren Nervensystems, des Sympathikus, des Rückenmarks und seiner Häute. Mit 53 zum Teil farbigen Textfiguren und 4 Tafeln in Farbendruck. Lex. 8°. 1898. geh. M. 12.—.

**Schuster, Prof. Dr. P., Psychische Störungen bei Hirntumoren.** Klinische und statistische Betrachtungen. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. E. Mendel. Lex. 8°. 1902. geh. M. 10.—.

**Wille, Dr. O., Nervenleiden und Frauenleiden.** Lex. 8°. 1902. geh. M. 1.20.

HOFFMANN'SCHE BUCHDR., STUTTGART.

